Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES

Digitized by Google

Der Salon

Literatur, Kunst und Gesellschaft.

Herausgegeben

von

A. H. Payne.

Band II. 1887.

Neudnitz bei Leipzig,
Verlag von A. H. Payne.
1887.

Digitized by Google

N. Campus
AP
30
.S17
1887
v.2

Berkley Public Library

15423

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

In der Pußta. Novelle von Emil Peschkau 1
Adolf Friedrich Graf von Schack. Ein Dichterporträt von Ernst Ziel . 20. 140
Von den nordwestdeutschen Inseln, der Nordseeküste und der Schiffahrt . . 31
März. Gedicht von Frida Schanz 42
Eine Fächer-Ausstellung. Von —h— 43
Geschichte einer Grasmücke. Aus dem Italienischen des G. Verga. Deutsch von Pauline Schanz 52. 162
Zur Polonisirung des westpreußischen Adels. Von A. v. Mach 83
Zuversicht. Gedicht von Hermance Potier 87
Die Wirkung des elektrischen Lichts auf die Pflanzenentwickelung. Von B.-R. 89
Flamme und Asche. Gedicht von D. Saul 91
Der Liebe Anfang und Ende. Ein Abenteuer aus dem Leben Karls XII. von Schweden. Von O. Reyher 121
Auf Capri. Gedicht von Reinhold Fuchs 151
Die Sage von el Dorado. Von Wilhelm Boye. Deutsch von Emil Jonas 152
Ludwig Uhland. Zu seinem hundertjährigen Geburtstag. Von Rich. Jul. George 197
Aus dem Gebiete der Keramik. Von R. Raab 206
Eßbouquet. Blüette in einem Akt von Hans von Reinfels 214
Wie Gertrud von Frank einen Mann bekam. Eine wahre Geschichte von Constance Baronesse von Gaudy 241
Frankreich im Lichte seiner Literatur. Kritische Essays von Charles Fuster. Uebersetzt von Ewald Paul 257. 384. 495. 623
Hier vor dem Haus die alte Linde. Gedicht von Paul Warncke 267
Zur Naturgeschichte des Schauspielers. Skizze von Silvester Frey . . . 268
An das Schicksal. Gedicht von Leo Hanin 283
Ein vergessener Gast. Skizze von A. v. Winterfeld 284
Antek. Eine polnische Dorfgeschichte von Boleslaus Prus 291
Held Teuerdank oder Maximilians Brautfahrt. Von Dr. J. Nover . . . 314
Feuilleton. Novellistische Plauderei von Marie v. Wilden 330
Die Lebensalter. Gedicht von Alfred Bock 335
Kapitän Fieramoskas Verlegenheiten. Von *** 361
Die Baumeister in der Thierwelt. Von Hermann Pilz 392
Auf Umwegen. Novelle von Hermann Birkenfeld 404. 517
Dichters Frühlingsklage. Gedicht von J. Bertha Semmig 434

Digitized by Google

Seite
Ein denkwürdiges Album. Von Dr. Adolph Kohut 436
Widerstreit. Gedicht von Paul Barsch 443
Die französischen Bäder. Von E. von Jagow 444
Eine Hochzeit. Von A. Ch. Edgren-Leffler. Deutsch von Emil Jonas 481
Eine Bauernhochzeit im ostpreußischen Oberlande. Von Hildebrandt-Strehlen 507
Die Muse des Sonetts. Von Herman Semmig 554
„Ach, die Nächte ohne Schlummer" — Gedicht von Hermance Potier . . 558
Ein Modemärchen. Von Elisabeth Pollacsek 559
Kapitulirt. Schwank in einem Akt von Hans von Reinfels 571
Erste Liebe. Novelle von E. Wismar 601
Berühmte Geigenbauer und ihre Kunst. Von A. Ehrlich 633
Ein Kind der Welt. Novellette von S. J. Volsteg 643
Grillparzer und seine Beziehungen zur Tonkunst. Von Ferdinand Pfohl 670
Strandritt in Kassuben! Gedicht von Kurt von Köppen 681
Ein Besuch bei den Kartäusern. (Mit zwei Illustrationen.) 682
Liebschaften August des Starken. Von Dr. H. Th. Traut 686
Zur Geschichte der Kometen 696
Am Kamin 95. 224. 336. 453. 587. 701
Neueste Moden 113. 233. 353. 473. 593. 709

Kunstblätter.

Der kleine Held. Nach einem Originalgemälde von Carl Reichert.
Schnepfe im Frühling.
Professor Alma Tadema.
Der Nil bei Alt-Kairo.
Polnische Panzerreiter.
Landschaft am Jordan.
Ludwig Uhland.
Eule mit Jungem.
Farbenstudien. Nach dem Originalgemälde von C. Reichert.
Der Thurmfalk.
Lugano vom Paradiso aus.
Oberhalb Menaggio gegen Bellagio.
Steinmarder auf der Lauer.
Russische Fischer, auf einer Eisscholle ins Kaspische Meer getrieben.
Jerusalem.
Trapezunt.
Rußiger Galanthomme. Nach dem Originalgemälde von L. Gayler.
Der erste Urlaub. Nach dem Originalgemälde von Oswald Stieger.
Revanche. Nach dem Originalgemälde von D. Mastaglio.
Schneelawine in Colorado.
Farbenstudien. Nach dem Originalgemälde von Emma Müller.
Herbstbild. Nach einer Originalzeichnung von Ernst Heyn.
Das Kloster Grande Chartreuse bei Grenoble.
Das Innere der Kirche zu Grande-Chartreuse.

Digitized by Google

Der kleine Held.

Digitized by Google

In der Pußta.

Novelle von Emil Peschkau.

I.

Endlos, in den leichten Federwölkchen des Himmelsrandes verschwimmend, dehnt sich die Ebene. Eine ungeheure Oede, in der sich das Auge ängstlich an das silbergrau glänzende Rohrdach einer fernen Hütte, an die leise im Winde schwingende, mit dunklen Flechten überwachsene Schöpfstange eines Haidebrunnens heftet. Braune Kräuter, die unter dem Gluthauch der Sonne schon im Frühsommer vertrocknet sind, graugrünes, spärliches Gras, zwischen dem ab und zu der rostfarbene Staub emporwirbelt, an dem versiegten sumpfigen Bächlein ein verdorrter Weidenstrunk und gelbes, vom Sturm geknicktes Rohr. Die Haidelerche hat ihr Singen eingestellt und sich in ihrem Neste hinter einer Erdscholle geborgen, das Zirpen und Pfeifen der Heuschrecken und Sandkäfer ist verstummt. Kein Laut stört diese tiefe Einsamkeit und auf den heißen Luftwellen scheint der Tod über das Land dahinzuschweben.

Jetzt aber blüht es in der Ferne auf in zauberischen Farben. Aus dem Dunste hervor schimmern feuchte Matten, tiefgrüne Haine, saphirfarbenes Wasser. Man sieht, wie die Wellen fröhlich auf und niedertanzen und glaubt, ihr Murmeln zu hören, in das sich das leise Rauschen des schwankenden Laubes mengt. Ein köstlicher, erquickender Hauch scheint aus dem märchenschönen Landschaftsbilde herüberzuwehen und immer frischer leuchten die Farben und immer lieblicher erglänzt der rosenrothe Saum der schneeigen Wolken, die sich hinter Wäldern und Triften erheben wie schöngeschwungene, mit Gletschern übergossene Höhen.

Der Mann, der auf flinkem, braunem Rößlein durch die Haide reitet, läßt sich durch das Bild nicht trügen. Die Pußta ist seine Heimat und er weiß, daß er nur ein Blendwerk der Steppengeister vor sich hat, die sich umsonst bemühen, ihn von seinem Wege abzulenken. Dieser führt nach der Czarda „Zum ewigen Trunk“ und er findet ihn wie jeder Pußtensohn, ohne Wegweiser, ohne auch nur einer Radspur zu folgen. Wäre es auch pechschwarze Nacht, er würde sein

Digitized by Google

Ziel so sicher erreichen, wie der Maulwurf den Eingang zu seiner Höhle findet.

Es ist ein junger Bursche mit einem derben, knochigen Gesichte, zusammengekniffenen Aeuglein und glänzend schwarzem an den Enden in zwei drahtartigen Spitzen ein wenig nach aufwärts gezogenem Schnurrbart. Seine Wangen sind braun wie der Pußtastaub, sein schwarzes Haar aber wallt nicht bis zum Nacken herab wie das der Einheimischen, es ist militärisch verschnitten und an den Schläfen glatt nach vorne gestrichen. Er trägt verschnürte, enge Hosen, hohe Stiefel, einen Debrecziner kurzen Pelz aus dunkelblauem Tuch mit schwarzer Verschnürung und einen schwarzen Filzhut, der mit einem farbenprächtigen Blumenstrauß geschmückt ist.

In der Nähe des Brunnens springt er vom Pferde, erquickt sich mit einem frischen Trunk und labt das Thier. Dann setzt er neugekräftigt seinen Weg fort und so munter hat ihn die Hand voll Wasser gemacht, daß er die Lippen spitzt und zu pfeifen anfängt und nach einer Weile gar ins Singen geräth.

„Im Schilf die wilde Ente brütet,
Der Weizen wächst im fetten Grund;
Wo aber treue Mädchen wachsen,
Der Ort war mir noch niemals kund,
Niemals noch!"

„Teremtete!" unterbricht er sich dann plötzlich, seinem Pferde die Sporen in die Weichen drückend. „Was für ein dummes Lied! Daß mir das jetzt in den Sinn kommt! In der Czarda „Zum ewigen Trunk" giebt's doch gleich ein treues Mädchen. Ereſi! Was sie für Augen machen wird! Freilich, dem Farkas Miska bleibt jedes Mädchen treu!"

Und während ein selbstbewußtes Lächeln über seine Lippen gleitet und seine Aeuglein keck aufblitzen, beginnt er ein anderes Lied:

„In den Weinberg ging ich hin,
Auf die Reben that ich steigen,
Von Rebenzweig zu Rebenzweigen;
Nach Blonden steht mein Sinn.

Zu der Wiese ging ich hin,
Auf die Brombeer that ich steigen,
Von Brombeerzweig zu Brombeerzweigen;
Nach den Braunen steht mein Sinn.

That von da zur Czarda gehen,
Um mein braunes Lieb zu sehen;
Und der Braunen Küssen, Pressen,
Macht die Blonde mich vergessen."

„Und wenn sie mir nicht treu geblieben wäre?" setzt er dann seinen Gedankengang fort. „Bah! Bin ich nicht jetzt Verwalter beim Herrn Grafen von Teleki? Dutzendweise laufen sie dem Farkas Miska zu, wenn er ein Weib braucht! Vielleicht ist sie auch nicht mehr so sauber — na, das wollen wir sehen. Die Sauberste war sie

und alle Blonden und Braunen zuſammen ſind nicht wie die ſchwarze Hexe, die Erſi. Mir wäſſert ſchon der Mund nach ihr!"

„Ohne Dich, mein Liebchen,
Dir nicht nah, Dir fern,
Möchte ich am Himmel
Selbſt nicht ſein ein Stern.

Ohne Dich, was wäre
Werth der Himmel mir?
Tag und Nacht ich flöge
Lieb', herab zu Dir!" *)

Und wieder giebt er ſeinem Pferd die Sporen, damit es den Gang beſchleunige. Nur ein paar Stunden noch, dann wird er ſie in die Arme ſchließen, an ſeine Bruſt preſſen, nachdem er ſie fünf Jahre lang nicht geſehen!

Endlos wie je dehnt ſich die Haide. Braune Kräuter, ſpärliches Gras, wieder ein Brunnen und das ſilbergraue Rohrdach der Hütte ſcheint nicht näher gekommen zu ſein. Dort drüben wälzt ſich jetzt langſam eine graue Maſſe über die Fläche dahin, eine hohe graue Geſtalt ragt darüber. Es iſt eine Heerde und ihr Hirt, die nach dem Pferche ziehen. Das ferne Blöken der Thiere und das Gebell des Hundes ſtört jetzt die Stille, manchmal rauſcht auch ein Flug ſchwerfälliger Trappen durch die Luft oder der krächzende Schrei eines Falken ertönt. Hoch über dem kleinen Räuber zieht ein Adler, ohne die Schwingen zu bewegen, ruhig ſeine Kreiſe.

Das Luftbild mit ſeinem Märchenſchimmer iſt längſt verſchwunden, die Sonne ſenkt ſich nach der Wolkenſchicht, die den Horizont umſäumt. Noch ruht das helle Gold auf der weiten Fläche, nun aber ziehen Nebelſchleier über den feurigen Ball und fahle Schatten fliegen über das Land. Tiefer und tiefer ſinkt die Sonne und dann leuchtet plötzlich dunkler Purpur auf und die zarten Wölkchen, die an dem blaßblauen Gewölbe langſam dahin ziehen, ſchimmern in roſigem Licht. Himmel und Wolken und Erde verſchwimmen im farbigen Dufte und nur da und dort blitzt es wie Silber auf oder ſenkt ſich wie ſchwerer Schatten in die Fluten von Gold und Roth. Dann verblaßt eine Farbe nach der andern, es flattert wie ein graues Gewebe über das bunte Spiel und die Haide erſcheint nun ſo düſter, als hätte der Tod wirklich den Sieg errungen. Leiſe flüſtert der kühle Nachtwind in dem Steppengras und den dürren Binſen und der Abendſtern funkelt heller, während der Himmel dunkler und dunkler und endlich zu einer tief ſchwarzblauen Kuppel wird, an die ſich Milliarden glitzernder Funken hefteten.

Der Reiter hat aufgehört zu pfeifen und zu ſingen und öfters als während des Tages gebraucht er die Sporen, ob wohl das Pferd ſeine Schuldigkeit thut und über die Haide dahinfliegt wie eine nächtliche Spukgeſtalt. Der Weg will kein Ende nehmen und nichts unterbricht jetzt die Einſamkeit, als da und dort ein fernes rothes Blinken,

*) Ungariſche Volkslieder.

der Schein eines Hirtenfeuers. Aber Miska bekümmert das wenig. Er weiß, daß er sich nicht verirren kann und daß mit jedem Ausgreifen seines Thieres der Augenblick näher rückt, wo er die schwarze Dirne auf ihren rothen Mund küssen wird. Und dann giebt es wohl auch ein Gulyas oder ein saftiges Pörkelt und dazu einen tüchtigen Schluck rothen Erlauers. Einen oder auch mehrere — wozu war man denn in der Czarda „Zum ewigen Trunk"!

II.

Die Czarda des Antál István war eine der stattlichsten der Pußta. Ein ebenerdiges, weitläufiges Gebäude, mit Rohr gedeckt und einem mächtigen Storchnest hinter dem Schornstein. In der Mitte die Hauptthüre, die von einem durch schlanke Holzsäulen getragenen Dach geschützt ist. Zu beiden Seiten der Thüre Holzbänke und zwischen den Säulen, guirlandenförmig aufgehangen, glutrothe Paprikaschoten.

An das Hauptgebäude schlossen sich zwei Flügel mit Ställen und Wirthschaftsräumen, an deren Außenseiten man lange, eingehegte Streifen Gartenlandes sah. Da leuchteten gelbe Feuerlilien aus dem Grün hervor, Bohnen rankten sich an den Wänden und dunkelgrüne Melonen und goldgelbe Kürbisse lagen auf der braunen Erde zwischen den großen, schöngeformten Blättern. Nach rückwärts zu war der Hof mit Weidengeflechte eingefriedigt und auch hier gab es ein Thor, durch welches Pferd und Wagen ihren Einzug halten konnten.

In der Küche — einem großen, rauchgeschwärzten Raum, von dessen Decke Speckseiten, Bündel von rothglänzenden Zwiebeln, schwarzgeräucherte Stücke Fleisch und flache, trockene Brode herniederhingen — flackert auf dem niederen Herde Tag für Tag ein gewaltiges offenes Feuer, über dem an eiserner Kette der große, von den Flammen umspielte Kessel hängt. Aber nicht jeden Tag wird der Spieß davor so flink gedreht wie heute und nicht jeden Tag schmort daran der „König aller Braten" — ein junges Lamm.

Heute aber läßt Antál schon „etwas springen" — feiert er doch seine Verlobung mit der schwarzen Ercsi, die ihm bisher das Haus führte. Antáls Küche und Keller sind berühmt in der Pußta und heute läßt er sich nicht spotten, das haben die Lämmer und Hühner gefühlt. Und was ein halbes Dutzend dieser Bursche in weißen Gatjen und pelzverbrämter Mente essen und trinken kann, das hat der Antál an diesem Nachmittag, an dem es keine Kreide gab, erfahren. Mit dem Trinken aber hatte es noch kein Ende und das fing erst recht an, als die Sonne unterging und durch die Thüre herein vier hagere, sonnverbrannte Bursche kamen mit straffen schwarzen Haaren und dichten, glanzlosen schwarzen Bärten. Sie trugen alle verwetterte und zerfetzte dunkle Kleider, von denen die Schnüre trübselig herunterhingen, und sie hatten nicht weniger trübselige Gesichter. Als sie aber dann Geige und Violoncell, Klarinette und Cymbal aus den Futteralen nahmen — hei, da war die Czarda wie verwandelt! Das war, als ob plötzlich Feuer in Stroh geschlagen hätte, und was die Zigeuner auch spielten, ob es nun wie Jauchzen oder wie schmerzliches Stöhnen klang, ob es nun wie Blut aus offenen Wunden träufelte oder wie wahnsinnige Lust lachte und tollte — es war ein Zauber,

der alles berauſchte und die Herzen wilder ſchlagen machte, als der feurige Wein. Bald wurde die Stube mit den plumpen Bänken und Tiſchen längs der Wände und dem rieſigen grünen Kachelofen in der Ecke zu enge und der Schwarm drängte in das „Herrenzimmer“. Da gab es Dielen, blanke Dielen und eins, zwei, drei ſpielten die Zigeuner den Czardas auf und die Burſche ſchwenkten die Mägde, daß es ihnen vor den Augen flimmerte und ſie keuchten wie die Blasbälge in der Schmiede.

Um dieſe Zeit war es, daß Antál unter die Thüre trat und, wie es in ſeiner Gewohnheit lag, wieder einmal in die Nacht hinaus horchte. Blauſchwarz ſpannte ſich der Himmel über der Haide und das ſanfte Licht der Sterne erfüllte den Raum. Die Töne der Zigeunerfideln klangen leiſe, gedämpft herüber, dazwiſchen ein gelles Auflachen, der Angſtſchrei einer Dirne. Aber die feinen Ohren Antáls hörten noch mehr. Sie hörten auch den Hufſchlag eines Pferdes, der näher und näher kam, und als Ereſi durch die Thüre rief: „Piſta, wo bleibſt Du?“ antwortete er in zärtlichem Tone: „Tanze nur weiter, Schätzchen, ich komme gleich. Es reitet einer durchs Schilf — es wird noch ein Gaſt ſein.“

Wirklich hielt wenige Sekunden ſpäter ein Pferd vor der Thüre und ein Mann ſprang von demſelben.

„Isten hossta — Gott zum Gruß!“ ſagte der Wirth, „wo kommſt Du her?“

„Von der Tanya (Meierhof) Teleki, ich bin der Farkas Miska.“

„Und willſt über Nacht bleiben?“

Ja. Wo iſt der Lengyel Gaspar?“

„Der iſt geſtorben.“

„Dann biſt Du der neue Wirth?“

„Ja. Antál Iſtván.“

„Und was giebt es heute in der Czarda? Zigeuner ſpielen auf —“

„Du biſt willkommen, wenn's Dir gefällt. Ich feiere heute meine Verlobung.“

„Ah — und mit wem?“

„Mit Ereſi, der Tochter von Szabo Ferencz, wenn ſie Dir bekannt iſt.“

Miska zuckte zuſammen, als ob ihn ein Blitz geſtreift hätte. Er zog heftig an ſeinem Schnurrbart und ein lauernder, haßerfüllter Blick traf den Wirth der Czarda.

Dieſer war ein hoher, ſtämmiger Mann, mit kühn geſchnittenem Geſicht, langem, rothblondem Haar und eben ſolchem Schnurrbart. Er trug hohe Stiefel, eine weiße Gatja und eine blaue, ärmelloſe Jacke, die dicht mit Silberknöpfen beſetzt war.

„Sie iſt ſchön, Deine Braut“, ſagte Miska, nach den Fenſtern blickend, bei welchen geöltes Papier die Stelle von Glas vertrat.

„Du kennſt ſie?“ fragte Antál.

„Es iſt lang her. Ich war bei den Huſaren — drei Jahre. Dann war ich bei dem Grafen Teleki in Dienſt — den habe ich auf einer Reiſe begleitet. Wir waren überall — in Amerika — in Indien — da haben wir Tiger gejagt. Aber Du — biſt Du aus der Gegend? Du biſt mir ganz fremd.“

Er war dicht an den Wirth herangetreten und muſterte ihn ſcharf.

Antál wich aus.

„Ich bin ſeit zwei Jahren hier. Ich war früher in Budapeſt. Als ich hierher kam, war Erczi hier die Magd. Sie iſt tüchtig und ſauber — ſehr ſauber. Du ſollſt mit ihr tanzen.“

„Ich bin müde. Ich will in die Küche gehen und ſehen, ob etwas zu haben iſt.“

„Ja — geh! Und dann komm nur tanzen. Ein Burſch wie Du wird nicht müde, wenn er auch den ganzen Tag im Sattel ſitzt. Ich habe auch ſo eine Zeit gehabt. Ich will Dir auch Dein Pferd beſorgen — die Máris iſt in der Küche — geh nur, geh!“

Er wies mit der Hand nach der Küchenthüre, aus der rother Feuerſchein heraus auf den Flur fiel. Dann nahm er das Pferd am Zügel und während er in das Haus trat, führte er es durch das Hinterthor in den Stall und füllte die Krippe mit Hafer und Häckſel.

III.

In der Küche fand Miska die alte Máris damit beſchäftigt, getrocknetes Haidekraut und dürren Dünger — das Holz der Puſzta — ins Feuer zu werfen. Scharfer, ätzender Rauch erfüllte den Raum und ſammelte ſich an der wenig mehr als mannshohen Decke in dichten Wolken, die langſam nach dem Schornſtein drängten.

Es gab auch für Miska noch ein ſaftiges Stück Lammbraten, aber der Appetit war ihm verdorben. Dem Farkas Miska, dem ſchönſten Burſchen im ganzen Unterland abtrünnig zu werden! Wachtmeiſter bei den Huſaren und Verwalter beim Grafen Teleki — und jetzt ſollte er vor der Thür einer Cſikosdirne umkehren? Kein Wunder, daß ihm weder der Lammbraten noch der rothe Erlauer mundete und daß ihm ſtatt des Appetites die Luſt kam, jemanden an der Gurgel zu faſſen und mit ſeinen Fäuſten zu bearbeiten.

Aber das ging nicht. Der Antál war ein Kerl, mit dem ſich wohl jeder beſonnen hätte, anzubinden. Und das ganze Haus voll Freunde!

Was war es nur, das ihm an dem Wirth ſo auffiel? Es war keine Geſtalt, wie man ſie im Unterlande ſah, und es ſchien ihm, als müßte er dem Manne ſchon irgendwo begegnet ſein.

Er trat zu der Máris und fragte ſie, wie lange ſie im Hauſe ſei und ob ſie den alten Lengyel Gaspar noch gekannt habe.

Sie ſchüttelte den Kopf und erwiderte, daß ſie erſt mit Antál gekommen ſei.

„Mit ihm, aus ſeiner Heimat?“ fragte Miska.

„Nein. Ich bin erſt ein Jahr da. Die Herrſchaft hat mich fortgejagt, weil ich alt bin und nicht viel mehr arbeiten kann.“

„Und Antál hat Dich aufgenommen?“

„Ja. Und er hat geſagt, daß ich immer bei ihm bleiben kann, bis meine Zeit kommt.“

„Wo iſt er her?“

„Ich weiß es nicht. Er iſt gut und die Erczi auch. Es iſt ein ſchönes Paar.“

„Er hat die Czarda gekauft?"

„Ja."

„Und hat Geld?"

„Viel, viel Geld. Die Ercsi — die wird es gut haben! Das ist eine Heirat! Die hat ein Glück gemacht!"

Miska wußte genug. Geld also, Geld war es! Geld ist freilich stärker, als der schönste Bursche. Aber er wollte ihr die Hölle heiß machen, er wollte doch ihr Gesicht sehen, wenn er vor sie trat und sie an ihren Treubruch mahnte!

„Wird wohl auch eine glückliche Ehe werden", sagte er spöttisch.

„Ada isten, Gott gebe es. Sie ist gut und wird ihn glücklich machen, wenn auch nicht alles ist, wie's sein soll."

„So hat sie's ihm nicht leicht gemacht?"

„Sie hat ihn erst nicht wollen. Und dann — mein Gott, sie ist oft so kopfhängerisch, als hätt' sie was anderes im Herzen. Bald hat sie „ja" gesagt und bald wieder „nein". Und heute, da hat sie ja noch in der Früh' geflennt wie ein Kind."

„Und Dir hat sie nichts gesagt?"

„Nein, gar nichts, es ist ein wahres Kreuz. Aber sie ist gut und sie wird ihn doch glücklich machen und er ist ja ganz vernarrt in sie. Jetzt ist sie auch wieder lustig und tanzt Czardas mit ihm, da mußt Du nur einmal zuschauen, es ist ein schönes Paar. Es ist eine rechte Freude, wie sie tanzen. Geh nur hinüber."

„Das will ich auch gleich thun, Mütterchen. Ich bin selber schon neugierig."

Damit verließ er die Küche und trat in das vorderste der Wirthschaftszimmer.

Hier saßen ein paar Bursche an einem der Tische, und als er eintrat, streckten sie ihm mit freundlicher Geberde die Gläser entgegen.

„Isten hossta", sagte er, eines derselben fassend und auf einen Zug leerend. „Drinnen wird getanzt?"

Die Bursche nickten mit den Köpfen.

„Da hörst Du's."

In der That begannen die Zigeuner zu spielen und jetzt standen auch einige der Bursche auf und stellten sich vor die Thüre. Miska folgte ihnen und suchte, während er sich hinter seinen Vordermännern sorgsam verbarg, die Braut des Antál.

Seine Augen blitzten auf, als er sie gefunden hatte, und unwillkürlich stampfte er mit dem Fuß auf den Boden und schnalzte mit den Fingern. Sie war bei Gott noch immer das hübscheste Mädel in der Pußta und auch in Budapest und in Wien gab es kaum eine schönere.

Ercsi war eine schlanke, kräftige Dirne mit Wangen, deren Farbe an den Sammthauch der Pfirsiche gemahnte, und Lippen, roth wie Paradiesäpfel. Sie hatte langes, blauschwarzes Haar, das in dicken, mit rothen Bändern geschmückten Flechten herniederhing, und eigenthümliche, von einem gedämpften Feuer erfüllte, tiefblaue Augen.

Als Miska sie erblickte, faßte Antál sie eben um den Leib und trat mit ihr in den Kreis der Tanzenden.

Die Zigeuner spielten ein melancholisches Andante, dessen seltsam

ergreifende Melodie einer überſchwänglichen Zärtlichkeit Ausdruck gab. Währenddeſſen drehten die Tänzer ihre Mädchen nach rechts oder links, ſie mit verliebten Blicken betrachtend und bisweilen die beſpornten Abſätze zuſammenſchlagend. Die Mädchen wieder legten ihnen die Hände auf die Schultern und hüpften ab und zu in die Höhe, ohne ſich dabei vom Platze zu bewegen. Dann aber jauchzten plötzlich Violine und Klarinette hell auf und eine wilde, raſende Muſik folgte auf die wehmüthigen Klänge. Die Tänzerinnen ſtemmten lächelnd die linken Hände in die Seiten und legten die rechten auf die Schultern der Tänzer, und nun gab es ein Drehen und Winden, Fliehen und Haſchen, ein Springen und Beugen, das immer toller und toller wurde wie das wahnwitzige Auf- und Niederklettern der von üppigen, bald lieblich-graziöſen und bald keck-bizarren Tonfiguren umflatterten Klänge der Geige. Und in dieſes Durcheinander tönten die Jauchzer der Burſche, das wilde Athmen der Mädchen und das Klirren der Sporen, und dabei blitzten die Augen und blinkten die Zähne, als gäbe es keine größere Luſt auf Gottes Erde, als müßte man immer ſo weiter raſen, bis an das Ende aller Dinge.

Plötzlich entſtand eine Stockung — ein wilder Aufſchrei — Erſi ſank zu Boden. Die Zigeunerfidel verſtummte und alles drängte ſich um die Ohnmächtige, die in der Mitte der Stube lag mit todtblaſſen Wangen, geſchloſſenen Augen und halb offenen Lippen.

Man netzte ihr Stirn und Schläfen mit Waſſer und hielt ihr ein mit Eſſig getränktes Tuch vor den Mund, während die alte Máris nach ihren Wundertropfen rannte. Aber als ſie mit dem Fläſchchen ins Zimmer trat, hatte Erſi das Bewußtſein ſchon wieder erlangt. Ihre Wangen waren noch bleich, aber ihre Augen waren offen und flogen ängſtlich von einem der Umſtehenden zum andern.

„Komm, Máris“, ſagte ſie dann, „ich will an die Luft. Laßt mich — laßt mich allein! Draußen wird mir gleich beſſer werden. Und tanzt weiter — tanzt weiter!“

Antál nahm ſie am Arme und führte ſie hinaus, die Máris folgte. Dann küßte ſie Antál auf den Mund, ſtrich mit der Hand über ihren Scheitel und ſagte: „Soll ich bei Dir bleiben, mein ſüßer Schatz?“

„Nein, Piſta“, antwortete ſie, „geh — geh. Ich will Luft — Ruhe — bald bin ich wieder bei Dir.“

Er ging und ſie ſank auf die Bank und barg den Kopf in den Händen, während Máris ſich ſtill neben ihr auf einen Schemel ſetzte.

So war er alſo doch noch gekommen und ſie — was hatte ſie gethan! Ein Schauer lief über ihren Körper und wieder drehte ſich alles in ihrem Kopf. Was hatte ſie gethan!

Vor fünf Jahren, da hatte ſie geduldet, daß Miska ſie an dem Tage, da er die Heimat verließ, in die Arme nahm, ſie küßte und ihr ſagte, daß er ſie zum Weib nehmen wolle, wenn er wieder komme. Sie war dem ſchmucken Burſchen gut und freute ſich kindiſch auf den Tag, an dem ſie mit ihm vor den Altar treten ſollte. Als aber die drei Jahre Militärzeit um waren, kam Miska nicht und auch kein Brief kam von ihm. Sie ergab ſich in den Gedanken, daß er ſein Wort ver-

gessen hatte, aber als sie Antál eines Tages fragte, ob sie ihn lieb haben wolle, da erkannte sie, daß sie nicht so leicht wie Miska die Treue zu brechen vermochte. Sie hatte auch den Antál gern, denn er war ein guter Mensch, und es schmerzte sie, als sie sah, wie weh ihm die Zurückweisung that. Zugleich aber rief es in ihr: „Nie, nie werde ich einen andern küssen können", und schon der Gedanke daran machte sie vor Scham erzittern. Nein, wenn Miska auch nicht kam — nie wollte sie einen andern nehmen, immer wollte sie ihm treu bleiben.

Aber es kam anders und sie wußte selbst nicht, wie es kam. Jetzt, während die Thränen der Reue über ihre Wangen flossen, sagte sie sich, daß sie schlecht war, als sie sich blenden ließ durch das Gold des Antál, durch den Traum, Frau zu sein, reich zu sein, das Weib eines Mannes, der alles that, was er ihr an den Augen absehen konnte. Das Gewissen, das in der Brust ursprünglicher Menschen so wunderbar stark ist, bereitete ihr Schmerzen, wie sie sie nie gefühlt und ihre Schuld erschien ihr tausendmal größer, als sie es in Wirklichkeit war. Und dann seufzte sie tief auf und sah lang, die Hand an das wildpochende Herz gepreßt, in die stille Nacht hinaus. Was sollte nun werden — was wollte Miska — was mußte sie thun? Und so schwer legte sich dieser Zweifel auf ihre Seele, daß sie plötzlich zusammenzuckte und in lautes, krampfhaftes Schluchzen ausbrach.

„Um Gott, Kind", sagte die Máris geängstigt, „was hast Du, was fehlt Dir?"

Sie schwieg und weinte weiter.

„Bist so glücklich — hast den besten Mann von der Welt — einen schönen Mann — einen reichen Mann — Ihr seid beide allein — habt keine Eltern — niemand, der Euch was dawider thun könnte —"

Niemand! Erczi fuhr auf und besann sich. Hatte sie denn wirklich Miska gesehen, oder war sie krank, verfolgte sie ein Spuk, wie die Baronin Aranka, die sie ins Narrenhaus sperren mußten? Wo war er denn hingekommen, warum war er nicht neben ihr — als sie wie todt dalag — und erwachte?

Sie richtete sich auf, drängte ihre Thränen zurück und fragte Máris, ob ein Gast angekommen sei.

„Jawohl, mein Herzchen", antwortete die Alte. „Ein schmucker Junge. Mit dem solltest Du plaudern, damit Du auf andere Gedanken kommst. Der hat die Welt gesehen. Der war in Budapest beim Franz Deak und in Wien beim König und noch weiter, wo die Menschen schwarz sind, als ob sie die Kinder in den Rauchfang hängten. Geh — der soll Dir was erzählen — das wird Dich wieder aufheitern. Oder sag mir, was Du für Kummer hast, daß Dir leichter wird — geh, meine Süße, sprich, sprich!"

Erczi schwieg und starrte vor sich hin. Dann nach einer Weile fuhr sie sich mit den Händen über die Augen und sagte in entschlossenem Tone:

„Ich will mit dem Fremden plaudern. Geh — vielleicht kommt er heraus. Und sage Pista, daß ich noch in der Luft bleiben will und daß mir schon bald wieder ganz gut sein wird."

Máris nickte und ging und eine Minute ſpäter folgte Miska dem Mädchen nach dem an der rechten, ſtillen Seite des Hauſes gelegenen Garten.

IV.

Als ſie durch das Pförtchen traten, ſtieg der Mond wie eine rieſige, glutrothe Scheibe aus der Wolkenmauer am Horizont empor. Bei dem zagen Lichte ſah Miska doch, daß Erceſi wie mit Blut übergoſſen war und er gab ſeinem Schnurrbart ſchnell einen unternehmenden Schwung.

Aber ſie ſah ihn nichts weniger als zärtlich an und ein düſterer, trotziger Ausdruck lag in ihren Zügen.

„Was willſt Du jetzt von mir?“ ſagte ſie mit feſter, aber doch ein wenig zitternder Stimme. Sie fühlte, daß ſie nicht ganz im Rechte war, ſo ſtrenge mit ihm zu ſprechen.

„Was ich will?“ lachte er auf. „Was anderes, als Dich. Oder haſt Du Dein Wort vergeſſen?“

„Du — Du haſt es vergeſſen — ich habe gewartet, bis Deine Militärzeit zu Ende war — drei Jahre — und dann bis heute — noch zwei Jahre — warum biſt Du nicht gekommen?“

„Mein Rittmeiſter, der Graf Teleki, hat mich mitgenommen — auf eine Reiſe um die Welt. Ich gefiel ihm und er verſprach mir ein hübſches Sümmchen und eine Verwalterſtelle auf einer Tanya. Er hat ſein Wort gehalten und nun bin ich herübergeritten, um Dich zu holen — als mein Weib.“

Erceſi ſah ihn verwundert an.

„Warum haſt Du mir das nicht geſchrieben?“

„Das wäre ſchlecht gegangen, denn das Schreiben iſt ein verfluchtes Ding. Aber ich hab' es einem diktirt und eh wir in Trieſt aufs Schiff gingen, da hab' ich den Brief noch ſelber in den Kaſten geſteckt.“

„Ich habe keinen Brief bekommen.“

„Dann hat ihn Antál unterſchlagen.“

Erceſi fühlte wieder den Schwindel nahen und ſank auf eine Bank.

„Das wäre ſchändlich, ſchändlich — wie ich es dem Piſta nicht zutraue.“

Miska fuhr auf.

„Piſta — Piſta — hol mich der Teufel, was mir da einfällt. Dieſes Geſicht — der Bart iſt zwar weg — aber roth ſind ſeine Haare — der rothe Piſta — hol mich der Teufel, wenn er es wäre! Hör' einmal, Erceſi, hat Antál nicht eine Zeichnung auf dem rechten Arm, einen Kranz aus Eichenlaub und darinnen einen Todtenkopf?“

„Ja, das hat er“, antwortete Erceſi. „Er trägt immer lange Aermel, aber ich ſah es einmal.“

„Dann, Erceſi, biſt Du mein — und — nein, ſo viel Glück hätt' ich gar nicht erhofft. Tauſend Silbergulden baar — damit fangen wir ein Geſchäft an in Budapeſt!“

Erceſi faßte ihn am Arme und der Mond, der nun bereits hoch

ſtand und die Luft mit flimmerndem Silber erfüllte, beleuchtete ſcharf ihr erregtes Geſicht.

„Was ſoll das bedeuten, Miska, was meinſt Du?“

Er ſah ſich vorſichtig nach allen Seiten um, aber nichts war zu ſehen als die fenſterloſe Giebelwand des Hauſes, das hohe Bohnengeranke, die hellen und dunklen Kugeln der Kürbiſſe und Melonen und die von weißem Lichte überflutete, zum nächtlichen Himmel verdämmernde Ebene.

Dann ſetzte er ſich auf die Bank, dicht neben Erczi und beugte ſich zu ihrem Ohre.

„Haſt Du nie von dem „rothen Piſta“ gehört, dem Räuber aus dem Bakonyerwalde?“

„Nein — nein — aber was ſoll das — ſprich, Miska —“

„Er war einer der gefürchtetſten Räuber im Oberlande. Er ging nur auf die Reichen und deßhalb hatten ihn die kleinen Leute gern und halfen ihm durch, wo ſie nur konnten. Wie man ihm auch auf den Leib ſtieg, er war nicht zu fangen und ſelbſt der Preis von tauſend Silbergulden, den man dem verſprach, der ihn todt oder lebendig einlieferte, verfing nicht. Eines Tages aber fand man ſeinen Leichnam — halb verweſt — neben dem Leichnam eines Pferdes in einem Abgrund und es ſtand damals in allen Zeitungen, daß ein glücklicher Zufall das Land vom „rothen Piſta“ befreite.“

Erczi athmete auf.

„Und warum erzählſt Du mir das?“

„Weil der rothe Piſta nicht todt ſein ſoll. Ein Kamerad vom Regimente erzählte mir's und ſchwor darauf, er habe ihn in Budapeſt geſehen. Es war ſeine Geſtalt, ſein Geſicht — nur ohne den Bart — und, ſagte er, für einen beherzten Kerl wäre da etwas zu verdienen geweſen. Der Burſche hatte ihn oft genug geſehen, denn es war ein Hirte, ein Kanász aus dem Bakonyerwald, und deßhalb wollt' er auch nicht d'ran. Aber zu erkennen wäre er leicht, ſo ſagte er, wenn man ihm nur auf den Arm ſieht. Dort hat er einen Eichenlaubkranz und einen Todtenſchädel eingeätzt.“

Erczi umklammerte zitternd den Arm des Burſchen.

„Mein Gott — ſo iſt es Piſta — aber der Räuber iſt ja todt!“

„Nichts als eine Finte von ihm! Er hat irgend einen armen Teufel abgethan, den Todten in ſeine Kleider geſteckt, vielleicht auch noch Papiere und ſonſt was dazu, und dann hat er ſelber dafür geſorgt, daß man den Leichnam zur rechten Zeit fand. Sein Schäfchen hatte er im Trockenen — warum ſollte er ſich nicht zur Ruhe ſetzen?“

Erczi bebte an allen Gliedern und ſie leiſtete keinen Widerſtand, als Miska ſeinen Arm um ihren Nacken ſchlang und ſie küßte. Es wurde ihr ſo wirr im Kopfe, daß ſie nur einen Gedanken mehr feſtzuhalten vermochte: wie furchtbar Gott ſie für ihre Treuloſigkeit geſtraft hatte. Sie ſah Piſta, wie er einen armen, harmloſen Menſchen hinmordete, um ſeine Zukunft zu ſichern und ſchauderte zuſammen. Und dann traf ihr Blick jenen Miskas und der tiefe Schmerz über ihren Verrath trieb ihr wieder die Thränen in die Augen. Sie faßte

seine Hände, preßte sie leidenschaftlich an ihre Lippen und stammelte dann, ihr Gesicht an seiner Brust bergend:

„Miska, verzeih mir! Ich habe mich ja vergangen, aber es fiel mir nicht leicht. Es ist wie ein Rausch über mich gekommen, als ob ich behext wäre, er war immer so gut, nicht bloß gegen mich, gegen alle, sie haben ihn alle lieb — und doch hab' ich noch heute früh an Dich gedacht und zu Gott gebetet, daß er mir den rechten Weg weise. Sei wieder gut, Miska, verzeih mir — es war wirklich wie ein Rausch — ich weiß nicht, was mich so geblendet hat — und ich hab' ja Deinen Brief nicht bekommen — er hat ihn behalten, ja, gewiß, das hat er — und ich habe immer noch auf Dich gewartet — es war mir so schwer ums Herz — ich war nicht froh, Miska, es hat mich nicht ruhen lassen Tag und Nacht — ich habe Dich nicht vergessen — aber er war so gut, er hat mich behext — ich weiß nicht, was er mir gethan hat. Verzeih mir, Miska!"

„Ist ja längst alles verziehen", unterbrach sie der Bursche, wieder vorsichtig in die Runde spähend. Dann preßte er sie noch inniger an sich und küßte sie von neuem.

„Du kleine Hexe, wie hab' ich Dich lieb!

„Es ist wahr, Miska? Du kannst es vergessen?"

„Ah bah, was liegt daran! Wenn ich Dich nur habe! Und so ist es ja viel besser — wie prächtig werden wir jetzt leben! Tausend Silbergulden — da gehen wir nach Budapest — und Du ziehst Kleider an wie eine Herrschaft — und der Farkas Miska wird noch ein großer Herr — wir fangen ein Geschäft an — einen Weinhandel — hei, Du kleine Hexe, das wird anders sein, als auf der Tanya Rindvieh beaufsichtigen."

„Aber was meinst Du nur?" fiel sie ihm verwundert ins Wort. „Was für tausend Silbergulden — ich verstehe Dich nicht."

Er zog ihren Kopf an sein Gesicht und flüsterte ihr ins Ohr:

„Der Preis für den rothen Pista."

Jetzt fuhr sie zurück und sah ihn erschrocken an.

„Du willst ihn verrathen?"

„Freilich, mein Herzchen, freilich. Man wird doch nicht die Beute entkommen lassen, die einem ins Netz läuft? Aber wir haben sie noch nicht und jetzt heißt es vorsichtig sein, sehr vorsichtig, denn der „rothe Pista" ist ein geriebener Bursche. Aber er hat keine Ahnung und Du, mein Schatz mußt das Netz zuziehen. Hei, wird der zappeln und Augen machen! Jetzt geht's ans Ende, edes barátom! Aber Vorsicht, Vorsicht, die Sache ist nicht leicht."

Ereſi wich immer mehr zurück, ohne daß er es merkte, so sehr war er in seine Phantasiebilder vertieft, und ihre Augen starrten sein lächelndes Gesicht an, als sähe sie eine unheimliche Schreckgestalt.

„Ich könnte auf der Stelle weiterreiten", fuhr er fort, „und die Panduren holen. Da könnte er aber Wind bekommen und dann — mit den Panduren ist es auch nicht weit her — ein Kerl wie der „rothe Pista" schlüpft ihnen durch die Finger, wenn sie schon glauben, ihn festzuhalten. Wir werden ihn binden, wenn er im Bette liegt, wenn er schläft — aber nein — der ist stark wie ein Stier und zerreißt alle Fesseln. Und dann seine Freunde — die helfen ihm gewiß

durch — nein, nein — sicher ist sicher und die tausend Silbergulden sind uns nur sicher, wenn er todt ist. Was meinst Du, Herzchen — sieh her — ich habe da ein schönes Dolchmesser — ich habe es in Budapest gekauft — es hat zwei Gulden gekostet — wie leicht könntest Du das — ich meine, wenn er mit Dir kost — Du legst den Arm um seine Schultern — so — und stößt es ihm ins Genick — er spürt es kaum, fällt hin und wir haben ihn sicher."

Ercsi regte sich nicht. In dem grell auffallenden Mondlicht erschien ihr Gesicht bleich und starr, wie das eines Steinbildes. Aber ihre Brust hob und senkte sich wild und in ihren Augen brannte ein düsteres Feuer.

Er zog seinen Arm zurück und ließ die blanke Klinge im Mondlicht funkeln.

„Du willst, mein Schatz, nicht wahr? Fürchte Dich nicht — ein Druck und alles ist vorbei."

„Ercsi — wo bist Du?" rief die Stimme Antals vom Hause her.

Ercsi fuhr auf und mit einer raschen Bewegung nahm sie das Messer und verbarg es in ihrem Busentuche.

„Ich wußt' es ja, mein Herzchen, Du bist muthig, ein Prachtmädel!"

„Still", flüsterte sie, „ich muß jetzt hinein."

„Ein Küßchen noch!"

Aber sie entwischte ihm mit einer flinken Wendung und eine Sekunde später verschwand sie hinter der Ecke des Hauses. Miska sah ihr schmunzelnd nach und dann rieb er sich die Hände und sagte: „Der Farkas Miska ist ein Glückskind. Wachtmeister bei den Husaren, Verwalter beim Grafen Teleki, und jetzt tausend Silbergulden und so ein Prachtmädel! Nur so weiter — ada isten!"

V.

Der Mond stand hoch am Himmel und neigte sich bereits gegen Untergang, als aus dem Hofthore der Czarda zwei Dreigespanne fuhren. Leichtgebaute Leiterwagen, auf deren Bänken Männer und Weiber saßen, während vorne auf der Gabel der Deichsel der Kutscher stand und den langen Riemen seiner kurzstieligen Peitsche um die Ohren der kleinen braunen Pferde sausen ließ. Wie Pfeile schossen sie dahin und bald sah man nur mehr zwei dunkle Punkte auf der silberflimmernden Ebene sich fortbewegen, während das Jauchzen der Burschе und das Kichern der Mägde noch durch die tiefe Stille herüberklang.

Drinnen, in der gedielten Stube, die als Tanzboden gedient hatte, waren Geige und Klarinette verstummt. Die Zigeuner lungerten in der Küche umher, braunten ihre kurzen Pfeifen am Feuer an und füllten ihre Taschen mit Brod und Resten des jungen Lammes. In dem Wirthschaftszimmer aber, das jetzt von einem dicken, abscheulichen Qualm erfüllt war, saßen die Burschе um den großen irdenen Weinkrug herum und ein alter Csikos mit hagerem, braungelbem Antlitz, langem grauem Schnurrbart und blitzenden dunklen Augen sang mit rauher, aber doch klangvoller Stimme das Lied vom herrlichen, feurigen Wein:

„Wasser, Dich treffe mein grimmiger Fluch,
Hast ja nicht Farbe, Geschmack noch Geruch.
Wein her! Wein, ein kühlender Trunk
Macht, ich weiß es, mich wieder jung.

Wenn mich ein Aergerniß peinigt und quält,
Oder die fröhliche Laune mir fehlt,
Wein gebracht, Wein! So ruf' ich dann aus,
Spüle die Qual und die Galle hinaus.

Kurz ist das Leben und kummerbeschwert,
Ohne den Wein, was wär' es denn werth!
Noch im Himmel würd' es mich reu'n,
Tränk' ich auf Erden nicht süßen Wein!"

Und dann sank der Mond weiter und die Wolken stiegen vom Horizont empor und umfingen ihn mit ihren schwarzen Fangarmen wie riesige Polypen. Die alte Máris war am Herde eingeschlafen, die Mägde hatten sich zur Ruhe begeben. Ein Knecht schleppte Strohbündel in die Gaststuben und bald lagen die Bursche darauf, in ihre Schafpelze gehüllt und schnarchten. Auch Miska lag nicht besser, denn es giebt keine anderen Betten in der Czarda. Aber er konnte lange den Schlaf nicht finden, denn die tausend Silbergulden und die heißen blauen Augen der Ercsi, ihre runden Arme und ihr buntbesäumter Faltenrock gaukelten beständig vor ihm hin und her, und wenn die qualmende Oellampe, die von der Decke herniederhing, im Verlöschen aufsprühte, glaubte er die Opalkette blinken zu sehen, die auf ihrer sammetweichen Brust lag.

Ercsi war wie verwandelt in die Czarda zurückgekehrt. Etwas starres, entschlossenes lag in ihren Zügen und wenn man ihr einen kecken Scherz zurief, antwortete sie noch kecker, aber ohne zu lachen. Dabei lag es ihr wie ein Stein in der Brust und sie hatte die Empfindung, als könnte sie ruhig, ohne mit einer Wimper zu zucken, dabei sein, wenn man alle diese Bursche tödtete und Miska und Pista dazu. Sie ergriff das Glas, das ihr Miska reichte und leerte es auf einen Zug wie ein Mann, und als Pista schmeichelnd seinen Arm um ihren Leib legte, entwand sie sich ihm blitzschnell, setzte sich neben den alten Csikos und legte ihm zutraulich die Hand auf die Schulter. Und dabei sprühte aus ihren Augen ein fremdes Feuer und tolle, wahnwitzige Worte klangen von ihren Lippen, so daß die Bursche bald einander zuraunten: „Sie ist betrunken." Antál aber betrachtete sie nicht ohne Sorge und endlich forderte er sie auf, schlafen zu gehen.

„Du bist noch nicht ganz wohl", sagte er, „es ist besser für Dich, zu ruhen."

„Ich muß noch mit Dir sprechen", antwortete sie und ein finsterer Blick traf ihn, während ihre Brust wild auf und nieder wogte.

Er faßte ihre Hand und drückte sie.

„Ich komme."

„Dann komm' gleich. Wir werden in den Garten gehen — es ist so schwül hier — zum Ersticken."

Er folgte ihr und betrachtete sie ängstlich.

„Haſt Du Schmerzen, Erczi?"

„Nein, mir iſt ganz wohl. Mir iſt nur heiß — zum Erſticken."

„Es iſt ſchwül — es wird ein Wetter geben. Dort kommt es ſchon ſchwarz — das Haidekraut ſeufzt — hörſt Du es?

Sie trat in den Garten und ſetzte ſich auf dieſelbe Bank, auf der ſie kurz zuvor neben Miska geſeſſen. Als Piſta ſie mit ſeinem Arm umſchlang und ſie küſſen wollte, ſchauderte ſie zurück. Es kam ihr in den Sinn, daß Miska ſie mit derſelben Bewegung an ſich gezogen hatte.

„Was iſt Dir nur?" fragte Antál beſorgt.

„Dort die Bohnen — es hat hat ſich etwas bewegt —"

„Der Wind, mein Schatz. Es kommt ein Wetter — wir werden ſchlafen gehen."

„Nein, nein, nein!"

Und dann wandte ſie plötzlich ihr Geſicht ganz dem neben ihr ſitzenden Manne zu und dieſer erſchrak faſt vor dem Blick ihrer Augen.

„Kennſt Du den „rothen Piſta", den Räuber aus dem Bakonyerwald?" fragte ſie mit bebender Stimme, haſtig Wort für Wort hervorſtoßend.

Es entging ihr nicht, wie Antál zuſammenzuckte und wie ſein Antlitz ſich veränderte.

„Du biſt es", ſagte ſie mit fliegendem Athem, ihre Brauen finſter zuſammenziehend.

„Um Gottes willen", flüſterte er, „ſtill — ſtill — wer hat Dir das Geheimniß verrathen — Erczi, was weißt Du?"

„Du haſt einen Menſchen gemordet, um Dich verbergen zu können. Pfui!"

„Das iſt Lüge", brauſte er auf. „Es war mein Kamerad — der in den Abgrund ſtürzte. Ich fand ihn dort und da kam mir der Einfall. Ich tauge nichts zum Räuber; es fehlt mir nicht an Muth, aber ich bin weich, ich kann keinen Menſchen tödten und ich bin kein Gauner. Aus Verzweiflung ging ich unter die Räuber — aus Empörung, weil ſie mich quälten wie ein Thier und weil ich kein Recht fand — aber ich täuſchte mich, ich taugte nichts für das Handwerk. Und doch konnte ich mich nicht befreien, doch gab es keinen Weg zurück! Da kam mir der Himmel zu Hilfe — ich ſteckte den Verunglückten in meine Kleider und es gelang mir, alle zu täuſchen. Woher haſt Du das Geheimniß, Erczi, ſprich —?"

„Du mußt fliehen", ſagte ſie, „ſchnell entfliehen. Ich weiß nicht allein darum, man will Dich fangen."

„Fliehen? — Und Du fliehſt mit mir?"

„Nein."

„Du biſt mein Weib."

„Ich bin es nicht — ich kann es nicht ſein. Ich habe einem andern die Treue gelobt."

„Einem andern —?"

Er ſprang auf, ſeine Augen glühten. Erczi war es, als hätte ſie ihn nie ſo ſchön geſehen.

„Höre mich, Piſta. Gott hat es ſo gewollt — wir können es

nicht ändern. Ich war nicht ehrlich, als ich Dir „Ja“ ſagte, ich hätte es nicht thun ſollen.“

„Du kannſt mich nicht lieben — Du liebſt einen andern — o!“

Er ſtampfte wild auf den Boden, aber er wurde gleich wieder ruhiger und ſetzte ſich wieder.

„Sag, was Du mir zu ſagen haſt. Ich habe Dich ſo lieb, Erczi, wie — mein Gott, ich kann es nicht ſagen, das kann nur ein Zigeuner ſpielen.“

Er faßte ihre Hand und preßte ſie an ſeine Bruſt.

„Weißt Du das Lied von den Gräbern, Erczi? So iſt's mir — ja, ja — und wenn ich todt wäre — der Rosmarin über mir müßte dorthin wachſen, wo Du wohnſt. Ich kann Dich nicht laſſen, Erczi — ich kann es nicht — und wenn Du nicht mein ſein willſt, dann nimm ein Meſſer und ſtich zu — ſtich zu!“

Sie ſchrak heftig zuſammen und fuhr mit der Hand nach der Bruſt. Sie fühlte plötzlich den kalten Stahl und es war ihr, als brenne er ihr glühend heiß in dem Leib. Eine entſetzliche Furcht erfaßte ſie — ſie glaubte Miskas Geſicht zu ſehen, das ihr wie das eines grinſenden Teufels erſchien — und mit einer ſchnellen Bewegung ſchleuderte ſie den Dolch weit weg in das Geranke der Melonenblätter, wo er in einer der dunklen Kugeln ſtecken blieb.

Antál ſprang auf, faßte das Meſſer und trat auf Erczi zu.

„Wer hat Dir das gegeben?“

Sie barg das Geſicht in den Händen und zitterte.

„Der andere, nicht wahr?“ ſagte er höhniſch. „Der andere — dem Du Treue gelobt haſt — den Du liebſt!“

Er legte ſeine Hand auf ihre Schulter und ſeine Finger umklammerten ſie krampfhaft und drangen ihr in das Fleiſch wie eiſerne Feſſeln.

„Er gab Dir das Meſſer, damit Du mich tückiſch, feige hinmorden ſollteſt. Ich weiß es ja — tauſend Silbergulden ſtehen noch immer auf meinem Kopf — wenn ſie mich auch für todt halten. Tauſend Gulden — das wäre ein ſchönes Hochzeitsgeſchenk — nicht wahr? Nun — geh, geh, Du Treue — ich will Euch den Spaß nicht verderben. Weißt Du denn, warum ich in die Puſzta kam, warum ich nicht in der Fremde geblieben bin? Weil ich geſtorben wäre vor Heimweh, weil ich es nicht ausgehalten habe. Fliehen — ich wäre vielleicht geflohen mit Dir, weil ich dieſes Land lieb habe, wie eine Mutter, aber Dich ſo viel, viel mehr. Aber allein — ſoll ich wie ein weinendes Kind unter den fremden Menſchen ſtehen? Und glaubſt Du, daß ich den Tod fürchte, dem ich hundertmal ins Geſicht geſchaut habe? Weine nicht — Du ſollſt Deine tauſend Gulden haben, wenn Du auch nicht das Herz dazu haſt — da — ſieh her!“

Er hatte ſich das Hemd aufgeriſſen und das Meſſer fuhr nach der nackten Bruſt.

Schon träufelten die dunklen Blutstropfen über das weiße Linnen, aber in demſelben Augenblick, da die ſcharfe Spitze in das Fleiſch drang, hatte Erczi den Horngriff des Dolches erfaßt und entrang ihn mit übermenſchlicher Kraft der nervigen Fauſt.

Und dann warf sie sich an die Brust des Mannes, umschlang ihn mit ihren Armen und legte ihre heißen Lippen auf die Wunde.

„Ercsi — jetzt wär' es vorbei — warum quälst Du mich noch länger?"

„Weil ich Dich lieb habe, wahnsinnig lieb, Pista. Weil ich weiß, daß ich ohne Dich nicht leben kann, und weil ich jetzt nicht sterben mag — jetzt, wo ich es weiß — jetzt, ja jetzt!"

Es floß wie Flammen durch seine Adern, während sie ihr Gesicht mit wilder Inbrunst an seine nackte Brust preßte.

„Ercsi — und der andere?"

„Ich weiß nichts mehr, als daß ich Dich lieb habe, wahnsinnig lieb! Und ich weiß jetzt auch, daß ich Dich immer lieb gehabt habe — immer — ganz anders als Miska — und Du bist ja auch so gut — so viel besser —"

„Ercsi — mein süßes Weib!"

Sie sanken auf die Bank und umarmten sich mit heißer Leidenschaft und aus der Betäubung, in der sie versanken, erwachten sie erst, als plötzlich alles in blauglänzendem Licht aufflammte und gleich darauf ein kurzer, scharfer Donnerschlag die Luft erzittern machte. Dann war es Nacht, sternlose Nacht, der Wind fegte stoßweise durch das Haidekraut und ein kühler Hauch drang wie ein Strom durch die Schwüle. Und dann folgte Blitz auf Blitz, Donner auf Donner, ein unaufhörliches blaues Aufleuchten und dumpfes, fernes Grollen, schwere Tropfen fielen, das Hofthor knarrte in den Angeln, die Pferde wieherten in den Ställen.

„Was willst Du thun?" fragte Ercsi ängstlich, als Antál sich durch einen Spalt im Fenster überzeugt hatte, daß Miska noch auf seinem Strohbündel lag.

„Sie schlafen alle", erwiderte er leise. „Ich hole jetzt mein Geld — Du holst Deine Sachen. In einer Minute habe ich eingespannt — wir fahren nach Vacsbánya — dort kaufen wir andere Kleider — und dann weiter mit der Eisenbahn. Schnell, Ercsi — und vorsichtig — stille!"

„Du lieber Pista!"

Sie fiel ihm noch einmal um den Hals und küßte ihn wild. Und dann flog sie in das Haus, während Antál nach dem Hofe schritt.

VI.

Leise graut der Tag, dann aber will die Dämmerung nicht schwinden. An dem bleifarbenen Himmel hängen schwere, schwarze Ballen und der Regen rauscht klatschend auf den ausgedörrten Boden hernieder, der ihn begierig aufsaugt. Zwischen den Büscheln des braunen Haidekrautes schlängeln sich flinke Bächlein dahin und da und dort fallen die sinkenden Tropfen in weite schwarze Tümpel. Schwarz ist jetzt das Rohrdach der Czarda und fast schwarz erscheinen die nassen Lehmwände. Die Bohnenstangen liegen am Boden, die Feuerlilien senken traurig ihre Häupter und zwischen Melonen und Kürbissen flutet das dunkle Wasser.

Es ist stille, todtenstille in der Czarda. Nur das Rascheln und

Klatſchen des Regens und manchmal in langen Pauſen, das Rollen fernen Donners ſtört die tiefe Ruhe.

Miska ſchläft auf ſeinem Strohbündel und plötzlich iſt es ihm, als hörte er wieder das Wiehern der Pferde.

Er fährt auf und blickt erſchreckt um ſich. Es iſt ihm wüſt im Kopfe und er kann ſich nicht gleich beſinnen, was von dem ſeltſamen Bildertanz Traum und was davon Wirklichkeit iſt.

Wirklich iſt, daß es regnet. Dieſes Klatſchen und Praſſeln iſt nicht zu leugnen. Auch das Schnarchen ſeiner Schlafkameraden iſt wirklich, aber vom Pferdegewieher iſt nichts mehr zu hören.

Es war alſo ein dummer Traum, was ihn beängſtigt hatte. Der „rothe Piſta“ und die ſchwarze Erſi waren auf und davon gefahren, und als er dem Wagen nacheilen wollte, da ſchwang der Piſta die Peitſche und der lange Riemen mit den ſcharfen Knoten fiel ſchneidend auf ſeine Wange.

Die Wange war geſund — keine Spur eines Schmerzes — es war ein Traum geweſen — ein dummer, unmöglicher Traum, denn dem Farkas Miska ging kein Mädel durch. Und noch dazu mit einem Räuber, mit einem Heimatloſen — während er, der Farkas Miska, Verwalter auf einer Tanya war — ganz abgeſehen von den tauſend Silbergulden!

Es war ein dummer Traum und er fühlt ſich ſo müde und abgeſchlagen, als ob er gar nicht geſchlafen hätte. Gähnend dreht er ſich nach der andern Seite und verſucht es, weiter zu ſchlafen.

Aber da fällt ihm wieder die Erſi ein. Warum kommt ſie noch immer nicht — warum bleibt alles ſo ſtille? Hat ſie ihn ſchon abgethan? Oder hat ſie am Ende eine Dummheit gemacht?

Es wäre doch eine verfluchte Sache, tauſend Silbergulden zu verlieren, die man ſchon ſicher in der Taſche zu haben glaubt.

Und wenn ſie ſich verrathen hätte, wenn der Piſta Rache nähme?

Draußen regt ſich etwas, eine Thüre knarrt.

Miska ſpringt auf und nimmt eine Cſikospeitſche, die an der Wand hängt.

Dann geht er vorſichtig hinaus auf den Flur und blickt ins Freie.

Der Regen hat nachgelaſſen, ein blaßblaues Stückchen Himmel blinzelt freundlich durch die ſchwarzen, raſch ziehenden Wolken. Ein friſcher, erquickender Hauch, der den Geruch der feuchten Erde mit ſich führt, weht zur Thüre herein.

In der Ferne ſchwanken vier hagere ſchwarze Geſtalten, die Arme dicht an den Körper geſchmiegt, über die dunkle Fläche. Es ſind die Zigeuner, die weiter ziehen zur nächſten Czarda, wie ſie es gewohnt ſind, Tag für Tag, jahraus jahrein.

Miska wird es noch wüſter im Kopf. Er fröſtelt und hat ein Gefühl, als hätte er am Abend zu viel getrunken.

Wo bleibt die Erſi? — Am Ende wäre es doch beſſer geweſen, die Panduren zu holen?

Da regt ſich wieder etwas und wie er ſich umblickt, ſieht er die alte Máris.

Warum lacht das Weibsbild nur ſo höhniſch und der Knecht im

groben Leinenhemd und der ausgefranſten Gatja hinter ihr — will auch der ihn höhnen?

„Isten hossta, ſüßer Freund!“ ſagte ſie ſchmunzelnd. „Wer hätte das gedacht?“

„Was denn?“ fährt er auf und muſtert ſie mißtrauiſch vom Kopf bis zu den Füßen.

„So ein Mädel, ſo ein Mädel — was da drinnen nicht ſteckt!“

„Du meinſt die Erczi?“

„Freilich — die Erczi! Wen denn ſonſt als die Erczi! Da hab' ich geglaubt, daß ſie einen andern im Herzen hat und jetzt geht ſie mit dem Piſta in die Welt, wie ein liebes tolles Komteſſerl.“

Miska preßte die Lippen zwiſchen die Zähne und ballte die Fäuſte.

„Und der rothe Piſta iſt der Herr!“ ſagt der Knecht mit blitzenden Augen. „Schade — jetzt möcht' ich ihm erſt gern dienen!“

„Hol Euch der Teufel!“ brummt Miska und dann verlangt er ſein Pferd, während die Märis und der Knecht ſich bedeutſame Blicke zuwerfen.

Draußen hat es inzwiſchen aufgehört zu regnen. Der blaue Himmel wächſt und wächſt und bald ſpannt er ſich rein und durchſcheinend wie Kriſtall über der endloſen Ebene. Die Kräuter richten ſich auf, die Lerchen fliegen ſchmetternd in die Luft und Heuſchrecken und Sandkäfer kriechen aus ihren Schlupfwinkeln hervor und pfeifen und zirpen luſtig in dem ſchönen Sonnenſchein. Das Dach der Czarda glänzt wieder wie mattes Silber und die Feuerlilien glühen und leuchten, als wären ſie eben erſt erblüht. Alles ſcheint verjüngt zu ſein, alles funkelt und glitzert und ſtrahlt und lacht und es iſt gar nicht mehr ſo einſam in der Pußta. Es iſt, als ob Gott aus dem Schlummer erwacht wäre, wie es in dem alten Cſikosliede heißt, und auch in der Pußta glänzt ſein Auge und weht ſein Athem.

Aber der einſame Reiter, der über die Haide dahinzieht, fühlt nichts davon. Seine ſchwarzen Aeuglein ſind finſter ins Leere gerichtet, ſeine Lippen ſind feſtgeſchloſſen. Nicht einmal das Lied von der Ente, vom Weizen und von den treuen Mädchen, die nirgends wachſen wollen, kommt ihm in den Sinn, und wenn das Rößlein einmal den Schritt mäßigt und begehrlich nach einem Flecken grünen Graſes blickt, dann ſtößt er ihm wüthend die Sporen in die Weichen und flucht ein ganzes Dutzend Flüche, einen gräßlicher als den andern. Und dabei dreht er ungeſtüm ſeinen ſchwarzen Schnurrbart, daß die Finger ſchnalzen, und denkt an die ſchönen Silbergulden, die in nichts zerflackert waren, wie das zauberiſche Blendwerk der Steppengeiſter, das ihn geſtern vergebens gelockt hatte.

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Ein Dichterportrait von Emil Ziel.

Nirgends zieht es vom Weihnachtsfest laut durchklingt, tiefer und reiner Menschen zu gegehen wandeln, wenn Liebe und Glauben Herzen und Gemüther beseligen, Hoffnung und Ahnung der Zukunft sich verschönern, als in der weltentrückten, weltvergessenen Abgeschiedenheit eines religiösen Klosters. Und wenn auch nicht alle Klöster Deutschlands, bei den Wirren und Kriegen, welche wir in den letzten Jahrzehnten, und noch unsere Zeit in Baden sah, Asyle geworden waren, durch die geistigen Errungenschaften unserer Tage schwindet auch aus ihnen barmherzigen Weltentsagung mehr und mehr, und wo sie noch bestehen, sind sie nur noch Zufluchtsorte für Verlassene, Kranke und Greise, in die gesellschaftlichen und politischen Kämpfen der Gegenwart nicht mehr eingreifen, sondern einsichtsvoll darüber hinwegsehen.

Doch selbst in diesen Räumen, wo Stärke nur der Duft jenseitiger Sehnsucht verbreiten sollte, herrschte eine Stimmung zu einer Erneuerung des Weihnachtsfestes, wie der Verfasser dieses Artikels sie niemals in der Weltatmosphäre der Welt gefunden. Dieser Tag aber trat heute mit einer Bedeutung in die Erinnerung, wie sie nur selten einem Menschenleben zugetheilt wird. Hoffnung und Ahnung, Liebe und Glauben, die Jahrhunderte überdauern und Jahrtausende überwinden, sie hatten sich in einem Herzen vereinigt, und zu einem Gebete, das gewaltig wie ein Sturmwind, und doch wieder sanft und mild wie ein Lüftchen unserer Tage ge-

Digitized by Google

tend. Die Schlange Zeit will sich schälen, und wenn die abgerungene Haut im Sande liegen wird, werden wir auch den Weltschmerz überwunden haben.

Unter den heutigen dichterischen Zeit- und Zukunftskündigern ist einer der allerberufensten Adolf Friedrich Graf von Schack. Seine Dichtungen leihen dem tiefelegischen Zuge des modernen Weltschmerzes einen typischen Ausdruck, aber sie ringen sich, ganz parallel dem Zuge der Zeit, aus der Negation zur Position, aus der dunklen weltschmerzlichen Sehnsucht nach Licht und Glück zu einem höheren Standpunkte empor, auf dem diese Sehnsucht schließlich als abgethan erscheint; denn neben den Gedanken des Weltschmerzes — richtiger über ihn — stellt die Schacksche Dichtung einen zweiten Gedanken: sie verklärt den Weltschmerz optimistisch in eine allumfassende Liebe, in Humanität und hoffendes Vorahnen in einer besseren Zukunft des Menschengeschlechts. Ganze Schöpfungen unseres Sängers, gerade seine bedeutendsten, beschäftigen sich ausschließlich mit der Einheit dieser beiden Gedanken — so die „Weihgesänge", so die „Nächte des Orients", so „Memnon", so in gewissem Sinne auch „Heliodor".

So viel in Kürze über den Weltschmerz und seine optimistische Verklärung in der Dichtung Schacks!

Und neben dem hiermit angedeuteten Grundzuge springt ein weiteres Merkmal in der dichterischen Physiognomie unseres Poeten prägnant ins Auge: ein gewisser unstäter Eklektizismus, der bei allen Zeiten und Völkern in die Schule geht, bei allen Dichtern und Denkern seine Anleihen macht und den man wohl am richtigsten als einen romantischen bezeichnet; denn unser Dichter hat mit den Romantikern — nicht gerade zu seinem Vortheil — eine wahre Universalität der Stoff- und Formenwelt gemein; er studirt die poetischen Werke aller Epochen und Nationen und folgt in großer Bestimmbarkeit seinen Vorbildern in den verschiedensten Bahnen. Seine „Gesammelten Werke" (1883) weisen im Ton des Vortrages, wie in der Mannigfaltigkeit der in Anwendung gebrachten Dichtungsgattungen eine bunte Musterkarte der Strebeziele wie des Geschmackes auf: seine Poesie schreitet mit Vorliebe auf dem Kothurn der Reflexionen einher; ihr ist das os magna sonaturum in vollem Maße eigen; ebenso häufig jedoch schwingt sie die Geißel einer überlegenen Satire; die Positur des Kampfes ist ihre natürliche Positur, aber das Lächeln der Ironie steht ihr gerade so gut zu Gesicht wie die Falte des philosophischen Denkers; sie verleugnet nirgends ihre ausgesprochene Sympathie für das kosmisch beleuchtete Natur- und Landschaftsgemälde und den breiteren Wurf des Zeit- und Situationsbildes, allein Humor und Komik sind ihr nicht minder geläufig wie Ernst und Tragik. Ein auch nur flüchtiger Blick auf Schacks Werke bestätigt die Wahrheit des Behaupteten: Erheben sich die „Nächte des Orients" und die „Weihgesänge" — um nur einige Beispiele anzuführen — zu prophetischem Schwunge und einer erhabenen Größe der Weltanschauung, so ergehen sich „Durch alle Wetter" und „Ebenbürtig" in einem oft tollen Humor und muthwilliger Laune; zeigen uns „Lothar" und „Heliodor" im ganzen ein düsteres, melancholisches Kolorit, so schlagen „Der Kaiserbote" und „Cancan" einen maliziösen, sarkastischen Ton an.

Die Vielheit der hier wirksamen Farben verleugnet nirgends die Signatur des Eklektischen. Aber wie in der Schackschen Dichtung neben dem Gedanken des Weltschmerzes als Korrektiv der Gedanke der Humanität und eines hoffenden Ausblickes in die Zukunft des Menschengeschlechtes steht, so neben dem Eklektizismus, nicht minder ausgleichend und versöhnend, das Prinzip des Modernen und das des Nationalen. Schack fühlt sich mit Entschiedenheit als modernen Menschen; er steht mit seinem ganzen Schaffen mitten in der Kulturarbeit unserer Tage und spiegelt die geistigen, künstlerischen, politischen und sozialen Interessen und Aufgaben unserer Zeit bewußt in seinem Dichten wieder, und zwar in der Art, daß sein eklektisch errungenes Besitzthum, diese Summe des Nachempfundenen und Nachgedachten aus den Werken der erlesenen Geister aller Literaturen, im Lichte seines modernen Fühlens eine individuelle Prägung gewinnt. Fühlt er sich aber als modernen Menschen, so fühlt er sich auch in jedem Pulsschlage als Deutschen. Wie er nicht satt wurde, die zum Theil selbstverschuldete Schmach und Erniedrigung des früheren Deutschland zu verspotten und zu geißeln, so kann er sich nicht genug thun im Lobe und in der Verherrlichung unserer neuen und neuesten deutschen Errungenschaften. Die treue Anhänglichkeit an Deutschland, der unerschütterliche Glaube an die große geschichtliche Sendung des Germanenthums spricht, verhüllt oder offen, aus den meisten seiner Schöpfungen; bildet doch der nationale Gedanke schon in den lyrischen Anfängen unseres Dichters einen der Grundtöne, um später im „Lothar", den politischen Lustspielen und den „Nächten des Orients" sich zur dominirenden Idee aufzuschwingen. Schack prägt diesen nationalen Gehalt in seinen Dichtungen so eigenartig aus, daß auch hierin ein kräftiges Gegengewicht gegen den eklektischen Charakter seiner Schöpfungen nicht zu verkennen ist.

Ich rekapitulire: zwei Grundzüge sind es, die in der Schackschen Dichtung in die Erscheinung treten: der versöhnte Weltschmerz und der überwundene Eklektizismus; wie der Weltschmerz in unserm Dichter von einer optimistischen Weltanschauung, so wird in ihm der Eklektizismus von dem Prinzip des Modernen und dem des Nationalen verschlungen. — —

Die Werke des Grafen Schack lassen sich ihrem Wesen nach am zwangslosesten und übersichtlichsten in vier Gruppen zerlegen, zunächst in spanisch-arabische und indisch-persische wissenschaftliche Studien und Uebersetzungen, sodann in Lyrik, ferner in komische und ernste Epik, endlich in politisch-satirische und eigentliche Dramatik, wobei zu bemerken ist, daß die Chronologie der einzelnen Werke, wenn man den Moment ihrer Entstehung ins Auge faßt, eine fast durchweg unsichere und schwankende ist, da unser Dichter seine Erzeugnisse meistens erst jahrelang nach ihrer Geburt der Oeffentlichkeit übergab, wie beispielsweise das politische Lustspiel „Der Kaiserbote" vermuthlich gleich nach dem Revolutionsjahre 1848 entstanden ist, während es erst 1873 das Licht der Presse und des Buchladens erblickte.

Ein noch junger Kavalier von kaum dreißig Jahren, führte Schack sich durch sein dreibändiges Werk „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien" (1845 bis 1846) in die Literatur ein.

Man war überrascht — man war verwundert. Ein unter den schroffen Vorurtheilen und traditionellen Gewohnheiten seines Standes aufgewachsener mecklenburgischer Edelmann — er war am 2. August des Jahres 1815 zu Schwerin geboren — zeigte in so jugendlichem Alter die moralische Kraft und geistige Konzentration, ein umfangreiches Werk wissenschaftlicher Natur zustande zu bringen. Die bloße Kunde hiervon erweckte ein den Verfasser ehrendes Erstaunen. Das Werk selbst aber, das strenge Forschung mit glänzender Darstellung verband, erhöhete dieses Erstaunen noch um ein erhebliches. Und das mit vollem Recht! Denn die „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien", welcher 1854 ein Band „Nachträge" folgte, beschreitet mit großem Wagemuth ein von der deutschen Wissenschaft bis dahin wenig kultivirtes Gebiet und erledigt sich ihrer Aufgabe mit einer erschöpfenden Weite des Umblickes und seltener kritischer Schärfe und Sicherheit in der Beurtheilung der einzelnen Werke.

Fast gleichzeitig mit dieser Erstlingspublikation Schacks erschien sein „Spanisches Theater" (1845), welches uns in seinen zwei Bänden eine Reihe trefflicher Uebersetzungen aus den dramatischen Dichtern der Spanier bietet, während sein viel späteres ebenfalls zweibändiges Werk „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien" (1865) ein weitgreifendes kulturgeschichtliches Gemälde vom Volke Muhammeds entwirft. Bei dem großen Mangel an Vorarbeiten ist das Verdienst besonders dieses letzteren Buches doppelt hoch anzuschlagen, lag doch nicht nur die Kunst- und Literaturgeschichte der Araber in Spanien, sondern auch ihre politische Geschichte sehr im Argen, bis der große holländische Orientalist Dozy dem Uebel einigermaßen abhalf, indem er die arabischen Geschichtsschreiber im Originaltext edirte und die Geschichte Spaniens unter den Arabern kritisch behandelte. Schack steht, was die politische Geschichte betrifft, in seiner „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sizilien" durchaus auf den Schultern Dozys, aber in Betreff des Hauptgegenstandes seines Werkes stellt er sich völlig auf eigene Studien: wiederholtes Reisen und längeres Verweilen in Spanien und Italien versetzte ihn in die Lage, eingehende Untersuchungen kunst- und literaturgeschichtlicher Natur auf der pyrenäischen Halbinsel zu unternehmen und unmittelbar aus den Quellen zu schöpfen. Nur diese persönliche Kenntnißnahme von Land und Leuten, Kultur und Sitten des südlichen Europas und des Morgenlandes und ihre stetige Wiederholung — Schack war später als Kammerherr und Legationsrath des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin aufs neue nach Spanien, Italien und Konstantinopel gekommen — nur sie, verbunden mit fortgesetzten Studien der einschlägigen Literaturen, konnte unsern Autor in den Stand setzen, Werke von so großem wissenschaftlichem Werthe und zugleich so lebensvoller Darstellungsform zu schaffen. Diese lebensvolle Darstellungsform tritt aber vielleicht am glänzendsten in dem Abschnitte über die Poesie der Araber vor Muhammed hervor, einer Epoche, die bekanntlich Erzeugnisse gezeitigt hat, welche die späteren arabischen Dichtungen weit hinter sich läßt. Schacks Schilderung des prachterfüllten, farben- und gestaltenreichen Lebens und Schaffens der Araber in Spanien und Sizilien erweist sich als eben so lichtvoll in der Anordnung und Gruppirung des Gesammtstoffes wie fesselnd und

individuell belebt in der Formung des Einzelnen, und die Auswahl von Uebersetzungsproben, die sich daran schließt, trägt zur Veranschaulichung des Gegenstandes ungemein bei.

Unseres Autors Hauptleistungen auf dem Gebiete der orientalischen Literaturkunde und der Uebersetzungskunst sind aber neben dem mit Emanuel Geibel herausgegebenen „Romanzero der Spanier und Portugiesen" (1860) die metrische Uebertragung der „Heldensagen des Firdusi" (1851) und die „Epischen Dichtungen aus dem Persischen des Firdusi" (2 Bd. 1863), Nachdichtungen, die uns tief in das eigenartige Leben des Orients einführen und in denen die wunderbare Einheit von Naivetät und Pathos, von unbefangener Lebensfreudigkeit und tiefgründiger Weisheit, die den großen persischen Sänger charakterisirt, eine meisterhafte Wiedergabe findet; gemeinsam mit den „Stimmen vom Ganges" (1856) bekunden sie eine vollendete Kunst der Nachempfindung. Das letzterwähnte Werk besteht in einer Auswahl und Bearbeitung charakteristischer Legenden, die zum größten Theil den Purunas, jenen großartigen theosophischen Dichtungen entlehnt sind, in denen die Inder ihre Götter, den Wischnu voran, besangen und die in ihren Grundideen, in der Verneinung des Willens zum Leben, der Weltflucht und der pantheistischen Auffassung des Alls, sich vielfach mit den Anschauungen der Buddhisten begegnen; sie erschließen uns die ganze bezaubernde Romantik des Ostens und eröffnen uns, oft mit bestrickender Grazie, oft mit tiefem Ernst die interessantesten Einblicke in die Welt der Inder, in ihre Lebensgewohnheiten, ihre Gott- und Weltanschauung, ihr staatliches und gesellschaftliches Leben.

Ich habe nur noch der Uebertragungen der anmuthigen „Strophen des Omar Chijam" (1878) zu erwähnen, welche den Leser wie eine Vorausverkündigung des zwei Jahrhunderte nach diesem Dichter ins Leben tretenden Hafis gemahnen, um damit meine Uebersicht über die exotischen Studien und Nachdichtungen Schacks abzuschließen und mich nunmehr seinen Originalschöpfungen zuzuwenden.

Zunächst ein Blick auf die Schacksche Lyrik! Es kommen hier die Sammlungen „Gedichte" (1866), „Weihgesänge" (1878) und „Lotosblätter" (1882) in Betracht, welche fast durchgängig jenen Geist einer schönen Idealität athmen, der in unserer Literaturgeschichte durch die Namen Schiller, Hölderlin und Platen bezeichnet wird. Die Lyrik unseres Poeten hat den Weitblick in Geschichte und Welt, den Tiefblick in das Herz des Menschen und der Natur. Schacks rein menschliche Seite, seine pantheistische Weltanschauung und vorwiegend pathetische Gefühlsrichtung, kommt in diesen subjektiven Dichtungen natürlich am frappantesten zum Austrag, und nach dieser Richtung hin sind ihnen unter den gesammten übrigen Erzeugnissen unseres Sängers nur die „Nächte des Orients" und „Heliodor" an die Seite zu stellen; sie sind meistens von einem gewissen priesterlichen Pathos erfüllt, haben ein ausgesprochen kosmopolitisches Gepräge und das glühende Kolorit des Südens bei nahezu völliger Abwesenheit didaktischer Elemente. Schacks immer geschmackvoll gebauete Strophen, die bald die marmorschöne Plastik Platens, bald den farbenprächtigen Glanz Freiligraths bekunden, erheben sich — und dies gilt besonders von den „Weihgesängen" — in begeisterter Propaganda für die modernen Wissen-

schaften zu einem den Fortschritt des Jahrhunderts feiernden Hymnenschwung, der einen entschieden großen Zug hat. Vielfach vom ganzen Jammer der Menschheit erfüllt, versenken sie sich in die Betrachtung der Natur und der Weltgeschichte und lesen aus beiden sich die tröstliche Ueberzeugung heraus, daß, wie Schack dies im Nachwort zu den „Nächten des Orients" ausdrücklich betont, das Paradies der Menschheit kein vergangenes, sondern ein Paradies der Zukunft sei. Dieser sich aus dem Weltschmerz siegreich losringende freudige Optimismus, der oft genug mit einem begeisterten Patriotismus des Dichters zusammenklingt und, wie oben dargelegt, einen Grundzug der Schackschen Dichtung bildet, tritt im Gesammtbilde des Poeten kaum irgendwo so markant hervor wie in seiner Lyrik.

Nach dem Gesagten leuchtet ein, daß die Lyrik im engern Sinne des Wortes, das sangbare Lied, in dem sich ein rein privates Empfinden austönt, in der Poesie Schacks kaum einen Platz findet. Eine dem Persönlichen abholde, mehr auf das Weltganze gerichtete Reflexion überwiegt in ihr das bloß Gefühlsmäßige.

Und die Schacksche Epik? Sie zeigt eine sehr bewegte Linie, die unruhige Linie des Tastens und Sichversuchens nach allen Dimensionen der Gattung hin. Da ist zunächst eine Sammlung von zehn kleinern episch-lyrischen Jugenddichtungen, Novellen in Versen unter dem Titel: „Episoden" (1869) in denen das erotische Element das gemeinsame Band bildet. Wie das epische Schaffen unseres Dichters im großen, so gewähren die „Episoden" im kleinen das Bild des Schweifens in alle Zonen und Zeiten, des Schwelgens in allen Formen und Farben: Griechenland, Italien, Deutschland, der Orient und das Wolkenkukuksheim eines märchenhaften Luftreichs — das sind die Stätten, in welche uns der episch-lyrische Pegasus Schacks trägt, bald im pathetischen Kothurnschritt des Trochäus, bald im gemächlichen Tempo des Jambus, hier im schlichten Gewande reimlos aufmarschirender Verszeilen, dort im saumnachschleppenden Prachtgewande stolzer ottave rime. Inhaltlich bieten die „Episoden" in ihren wechselnden Motiven viel des Interessanten. Mag uns der Dichter in „Giorgone" und „Laïs" den Sieg der entsagenden Liebe über sich selbst, hier in einer weiblichen, dort in einer männlichen Seele, schildern, mag er uns in „Glycera" die Glut leidenschaftlicher Eifersucht und ihre endliche Beschämung durch ein edles Herz, in „Stefano" aber die ausdauernde Beharrlichkeit einer starken Mannesliebe im Kampfe mit starrem Mädchentrotze dichterisch zur Anschauung bringen, mag er in „Dandolo" und in „Fiordispina" den freudigen Opfermuth im Dienste des Vaterlandes verherrlichen, in „Ubaldo Lapo" aber ein rührendes Bild der Verehrung des Schülers gegenüber seinem Meister entwerfen, mag er im „Flüchtling von Damaskus" das historische Trauerspiel vom Untergange des Omajjadengeschlechtes und der wunderbaren Rettung Abdurrhamans an uns vorüberführen oder endlich in dem Märchen „Der Regenbogenprinz" eine schneidige Satire auf die Leerheit und Lächerlichkeit des modernen Hoflebens in Scene setzen — immer in diesen „Episoden" wird ein eigenartiger und fein pointirter Gehalt in ansprechenden Formen ausgestaltet, immer werden uns in ihnen Gaben eines echten Dichtergeistes dargeboten. Nur in der tragischen Liebes-

geschichte „Rosa", welche die deutlichen Spuren einer unreifen Jugendarbeit an der Stirn trägt, schläft unser Homer. Das Motiv ist barok, die Ausführung sensationell und der Eindruck des Ganzen der des jugendlich Forcirten und Ueberschraubten.

Durchaus als ein Jugendprodukt kennzeichnet sich auch die Dichtung „Lothar" (1872), die, wie die „Episoden", ein strenges episches Gefüge entbehren läßt und stark mit lyrischen Elementen durchsetzt ist. Das Schattenhafte der Charaktere und Situationen, das Blasse in den Ansichten über Welt und Leute, die gar zu allgemeine und abstrakte Begeisterung für Menschheit und Vaterland, all dies läßt männliche Reife und gesättigte Realität oft peinlich vermissen und macht auch das ehrliche und rückhaltlose Eintreten für die Ideale der Freiheit und Aufklärung, welches den ethischen Grundton der Dichtung bildet, unserm obotritischen Romanzier, der sich von den mittelalterlich feudalen Anschauungen seines bevorrechteten Standes so freimüthig lossagt, alle Ehre — das politische und soziale Glaubensbekenntniß Lothars entbehrt hier doch zu sehr der kernigen Konzentration und konkreten Sachlichkeit, um den Leser wahrhaft packen und fesseln, erschüttern und ergreifen zu können. Der Held, dessen Jugendgeschichte uns umständlich erzählt wird, ist der Sohn eines deutschen Edelmannes, welcher letztere unter York und Blücher gegen den ersten Napoleon gefochten. Lothar wendet sich als Heidelberger Student und Burschenschafter nach einem Duell mit einem adelsstolzen Junker ins Ausland und tritt dort, mit den Waffen in der Hand, überall für die Befreiung der Völker von Tyrannei und Unterdrückung ein, zunächst in Spanien, der Lieblingsstätte der Schackschen Poesie, wo er schwer verwundet wird, dann in Afrika, wo er in die Gewalt der Mauren, darauf in Griechenland, wo er bei Missolunghi in türkische Gefangenschaft geräth, um aus dieser durch Adele, seine Jugendgeliebte, wunderbar befreit zu werden und alsdann mit seiner Retterin nach Deutschland zurückzukehren. Die in vier- und fünffüßigen gereimten Jamben abgefaßte Dichtung klingt in einer begeisterten Verherrlichung des deutschen Vaterlandes stimmungsvoll aus und zeigt uns am Schlusse den Helden in treuem Beharren auf dem Standpunkte der Ideale seiner Jugend.

„Lothar" ist, wie die meisten anderen Schackschen Dichtungen auch, zu einem großen Theile eine Frucht der ausgedehnten Reisen, die unser Poet von Jugend auf so zahlreich unternommen und noch heute alljährlich zu unternehmen pflegt. „Ich schrieb ihn zum größten Theil", heißt es in der Widmung an Ferdinand Gregorovius, „angesichts der Gegenden, durch welche ich meine Helden führe, unter den Palmen und Zelten Syriens und auf dem Dache des lateinischen Klosters zu Jerusalem, an den Ufern des Quadalquivir und auf der herrlichen, über den Abgrund hängenden Alameda von Ronda, auf einer Nilbarke und inmitten der ungeheueren Trümmer des hundertthorigen Theben!" Die frische Art, wie „Lothar" entstanden, sein theilweises Wachsen und Erblühen unmittelbar aus dem Boden des wirklichen Lebens, ist der Dichtung aufs erfreulichste zugute gekommen; denn gerade diejenigen ihrer Bestandtheile, welche auf vom Dichter Selbstgeschautes und Erlebtes zurückzuführen sind, die glänzenden Natur- und Landschafts-

bilder, die prächtigen Städte- und Völkergemälde, die uns hier entrollt werden, gerade sie gehören zu den schönsten Stellen dieses vielleicht lebensvollsten, wenn auch keineswegs zu epischer Kraft und Konzision durchdrungenen Gedichtes unseres Poeten.

Etwa auf dem gleichen Kunstniveau wie „Lothar" stehen die Romane in Versen „Durch alle Wetter" (1870) und „Ebenbürtig" (1876), welche in ihren oft mit barocken Reimen bunt geschmückten ottave rime zwar romanhafte Vorgänge schildern, in die leicht hingeworfene Erzählung aber ein vielfarbig schillerndes Mosaik behend und zwanglos hineinflechten, ein Mosaik von eigenen Erlebnissen und Lebensanschauungen des Dichters, von Reflexionen und Exkursen ernsthafter und schalkhafter, satirischer und phantastischer Art. Die geschickt nachgebildeten Muster Schacks sind hier die italienischen Epiker Pulci, Ariost und Berni, an welche sich bekanntlich auch Lord Byron in seinem „Don Juan" anlehnt. Oder schöpfte er seine Anregungen nur aus der indirekten Quelle des brittischen Dichterheros? Die übermüthige Phantastik dieses Genres, die ihre üppigen Ranken um alles mögliche und einiges unmögliche schlingt, um Himmel, Erde und Unterwelt, die sonderbare Marotte dieser Dichtungsart, alles das, worauf es ihr eigentlich ankommt, scheinbar nur nebenbei zu sagen und diesem Nebenbei noch ein anderes Nebenbei und immer noch eines zugesellen und so die Hauptsache, die epische Handlung und die handelnden Charaktere, ganz aus den Augen zu verlieren — diese Phantastik, die eigentlich der ärgste Widerpart aller strengen Kunstform ist, sie ist natürlich nicht nach jedermanns Geschmack, auch nicht — ich gestehe es — nach meinem. Aber was schließlich auch den ästhetischen Rigoristen, wofern er ein Mann des Fortschrittes und der Aufklärung ist, mit diesen Schackschen Dichtungen versöhnen muß, das ist die Gesinnung, die in ihnen lebt. Ist das ein Edelmann von Gottes Gnaden, dieser Adolf Friedrich von Schack! Ja, wahrlich von Gottes und nicht von Standes- oder Geburtsgnaden! Wie er in „Durch alle Wetter" eine Parodie unserer Sensationsromane liefert und moderne Schäden und Mißstände sozialer und anderer Art geißelt, so bietet er in „Ebenbürtig" seinen eigenen Standesgenossen unerschrocken die Stirn und reißt diesen Rittern des blinden Vorurtheils und der gedankenlosen Tradition rücksichtslos die seidene Maske vom Gesicht. Den „Fürsten, Grafen und Baronen" unserer Tage ruft er im ersten Buche von „Ebenbürtig" freimüthig zu:

Die heut'ge Welt, ich sage das Euch nüchtern,
Geht über Euch und Eure Junkerei
Zur Tagesordnung über: Pferdezüchtern
Und Sportsmen legt sie noch das Recht nicht bei,
Das Haupt so stolz zu heben, nein, fragt schüchtern,
Wo denn Eu'r Titel zu dem Anspruch sei
Und weist Euch auf den Adel alter Tage —
Hört Ihr davon, es dünkt Euch eine Sage.

Und wie die Dichtung in ihren hervorstechenden Einzelheiten, in ihren Reflexionen und allen Zuthaten des äußern Schmuckes ihren Stachel

gegen die Thorheiten der vornehmen Gesellschaft richtet, so auch in dem Kern der Handlung: Ein ahnenstolzer Fürst sieht das Schicksal über sich verhängt, daß sämmtliche Nachkommen bürgerliche Ehen schließen; ihn selbst nöthigen die Verhältnisse eine Gouvernante an den Altar zu führen; sein Diener aber heiratet eine alte ungarische Fürstin. Das ist alles bald mit ergötzlichem Humor, bald mit beißender Satire geschildert, und in dem Ganzen feiert eine heitere Humanität, eine göttliche Ironie wahre Feste des Triumphes.

Haben die satirischen Romane „Durch alle Wetter" und „Ebenbürtig" eine soziale Tendenz, so nehmen die „Nächte des Orients" oder „Die Weltalter" (1874) einen philosophischen Aufschwung. Ist dort ein realistischer, in Humor, Satire und Ironie den alltäglichen Dingen zugewandter Zug vorherrschend, so begegnen wir hier einer durchweg idealistischen Haltung, die nur mit den großen Schicksalen der Menschheit rechnet. In den „Nächten des Orients", welche sich der verschiedensten Metra bedienen, pulsirt das Blut einer subjektivsten Lyrik, obwohl sie sich in eine Art episch-didaktisches Gewand kleidet. Wir haben hier ein geschichtsphilosophisches Gedicht von glänzendem Kolorit vor uns, das nach den höchsten Gedankenzielen strebt. Der Dichter wendet sich anfänglich mißmuthig von seiner Zeit ab; er glaubt mit den vergangenen Geschichtsperioden das Heil der Menschheit versunken, findet aber nach langen pessimistischen Gedankengängen seinem Räthsel endlich doch die optimistische Lösung. Liegt diese Lösung in der Dichtung selbst auch schon klar ausgesprochen, so interpretirt Schack in dem oben bereits erwähnten Nachworte zur zweiten Auflage dieselbe ausdrücklich folgendermaßen: „Der Mensch", sagt er dort, „ist nicht von einem ursprünglich reinen und glücklichen Zustande später entartet, hat sich vielmehr im Laufe unzählbarer Jahrtausende allmählich aus thierischer Rohheit erhoben und steigt zu immer höherer Entwickelung auf; nicht in der Vergangenheit liegt das goldene Zeitalter, sondern in der Zukunft." Wer glaubt hier nicht einen der Hauptsätze der Darwinschen Entwickelungslehre zu hören? Und in der That, das Programm der modernen Naturwissenschaft findet hier seine poetische Anwendung. Es ist eine in jedem Sinne moderne Ansicht von der Welt und den Dingen, die, dichterisch verklärt und vertieft, aus dieser großartigen Schöpfung zu uns spricht; überdies gelangen in ihr die beiden hervorragendsten Eigenschaften des Schackschen Talents am ungebrochensten zum Ausdruck, seine große Gabe für stimmungsvolle Landschaftsmalerei und der tiefe metaphysische Zug seines Wesens. Ich kann mir nicht versagen, zum Verständniß der Dichtung die Handlung und den Gedankengang derselben hier kurz zu skizziren.

Zur Zeit des vatikanischen Konzils begiebt sich der Dichter europamüde nach Arabien. Begleitet von zwei jungen Eingeborenen, durchreitet er die Wüste und sieht den blutigen Kämpfen der arabischen Horden, welche das Land durchziehen, unfreiwillig zu. „Thor" nennt er sich, weil er „bei Söhnen der Natur" den Frieden gesucht. Unter den Ruinen der Wüste gesellt sich ein Greis zu ihm, der sich Hadschi Ali nennt und von dem Bewußtsein der Erbärmlichkeit alles Irdischen tief erfüllt ist. Dieser führt ein wunderkräftiges Elixir mit sich, von dem er sagt:

Wer einen Tropfen kostet von dem Saft,
Aufthun vor dem sich wie durch Zauberkraft
Die Pforten der Vergangenheit,
Und wählen darf er nur die Zeit,
Die er als Gegenwart erblicken will.

Der Dichter trinkt — er fällt in tiefen Schlaf, und die frühe Vorzeit, da Mensch und Thier in ihrem Wesen kaum geschieden, steht vor ihm. Schaudernd erwacht er, um fortan mit dem Greise gemeinsam zu wandern. Die Erscheinung seines geheimnißvollen Begleiters wandelt sich plötzlich: er ist wie ein Prophet geworden. Sie gelangen nach Persien. Hier gedenkt der Dichter der Arier und ihres Lichtkultus. Er trinkt abermals vom dem Elixir — und lebt in den Zeiten der Sternenanbetung; er ist in einem Pfahldorfe und Knecht eines Häuptlings. Menschenopfern wohnt er bei und ist Zeuge aller Gräuelthaten des Heidenthums. Nachdem er aus seinem Schlafe erwacht, ziehen sie weiter, nach Indien. Ali entwirft ein düsteres Bild vom Leben der Phönizier, Babylonier, Assyrer, Aegypter und Israeliten. Sie kommen nach Kaschmir. Hier sieht der Dichter im Traum die Größe Griechenlands, das prächtige Zeitalter des Perikles. Aber er ist Sklave eines vornehmen Atheners — die Schönheit findet er wohl im alten Hellas aber nicht die Freiheit. Enttäuscht setzt er mit seinem Begleiter die Wanderung fort, aber nirgends auf seinem Wanderzuge, weder in den sich immer wiederholenden Traumbildern noch in den geschichtsphilosophen Betrachtungen Alis, findet er das sehnsüchtig gesuchte, menschenbeglückende Zeitalter. Nicht das alte Indien mit seinem Glauben an das alles versöhnende Nirvana, nicht die Periode der Völkerwanderung, nicht die des ersten Christenthums, nicht die Zeiten des Mittelalters, der Humanisten und der Renaissance, der Reformation und der Revolution können seine Sehnsucht stillen. Denn was findet er? Dort Irrglauben, Blutvergießen, Ungeist, Askese und Fanatismus, hier blöde Romantik, Knechtung der Hörigen, Aberglauben, Scholastik, Intoleranz, Hexenprozesse und Inquisition — überall aber den Götzendienst der Eigenliebe und des Wahnes. Und dennoch ist er der Meinung:

„Aufwärts, ja aufwärts geht der Menschheit Gang,
Ob sich ihr Pfad auch krümmt und windet,
Ja, ob er auch jahrhundertlang
In dunkle Abgrundtiefen schwindet,
Nach oben wieder reißt sie doch ihr Drang."

Ali läßt jetzt die Maske fallen: er ist ein alter Magier der, gleich dem Dichter das Wahre suchend, alle Zeiten durchpilgert hat. Seine düstere Welt- und Lebensanschauung war nur eine angebliche; er selbst kämpfte bisher noch mit dem Zweifel und wollte den Dichter aus eigener Kraft zur Erkenntniß des Wahren durchdringen lassen. Lange zwischen Verzweiflung und Hoffnung schwankend, schwingt er sich schließlich zur Verkündigung einer Zukunft auf, die alle Ideale verwirklichen wird. Die Palme, so prophezeiet er, wird dereinst den Menschen schmücken,

„— — — — — wenn zum Siege
Zuletzt die eigne Kraft ihn trägt.

Wohl langsam war sein Gang, doch als ein Tag
Zählt ein Jahrtausend in der Weltgeschichte.
— — Das Eine halte fest Dein Herz:
Er schreitet mählich sonnenwärts,
Und immer reiner wird der Quell
Des Göttlichen ihm, immer klarer fließen,
Wenn neue Himmel sich ihm hell
Mit den Jahrhunderten erschließen.

Der Dichter kehrt nach Europa heim. Hat er dieses zur Zeit des Konzils verlassen, so wendet er sich in den Tagen der Aufrichtung des deutschen Reiches dahin zurück. Mit einer farbenprächtigen Vision, welche uns das Bild der Zukunft vor Augen stellt, und einer begeisterten Apostrophe an Deutschland schließt die Dichtung großartig ab:

Mein Deutschland! Schütze Du mit mächt'gem Schild
Freiheit und Recht, und schwinge hoch die Fahne,
Wenn es den Kampf mit altverjährtem Wahne
Für unsre höchsten Güter gilt!
Den finstern Nachtgeist, der im Vatikane
Noch brütet seine argen Plane,
Scheuch in sein dunkles Reich, daß frei
Vom gift'gen Qualm die Luft für immer sei,
Und sich im Lichte sonnen die Nationen!
Dann lege nieder Deine Siegeskronen
Und flicht ums Haupt des Friedens Oelzweigkranz!
Aufsteigen wird im morgenrothen Glanz
Durch Dich ein neues Weltenjahr,
Wo an der Liebe heiligem Altar
Die Völker alle sich zum Bruderbund
Die Hände reichen! — — —

Schacks Weltanschauung liegt in den traum- und märchenhaften und doch von einem so bedeutenden Gedankengehalte erfüllten „Nächten des Orients" klar zutage. Seine Muse zeigt hier, wie der Januskopf, ein doppeltes Gesicht: das eine blickt weltschmerzlich in die Vergangenheit, das andere weltfreudig in die Zukunft; sie stellt sich überdies mit Entschiedenheit auf den Standpunkt der modernen Wissenschaft und bekundet ein spezifisch deutschnationales Pathos und eine durchaus freiheitliche Tendenz.

Nicht uninteressant ist es, einen Vergleich zu ziehen zwischen dem „Lothar" und den „Nächten des Orients" in Bezug auf den freiheitlichen Gedanken, der in beiden lebt. Welch ein unendlicher Fortschritt in dieser Beziehung von jenem zu diesem! Lothar will, um mit Hamlet zu sprechen, die aus den Fugen Gerathenen mit seinem elementaren Freiheitsenthusiasmus gewaltsam wieder einrenken. Die „Nächte des Orients" erwarten dagegen die Verwirklichung der höchsten und heiligsten Ideale allein von dem ruhigen, gesetzmäßigen Werdegange der Geschichte der Menschheit. Dort expektorirt sich der Jüngling Schack in allgemeinen, oft willkürlichen Betrachtungen über Freiheit und Erdenloos; hier legt der gereifte Mann sein metaphysisches und ethisches Glaubensbekenntniß in einer grandiosen Gedankensymphonie geschichtsphilosophisch dar.

(Schluß folgt.)

Von den nordwestdeutschen Inseln, der Nordseeküste und der Schiffahrt.

Tausende aus dem Innern unseres deutschen Vaterlandes ziehen im Sommer in die zwischen der Küste und dem Meere liegenden Seebäder der Nordsee, theils zur Erholung, theils zur Stärkung geschwächter Gesundheit und verleben dort einige Wochen unter angenehmer Abwechselung der Genüsse, die die Natur in reichem Maße bietet oder der menschliche Vergnügungs- oder Kunstsinn herzustellen vermag. Sie sehen die Gegend zu einer Zeit, wo dem Meere sein Trotz und seine Wildheit fehlt und lernen den Insulaner nur als Menschen kennen, dessen einziges Streben darauf gerichtet ist, die Bleichgesichter zu rupfen, welche zur Sommerszeit sein Dorf bewohnen und seinen Strand ganz mit Beschlag belegen; nicht einmal seinen Fischfang erlauben sie ihm auszuüben, denn es könnte den Strand beschmutzen, wenn er seine Netze darauf ausbreiten oder für den Schönheitssinn verletzend sein, wenn die Insulanerfrauen hochaufgeschürzt am Strande wühlen, die Würmer für den Fischfang auszugraben. In seinen Badegästen sieht der Insulaner Leute, die lediglich vom Vergnügen leben und keine Ahnung von dem Kampfe ums Dasein haben, den er von Kindesbeinen an mit den unsichern Elementen zu bestehen hat, die sein Heim umgeben.

Lebt doch in der Regel der Insulaner während der Bademonate ruhig; zahlreiche Fahrzeuge führen die Badegäste täglich nach der See spazieren, denn mollig schaukelt sich das Fahrzeug auf den Wellen und wenn die Fahrt beendet ist, lernt der Fremde das so selten hervortretende Gefühl eines durch die Seeluft gesteigerten Appetits kennen, dessen Befriedigung durch kräftige Speisen und Getränke zu einem wirklichen Genusse wird. Die Inseln selbst zeigen sich im schönsten Gewande; außerhalb des Dorfes hübsche grüne Wiesenpartien, hat die Kunst innerhalb desselben — z. B. auf Norderney — herrliche Anlagen mit den feinsten Ziergewächsen geschaffen, die den Fremden vergessen lassen, daß er auf einem Fleckchen Erde weilt, wo sonst nur ein grau-grober Sand anspruchlosen dürren Halmgewächsen einige Nahrung

zu bieten vermochte. In den durch die Glut der Sonnenstrahlen mächtig erhitzten Dünen tummeln sich die Jäger, dem schnellen Kaninchen nachzustellen oder einem Seevogel das tödtliche Blei in die Brust zu senden; sie merken kaum, daß diese unförmlichen Sandkegel und Hügel in beständiger Bewegung und je nach der Stärke des Windes jeden Gegenstand schnell unter sich begraben. Von den Dünen ab zieht sich der Strand allmählich abtiefend ins Meer, hier brechen sich die Wellen, ihre Thätigkeit durch ein zischendes Plätschern bekundend. Und wenn der Fremdling sich am Abend von Konzert und Tanz zurückzieht und ein einsames Plätzchen sucht, so hört er von ferne das dumpfe, unaufhörliche Rollen der Brandung, die Drohung des Meeres gegen die Abendruhe der Insel, über der sich ein friedlicher, sternglänzender Himmel wölbt.

Es ist nicht meine Absicht, auf das Badeleben näher einzugehen und eine weitere Schilderung unserer modernen Seebäder zu geben, ich möchte nur darauf hinweisen, daß der Besucher derselben keine Ahnung davon hat, wie ganz anders sich die Natur und Menschen an der Nordsee und ihren Küstengegenden zeigen, wenn der Sommer entschwunden und die rauhe Jahreszeit eingezogen ist, ja, der Reisende aus dem Birnenlande, der um diese Zeit gemüthlich am Familien- oder Biertische von seinem Seebadeleben plaudert, denkt gewiß nicht daran, daß jener wettergebräunte Insulaner, den er um die Gefälligkeit bat, ihm die Post zu zeigen, eine Mark dafür verlangte — thatsächlich thut schon der kleinste Junge für den Badegast nichts umsonst — daß jener Mann jetzt vielleicht am Rettungsboote steht, um unter Einsatz seines Lebens, ohne jeglichen Entgelt, einen braven Seefahrer zu retten, den die Wellen zu verschlingen drohen. Doch ich will nicht vorauseilen.

Die deutschen Nordseeinseln von Wangeroog bis zur holländischen Insel Texel, welche in einem Halbbogen die Küste umsäumen, sind die natürlichen Bollwerke gegen das Meer und leiden unaufhörlich durch den vom Winde hervorgebrachten Wellenschlag, indem der Strand in größere und kleinere Stücke abgespült wird. Ein völliges Verschwinden der Inseln ist dadurch zwar nicht zu erwarten, vielmehr findet im Gegentheil nur eine Verschiebung statt, indem der von den Wellen an der Nordseite abgerissene Sand, durch die Meeresströmung fortgetragen, sich an der Südseite in der Regel wieder ablagert, wodurch eine Vergrößerung nach dem Festlande hin stattfindet. Ein Beispiel giebt in dieser Beziehung die sehr exponirt liegende Insel Juist, wo im Laufe der letzten sechzig Jahre die Kirche und viele Wohnhäuser verlegt werden mußten; entgegengesetzt davon, zeigte die Insel Wangeroog eine für die Existenz des Dorfes so bedenkliche Terrainabnahme, daß die Regierung nur auf die Erhaltung des Leuchtthurmes bedacht nahm und die Uebersiedelung der Insulaner nach dem Festlande anordnete; häufig kämpft auch menschliche Kunst mit ihren kleinen Mitteln, so lange es geht, wie z. B. auf der Insel Norderney, ziemlich erfolgreich gegen die Elemente, indem mächtige Granitbesteinungen den Strand festigen und Anpflanzungen von Seehafer die Flüchtigkeit des Dünensandes aufhalten; doch hat schon mehrfach eine einzige Sturmflut die Frucht jahrelanger Arbeit vernichtet!

Schnepfe im Frühling.

Digitized by Google

Die Bevölkerung der Inseln ist ziemlich spärlich; robuste, kräftige Gestalten, wachsen sie auf in herrlicher, frischer Luft, bei vorwiegend nahrhafter Fischkost, unter harter Arbeit, die der Fischfang bedingt; verschlossen, einsilbig und mißtrauisch gegen alles Fremde, lieben sie nur ihre Insel und das Meer. Was könnte sie auch mehr anziehen; während der meisten Zeit im Jahre abgeschlossen von der Außenwelt — die Insel Juist hatte z. B. vor einigen Jahren während zehn Wochen Eises keinen Verkehr mit dem nahen Festlande, dazu war das Beleuchtungsmaterial völlig ausgegangen — bleibt der Verkehr auf sich beschränkt, sieht ihr Auge Tag für Tag nur das endlose Meer, hört ihr Ohr sein Toben, wenn der Wind die Wellen peitscht und am fernen Riff sich die Brandung bricht. Bei ihrer Abgeschlossenheit sind ihre Sitten rein geblieben und werden streng gewahrt, auf Bowkine wurde noch Anfang der fünfziger Jahre ein gefallenes Mädchen, welches auf dem Festlande in Dienst gestanden, gefedert; eine traurige Erscheinung bleibt ihre Vorliebe für starke Getränke, deren mäßiger Genuß bei der feuchten Seeluft zwar zuträglich erscheint, der aber durch Unmäßigkeit viel Elend auf den Inseln anrichtet. Fremdes Eigenthum ist ihnen heilig; eine Ausnahme davon machen ihre Begriffe über das Eigenthum an von untergegangenen Schiffen auf den Strand geworfenen Gütern, doch haben kräftige Maßnahmen der Regierung die althergebrachten Anschauungen der Insulaner schon bedeutend geändert. Bei einem Falle ist mir noch erinnerlich, daß fast die ganze männliche Bevölkerung einer Insel auf die Anklagebank gebracht wurde und längere Strafen erkannt werden mußten. Den Tod fürchtet der Insulaner niemals; bei Krankheiten wird selten ein Arzt zu Rathe gezogen und selbst auf Norderney, wo doch während der Saison verschiedene Mediziner anwesend sind, mußte bei vorgekommenen Epidemien ärztliches Einschreiten förmlich erzwungen werden. Sie sind eben Fatalisten, sagt der langjährige hannoversche Badearzt, Sanitätsrath Flügge. Der Aberglaube ist noch ziemlich entwickelt; eigenthümliche Töne am Strande sagen den nahen Untergang eines Schiffes vorher; alte Frauen wollen Leichenzüge über den Strand schreiten gesehen haben, wenn Angehörige beim Fischfange auf der See den Wellentod gefunden. Das Unheimliche und Gruselige an den langen Abenden und Nächten, das selbst den Aufgeklärteren bei einem Aufenthalte auf der Insel im Herbste überkommt, läßt den Glauben dieser Naturkinder an das Eingreifen des Ueberirdischen in menschliche Verhältnisse in einem milden Lichte erscheinen und noch lange werden daher auch Spuk und Geister ihren Wohnplatz am Meeressaum behaupten! Hinter der Insel lagert sich das Küstenland, früher wahrscheinlich damit verbunden, jetzt getrennt davon durch unabsehbare Wasserflächen, unregelmäßig geformt und im Laufe der Zeit beständig verändert. Die ganze Nordseeküste ist ein dem Meere abgewonnener Boden, welcher langsam gegen das Innere des Landes aufsteigt; auch heute noch behauptet der Mensch nur mühsam seine Stelle gegen die andrängenden Wasserwogen. Mächtige Deiche umsäumen die Küste; eine kleine Vernachlässigung derselben rächt sich bitter und ganze Ortschaften wurden in früherer Zeit ins Meer gezogen, wenn Uneinigkeit und Uebermuth hinderten, die Deiche zu bewachen. Ein laut redendes

Zeugniß davon ist der Dollart, ein Meerbusen bei Emden; wo jetzt die Fische sich tummeln, stolze Schiffe die Wellen durchfurchen, war einst ein fruchtbarer Landstrich, eine wahre Kornkammer, bestanden mit zahllosen Dörfern, in denen eine wohlhabende Menschenschaar ein behagliches Dasein führte.

In diesem steten Kampfe mit dem Meere hat sich der Charakter der Küstenbewohner, der Friesen, Oldenburger, Holländer ꝛc. gebildet; ein markiger Menschenschlag, fehlt ihm die anheimelnde Zutraulichkeit des Südländers und setzt an deren Stelle, wenn auch bei biederem Sinne, Verschlossenheit und Einsilbigkeit, die den Fremden als abstoßend, unangenehm berührt. Man müßte den Fremden fragen, was willst Du bei uns, bist Du doch zu schwach, an unserer Seite zu kämpfen.

Die Beschäftigung der Küstenbewohner bildet hauptsächlich die Schiffahrt, während die Fischerei wohl so lange von untergeordneter Bedeutung bleiben muß, bis Deutschland zu der Erkenntniß gekommen sein wird, daß es allein imstande ist, sich seinen Fischbedarf aus der Nordsee zu holen. Es ist schwer zu ergründen, wie der Schifferberuf einen so besonderen Reiz haben kann, wenn man an die Mühseligkeiten desselben und an die Gefahren denkt, die mit ihm verknüpft sind. Selten kommt es vor, daß ein Seemann sein Leben bei seiner Familie beschließt; als Regel kann man annehmen, daß von all den Schiffern kaum zehn in die Heimat zurückkommen und ein höheres Alter erreichen; viele bettet die See zum ewigen Schlummer, viele erliegen dem Klima fremder Welttheile und ruhen in den Massengräbern, welche jährlich in den Hafenstädten Südamerikas und Ostindiens errichtet werden. Verfasser hatte sechs Brüder, welche in einem Zeitraume von zwanzig Jahren hinweggerafft wurden. Zwei erlagen ihrer ersten Seereise am gelben Fieber; der eine gehörte einer Bemannung von vierzehn Mann an, wovon nur drei in die Heimat zurückkehrten. Daß die ganze Besatzung eines Schiffes, lauter gesunde, junge Leute, in kurzer Zeit wegstarb, gehört nicht zu den Seltenheiten.

Und doch regt sich schon im Knaben ein mächtiger Trieb für seinen Beruf; kaum erwartet er den Tag, wo er nach zurückgelegtem vierzehnten Lebensjahre als Schiffsjunge eintreten kann; häufig ist der Vater nicht mehr am Leben; verschollen mit seinem Fahrzeuge auf einer Herbstreise in der Nordsee, kennt niemand sein Grab; doch selbst dieses vermag die Mutter nicht zu bewegen, den Sohn von seinem Vorhaben abzubringen. Der Junge kommt aufs Schiff, dahin segelt die stolze Brigg in die weite Ferne; am Ufer steht die Mutter, mit dem Tuche dem Kinde ein letztes Lebewohl winkend; wer weiß, ob sie sich wiedersehen?

Auf dem Schiffe wird mit den Jungens wenig Umstände gemacht; streng ist die Disziplin und bei den Einrichtungen eines Fahrzeuges weiß jeder schnell, wo er seinen Platz hat. Der Dienst wechselt mit Schlafen und Wachen; eine willkommene Unterbrechung dieses Einerlei bietet dem Seemann die Ankunft und der Aufenthalt in einem fremden Hafen, wo er sich durch mancherlei Zerstreuungen entschädigt.

Streng geordnet sind die sozialen Verhältnisse auf den Kauffahrteischiffen, genau bestimmt sind Rechte und Pflichten. Sobald ein

Schiff seetüchtig gemacht, fertig ausgerüstet und neu bemannt worden ist, begiebt sich die gesammte Mannschaft mit dem Kapitän unter Begleitung des Heuerbaases — eines Maklers, dem die Anwerbung der Seeleute obgelegen — nach dem Rathhause, um beim Seeamte anzumunstern, d. h. den Dienstkontrakt zu vollziehen. In demselben — Munsterrolle genannt — sind die Namen der Betheiligten nach der Rangfolge aufgeführt, die Gagen bestimmt, die tägliche Beköstigung genau vorgeschrieben und festgestellt, daß die Mannschaft so lange auf dem Schiffe auszuhalten habe, bis die Rückkehr nach einem Heimatshafen stattgefunden. Irgend welche Vergehen, Vernachlässigung des Dienstes werden gewöhnlich mit Geldstrafen gesühnt, auf die der Kapitän erkennen kann und welche unverweigerlich in die Armenbüchse abgeführt werden. Nach der Rückkehr vom Seeamt erhält jeder seine Gage und zwar den zweimonatlichen Betrag im voraus; weitere Zahlungen, mit Ausnahme eines kleinen Taschengeldes, welches in fremden Hafenplätzen verabreicht wird, finden vor Auflösung des Dienstkontraktes nicht statt. Doch bekommen Verheiratete oder Matrosen, welche Angehörige unterstützen, eine Zahlungsanweisung auf den Betrag einer Monatsgage, welche, anhebend mit dem vierten Monate, einen um den andern Monat von dem Buchhalter des Schiffes honorirt wird. Drängt nicht eine besonders günstige Windrichtung zur sofortigen Abfahrt, so wird der Anmunsterungstag freigegeben und dies sind die letzten Stunden vor der Abreise, welche der Seemann im Familien- oder Bekanntenkreise zubringt. Häufig besucht er noch erst einen Wahrsager oder eine Wahrsagerin, welche in den Hafenplätzen stark vertreten sind und wovon einzelne bei der Schiffsbevölkerung in hohem Ansehen stehen, denn abergläubisch wird der Seemann wohl immer bleiben. Ich will dafür einen Fall erzählen, wie er mir von einem Jugendfreunde, einem sonst vorurtheilsfreien Schiffskapitän, überliefert ist. Mein Freund ist in Hamburg und wird mit zwei Kollegen an einem und demselben Tage segelfertig, so daß sie zu gleicher Zeit ihre Reise antreten wollen. In Hamburg wohnte damals ein berühmter Wahrsager, ein Mann, häufig bestraft wegen seines Gewerbes, dessen Sehergabe zuletzt aber der Senat selbst anerkennen mußte; als dieser Mann nämlich einmal wieder ins Gefängniß gebracht worden, hatte er sich erboten, die Einnahme aus der Thorsperre an einem bestimmten Sonntage genau auf Mark und Schilling vorher sagen zu wollen, wenn er dadurch die Freigebung seines Gewerbes erlangen könne. Der Senat soll auf diesen Vorschlag eingegangen sein und richtig, der Mann löste genau sein Versprechen, wodurch er eine so berühmte Persönlichkeit wurde, daß man häufig nur nach stundenlangem Warten bei ihm vorgelassen werden konnte. Dahin wandern natürlich auch unsere drei Freunde; in das Heiligthum des Wahrsagers eingelassen, sehen sie an einem schwarzbehangenen, mit zwei brennenden Kerzen bestandenen Tische, eine verschlossene Bibel vor sich, einen alten, ehrwürdigen Herrn, der sie schweigend zum Sitzen nöthigt. Er schlägt seine Bibel auf und liest mit leiser Stimme einen Psalmvers vor. Sie wollen, sagt er, morgen Hamburg verlassen, Ihre Schiffe sind seeklar; Sie werden, auf den ersten zeigend, eine schnelle und glückliche Reise haben, Sie, zum zweiten, werden durch ein Hinderniß lange aufgehalten, doch

erreichen Sie Ihr Ziel und für Sie, zum dritten nach einer Pause, habe ich — keine Offenbarung. Die Kapitäne verlassen den Propheten, um darauf noch einige Stunden bei der dampfenden Bowle zu verleben; früh am andern Morgen sind die Segel entfaltet, die Anker gelichtet und ein frischer Ostwind führt die Schiffe bald aus dem Gesichtskreis der alten Hansestadt. Wie erfüllt sich nun die Wahrsagung? Der erste erreicht schnell und ohne Unfall seinen Bestimmungsort; der zweite kollidirt bei Cuxhaven und muß mit seinem Fahrzeuge in sinkendem Zustande nach dem Ufer flüchten, wodurch die Reise bis zur Wiederherstellung des Schiffes unterbrochen, dann aber ungefährdet beendet wird; und von dem dritten hieß es nach einiger Zeit im Seeberichte: von dem Schiffe „Elise", welches am 2. September von Hamburg abgegangen, hat man seitdem nichts wieder gehört", d. h. Schiff mit Mann und Maus hat die Nordsee verschlungen. Nach solchen Vorkommnissen wird man den Aberglauben der Seeleute milder beurtheilen; dazu kommt das unbedingte Festhalten an den Ueberlieferungen von der Existenz des fliegenden Holländers, des Klabautermannes ꝛc., die in dem Vorkommen so mancher Naturerscheinungen auf See leicht den Glauben an etwas übernatürliches beim Menschen unterstützen.

Was nun die Leitung eines Seeschiffes anbetrifft, so ist in erster Stelle der Kapitän Führer desselben; die Berechtigung hierzu hängt von der Erfüllung genau vorgeschriebener Bedingungen ab, zunächst von der Absolvirung sämmtlicher Chargen, als da sind, Schiffsjunge, Leicht-, und Vollmatrose, Steuermann. Nach einem zweijährigen Dienst als Vollmatrose beginnt der Besuch der Steuermannsschule, nach deren Beendigung und nach Ablegung eines schweren Examens die Qualifikation als Steuermann ertheilt wird und zwar entweder nur für den Dienst auf Schiffen zu Reisen in der Nord- und Ostsee (kleine Fahrt) oder ohne Einschränkung (große Fahrt). Der Steuermann ist der erste Offizier auf dem Schiffe; er vertritt den Kapitän, überwacht die Ein- und Ausladung der Güter und führt auf See das Journal, das Sanktum eines Seeschiffes. In dasselbe werden täglich mehreremal eingetragen: die Beobachtungen über Längen- und Breitenbestimmungen, Windrichtung und Beschaffenheit derselben, die Geschwindigkeit des Schiffes, der Zustand der Pumpen, überhaupt auch alles außergewöhnliche, wovon Schiff und Mannschaft betroffen werden. Das Journal bildet die Grundlage bei Untersuchungen über Unfälle; es soll darthun, das vonseiten der Schiffsführer alles gethan, solche zu verhüten und die Maßnahmen rechtfertigen, die im Interesse des Schutzes für Mannschaft und Ladung bei außergewöhnlichen Ereignissen (Kollisionen, Orkanen) ergriffen wurden. Sobald das Schiff einen Hafen erreicht, wird das Journal unverzüglich der Behörde oder dem Konsulat übergeben, um jede Nachtragung oder Aenderung an dem unter dem Eindrucke stattgehabter Erlebnisse Niedergeschriebenen, unmöglich zu machen.

Hat der Steuermann eine zweijährige Dienstzeit hinter sich, so besucht er von neuem die Schule, um nach Ablegung einer Prüfung sein Schifferpatent zu erwerben. Er wird damit zur selbstständigen Führung eines Seeschiffes berechtigt und von jetzt an kennt er nur das Streben, ent-

weder aus eignen Mitteln ein Schiff zu erlangen oder in den Dienst einer Rhederei zu treten, welche ihm die Leitung eines Fahrzeuges anvertraut. Gelingt ihm dies, so hat er den Höhepunkt seiner Carrière erreicht; er gründet sich ein eigenes Heim, denn schon längst lebt das Bild eines holden Seemannskindes in seinem Herzen, das ihm Treue gehalten und bewahrt — Ausnahmen sind trotz der mitunter langen Abwesenheit des Gatten selten — bis der bittere Tod sie scheidet.

Die Stellung eines Schiffsführers ist durch ihre Verantwortlichkeit eine schwierige; sie verlangt auf See und Land ein offenes Auge und klaren Ueberblick, um die Interessen zu vertreten, die mit der selbstständigen Bewirthschaftung eines anvertrauten Gutes verbunden sind. Er ist der Vertreter seiner Rhederei an den Börsen fremder Hafenplätze, schließt die Frachtkontrakte für neue Fahrten ab, kassirt und remittirt die Frachtgelder, hat den Zustand und die Verproviantirung des Schiffes zu überwachen und über alle Einnahmen und Ausgaben Buch zu führen, um nach der Rückkehr eine genaue Abrechnung vorlegen zu können. Gesellschaftlich angesehen, wird die Stellung durch Bezug fester Gage und Tantième pekuniär einträglich. Zu den Logenbrüdern liefern die Schiffskapitäne ein namhaftes Kontingent.

Große Seeschiffe sind selten Eigenthum eines einzelnen; in der Regel vereinigen sich mehrere zur Erwerbung eines Schiffes, indem man das benöthigte Kapital in Theile (50—100) zerlegt und diese Antheilscheine veräußert; eine feste Verzinsung findet niemals statt, vielmehr wird Gewinn und Verlust gemeinschaftlich getragen, wodurch diese Einrichtung manche Aehnlichkeit mit den Bergwerkskuxen gewinnt. Die Aussichten auf Rentabilität sind sehr ungewiß; das Anlagekapital kann in wenigen Jahren ebensowohl doppelt zurückgezahlt sein, wie andererseits Fälle genug vorkommen, wo die Rechnung eines Schiffes kein Jahr ohne Unterbilanz abgeschlossen hat. Daß das Kapital an den Küstengegenden vorwiegend bei diesen wechselvollen Unternehmungen engagirt ist, bleibt dadurch zu erklären, daß lediglich die Schifffahrt das Leben der Länder erhält und nährt.

Der Bau eines Schiffes wird nach bestimmten Vorschriften aufgeführt und steht unter strenger, regelmäßiger Kontrolle, erheischt durch die Sorge um das Wohl der Menschen und bedungen durch die Wahrung der Versicherungsinteressen; beide sind von großer Wichtigkeit. Der mit Ueberwachung eines Schiffsbaues beauftragte Beamte, Expert genannt, prüft die zu verwendenden Materialien, ihre richtige fachgemäße Verwendung und nur wenn der Schiffsbauer seinen Anordnungen unverweigerlich nachgekommen, erhält das Schiff das Attest seiner Seetüchtigkeit und seines Assekuranzwerthes. Zum vollen Werthe wird keine Versicherung abgeschlossen, indem bei neuen Schiffen höchstens $^{7}/_{8}$ bis $^{15}/_{16}$ des Werthes gegeben wird. Nach Ablauf einiger Jahre wird das Schiff neu untersucht und klassifizirt. Die Versicherungshöhe wird immer weniger, bis es zuletzt als „ohne Klasse" bezeichnet, von den meisten Gesellschaften zur Versicherung abgelehnt wird. Von großer Wichtigkeit ist eine gute Versicherungsklasse; bei Befrachtungen wird sehr darauf gesehen und von werthvolleren Ladungen bleiben ältere Schiffe völlig ausgeschlossen.

In den Gegenden, wo sich alles um die Schiffahrt dreht, das

Wohl und Wehe der Mehrzahl der Bevölkerung davon abhängt, ist die Jahreszeit von großem Einfluß auf das dortige soziale Leben. Mit Angst und Bangen sieht man die bösen Herbstmonate kommen, wo die Elemente sich entfesseln und ihre unheilvollen Wirkungen entfalten. Am drohendsten kennzeichnen sich Oktober und November, heftige orkanartige Stürme heulen über Stadt und Land, mit mächtiger Gewalt die aufsteigenden Wassermassen gegen die Küste treibend; unsaglich schwer wird es dem Schiffer, sein Schiff auf hoher See zu halten; der Orkan aus Nordwest treibt es im Verein mit der Strömung unaufhaltsam den Inseln zu. Welche Sorge um diese Zeit in den meisten Familien herrscht, läßt sich nicht in Worten ausdrücken; die meisten haben Angehörige auf See, deren Schicksal sie mit Angst und Unruhe erfüllt, wenn die erhofften Botschaften über die Zeit ausbleiben; wie oft wird der Beistand des Seelsorgers angerufen, wenn bereits eine Trauerpost eingelaufen und er die Familie schonungsvoll auf die Schläge des Schicksals vorbereiten muß. Nicht minder lebt die Geschäftswelt in banger Besorgniß, große Kapitalien stehen auf dem Spiele und die Verluste in einer einzigen Sturmnacht sind oft unberechenbar.

In gewaltiger Aufregung leben zur Zeit eines Sturmes, dessen Heranmahen mancherlei Anzeichen verkündeten, die Insulaner; die ganze Einwohnerschaft weilt am Strande und auf den Dünen, mit ängstlichen Blicken nach dem in Noth gerathenen Fahrzeuge spähend; die Rettungsboote sind weit nach dem Strande gezogen, um mit ihren todtesverachtenden, aufopferungsbereiten Mannschaften sofort abstoßen zu können. Mit bewaffnetem Auge läßt sich deutlich das Schiff erkennen, das gegen die Brandung kämpft; haushoch schlagen die Wogen gegen dasselbe und zischend bespritzt der Wasserschaum die an den Masten festgebundene Mannschaft, welche an den Pforten des Todes, Rettung hoffend, ängstliche Blicke nach der fernen Insel richtet. Wieder erheben sich mächtige Wellen, ohnmächtig schnellt das Schiff, der Lenkung des Steuerruders spottend, gegen das Riff und mit im Heulen des Sturmes verhallendem Krachen zertrümmert es wie eine Nußschale und sinkt in die Tiefe! Auf der Insel ist man über diesen Ausgang nicht in Zweifel gewesen, längst ist das Rettungsboot zu Wasser gelassen um möglichst der Unglücksstelle nahe zu kommen und Menschenleben zu retten; doch umsonst, immer wieder zurückgeschlagen erlahmt zuletzt die Kraft der Stärksten. Lautlos ziehen sie ihr Boot wieder auf den Strand, um in ernster Stimmung heimzukehren ins Dorf, doch leuchtet aus ihren Blicken das Bewußtsein, streng, wenn auch vergebens erfüllter Pflicht der Menschenliebe gegen die untergegangenen Brüder. Von dem untergegangenen Schiffe und seiner Ladung werden gewöhnlich einzelne Trümmer später aufgefischt oder auf verschiedenen Inseln an den Strand gespült; ist ein Namensbrett dabei, so sind Vermuthungen über Heimat und Nationalität des Fahrzeuges beseitigt. Auch mit der Herausgabe seiner Opfer ist das Meer manchmal freigebig; werden Leichen am Strande gefunden, so fertigt der Strandvogt das Signalement davon und inventarisirt die Kleidungsstücke, wonach die irdische Hülle unter Theilnahme der Insulaner und Assistenz der Geistlichen auf dem „Drinkeldooden karkhof“

(Kirchhof der Ertrunkenen) in geweihte Erde gebettet wird. Bei der Ungewißheit über die Person des Verunglückten erhebt sich hier nur selten ein Kreuz, wodurch Angehörige das Andenken ihrer Heimgegangenen ehren.

Anfang der fünfziger Jahre wohnte ich auf der Insel Spykeroog einer Strandung bei, deren Opfer ein Bremer Auswanderungs-Dreimaster war; über zweihundert Personen waren in kurzer Zeit von der See verschlungen, da eine Rettung nicht möglich war. Drei Tage nachher trugen die Wellen vierundsechzig Todte an den Strand; schaurig anzusehen, lagen sie hingestreckt, Menschen aller Altersklassen, welche erst vor wenigen Tagen die Stätte ihrer Kindheit verlassen hatten, um mit hochgehenden Hoffnungen im fernen Westen eine neue Heimat zu erkämpfen. Die Züge dreier junger Württembergerinnen waren noch verklärt von dem Glücke, dem sie entgegenzugehen hofften. Doch hier am Strand der brausenden Nordsee senkten wir sie in das dunkle Grab und als die irdische Hülle unter dem grauen Sandhügel verschwunden war, glänzte eine Thräne in dem Auge des jungen Geistlichen, dessen Friedensworte des unerforschlichen Eingreifens der Vorsehung in den Lebenslauf der Menschenkinder gedachten.

Erfreulicherweise verlaufen die Strandungen nicht immer so tragisch; hat ein Schiff bei allem Unglück das Glück gehabt, der Brandung fern zu bleiben, so wird es durch die Wucht der Wellen auf den Strand getrieben und bleibt im Sande liegen. In diesem Falle wird die Rettung der Mannschaft ohne Schwierigkeit ausgeführt und auch von den Schiffsutensilien und der Ladung wird soviel als möglich geborgen, so daß nur der Schiffsrumpf zurückbleibt. An der Bergung hat jeder Insulaner unter Aufsicht des Strandvogts mitzuwirken, der sobald als möglich den Lloydsagenten — den internationalen Vertreter sämmtlicher Versicherungsgesellschaften — von dem Geschehenen zu benachrichtigen hat. Seine Herüberkunft nach der Insel erfolgt unverzüglich; er sorgt für die Weiterbeförderung der Geretteten, inventarisirt die Interessen der bei dem Unfalle in Frage kommenden Parteien.

Wenn der Winter die Kommunikation mit der Insel nicht zu sehr erschwert, erfolgt der Verkauf geretteter Güter sehr bald; das ist von hoher Bedeutung für viele Handelsleute, da häufig Objekte von bedeutendem Werthe zur Ausbietung kommen und die Betheiligung an diesen Auktionen bei dem damit verbundenen Risiko etwas aufregendes hat. Für den Insulaner sind diese Verkaufstage Freudentage, theils wegen der Abwechselung in dem eintönigen Leben, theils auch wegen des kommenden Gewinnes, was namentlich für die entfernt liegenden, ärmeren Inseln von Bedeutung ist. Die seit alter Zeit bestehende Strandordnung bestimmt nämlich, daß der Erlös der geretteten Güter zu $^1/_3$ dem Fiskus zufällt; $^1/_3$ wird an die Assekuranz abgeliefert und $^1/_3$ unter die Insulaner nach Maßgabe ihrer Grund- und Hausbesitzer ꝛc. vertheilt. Ob bei Abfassung des früheren Kirchengebets, worin es heißt: „Herr, segne unsern Strand", die Förderung der Strandungen von dem Höchsten erbeten werden sollte, lasse ich dahingestellt, wenn es auch an Behauptungen dafür nicht fehlt.

Nach Festsetzung einer Strandauktion fahren die Käufer gewöhnlich schon einen Tag vorher nach der Insel ab. Personen der ver-

schiedensten Geschäftsbranchen und Nationalität, darunter Engländer, Dänen, Holländer ꝛc., stark gemischt mit jüdischen Handelsleuten aller Art. Das Wirthshaus hat zur Feier des Tages die Flagge gehißt und scheint sich seiner Bedeutung bewußt zu sein, da es während der Verkaufstage auch als Börse dienen muß. Nachdem die Fremden sich in den einfachen Insulanerhäusern nach einem Quartier umgesehen haben, treibt sie die Neugierde bald nach dem Strande, um die Verkaufsobjekte zu besichtigen. Hier lagern, je nach der Ladung, Gegenstände aller Art, größtentheils schon mit Sand überzogen, weitläufig am Strande und auf den Dünen ausgebreitet; ich fand einmal vierzig große Kisten englische Stahlfedern dazwischen, aber keine einzige mehr brauchbar, weßhalb die ganze Partie von einem Insulaner erstanden wurde, der die Holztheile zu Brennholz verwandte. Soweit als thunlich machen sich einzelne die nöthigen Aufzeichnungen, merken sich die Lage der bessern Gegenstände und überschlagen den Geldwerth der Auktion.

Bei eintretender Dunkelheit findet sich alles im Wirthshause versammelt; hier bilden sich die Käufergruppen für den folgenden Tag; denn es ist nicht Usus, daß ein einzelner für sich bietet. Gewöhnlich bilden sich Gruppen von zehn bis zwanzig Personen, je nach dem Interesse, welches man für die Waare hat. Von diesen bietet und kauft auf der Auktion nur ein einzelner, um ein gegenseitiges Vertheuern zu verhindern; erst nach dem öffentlichen Verkaufe hält jede Gruppe wieder unter sich einen regelrechten Verkauf ab und dessen Ueberschuß wird nach Verhältniß des angelegten Geldantheils geschäftsmäßig verrechnet. So ist die Auktion für diejenigen nur eine Spekulation, welche keine Absicht hatten, Waaren zu erstehen. Mitunter ist ein „Grüner" so unklug, sich von diesen Gruppen — den sogenannten Kabruchen — fern zu halten und auf eigene Hand zu operiren; er vertheuert sich und anderen die Sachen, hat dafür aber später Schwierigkeiten zu bekämpfen, welche ihm ein für alle Mal die Theilnahme an diesen Auktionen verleiden und ihm nicht leicht zu verschmerzende Verluste zufügen können. Kein Insulaner hilft bei der Fortschaffung seiner Sachen, keiner bewahrt ihm werthvollere Gegenstände auf, und kommt er später mit Leuten vom Festlande, um das Gekaufte fortzuschaffen so liegt vieles am Strande zerstreut oder ist im Sande verschwunden.

Während die Fremden im Wirthshause verhandeln, ein Spielchen machen und Bank legen, denn sie sind gut mit Geld gespickt, versammelt sich die rüstigere Insulanerwelt in einem größeren Hause und macht unter den Klängen der Handharmonika ein Tänzchen, wobei der dampfende Grog sein Feuer spendet, oder es wird eine Terrine mit einem Gemisch von Branntwein, Rosinen und Zucker herumgereicht, aus der die Anwesenden der Reihe nach Männlein und Weiblein, alt und jung mit einem Löffel trinken, Tanz und Trinken hin und wieder durch einen monotonen Gesang unterbrechend. Diese Lustbarkeit, welche vor keiner Strandauktion fehlt und worauf man sich lange vorher gefreut hat, nennt der Insulaner seine „Klottje hochtied" (bunte Hochzeit).

Die Auktion dauert meistens mehrere Tage und nimmt einen muntern Verlauf; schlechte Witze kritisiren die Anpreisungen und Einsätze des

Ausrufers, so daß selbst der würdige Auktionator sich des Lachens nicht enthalten kann; namentlich bildet ein von den Gruppen Ausgeschlossener, ohne bei seiner Unerfahrenheit eine genaue Ahnung davon zu haben, die Zielscheibe des Spottes.

„Morgen ist Schluß der Auktion", verkündet der Ausrufer; „es kommt der Schiffsrumpf zum Aufsatz, möge ihn jeder am Strande noch mal besehen!" — „Er war zu 20,000 Thalern versichert", bemerkt tonlos der Agent dem Auktionator."

Je nach Beschaffenheit und Lage des Schiffskörpers am Strande, ob er schon am Kiel gebrochen oder nicht, ob ein Abbringen und Flottmachen zu den Möglichkeiten gehört, bleibt das letzte Objekt des Verkaufes das Interessanteste. Hat man nur einigermaßen Hoffnung, das Schiff wieder in freies Wasser zu bringen, so finden sich schnell Gesellschaften, welche beim Ankauf konkurriren und um den Zuschlag streiten. So schnell es geht, werden dann Anstalten getroffen, das Schiff mit Hilfe anderer Fahrzeuge, Tonnen und Winden flott zu machen. Zuweilen glückt es, doch häufiger unterbrechen Sturm und hohe Flut die Abbringungsarbeiten und in einigen Stunden haben die mächtigen Wellen das Wrack zertrümmert; das Meer ist eben rücksichtslos.

Bei einer Auktion, der ich beiwohnte, erzielte das Wrack eines mächtigen norwegischen Vollschiffes 25 Thaler; es saß hoch oben am Strande und konnte bei Ebbe umgangen werden. Ein alter jovialer Jude hatte es für sich allein erstanden, der bei dieser Gelegenheit mit der den Juden eignen Furcht vor dem Wasser reichlich aufgezogen wurde, doch er meinte, trotzdem wolle er uns am Abend durch einen kleinen Spaß entschädigen. Und richtig, am Abend verbreitete sich vom Strande her ein riesiger Feuerschein, mit gewaltiger Glut die tiefe Finsterniß unbeschreiblich schön erleuchtend; die dunkelroth aus dem angezündeten Wrack emporlodernden, in dem getheerten Holzwerke reiche Nahrung findenden Flammen schufen ein Feuerwerk, das bei der Erhabenheit der Natur einen tiefen Eindruck machte und mir unvergeßlich bleiben wird. Am andern Morgen wurden bei Ebbezeit aus dem verkohlten Holze die vielen übrig gebliebenen Kupfer-, Messing- und Eisentheile aufgesammelt, bei deren Anblick unserm Moses die Zufriedenheit mit dem gemachten Kaufe aus den Augen leuchtete.

Das war das Ende eines stolzen Seglers, so schloß die Strandauktion und so beendige auch ich meine Aufzeichnungen, die einer längeren Geschäftsthätigkeit am Rande des Meeres entnommen und welche hoffentlich für den großen Leserkreis im Binnenlande nicht ohne Interesse sind. Möchten sie dasselbe rege erhalten für jene unserer Brüder, welche vorwiegend dazu ausersehen sind, unsere Flagge in fremde Welttheile zu tragen und Deutschlands Macht auf allen Meeren auszubreiten!

März.

Morgenrot, rosen am Himmel und Blühen
Ist heilige Zeit für weiße Jungfrau Maria.
Blumen auf den Altarlagen, an Muttertag
Ist eine Ehre dem Frühlingsmonde gleich.

Wenn blüht mit weißer grüner Jungfräulein
Und Mutter Gottes Ehre, Maria, Maria,
Ist eine Zeit voll Frühling, Mutter Gottes
Der Jungfrau wie Mutterschaft gleich.

Wenn wir zur Ehren, zur heiligen Muttergottes
Die Altäre schmücken mit Blumen,
Mit goldnen Leuchtern und Kerzenschein
Ist Liebe gottlosen Trostes gleich.

Wenn auch die Jugo weiße Glocken
Und Mutter Gottes Ehre, Maria,
Und auch so verschieden Marienfeste
Im Monden volle Frühlingszeit gleich.

O Mutterherz! Schütz uns vor Sünden
Und für uns bitte im Himmel Gott,
Daß wir dich ehren, daß wir dich lieben
In unsrer Zeit und Stund, ich Sünderin!

Irene Ehren.

Eine Fächer-Ausstellung.

Schon vor einer Reihe von Jahren hatte ein aus den Kreisen der oberen Zehntausend in England stammender Einfall Veranlassung gegeben im South Kensington Museum zu London eine Sammlung von Fächern zu veranstalten, welche durch das unerwartet lebhafte Interesse, das ihr von allen Seiten dargebracht wurde, eine ganz besondere Vollkommenheit nach allen Seiten erreichte. Hier sah man Fächer aus den verschiedensten Ländern, welche deutlich verriethen, wie die Mode sich veränderte, und gleichzeitig den Beweis erbrachten, wie weit persönliche Phantasie sich in besonderen Fällen geltend machen kann. Es befanden sich unter dieser Sammlung nicht bloß Mustereremplare englischer Herkunft, sondern auch Proben von italienischer, spanischer, deutscher, österreichischer, holländischer und belgischer Arbeit, und neben diesen noch solche aus weitentfernten Ländern, wie aus Indien, Japan und China. Die Aufzählung der Merkwürdigkeiten und Kostbarkeiten genannter Sammlung erscheint so interessant, daß sie gewiß auch heute noch gern gelesen wird. Es wäre sehr schwer gewesen, für die damals zusammengekommenen vierhundert Exemplare, welche die gewöhnlichsten wie die allerfeinsten Arten repräsentirten, einen Marktpreis anzugeben, schon weil manche derselben als wirkliche Kunstwerke galten, für welche Liebhaber heute Preise anlegen würden, die den früheren Kaufwerth unzweifelhaft weit überschreiten dürften; während andere wieder, abgesehen von der kunstvollen und kostbaren Arbeit, wiederum hochgeschätzt werden würden, weil sie geschichtlichen oder sonstwie hervorragenden Damen entweder gehört hatten oder noch angehörten. Es hatten nämlich nicht allein die berühmtesten französischen Fächerfabrikanten — wie Duvellenoy, Alexandre, Chardin und Fayet — einige ihrer gewähltesten Erzeugnisse beigesteuert, sondern auch die allerhöchsten und vornehmsten Damen freiwillig ihren Beitrag geliefert, um jene Sammlung so umfangreich und vollständig als möglich zu machen. Die Königin Viktoria hatte siebzehn Fächer gesendet, die Exkaiserin Eugenie fast

die doppelte Zahl, während die englische Aristokratie vertreten war durch die Herzogin von Northumberland, die Gräfin von Warwick, Lady Lindsay, Gräfin von Craven, Lady Drake, Gräfin von Granville, Gräfin von Tankerville, Gräfin von Dudley, Gräfin von Shaftesbury und andere; die französische durch die Vikomtesse d'Aguardo, Gräfin Duchatel, Prinzessin Metternich, die Gräfin Beaussier; Herzogin von Mouchy, Gräfin d'Armaillé, Gräfin de Bardaillac, Gräfin de Pourtalès und andere mehr. Die Lady Wyatt hatte von allen am reichlichsten beigetragen, indem sie nicht weniger als dreiundsiebzig Fächer aus verschiedenen Zeiten und Ländern einsandte, welche sich indeß alle durch ihren künstlerischen Werth auszeichneten. Selbst Herren, die zwar in Europa Fächer nicht selbst gebrauchen, aber doch solche gelegentlich kaufen, hatten aus ihren Vorräthen zu der höchst gewählten und nicht nur unterhaltenden, sondern auch belehrenden Sammlung beigesteuert. Wer kann uns sagen, wann und wo der Fächer zuerst benutzt wurde? Da sein eigentlicher Zweck doch darin besteht, bei warmer Atmosphäre einen kühleren Luftzug zu erzeugen, wird man seine Geburtsstätte natürlich in den heißen Klimaten suchen. Wir wissen, daß man in Aegypten schon vor drei- bis viertausend Jahren Fächer hatte, denn solche finden sich auf Gemälden an den Mauern der Gebäude von Theben dargestellt. In der That war der Fächerträger bei den Pharaonen ein hoher Offizier, der sich des Fächers im Kriege als Standarte, im Palaste als Hilfsmittel zur Erzeugung eines kühlen Luftzugs bediente und mit demselben im Tempel schädliche Insekten von den geheiligten Opfern scheuchte. Die alten Griechen gebrauchten Fächer von besonders schöner Form; zuweilen zwei nebeneinander gestellte Flügel eines Vogels, die man an zartgearbeiteten Handgriffen befestigte; zuweilen nur Federn von verschiedener Größe, welche halbkreisförmig am Stiel angeordnet waren. Die vornehmen römischen Damen hatten meist ungeheure Fächer aus Pfauen- oder gefärbten Straußenfedern, welche von dem Diener getragen wurden. Wir wissen zwar, daß die vornehmen Damen in Europa, d. h. hier im Abendlande, im 13. Jahrhundert Fächer benutzten, dagegen ist nicht festzustellen, wie weit zurück diese Mode wohl gereicht haben möge. Der zusammenlegbare Fächer, wie wir ihn jetzt kennen, wurde sicherlich in Japan erfunden, von welchem Lande er nach China, dann, im 15. Jahrhundert, nach Portugal, von hier nach Spanien und Italien, und endlich im 16. Jahrhundert nach Deutschland, England und Frankreich kam. Der Fächerhandel in Europa ist zu keiner anderen Zeit so bedeutend gewesen, wie etwa in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts, wo der Fächer ein geradezu unentbehrliches Toilettestück bildete und fast jede Dame eine wirkliche Sammlung von solchen besaß. Er war ein sehr wichtiges Hilfsmittel andere zu bezaubern, zur Entwickelung bestechender Grazie, diente zur Einfädelung von Liebeleien, zur reinen Koketterie und zu einer Art stummen Sprache für allerlei Gegenstände. Ein Dichter nannte ihn das „Scepter der Welt". Eine französische Dame aus der hohen Aristokratie zur Zeit Ludwigs XIV. erklärte, eine Dame möchte noch so liebenswürdig, graziös und elegant gekleidet sein, sie werde doch immer eine lächerliche Rolle spielen, wenn sie den Fächer nicht gewandt zu hand-

haben wüßte; daß man an den Bewegungen eines Fächers eine Prinzessin von einer Gräfin, eine Gräfin von einer Marquise, eine Marquise von einer titellosen Dame unterscheiden könne, und daß dieses subtile Instrument durch die Art des Oeffnens und Schließens, des Hebens und Senkens, des Wedelns und Hin- und Herbewegens, wie der Haltung und der Richtung geeignet werde, eine Unzahl von Gedanken zum Ausdruck zu bringen. Schon lange Zeit vorher hatte sich Addison im „Spectator" sehr unterhaltend über die Fächergeschichte ausgelassen. Er stellt sich ein in Linie aufgezogenes Regiment junger Damen vor, welche eben „Fächer-Exerzieren" treiben und die Commandos ausführen wie: „Ergreift den Fächer!" — „Entfaltet den Fächer!" „Feuer!" — „Den Fächer beim Fuß!" — „Den Fächer auf!" — „Schwenkt den Fächer!" ꝛc. Die Schilderung von drei dieser Evolutionen, betreffend das Ergreifen, Entfalten und Schwenken ist besonders ausführlich behandelt. „Auf das Commando „ergreift den Fächer!" richtet jede Dame mit süßem Lächeln ihren Fächer mir zu, giebt dann der rechten Nachbarin damit einen Schlag auf die Schulter, drückt ihre Lippen auf das Ende der schönen Waffe und läßt dann die Arme mit leichter Bewegung sinken." Das „Entfalten" ist besonders wirksam, weil es Gelegenheit giebt, die hübschen auf dem Fächer angebrachten Devisen zur Schau zu stellen. „Dieser Theil der Uebungen gefällt dem Zuschauer unbedingt mehr als jeder andere; er entschleiert im Augenblicke eine zahllose Menge von Cupidos, Guirlanden, Schmuckvögel, Regenbogen und ähnliche angenehme Erscheinungen, welche sich wie selbstbefriedigt dem Auge bieten." Dann bei dem Commando „schwenkt den Fächer!" heißt es: „Nun entwickelt sich eine unabsehbare Mannigfaltigkeit von Bewegungen, zu denen das Schwenken des Fächers bequem Veranlassung bietet. Da giebt es ein unwilliges, bescheidenes, furchtsames, verlegenes, heiteres und ein verliebtes Schwenken. Mit einem Worte, es existirt wohl kaum eine Regung der Seele, welche nicht durch entsprechende Bewegung des Fächers ausgedrückt werden könnte, so daß ich schon aus dem Anblick einer eingeübten Dame erkenne, ob sie lächelt, erschrickt oder erröthet. Ich habe einen Fächer sehr ärgerlich gesehen, daß es für den eben abwesenden Geliebten gefährlich gewesen wäre, in dessen scharfen Luftzug zu kommen; und zu anderen Zeiten wieder so schmachtend, daß ich im Interesse der Dame selbst sehr froh war, den Geliebten in gemessener Entfernung von ihr zu wissen. Ich brauche nicht besonders hervorzuheben, daß der Fächer je nach der Natur der Person, die ihn trägt, entweder einen bloßen Schmuck oder eine Koketterie darstellt." Das P. S. ist auch noch interessant, denn es lautet: „Ich lehre jungen Herren die ganze Kunst des Liebens durch den Fächer."

Mit den Fächern dieser schönen Sammlung ist manche hübsche Episode verknüpft, die sich theils auf die Besitzerinnen selbst oder auf die Umstände bezieht, unter denen das Eigenthumsrecht an jene von Zeit zu Zeit wechselte. Unter denen, welche Lady Wyatt geliefert hatte, befindet sich einer, der ihrer Großmutter an deren Hochzeitstage vor gerade hundert Jahren geschenkt worden war, ein seidenes Schmuckstück mit gravirtem und vergoldetem Elfenbeingriff und emaillirten und getriebenen Seitenwänden. Ein von Vidal und Hervy gemalter

Pergamentfächer, der mit aufgelegtem und gravirtem Elfenbein geziert ist, wurde der Kaiserin Eugenie dargebracht, als sie nach der Weltausstellung von 1855 die Preisvertheilung vornahm. Ein französischer Fächer mit modernem Blatt hatte einen Handgriff, der einst der Marquise von Pompadour in den fröhlichen Tagen Ludwigs XIV. gehörte. Hier befand sich auch der Fächer aus der Hochzeitstoilette der Kaiserin mit dem Datum des 30. Januar 1853. Ein alter chinesischer Fächer mit Goldfiligrangriff und Emailleverzierung wurde im Jahre 1804 bei Gelegenheit der Krönung Napoleons I. vom chinesischen Gesandten der Frau Marschall Gräfin Clansel gewidmet, deren Enkelin Madame de Ville de Sardelys die jetzige Besitzerin desselben ist. Ein historisch interessanter Fächer ist derjenige, welcher der unglücklichen Königin Marie Antoinette gehörte; sie übergab ihn im Jahre 1789 ihrer Spitzenbewahrerin, von der er durch die Hand der Madame la Cruyère an Herrn de Thiac überging; die Elfenbeinschnitzerei daran „Begegnung zwischen Porus und Alexander" ist eine wunderschöne Arbeit. Ein alter französischer Elfenbeinfächer mit Verzierung in „Vernis Martin" zeigt nach der Beschreibung der Madame de Sevigné ein Bild, „Die Toilette der Marquise de Montespan" darstellend. Hier möge beiläufig bemerkt sein, daß der Name „Vernis Martin" von einem berühmten Kutschenmaler Martin herrührt, der zur Zeit Ludwig XIV. auch viele Fächer sehr schön bemalte und lackirte. Der Fächer, den die Kaiserin Eugenie der Gräfin de Pourtales verehrte und der von Alexandre in Paris herstammte, hatte in den Goldverzierungen der Seitenwände eingelegte prächtige kleine Emailarbeiten. Ein anderer mit Malereien von Prevost, die Bilder Franz' I. zu Schloß d'Anet, Ludwigs XIV. zu Versailles und des Kaisers im Bois de Boulogne enthaltend, wurde von der letzteren der Vikomtesse d'Aguardo, einer ihrer Ehrendamen, geschenkt, wie auch zwei andere von hoher Schönheit, welche die Fürstin Metternich erhalten hatte. Der Fächer der Gräfin Granville, der dieser von der ausländischen Kommission der Ausstellung von 1867 gewidmet wurde, zeichnet sich durch seine reichen Seidenmalereien von Hanon und seine Elfenbeinschnitzereien von Rambert besonders aus. Einer der Fächer war der, welcher 1837 zur Trauung der Herzogin von Orleans angefertigt worden war, und der jetzt ihrer Schwiegertochter, der Gräfin von Paris, gehört; ebenso der von Duvellerroy zur Hochzeit der letztgenannten Prinzessin im Jahre 1864 angefertigte Fächer. Ein etwas merkwürdiges Kunstwerk ist ein im Besitz der Prinzessin von Wales befindlicher Fächer, der in Rußland von einem ungarischen Künstler prächtig gemalt wurde, und eine allegorische Darstellung der Heimkehr des Prinzen von Rußland nach der Vermälung seiner Schwägerin, der Prinzessin Dagmar von Dänemark, mit dem damaligen Fürsten Thronfolger zeigt; die Art und Weise, in welcher gegen zwanzig kleine Liebesgötter sich gegenseitig ein Lebewohl zurufen, von denen einige die Devise „Ich dien", andere den Federbusch des Prinzen von Wales tragen, ist höchst phantasievoll. Ein Fächer, der einst der Marquise de Pompadour gehörte, jetzt aber im Besitz der Madame Achille Jubinal ist, ist wunderbar aus Papier als Nachahmung von Spitzengewebe ausgeschnitten, und zwar so fein, daß man kaum begreift, welcherlei

Schneidewerkzeuge bei Herstellung desselben benutzt worden sein mögen. Ein englischer Fächer aus der Zeit Karls I. aus dem Jahre 1696 wurde von der Prinzessin Anna, der späteren Königin von England, einer jungen Dame, bei deren Verheiratung mit einem Landedelmann geschenkt. Von einem Fächer, der vor über neunzig Jahren Marie Antoinette gehört hatte, ist deren Namenszug entfernt und dafür ein anderer auf einer angehängten Platte angebracht worden. Ein sehr alter deutscher Fächer, aus der Gothaer Sammlung, wurde von dem verstorbenen Prinzgemal der Königin Viktoria verehrt, ebenso wie ein Staatsfächer von moderner französischer Herkunft. Hier befand sich ferner ein Fächer, der für den corbeille der Herzogin von Orleans angefertigt war und den der Graf von Paris der englischen Prinzessin Helena bei deren Vermälung mit dem Prinzen Christian geschenkt hatte; und weiter ein solcher, ein Geschenk der Königin von Preußen an die Königin Viktoria aus dem Jahre 1852, mit Abbildungen von sieben königlichen Residenzen aus beiden Ländern; dann wieder einen, der nach einander in den Händen von drei Königinnen — von Maria Antoinette, der Königin von Belgien und der Königin Viktoria — gewesen war, und endlich ein italienischer Fächer aus dem vorigen Jahrhundert, der erst der Königin Charlotte und dann der Herzogin von Bedford gehört hatte, von der, welche Bettkammerdame war, er der jetzigen Königin gewidmet wurde. Andere in ihrer Eigenthümlichkeit mehr oder weniger anziehende, der Königin von England gewidmete Fächer sind diejenigen vom Herzog von Coburg und der Herzogin von Gordon, ein dritter, welcher der Herzogin Charlotte, und ein vierter, der früher der Königin Adelaide gehörte. Ein auf Küchleinhaut in pompejanischem Stil gemalter Fächer war der einzige, den die Prinzessin Charlotte 1809 ihrer Erzieherin, der Gräfin von Elgin', schenkte. Ein fast zweihundert Jahre alter holländischer Fächer soll bestimmt gewesen sein, die Vermälung Wilhelms von Oranien mit Mary von England zu verewigen; er befand sich im Besitz einer vornehmen, zu den Parteigängern der Oranier gehörenden holländischen Familie. Ein sehr geschmackvoll auf Lammleder gemalter Fächer gehörte Benjamin West; während ein anderer auf Küchleinhaut gemalter Fächer Sir Josua Reynolds angehörte, von dem er seiner Nichte, der Marquise von Thomand, geschenkt wurde. Auch die berühmtesten Künstler würden gewiß gern Fächer besitzen, auf denen, abgesehen von jedem anderen Interesse sich der Pinsel Watteaus oder Gavarnis verewigt hat. Die Eventaillistes oder Fächerfabrikanten Frankreichs betreiben ihr Geschäft mit wohlüberdachter Organisation und nach vorzüglichem System. Zwanzig verschiedene Operationen, welche von ebenso vielen Händepaaren ausgeführt werden, sind nothwendig, um den billigsten, für wenige Pfennige käuflichen französischen Fächer herzustellen, und für die kostbaren Erzeugnisse von höchster Vollendung ist die Arbeitstheilung natürlich eine weit größere. Die sogenannten Eventaillisten selbst, wie Duvelleroy, Alexandre, Fayet, Chardin und andere, sind thatsächlich nur die eigentlichen Fertigmacher — die Monteure der Fächer. Es giebt etwa vier verschiedene Zweige des Handels, die sich mit den verschiedenen Einzeltheilen eines Fächers befassen; und kein Fächer, weder ein gewöhnlicher noch ein ganz feiner,

ist wirklich fertig, bevor nicht alle diese Zweige ihren Theil zugesteuert haben. Das Material und die Herstellung von Fächern ist so genau berechnet, daß selbst Duvelleroy ohne Zögern jeden Auftrag auf Fächer im Preise von einer halben Mark das Dutzend annehmen würde; während es auf der anderen Seite Fächer giebt, deren Elfenbeingriff nicht weniger als 1600 einzelne Löcher enthält, die auf den Raum eines Quadratzolles eingebohrt sind.

Es sei uns gestattet, hier noch eine kurze Darstellung der Fabrikation zu geben. Die Franzosen bezeichnen mit dem Namen „pied“ (Fuß) die festen Theile (das Gestell) des Fächers, mit „feuille“ (Blatt) aber die beweglichen oder zum Zusammenfalten eingerichteten Theile. Jener pied zerfällt wieder in die Unterabtheilungen der „brins“ oder inneren Rippen und der „panaches“ oder äußeren Rippen oder Seitenwände, Deckel. Das ganze Gestell wird aus sehr verschiedenartigem Material hergestellt, z. B. aus Ebenholz, Pflaumenbaum, Sandelholz oder Lindenholz, aus Knochen, Elfenbein, Schildkrot, Perlmutter ꝛc., aus gewöhnlichem oder kostbarem Stoffe je nach der Qualität des Fächers. Das Material zu den Rippen wird bearbeitet durch Sägen, Feilen, Poliren, Bohren, Graviren, Vergolden und durch andere dekorative Prozesse; dann werden Flitterchen und feine Bolzen von Gold, Silber oder Stahl angebracht und die Einzelrippen unten am Handgriffe beweglich verbunden, wo öfter eine Gemme oder ein Edelstein die theureren Exemplare schmückt. Bei der Herrichtung der Rippen ist reichliche Gelegenheit zur Entwickelung feinen Geschmacks gegeben, und vorzüglich die stärkeren und auch meist etwas breiteren Außenrippen oder Deckelplatten gewähren viel Spielraum zur Anbringung phantasievollen Schmuckwerkes. Das „Blatt“ fertigt man aus einer noch größeren Anzahl Stoffe als das Gestell, und zwar aus Seide, Atlas, gefärbtem oder bemaltem Papier, aus bedruckten oder gaufrirtem, versilbertem oder vergoldetem Papier, aus Pergament, Lammfell, Ziegenleder, Küchleinhaut, aus Spitze, Tüll, Gaze, Crêpe, aus Häkelarbeit, Gold- oder Silbergewebe, aus Pfauen- oder Fasanenfedern und dergleichen mehr. Eine sehr gebräuchliche Zusammenstellung ist die aus Papier auf der einen und Seide auf der andern Seite. Künstler jeden Grades von Geschicklichkeit und Ruf werden mit dem Bemalen der Blätter beschäftigt, und wo es auf den Preis der Waare nicht ankommt, da begegnet man den Namen eines Watteau und Boucher, eines Roqueplan und Gavarnis, eines Dupré, Boulanger und anderen berühmten Namen; während man am entgegengesetzten Ende der Skala — also bei Herstellung der billigsten Sorten — Kinder beschäftigt findet, welche eben nur imstande sind, ein paar helle Farbenklexchen auf einem Fächer anzubringen. Mit der Hand kolorirte Kupferdruckbilder findet man auf den Blättern sehr vieler Fächer, ebenso wie verschiedene Arten von Chromo-Lithographien. Das Blatt erhält seine nothwendige Faltung, bevor es am Gestell sozusagen montirt und an der Verlängerung der inneren Rippen (durch mancherlei Klebstoffe) befestigt wird.

Die Herstellung der verschiedenen Theile eines Fächers erfolgte seitens der Arbeiter meist in deren eigener Wohnung, wo z. B. ein Bohrer sich die nöthigen unendlich feinen Werkzeuge aus einem Stück-

chen Taschenuhrfeder selbst anzufertigen pflegt. Die Verfertiger der Gestelle und Blätter wohnen meistens auf dem Lande, während die Graveure, Drucker, Lithographen, Maler, Koloristen, Illuminirer und Fertigmacher ihren Wohnsitz fast alle in Paris haben. Der Fächerfabrikant (Eventailliste) überwacht nur die Zusammenstellung, Dekorirung und die Arbeiten bis zum Vertriebe seiner Erzeugnisse und giebt den Arbeitern auf dem Lande die nöthigen Instruktionen. Er besorgt die Entwürfe, um sein Fabrikat immer in Uebereinstimmung mit der herrschenden Mode zu erhalten, instruirt die Blättermacher bezüglich des Stils der Verzierung, wählt die Zusammensetzung der Gestelle und Blätter und entscheidet über die letzte Ausschmückung mit Troddeln und über die passende Scheide. Wie man aus dem Vorhergehenden ersieht, geschieht die Herstellung fast gänzlich durch reine Handarbeit, und doch nicht ganz und gar, denn wenigstens in neuerer Zeit werden vielfach geeignete Pressen zum Ausschneiden und auch zur Herstellung erhabener Verzierung auf manchem Materiale verwendet.

Was den orientalischen Fächer betrifft, so unterscheidet sich dieser in mehr als einer Richtung von dem europäischen. Der indische Fächer z. B. wird nur selten zum Zusammenschlagen eingerichtet, noch beläftigen sich die trägen Eigenthümer selbst damit, sich Luft zuzuwedeln. Einzelne jener Fächer, welche an Griffen in der Mitte befestigt sind, werden verschwenderisch mit Stickereien und Edelsteinen ausgestattet; andere ähneln wieder einer von einer Stange herabhängenden Gardine, welche von einem Diener horizontal gehalten und vor- und rückwärts geschwenkt wird; noch andere sind von runder Standartenform, wobei der eigentliche Fächer an der Spitze eines silbernen Schaftes angebracht ist, der hin und her bewegt wird durch einen Diener, welcher mit dem andern Ende des Schaftes in der Hand auf dem Fußboden sitzt. Einzelne chinesische Fächer findet man auch ganz eigenartig aus kleinen Kügelchen und Perlen zusammengesetzt. Sehr kunstvolle und oft sehr schöne Fächer werden zuweilen aus den getheilten Blättern von Borassus flabelliformis hergestellt, welche einen fast betäubenden Duft verbreiten; ferner aus Khus-khus-Gras; aus ganz dünnen Platten von Sandelholz; aus Bambus oder auch aus Palmenblättern.

Einige solche Fächer aus der genannten Sammlung zeichnen sich, wie man leicht denken kann, ebenso durch Eigenartigkeit wie durch Schönheit aus. Einer oder zwei solcher chinesischer Fächer zeigen Bilder mit jener unmöglichen Perspektive, welche uns durch das beliebte chinesische Tafelgeschirr bekannt geworden ist. Einer, ein englisches Fabrikat, zeigt wieder Liebesgötter, welche lustig beschäftigt sind, Pfeile zu schneiden und zu spitzen. Ein französischer Fächer besteht in der Hauptsache aus zweiundachtzig Assignaten und anderen Sorten Papiergeld, welche aus der bewegten Zeit der großen Revolution herrühren — eine merkwürdige Art von Fondsbörse, die aus glattem bedruckten Papier und glattem Rosenholzgriff erbaut ist. Nicht weniger merkwürdig erscheint ein etwa derselben Zeit entstammender Fächer, der eine gravirte Büste Mirabeaus nebst Scenen aus dessen Leben zeigt. Berühmt gewordene Aussprüche dieses Mannes, wie

„Je combattrai les factеurs de tous les parties“ und andere sind in schmalen Zwischenräumen der Zeichnung angebracht. Einer, ein prächtiges Erzeugniß aus der Zeit des unglücklichen Ludwig XVI., kann mit vollem Rechte als Toilettefächer bezeichnet werden, denn das medaillonartig gemalte seidene Blatt desselben, das noch reich gestickt und anderweitig verziert ist, stellt die Toilette einer Hofdame dar, während auf dem gravirten Elfenbeingriffe die Toilette einer andern vornehmen Dame wiedergegeben ist. Ein Fächer aus dem siebzehnten Jahrhundert enthält eine überaus fein ausgeführte Federzeichnung, eine Sitzung der Akademie der Wissenschaften darstellend. Ein französischer Fächer des letztvergangenen Jahrhunderts zeigt sehr gut die sonderbare Vermengung des Hoflebens mit heidnischer Mythologie, welche jener Zeit bei den Malern so besonders beliebt war, nämlich die Vermälung Ludwigs XV., deren Feier auf dem Olymp Jupiter, Juno und Apollo beiwohnen, ein Bild, über dem noch die Wappenschilder von Frankreich und von Polen angebracht sind. Ein Revolutionszeit-Fächer stellt die Versammlung der Generalstaaten im Jahre 1789 dar und enthält auf der Rückseite — eine statistische Uebersicht der Staatseinnahmen und -ausgaben von demselben Jahre. Ein spanischer Fächer im Besitz der Mrs. Bayard (der Gattin des damaligen Gesandten in Madrid) zeigt, auf Lammleder gemalt, die Thierkreisbilder und einen gedruckten Almanach mit Hinzufügung historischer Bemerkungen für jeden Tag. Ein englischer Fächer aus dem vorigen Jahrhundert ist versehen mit den gedruckten — Whist-Spielregeln, so daß einer Dame damit Gelegenheit geboten ist, sich kühl zu halten und gleichzeitig ganz regelrecht ihren Rubber zu spielen.

Die Ausstellung, aus der hier einzelne hervorragende Objekte speziell aufgeführt sind, fand so allgemeinen Beifall und man entdeckte, daß das, was erst nur ein launenhafter Einfall schien, doch auch praktischen Zwecken dienen konnte, daß sich bald viele Interessenten fanden, welche sich bereit erklärten, eine wiederholte derartige Zusammenstellung mit reichlichen Mitteln zu unterstützen. Die Königin von England, welche dem Unternehmen mit warmer Theilnahme gegenüberstand, ging damit voran, einen ziemlich bedeutenden Geldpreis für den besten Fächer zu stiften, der gemalt, garnirt oder auf beide Weisen geschmückt sein konnte; als Nebenbedingung war nur aufgestellt, daß derselbe von weiblicher Hand und zwar von einer Dame unter fünfundzwanzig Jahren hergestellt sein sollte. Die Society of Arts bot als zweiten Preis eine goldne Medaille, während Lady Cornelia Guest und die Baronin Meyer von Rothschild je zehn Pfund (200 Mark) als dritten und vierten Preis beisteuerten. Prinzessin Alice (später Gattin des Vizekönigs von Kanada), deren künstlerischer Geschmack ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit von jeher noch höheren Werth verlieh, hatte einen von eigner Hand gearbeiteten Fächer zugesagt, und auch das Departement für Künste und Wissenschaften beeilte sich, diese Konkurrenz zu unterstützen. Die Ausstellungsobjekte wurden übrigens nur zugelassen, wenn sie sich durch echt künstlerischen Schmuck, durch Neuheit oder Schönheit des verwendeten Materials auszeichneten, und vorzüglich sollte die ganze Zusammenstellung ein

Bild des verschiedenen herrschenden Geschmackes und — in den historischen Exemplaren — der Wandelbarkeit der Mode abgeben. — Diese Andeutungen und Bedingungen wurden denn auch willig befolgt, und England, speziell London, zog aus der Verwirklichung eines Gedankens der ursprünglich nur eine fashionable Laune seiner Novelty war, den Vortheil, in großer Schnelligkeit ein Kunstgewerbe zu hoher Entwickelung zu treiben, das früher und Jahrhunderte hindurch nur an andern Orten, vorzüglich in Paris, geblüht hatte. Mag man über England und seine manchmal recht komischen altväterischen Schrullen lachen und denken, was man will — gewiß verdient es Anerkennung, daß auch seine höchsten Kreise so freudig bereit waren, während sie einem vornehmen Vergnügen fröhnten, gleichzeitig einen praktischen Zweck ins Auge zu fassen, was die Folge gehabt hat, daß seitdem manche geschickte und früher müßige Hand gewinnbringende Beschäftigung gefunden hat. —h—

Glückliche Ehen.

Aus dem Dänischen von H. Gregor. Deutsch von Pauline Schorr.

Ich sah eines jener Feste, welche Grundtvig, der in einem Jahrhundert lebte, das noch nicht reif war für seine tiefen Gedanke, so oft veranstaltete. Junge und Alte, Männer und Frauen hatten sich in den festlichen Räumen der Hochschule versammelt, um an dem Gedanken der nordischen Einheit teilzunehmen, der auf dem Grabe der Völker Skandinaviens eben sich bannte, die Brüder der Stadt Schleswigs, so lange sie dieser noch einen Namen gaben. Und noch waren diese Gedanken nicht verstummt, da ertönte aus dem Munde eines Redners, der Grundtvigs tiefen Sinnes gut verstehen, die ernste Forderung: Wir müssen uns mehr um unsere Kinder kümmern, wir müssen mehr für ihre Erziehung tun, wir müssen sie besser vorbereiten auf ihren Beruf als Männer und Frauen, wir müssen ihnen eine bessere Schule geben, eine bessere Erziehung, eine glücklichere Ehe, wenn sie einst ihre eigenen Kinder haben werden.

Ich sah, wie man diesen Worten zustimmte, wie sie Beifall fanden, und ich sah, wie sie vergessen wurden, wie sie verhallten, wie sie verschwanden, wie sie nicht mehr gehört wurden. Ich sah, wie man sich wieder dem Gedanken der nordischen Einheit zuwandte, wie man sich wieder in Begeisterung für diesen Gedanken hineinredete

Herzens, welches endlich, von seinem Schmerz überwältigt, im Tod gebrochen war.

Da gedachte ich der armen Grasmücke, welche den Himmel nur durch die Gitterstäbe ihres Gefängnisses gesehen, welche so trauervoll ihre Hirsekörnchen gepickt, ihr Köpfchen endlich auf ihren Flügel gesenkt hatte und gestorben war. Aus diesem Grunde habe ich die folgende Erzählung „Geschichte einer Grasmücke" genannt.

Monte Ilice, 3. September 1854.

Meine geliebte Marianne!

Ich versprach Dir zu schreiben, und so habe ich mein Versprechen gehalten! Seit vierzehn Tagen, die ich hier bin, durch die Felder zu laufen, allein! ganz allein! Welch ein Glück! Vom Sonnenaufgang bis zum Niedergang auf dem Rasen zu sitzen unter diesen riesigen Kastanienbäumen und den Vöglein zu lauschen, welche heiter wie ich, dem lieben Gott danken! So fand ich denn nicht eine Minute, um Dir zu sagen, daß ich Dich jetzt, da ich fern von Dir bin und Dich nicht mehr allstündlich zur Seite habe, wohl noch hundertmal mehr liebe, als ich Dich liebte drunten im Kloster. Wie glücklich würde ich sein, wenn Du hier wärest, mit mir Blumen zu pflücken, die Schmetterlinge zu verfolgen, im Schatten dieser Bäume zu schwärmen, wenn die Sonne glüht; Arm in Arm geschlungen während dieser schönen Abende, im Mondschein mit mir zu lustwandeln, wo das Summen der Insekten mir melodisch scheint, weil es mir sagt, daß ich auf dem Lande bin, in der freien Himmelsluft, wo der Gesang der Vögel, deren Namen ich nicht kenne, mir die seligsten Thränen ins Auge treibt. Wie schön ist's auf dem Lande, meine Marianne! Wenn Du hier bei mir wärest! Wenn Du diese Berge im Mondenschein, oder bei Sonnenaufgang sehen könntest, sehen die gewaltigen Schatten dieser Wälder, das Blau dieses Himmels; das Grün dieser Weinberge, welche ins Thal hinabsteigen und das Häuschen umkränzen; dieses himmelblaue, unendliche Meer, welches da unten aus der Ferne herüberleuchtet und alle diese Dörfchen, welche an den Bergen emporklettern, jenen Bergen, die so groß sind und doch so klein erscheinen neben unserm alten, majestätischen Mongibello! Sähest Du, wie schön er in der Nähe ist, unser Aetna! Vom Dach unseres Klosters aus erblickten wir ihn immer nur als einen großen, einzelstehenden Berg, dessen Gipfel mit Schnee bedeckt ist. Jetzt unterscheide ich alle diese kleinen Bergspitzen, die seine Kronen bilden, erkenne seine tiefen Schluchten, seine waldigen Hänge, seine prachtvolle Kuppe, deren Schnee durch die Wasserstürze gefurchte, ungeheure braune Rinnen zeigt.

Alles hier ist schön: die Luft, das Licht, der Himmel, die Bäume, die Berge, die Thäler, das Meer! Und wenn ich dem Herrn danke für all die Herrlichkeit, so danke ich ihm mit einem Wort, einer Thräne, einem Blick, allein inmitten dieser Fluren, knieend auf dem Moos des Waldes oder dem Grün der Wiese. Doch ich meine, mein Gebet müsse dem lieben Gott angenehmer sein, wenn ich ihm so aus tiefster Seele danke und mein Gedanke nicht unter der düstern Wölbung des Chores eingeschlossen ist, sondern sich frei aus den majestätischen Schatten dieser Wälder und der Unermeßlichkeit dieses Himmels,

dieses Horizontes zu ihm erhebt. Man nennt uns die „Erwählten", weil wir bestimmt sind, Bräute des Herrn zu werden. Aber hat denn der gute Gott all diese Schönheit nicht für alle geschaffen? Warum sollten denn die Bräute des Herrn die Beraubten sein?

Wie ich glücklich bin! Mein Gott! Erinnerst Du Dich, wie Rosalie uns glauben machen wollte, daß die Welt außerhalb unseres Klosters schöner sei? Wir ließen uns nicht überzeugen und verlachten sie. Wenn ich nie das Kloster verlassen hätte, so würde ich nie erfahren haben, daß Rosalie recht hatte. Unsere Welt war so beschränkt. Der kleine Altar mit den armen Blumen, welche der frischen Luft beraubt, in den Vasen dahinwelkten, das Belvedere, von welchem man ein Gewirr von Dächern und von ferne, ferne, wie in einer Laterna magica, das freie Feld, das Meer und all das Schöne sah, was Gott erschaffen hat; unser Gärtchen, welches nur da zu sein schien, um uns die Klostermauern über den Baumwipfeln zu zeigen und welches man mit hundert Schritten durchwandert hatte; in dem man unter Aufsicht der Oberin eine Stunde spazieren ging, ohne auch nur einmal zu springen und zu hüpfen. Das war alles!

Und dann, sieh, es that nicht gut, so gar wenig an die Familie zu denken. Ich bin ja auch die unglücklichste der Pensionärinnen, da ich meine Mama verloren habe! Doch jetzt fühle ich, daß ich meinen Papa doch mehr als die Mutter Oberin liebe, mehr als meine Mitschülerinnen und meinen Beichtvater; ich fühle, daß ich ihn mit mehr Vertrauen, mit größerer Zärtlichkeit liebe, obgleich ich sagen kann, daß ich noch nicht sieben Jahre zählte, damals als meine geliebte Mama mich allein gelassen. Sie sagten mir, daß sie mir eine andere Familie, eine neue Mutter gäben, daß sie es gut mit mir meinten. Es ist wahr — ja. Doch sagt mir die Liebe, die ich für meinen Vater empfinde, daß die Liebe einer Mutter doch noch eine ganz andere gewesen sein würde.

Du glaubst nicht, was ich in mir fühle, wenn mein lieber Papa mir guten Morgen sagt und mich umarmt. Dort unten umarmte mich niemand; Du weißt es, Marianne! Die Regel verbietet es. Und doch dünkt mich, es könne nichts böses sein, sich so geliebt zu wissen. Meine Stiefmutter ist eine vortreffliche Frau, da sie sich nur um Giuditta und Gigi kümmert und mich nach meinem Willen umherlaufen läßt. Mein Gott! Wenn sie mir auch das Umherstreifen in den Fluren verbieten würde, wie sie es ihren Kindern aus Furcht vor einem Fall oder Sonnenstich verbietet! Ich wäre gewiß sehr unglücklich, nicht wahr? Aber vielleicht ist sie gütiger und nachsichtiger mit mir, da sie weiß, daß ich diese glückliche Freiheit nicht lange genießen, daß ich bald zurückkehren werde, um in vier Mauern eingeschlossen zu werden.

Inzwischen denken wir nicht an diese schlimmen Dinge. Jetzt bin ich fröhlich, glücklich und wundere mich, wie alle diese Leute Furcht haben, wie sie die Cholera verwünschen können. Die gesegnete Cholera, die mich hier sein läßt, auf dem Lande. Möchte sie ein Jahr dauern.

Nein, nein, das ist Unrecht! Verzeih, Marianna! Wer weiß, wie viel arme Leute weinen, während ich lache und mich freue. Mein Gott! Ich muß wohl sehr unglücklich sein, daß ich nur dann froh sein kann, wenn andere leiden. Sage mir nicht, daß ich schlecht bin;

ich möchte nur das Loos der anderen theilen, nichts mehr; nur der Segnungen theilhaftig sein, die der gute Gott für alle Menschen bestimmt hat: Luft, Licht, Freiheit!

Sieh, wie mein Brief, ohne daß ich es wollte, so traurig geworden ist. Jetzt werde ich Dir zum Ersatz unser liebes Häuschen schildern.

Du bist nie in Monte Ilice gewesen, Du Arme! Welch ein Gedanke war es von Deinen Eltern, sich in Mascalucia zu begraben! Ein Dorf! Haus an Haus, Straßen, eine Kirche! Deren haben wir wohl genug gesehen! Hierher solltet Ihr kommen in die Berge, wo man von einem Haus zum andern durch die Weinberge laufen, Gräben überspringen, Mauern überklettern muß; wo man kein Wagengerassel, kein Glockengeläute hört, keine fremden, gleichgiltigen Gesichter sieht. Das heißt auf dem Lande leben! Wir bewohnen ein schmuckes Häuschen am Abhang eines Hügels, in Weingärten, am Saum eines Kastanienwaldes gelegen. Ein Häuschen, so klein, so klein; doch wie luftig, heiter, lachend! Von allen Thüren, allen Fenstern aus sieht man das freie Land, die Berge, die Bäume, den Himmel, keine Mauern, jene traurigen, rauchgeschwärzten Mauern!

Vor dem Häuschen ist ein freier Platz und steht eine Gruppe Kastanienbäume, welche ihre Wipfel wie ein Dach von Laub und Zweigen ausbreiten, in welchem die Vögel den ganzen gesegneten Tag lang singen, ohne je zu ermüden. Ich bewohne ein reizendes Kämmerchen, kaum groß genug für mein Bett und mit einem schönen Fenster, welches den Ausblick nach dem Kastanienwäldchen hat. Neben mir, in einem schönen großen Zimmer schläft meine Schwester Giuditta, doch tausche ich mein Kästchen, wie Papa scherzend mein Stübchen nennt, nicht für ihre schöne Stube; und dann braucht sie auch für ihre vielen Kleider und Schachteln viel Raum, während ich nur eines Stuhles neben meinem Bette bedarf, auf welchem ich des Abends mein Kleid legen kann.

Wenn ich beim Dunkelwerden von meinem Fenster aus das Rauschen in all diesen Baumwipfeln vernehme, aus deren phantastisch geformten Schatten sich ein Mondstrahl wie ein weißes Gespenst stiehlt, wenn aus der Ferne das schmelzende Lied der Nachtigall an mein Ohr dringt, dann belebt sich meine Phantasie mit einer Fülle so süßer Träume, daß ich gern, wenn ich mich nicht fürchtete, die Nacht am Fenster wachend zubringen möchte.

An der anderen Seite des freien Platzes liegt ein schönes, mit Stroh und Binsen gedecktes Hüttchen, welches der Verwalter mit seiner Familie bewohnt. Sähest Du das Hüttchen, wie es so winzig und so schmuck ist! Wie alles darin so wohlgehalten und gepflegt wird! Die Kinderwiege, das Strohlager, Tisch und Stuhl! Für das Hüttchen, ja dafür gäbe ich wohl mein Stübchen hin. Es dünkt mich, daß diese kleine Familie, die in zwei engen Räumen zu ebener Erde beisammen lebt, sich untereinander umsomehr lieben, um so glücklicher sein müsse; daß ihre Zärtlichkeit, von diesen engen Wänden umschlossen, eine innigere, eine vollkommenere werden, daß das Herz bewegt und erschüttert vom täglichen Anblick dieser großen Natur, einen Genuß, einen süßen Trost finden müsse, indem es sich mit seiner Liebe in so

kleinen Raum, mit all dem schlichten, trauten Geräth einschließt, welches gleichsam einen Theil der Familie bildet.

Was schreibe ich Dir da, Marianne? Du wirst mich auslachen. Verzeih, ich habe das Herz so voll, daß ich, ohne es gewahr zu werden, Dir all diese neuen Empfindungen, die auf mich eindringen, mittheile. Während der ersten Tage, da ich aus dem Kloster hierhergekommen, war ich wie betäubt, verwirrt, außer mir, wie in eine neue Welt versetzt. Alles setzte mich in Erstaunen, in Schrecken fast. Stell Dir einen Blindgeborenen vor, der durch ein Wunder sehend wird. Jetzt habe ich mich mit all diesen neuen Eindrücken vertraut gemacht. Jetzt fühle ich mein Herz leichter, meine Seele reiner als früher. Ich rede mit mir, antworte mir, stelle die Gewissensprüfung an; nicht jene schüchterne, furchtsame, reue- und vorwurfsvolle Prüfung sondern eine voller Zufriedenheit und Glück, die mich Gott lobpreisen läßt, die mich mit einer Thräne im Auge, mit einem Blick zum Sternenhimmel emporhebt zu ihm.

Mein Gott! Wenn diese Freude Sünde wäre! Wenn Gott es lieber sähe, ich zöge die Stille, die Einsamkeit, die Sammlung des Klosters der Freiheit, der Natur, der Familie vor. Wenn unser alter Beichtvater hier wäre, würde er wohl meine Zweifel schlichten, mir rathen, mich trösten. So, wenn diese Ungewißheit, diese Unruhe mich quält, bete ich, daß der Herr mich erleuchte. Bete auch Du für mich, Marianne!

Jetzt lobe ich ihn, danke ihm, segne ihn, bitte ihn, mich hier sterben zu lassen oder mir Kraft zu verleihen, wenn es sein Wille ist, daß ich mich im Kloster einschließen soll. Doch ich bin dieser Gnade nicht würdig — bin eine Sünderin. Und doch, wenn ich des Abends die Frau des Verwalters sehe, wie sie mit dem größeren Kinde auf dem Schoße den Rosenkranz betet, neben dem Herd, wo ihres Mannes Suppe kocht, während sie mit dem Fuße die Wiege schaukelt, in welcher ihr kleinstes Kind schlummert, so scheint mir, das Gebet der guten Frau, das so friedlich, heiter, so voll Dank gegen Gott ist, müsse reiner zu ihm aufsteigen als das meine, in welches sich Unruhe, Angst und sehnende Wünsche mischen, die meinem Stande fremd sein sollen und die ich nicht verscheuchen kann.

Sieh den langen Brief, den ich Dir geschrieben habe! Antworte mir mit einem noch längeren. Sprich mir von Dir, Deinen Eltern, erzähle mir alles, wie wir es drunten im Kloster gethan. Scheint es mir doch, als hätte ich lange Hand in Hand mit Dir geplaudert und Du hättest mir zugehört mit Deinem heitern, neckischen Lächeln auf den Lippen. Antworte mir also, sag', ob Du glücklich bist, wie ich es bin, ob Du an Deine Marianne denkst. Sag' mir die Farbe Deines Kleides, denn Du, als ein Fräulein, trägst nun Modekleider. Sage mir, ob Blumen in Eurem Garten blühen, ob Du an der Weinlese theilgenommen.

Ade, meine Marianne, meine Schwester! Ich sende Dir hundert Küsse, die Du mir zurückgeben sollst.

Deine Maria.

19. September.

Meine Marianne!

Hierher gelangen nur traurige Nachrichten, man sieht nur erschrockene Gesichter. In Catania ist die Cholera ausgebrochen. Schrecken, eine allgemeine Muthlosigkeit nehmen überhand.

Handelt es sich nicht um so trauriges, wäre diese Angst nicht, wo gäbe es ein glückseligeres Leben als hier? Der Papa geht entweder zur Jagd oder er begleitet mich auf langen Spaziergängen, auf welchen ich mich ohne ihn im Walde verirren könnte. Mein Brüderchen Gigi springt, schreit, lärmt, klettert auf die Bäume, wo er fast täglich ein Stück seines Anzuges hängen läßt und die Mama (o Marianne, wüßtest Du, wie schwer es mir wird, meiner Stiefmutter diesen süßen Namen zu geben; das scheint mir eine Entheiligung des Andenkens an meine todte Mutter! Und doch muß ich sie so nennen!) und die Mama schilt, giebt ihm Zuckerwerk, Küsse, Ohrfeigen, flickt ihm die zerrissenen Kleider und wiederholt dies zwanzig Mal jeden Tag. Sie weiß nichts, als für ihre Kinder zu flicken und sie zu liebkosen. Glückselig die, denen die Liebe einer Mutter geblieben ist! Und dann während sie einen Blick in die Küche wirft oder Befehle wegen des Mittagessens giebt, schilt sie mich, daß ich zu nichts zu brauchen sei, nicht einmal zum Kochen. Ach, leider hat sie recht! Mich freut nichts, als das Herumstreifen im Freien, das Blumenpflücken und der Gesang der Vögel. Und ich bin fast zwanzig Jahre alt! Bedenke! Ich erröthe vor mir selbst. Doch mein Väterchen hat nicht das Herz mich zu schelten, er liebkost mich nur und sagt: „Arme Kleine! Laßt ihr doch diese kurze Freiheit ungetrübt genießen!“ Jedes Mal, wenn ich an mein Mütterlein denke, welches da unten im Friedhof von Catania schläft, kommen mir die Thränen ins Auge. Doch hier geschieht mir dies öfter als früher, da ich mich hier als Fremde in meines Vaters Hause fühle. Niemand trägt die Schuld daran. Sie sind nicht daran gewöhnt, mich zu sehen, mich um sich zu haben. Das ist der Grund.

Uebrigens ist meine Stiefmutter ganz in ihrem Recht, wenn sie sagt, ich sei zu nichts nütze. Sie meint es gut, und ich leiste ihr nichts. Meine Schwester ist nicht mittheilsam, sie ist nicht so närrisch wie ich. Ist es nicht freundlich, daß sie mir jenes Kämmerchen für mein Bett überläßt, welches sie sonst für ihre Toilette benutzte, für ihre Kleider und all die Dinge, die nun ihre Stube überfüllen? Gigi ist immer das lustige, herzige Kind, welches Du kennst. Er fällt mir des Tages zwanzigmal um den Hals und tröstet mich, wenn seine Mama mich wegen seiner zerrissenen Kleider schilt. Doch ist es denn meine Schuld, wenn sie mich im Kloster das Kleiderflicken nicht gelehrt haben? Es käme mir ja hier wirklich zu. Giuditta ist eine Dame und sie ist wirklich fast den ganzen Tag mit ihrem Anzug und ihrer Frisur beschäftigt. Und sie thut recht daran, denn die schönen Kleider, Bänder und Spitzen stehen ihr so gut, als seien sie eigens gemacht, sie zu schmücken. Dann ist sie ja auch reich durch das Heiratsgut ihrer Mutter. Mein Vater ist, wie sie sagen, nur ein bescheidener Beamter. An was sollte sie auch bei ihrem Alter denken? Gestern Abend, als sie ein neues Kleid anversuchte, bat ich sie, sie umarmen zu dürfen; so schön war sie! Sie

erlaubte es nicht, aus Furcht, ich könne den Stoff ihres Kleides zerknittern. Wie thöricht ich bin, Marianne! Als ob es sich um mein armseliges Klostergewand aus Serge gehandelt hätte, welchem das Zerdrücktwerden nichts schaden kann.

Ach, welch ein Glück ist das Familienleben! Wenn Papa des Abends alle Thüren schließt, überkommt mich ein unnennbares Gefühl der Befriedigung, als festeten sich die Bande, welche mich mit den Mitgliedern meiner Familie vereinigen. Erinnerst Du Dich dagegen jener schmerzlichen Empfindung, welche uns arme Eingeschlossene jeden Abend durchschauerte, wenn wir des Pförtners Schlüsselbund klappern und den Riegel klirren hörten? Ich dachte dann an die armen Gefangenen und mein Herz krampfte sich zusammen. Ich habe dieses Gefühl wohl hundertmal gebeichtet, habe hundertmal Buße gethan und doch habe ich mich nie von diesen Gedanken befreien können. Am Morgen, ehe ich die Augen öffne, weckt mich das Gezwitscher der Vögel, welche sich um die Brodkrümchen streiten, die ich für sie auf mein Fenstersims gestreut habe. Mein erster Gedanke ist der des Glückes, mich im Kreise meiner Angehörigen zu befinden, meinen Papa, mein Brüderchen, Giuditta mir nahe zu wissen, die mich umarmen, mir guten Morgen wünschen; der Gedanke, keine Gebete hersagen, keine Meditationen anstellen, kein Schweigen beobachten zu müssen. Ich öffne das Fenster und hereinströmt jene Balsamluft, jenes Sonnenlicht, jenes Brausen der Laubkronen, jener Vogelgesang. Ich darf hinauseilen, wann ich will, laufen, springen wie mir's gefällt, ich treffe keine strengen Gesichter, keine schwarzen Nonnenkleider, keine finstern, öden Korridore. Marianne! Dir will ich's bekennen, es ist wohl eine Sünde schon als Gedanke! Wenn ich mir ein schönes braunes Kleid machte! Ohne allen Schmuck, aber ein Kleid, welches nicht schwarz wäre, in welchem ich laufen und Mauern überklettern könnte, welches mich nicht jeden Augenblick, wie diese häßliche Nonnentracht, daran erinnerte, daß dort unten in Catania, wenn die Cholera erloschen sein wird, das Kloster mich erwartet.

Ich will nicht daran denken, vergieb, Marianne; es war ein Scherz. Doch habe ich Dir noch nicht mitgetheit, daß ich ein schönes Vögelchen, einen lustigen, muntern Sperling besitze, der mich gern hat, der mir antwortet, auf meine Hand fliegt und daraus Krümchen pickt, meinen Finger hackt und sich damit belustigt, mein Haar zu zerzausen? Seine Geschichte ist im Beginn eine etwas traurige. Mein Vater brachte ihn mir einst in einem blutbefleckten Taschentuche. Aermster! Er machte wohl seinen ersten Fliegversuch, als ihm ein Flintenschuß den Flügel traf. Welch häßliche, barbarische Vergnügungen doch die Männer haben! Als ich das Blut sah und diese Klagetöne hörte — der Arme jammerte über den großen Schmerz, den er litt — weinte ich mit ihm und hätte beinahe dem lieben Papa gezürnt. Alle lachten über mich, selbst Gigi. Ich wusch die Wunde des kleinen Flügels, hoffte aber nicht, daß der Vogel am Leben bleiben würde. Und sieh, jetzt hüpft er lustig umher. Zuweilen klagt er wohl noch über seine Wunde und setzt sich in meinen Schoß, zirpend und sein Flüglein streckend, als wollte er mir sein Leid erzählen. Ich streichle und küsse ihn, gebe ihm Körnchen und Krumen und dann setzt er sich ganz keck aufs

Fensterbrett, flattert aber gleich wieder zwitschernd auf mich zu mit gestrecktem Halse und aufgesperrtem Schnäblein.

Gestern hat mich eine häßliche Katze sehr erschreckt. Mein Carino — er heißt nämlich Carino — saß auf dem Tische, wo er alles untereinander warf und tausend Dummheiten trieb, wobei er immer mit seinen Schelmenaugen nach mir blickte, als plötzlich die schwarze Katze mit einem Sprung auf dem Tischchen war und die Tatze nach ihm ausstreckte. Ich schrie auf, der arme Carino schrie ebenfalls und flog auf mich zu. Ich weiß nicht, wie ich ihn mit beiden Händen an meiner Brust barg; wir zitterten beide so. Das ganze Haus lief auf meinen Schrei zusammen. Meine Stiefmutter schalt, daß ich sie um ein Nichts so erschreckt habe und sagte, daß ich über solche Kindereien hinaus sei; daß die Katze ihre Pflicht gethan, wenn sie Carino gefangen hätte. Giuditta lachte und Gigi, das Närrchen, hetzte die Katze auf mein Vöglein, welches ich noch im Schoße hielt und dessen Herzchen vor Angst so wild und heftig klopfte. Von diesem Morgen an vergaß ich nie mehr meine Kammerthüre zu schließen.

Ich hasse aber die Katze, aber desto mehr liebe ich den Hund des Verwalters, einen schönen Wachtelhund, ganz schwarz und so groß, daß ich mich anfangs vor ihm fürchtete, doch der mir jetzt schweifwedelnd die Hände leckt und sich liebkosend anschmiegt, indem er mir mit seinen großen, klugen Augen sagt, daß er mich lieb hat. In der That ist er mein Freund, mein Beschützer, der mich auf meinen Spaziergängen begleitet, mich nie verläßt, vorausläuft, um den Weg zu überblicken und bellend und schweifwedelnd zu mir zurückgesprungen kommt. Wenn ich ihn rufe, so weiß er schon, daß die Zeit des Spazierengehens gekommen ist — sie kommt wohl zwanzigmal des Tages — dann solltest Du sein Freudengeheul hören, seine Sprünge und Liebkosungen sehen!

Da erzähle ich Dir von meinem Hund, meinem Sperling, von der Katze und habe Dir noch nicht gesagt, daß wir Nachbarn haben, die uns oft besuchen, die Abende hier zubringen, um mit meinen Eltern zu spielen und in deren Gesellschaft wir bei Sonnenuntergang oft schöne Spaziergänge machen. Sie bewohnen ein Häuschen im Grunde des Thales, nicht weit von dem unsrigen, so daß wir es von unsern Fenstern aus sehen können. Es ist die Familie Valentini, kennst Du sie? Papa und Mama sagen, es seien brave Leute. Ich und Annetta, ihre Tochter, die fast in gleichem Alter mit mir ist, sind schon Freundinnen. Doch nicht so wie Du und ich. Sei nicht eifersüchtig, denn ich liebe Dich noch weit mehr als sie, und ich will auch, daß Du mich mehr als alle Deine übrigen Freundinnen liebst.

Wann schreibst Du mir? Wie lange ließest Du mich auf Deinen Brief warten! Lässest Du mich wieder vierzehn Tage vergeblich harren, dann werde ich die neue Freundin mehr lieben als Dich! Denke daran!

P. S. Ich vergaß Dir mitzutheilen, daß die Valentinis außer Annetta auch einen Sohn haben, einen jungen Mann, der öfters mit seiner Schwester zu uns kommt und der Antonio heißt; doch wird er Nino genannt.

27. September.

Marianne, warum bist Du nicht hier, um Dich mit mir zu freuen? Warum kann ich Dich nicht in meine Arme schließen, um Dir jeden Augenblick zu sagen: „Sieh, wie schön ist dies? Wie herrlich jenes dort? Dir zu zeigen wie ich glücklich bin; mein Gott, glücklich, daß ich es nicht noch mehr sein könnte. Was würde erst sein, wenn Du hier wärest!

Gestern gegen Sonnenuntergang haben wir mit den Valentinis einen schönen Spaziergang im Kastanienwalde gemacht. Welch schöner Wald! Wenn Du ihn sähest, Marianne! Ein erquickender Schatten, einige Strahlen der sinkenden Sonne, welche sich durchs Laubwerk stahlen, ein ernstes, langgezogenes Rauschen in den höchsten Zweigen der Baumwipfel, Vogelgesang, der von Zeit zu Zeit durch tiefstes, feierliches Schweigen unterbrochen wird. Man möchte sich fast in diesen ungeheuren Bogengängen unter diesen Laubwölbungen fürchten, aber diese Furcht selbst ist entzückend. Die trockenen Blätter knistern unter unsern Füßen. Dann und wann fliegt ein aufgeschreckter Vogel mit plötzlichem Rauschen unter den Blättern auf, die ihn kaum verdecken. Vigilanti, unser schöner Hund, läuft lustig bellend den erschrockenen Amseln nach. Annetta, Gigi und Giuditta gehen Arm in Arm geschlungen, singend voraus. Der Signor Nino folgt ihnen, mit der Flinte über der Schulter. Die anderen kommen langsam nach und rufen von Zeit zu Zeit den Voranschreitenden zu, langsamer zu gehen, denn der Aufstieg des Berges ist beschwerlich. Signor Nino besitzt auch einen schönen Hund, eine Bracke mit langem Behang, schwarzgesprenkelt und Ali genannt. Giuditta und Annetta blieben jeden Augenblick mit ihren langen Röcken an den Dornen hängen; ich aber nicht, kann ich Dir versichern! Ich lief, sprang, ohne zu straucheln, noch an den Hecken mit meinem Kleide hängen zu bleiben. Signor Nino holte mich ein und rieth mir, mich vor dem Fallen in Acht zu nehmen, er sorgte sich um mich. Hätte ich mich nicht geschämt, so hätte ich gern den jungen Herrn zu einem Wettlauf aufgefordert. Giuditta klagte beständig über Müdigkeit. Was sind das für Mädchen, Marianne! Nicht zehn Schritte können sie gehen, ohne sich auf den Arm eines Mannes stützen zu müssen und Stücken ihres Anzugs an den Dornen hängen zu lassen. Da geht's mir besser in meiner gesegneten Klostertracht. Signor Nino bot mir wohl zwanzigmal seinen Arm an; als ob ich ihn nöthig gehabt hätte, ich! Es war, als ob er mich damit ärgern wollte. Warum bot er ihn meiner Schwester nicht an, die so über die Beschwerde des Bergsteigens klagt und seiner Hilfe bedurfte? Sie, aber ich nicht!

Als wir den Berggipfel erreicht hatten, welch ein Fernblick! Der Kastanienwald reicht nicht bis auf die Höhe und man überblickt von hier einen unbegrenzten Horizont. Während die Sonne auf einer Seite versank, stieg der Mond auf der andern empor. Hier und dort eine andere Dämmerung. Der Schnee des Aetna schien Feuer zu sein; einige Wölkchen, die im Aether schwammen, waren durchsichtig wie Schneeflocken. Ein kräftiges Duften entstieg der Vegetation des Gebirges; rings eine feierliche Stille; dort unten das Meer, welches im Silberglanz des aufgehenden Mondes zu leuchten beginnt; jene Häuser-

gruppe in der Ferne muß Catania sein, die große Stadt; die weite Ebene im Hintergrunde, von einer blauen Gebirgskette umgrenzt, durchzieht ein schimmernder, geschlängelter Silberfaden, der Simeto, und dann stufenweise zu uns aufsteigend, welche Menge von Gärten, Weinbergen, Dörfern, die den Klang des Ave Maria zu uns emporsenden. Die prachtvolle Kuppe des Aetna erhebt sich hoch über alles, seine Schluchten haben sich schon schwarz gefärbt, sein Schneegewand flimmert im letzten Sonnenroth, seine Wälder brausen, murmeln, zittern im Nachtwind.

Marianne, das sind Stunden, wo ich weine, wo ich allen, die mir nahe sind, die Hand drücken möchte und doch kein Wort hervorbringen kann, während tausend Gedanken meine Seele bestürmen. Warum drückte ich nicht die Hand des Signor Nino, der neben mir stand? Bin ich nicht thöricht?

Ich glaube, daß alle gleich mir in diesem Augenblick empfanden, denn alle schwiegen gleich mir. Auch Signor Nino, der immer so lustig ist, auch er schwieg.

Dann stiegen wir laufend, schwatzend, lachend bergab, machten die Vögel fürchten (die indessen uns noch mehr fürchten machten, wenn sie so plötzlich aus dem Laube ausflogen), versteckten uns hinter den Bäumen, obgleich unsere Eltern beständig hinter uns herriefen, nicht zu laufen. Ali und Vigilante nahmen springend und bellend theil an dieser Lust. Dann und wann tauchte aus dem ungeheuren Schatten über uns ein Mondenstrahl hernieder, glitt an den versilberten Zweigen abwärts auf das todte Laub, welches den Boden bedeckte, auf dessen dunklem Grund er seltsame Bilder malte. Signor Nino lief, nicht ernsthafter als wir alle, gleich uns wie ein ausgelassenes Kind. Zwei- oder dreimal überholte ich ihn und bin sehr stolz darauf. Einen Mann besiegen! Es war dunkel unter den Bäumen, die anderen und auch er waren weit hinter mir zurückgeblieben; ich stand keuchend und athemlos, aber ich fürchtete mich nicht, da ich das Hundegebell vernahm. Und dann, hatte Signor Nino nicht seine Flinte zu unserem Schutze bei sich?

Als wir aus dem Walde traten, war es ein neues Glück, die erleuchteten Fenster unseres Häuschens zu erblicken. Weißt Du, wie es so beseligend ist, auf dem Lande, im Schweigen der Dunkelheit, von fern jenes gastliche, zutrauliche, heimatliche Licht zu sehen, welches uns winkt, uns führt und einladet, uns all jene Freuden des Familienlebens, die lieben vier Wände des Vaterhauses vor die Seele führt?

Wie vertraut sind wir seit acht Tagen mit unseren Nachbarn schon geworden! Scheint es doch, als ob uns alle zwanzigjährige Freundschaft verbände. Annetta ist ein liebes Geschöpf, sie lacht nicht über meine Klostertracht und meine seltsamen Manieren der Klosterpensionärin. Wir sind von früh bis abends beisammen. Wenn ich Dir nun anvertraue, daß ich auch zu spielen angefangen! Ums Himmels willen sag' es keiner lebenden Seele wieder. Doch noch verstehe ich's nicht recht und verliere stets. Doch Signor Nino ist so gut, mir stets zu rathen und zu helfen und entsagt selbst dem Spiel meinethalb. Wenn ich ins Kloster zurückkehre, verspreche ich Dir, alle vierzig Karten zu vergessen

Das Kloster! Mein Gott! Das ist die einzige Wolke, die diesen lachenden Horizont verdüstert. Doch denken wir jetzt nicht daran, meine Marianne! Laß uns froh und heiter sein und mag es dann werden wie Gott will!

Und indessen wir hier der Gefahr fern, sicher und ruhig sind, weinen so viel Arme, leiden und jammern! So viel Elend, so viel Thränen, so viel Opfer! Die Nachrichten, die alle vier bis fünf Tage zu uns gelangen, sind sehr traurig. Herr Gott, erbarme Dich der Bedrängten!

Wie viel Argwohn und Entsetzen! Du weißt, daß unsere Landsleute an Vergiftungen glauben, an vergiftete Raketen, was weiß ich! Sie sind wie ich, wenn ich mich fürchte, sehe ich Gespenster. Daher sieht man während der Nächte in den Thälern und auf den Bergen die Wachtfeuer leuchten; hört man unterbrochene Flintenschüsse, als ob sie damit den Wölfen in Menschengestalt Angst einflößen wollten! Das ist schrecklich, fürchterlich.

Da bin ich auch traurig geworden. Und vor wenigen Augenblicken erzählte ich Dir von unseren Freuden. Du erzählst mir auch von den Deinigen. Doch glaube mir, sie kommen den unserigen nicht gleich. Du sagst mir auch, daß Du nicht wieder ins Kloster zurückkehrst. Du Glückselige! Doch wenn ich ohne Dich dahin zurückkehren müßte? Jetzt will ich mich freuen, Gott mag für das andere sorgen! Carino ist geheilt, ist gewachsen und etwas schlimm geworden; er ist so keck, daß er es selbst mit der Katze aufnehmen würde. Der arme Vigilante bekam einen bösen Stockschlag vom Verwalter und kam winselnd zu mir, um mir sein Leid zu klagen. Ich liebkoste ihn und habe immer einen guten Bissen für ihn. Nun verläßt er die Schwelle meiner Kammer nicht mehr.

Nun habe ich Dir wohl nichts mehr mitzutheilen vergessen. Schreibe mir bald einen langen Brief. Sage mir, daß Du mich lieb hast und auch meine Annetta, die Dich auch liebt.

Addio! Addio!

---

1. Oktober.

Wenn Du wüßtest, Marianne, wenn Du wüßtest! Welch eine Sünde habe ich begangen! Ich will Dir's ins Ohr sagen: Ich habe getanzt! Hörst Du! Getanzt! Wir waren alle beisammen; meine Eltern, Giuditta, Gigi, Annetta, Signor Nino. Mit ihm habe ich getanzt! Höre also: Es war nicht meine Schuld, man zwang mich dazu. Die Valentinis hatten ihr Harmonium mitgebracht. Annetta spielte, dann Giuditta. Alle tanzten, Annetta, meine Schwester und Gigi auch. Man hatte das Bett Giudittas entfernt, um einen kleinen Tanzsalon herzustellen. Nachdem er mit Giuditta getanzt, forderte Signor Nino mich zum Tanze auf. Ich fühlte wie ich erglühte und wünschte mich hundert Ellen unter der Erde. Ich stotterte, ich weiß nicht was. Ich lehnte es ab zu tanzen, ich schlug es ihm wohl hundertmal ab; ich schwöre es Dir. Alle lachten und klatschten in die Hände. Papa nahm endlich lachend meine Hand, streichelte mich und sagte, es sei am Ende keine große Sünde, wenn ich tanze. Ich versuchte die Entgegnung, daß ich ja nicht tanzen könne, daß man's mich

im Kloster nicht gelehrt hätte. Signor Nino bestand darauf, mich's zu lehren, mich zu führen und so ließ ich mich führen, fühlte mich fortgezogen, ich sah nichts mehr, ein Schwindel überkam mich, meine Ohren füllte ein Brausen und meine Beine zitterten, ich wußte nicht, was mit mir geschah. Wie ich litt! Marianne, und doch, er hielt meine Hand, schlang seinen Arm um meine Taille, seine Hand schien zu brennen, sie machte das Blut in meinen Adern glühen, sie trieb mir eine Eiswoge in mein Herz! Doch dann schien es mir, als überrieselte mich ein Trostgefühl. Mein brechendes Herz fühlte, wie ein anderes Herz in seiner Nähe klopfte. Alle hatten mich verlacht. Lache auch Du. Ja, auch ich lache jetzt über mich. Welch ein junges Mädchen unseres Alters hat nicht schon zwanzigmal getanzt? Wer weiß, ob nicht jedes beim ersten Mal dasselbe empfindet wie ich?

Doch muß ich Dir gestehen, daß diese Musik, diese frohen Gesichter, die Worte, die er mir ins Ohr flüsterte, seine Hand, die die meine umfaßt hielt, meine Verlegenheit beinahe beschwichtigte, — soll ich Dir die Wahrheit gestehen, meine arme Marianne! — beinahe, beinahe mich beglückte!

Verzeih, Marianne! Uebrigens glaube ich, daß sie mich nun in Ruhe lassen werden; sie werden genug gelacht haben über mein Klosterkleid und meine Ungeschicklichkeit; auch er, auch er! Doch nein! Ich bin überzeugt, daß Signor Nino nicht mit mir tanzen wollte, um mich lächerlich zu machen; er hatte den Wunsch, mich zu erfreuen. War er nicht gut und lieb mit mir, der armen Klosterschülerin, die sich nicht zu bewegen versteht, bei jedem Schritte strauchelt, zu fallen meint? Und er, der so schön tanzt! Hättest Du ihn mit Giuditta tanzen sehen! Er versteht zu tanzen, er!

Später wurde etwas Musik gemacht. Annetta und Giuditta sangen einige schöne Opernarien. Hierauf verlangte man auch durchaus, daß ich singen sollte. Sage, was hätte ich denn anders singen können, als das **Salve Regina**? Sie meinten, daß sie sich auch mit dem **Salve Regina** begnügen würden. Jedenfalls wollten sie ein wenig Spaß mit mir treiben, besonders mein Papa, der mich am meisten zum Singen antrieb. Du weißt, im Chor sangen wir ziemlich im Dunkeln, hinter dem Gitter, mit verschleiertem Gesicht und nur vor uns bekannten Personen. Aber hier zu singen, so offen, vor so viel Leuten! Und dann vor Signor Nino! — Dennoch mußte ich singen. Natürlich nicht die Worte, nur die Musik. Meine Stimme zitterte, der Athem versagte mir; dennoch waren sie so gütig, Nachsicht mit mir zu haben, nicht zu lachen, sogar zu applaudiren. Es muß also doch eine schöne Melodie sein, die des **Salve Regina**! Ich sah wie Signor Nino so gerührt war — mich mit so eignen Augen anblickte. Er, der stets Heitere, Uebermüthige!

So habe ich Dir alles berichtet, was ich that, dachte; alle meine Freuden und Sünden, selbst auf die Gefahr hin, mir einen Verweis von Dir zuzuziehen. Hätte ich es doch selbst nicht vor unserem guten, alten Beichtvater zu bekennen gewagt. Doch wenn ich Dir, meiner Schwester, nicht all diese Dinge erzählte, mich däucht, ich müsse daran ersticken. Ich muß sie vor mir auf dem Papier sehen. Es giebt Augenblicke, wo eine Ueberfülle von wirbelnden Gedanken meinen Kopf

schwindeln macht, mich berauscht, mich betäubt. Bin ich nicht närrisch? Aber ich glaube, alle diese neuen, ungewohnten Eindrücke sind zu heftig für mich, die ich an den Frieden und die Sammlung des Klosterlebens gewohnt bin. Ich bin glücklich, daß ich wenigstens mit Dir sprechen, in Dein Herz einen Theil der auf mich einstürmenden Empfindungen ausschütten kann.

Schreibe mir recht bald. Tröste, beruhige Deine arme Freundin, die überwältigt von so viel Fremdem, wie ein erschrecktes Vöglein zittert vor der Neugier, die es beobachtet, die ihm zwar nichts böses zufügen will, aber es doch schon durch das bloße Anschauen thut. Ich möchte weinen, lachen, singen, lustig sein. Ich brauche einen Brief von Dir; ich muß Deine Stimme hören, verstehst Du? Meine Marianne! Könnte ich an Deinem Herzen mich ausweinen, das Antlitz an Deiner Brust verbergen!

---

10. Oktober.

Donnerstag war ein schöner Tag! Des Papas Geburtstag. Ich brauche Dir wohl nicht erst zu sagen, daß mit Tagesanbruch die ganze Familie in Bewegung war und unser Häuschen von Freude und Lust wiederhallte. Mama hatte schon einen Truthahn schlachten lassen und überwachte die Vorbereitungen zum Mittagessen. Giuditta hatte Papa ein schönes Seidenmützchen zum Geschenk gemacht, welches sie heimlich gestickt, um ihn zu überraschen; ich hatte nichts anderes zu geben als einen Strauß Wiesenblumen, die ich schon beim Tagesgrauen gepflückt hatte und die noch feucht vom Thau der Nacht waren. Es war ein armes Sträußchen, das meine, und doch erfreute es meinen Vater ebenso wie Giudittens schönes Geschenk und er umarmte uns beide mit Thränen in den Augen. Unsere Freunde stellten sich auch schon in der Frühe ein, nachdem sie ihr Kommen durch Freudenrufe, Flintenschüsse und Alis lustiges Gebell angekündigt hatten. Welche Lust! Sie brachten Blumensträuße mit, doch solche von schönen Gartenblumen, die sie aus Viagrande hatten kommen lassen. Meine armen Blümchen standen ganz verschämt neben diesen prächtigen Schwestern. Sie schenkten auch einen schönen, tags vorher geschossenen Hasen, der Mama mehr Freude machte als die Blumen. Der alte Herr Valentini geht nicht mehr auf die Jagd, sein Sohn hat den Hasen geschossen; ich muß Dir gestehen, daß ich seit einiger Zeit die Jäger nicht mehr so hasse, das wird die Gewohnheit bewirken. Wie können wir Frauen überhaupt die Vergnügungen der Männer richtig beurtheilen? Papa lud unsere Freunde zum Mittagessen ein. Es war ein so schöner Tag! Man sang, man lachte, man war so lustig, tanzte sogar. Ich nicht, hörst Du!

Nach dem Essen machten wir einen Spaziergang. Der Abend war herrlich; doch ich war, ich weiß nicht warum, nicht so froh, so zufrieden, wie alle die andern, nicht so, wie ich es früher gewesen. Ich lauschte dem leisen Rauschen des fallenden Laubes, hörte dem Brausen in den Baumwipfeln zu, dem fernen Ruf der Ohreule; ich fühlte mit Behagen die Furcht, welche mich, wenn ich allein zurückblieb, in dem dunklen Gebüsch überkam und mir die Thränen ins Auge trieb.

Welches Geheimniß lebt in unserm Innern, Marianne? Hätte ich nicht froh an jenem Tage sein müssen, als alle die anderen es

Professor Alma Tadema.

Digitized by Google

waren? Ich verſtehe mich ſelbſt nicht. Mein Gehirn mag wohl ſo wunderlicher Art ſein, daß ihm die Stille des Kloſters am beſten behagt und daß es ſich außerhalb deſſelben erregt, beängſtigt, unruhvoll fühlt, ja ſelbſt ein wenig närriſch wird.

Lebwohl! Ich ſchreibe bald wieder. Dieſer Brief iſt kurz, intereſſelos und ich bin Dir einen ſchönen, langen Brief ſchuldig, in dem ich Dir noch hundert Dinge vorplaudern muß, die mir im Sinn liegen. Aber verzeih, ich bin heut nicht bei Stimmung, bin müde, übernacht, habe den Kopf nicht recht klar. Auf morgen denn.

---

23. Oktober.

Du machſt mir Vorwürfe, daß ich Deinen letzten Brief ohne Antwort gelaſſen habe; habe ich mir doch ſelbſt ſchon Vorwürfe gemacht. Ich weiß nicht, was mir fehlt; die kleinſte Arbeit, die geringſte Beſchäftigung ermüdet mich, ich bin eine Träumerin. Den lieben langen Tag möchte ich im Schatten der Kaſtanien ſitzen, die ganze Nacht die Augen nach dem geſtirnten Himmel richten. Alles was mich gefreut, iſt mir langweilig geworden. Ich mag nicht mehr im Kaſtanienwald luſtwandeln, nicht mehr ſingen, ich lache nicht mehr, alles verdrießt mich. Deine arme Maria iſt ſo traurig. Weiß ſelbſt das Warum nicht. Vielleicht wollte der Herr mir zeigen, wie flüchtig alle Luſt und alle Freude außerhalb des Kloſters iſt. O, mein Gott! Es giebt jetzt Augenblicke, wo ich mich faſt vor mir ſelbſt fürchte! Denn ſelbſt mein Gebet iſt zerſtreut. Mein Gott! Vergieb mir! Tröſte mich! Mein Gott, ſtehe mir bei!

Mein Carino iſt faſt wild geworden, da ich ſeit vielen Tagen mich nicht mehr mit ihm abgebe. Er flieht mich. Bin ich denn ſo ſchlimm geworden? Vigilante kommt nicht mehr, um mir ſeine Anhänglichkeit zu zeigen, da er weiß, daß er mir läſtig iſt.

Wenn ich krank wäre, Marianne? Ich flüſtere Dir's leiſe zu, daß ich beinahe wünſche, krank zu ſein, da dann all dieſe Müdigkeit, dieſe Verſtimmung der Seele doch einen Grund hätte, der mich nicht erſchreckte. Du, die Du geſund, heiter, glücklich biſt, ſchreibe mir bald. Liebe mich, hundert Mal mehr als bisher, denn ich liebe auch Dich ſo unſäglich. Das einzige klare Gefühl in mir iſt eine große Zärtlichkeit für meine Lieben, für alle die ich kenne, wie um ſo mehr für Dich!

---

2. November.

Marianne, ich weiß jetzt, daß für uns ſchwache, ſchüchterne Herzen all dieſer Lärm der Welt, dieſe mächtigen Erregungen, alle dieſe Vergnügungen ein ungeſundes Uebel ſind. Wir ſind verzärtelte, an den warmen Schutz des Glashauſes gewöhnte Blumen, welche die freie Luft tödtet.

Weißt Du wohl, wie ich Dir vor zwei Monaten ſchrieb, daß ich heiter und glücklich ſei? Wie jede neue Empfindung ein neuer Schatz für mein glücksbedürftiges Herz ſei? Wie ich dem lieben Gott dankte für alle jene Frohgefühle, denen meine Seele ſich glückſelig hingab? Es iſt wahr, aber wahr iſt auch alles, was die Nonnen uns ſagten und was Pater Anſelmo uns von der Kanzel wiederholte: die wahren

ruhigen, heiteren, beständigen Freuden sind die des Klosterlebens. Ich vermag den Grund nicht zu begreifen, weiß aber jetzt, daß die Freuden der Welt nicht von Dauer sind. Ich habe es erfahren, ich, die ich mich so verändert fühle.

Alles ermüdet, drückt mich, macht mich verstimmt; alles giebt mir Anlaß zur Unruhe, zu Beängstigungen, zum Schrecken sogar. Ich verstehe diese inneren Vorgänge nicht, die meine Stimmung aus einer plötzlichen närrischen, fieberhaften Heiterkeit in eine Traurigkeit umwandelt, die mir Schrecken einflößt. Ich fühle mich unglücklich inmitten der herrlichen Gaben des Schöpfers, die ich früher pries.

Ich möchte mich in die treuen Klostermauern flüchten, möchte mich in jenem Chor auf meine Kniee werfen. Ich möchte die Füße des Gekreuzigten umfassen. Ich möchte Dich küssen und an Deinem Herzen den Thränenstrom ausweinen, der mich zu ersticken droht.

Verlache mich nicht, Marianne; beklage mich eher. Bedaure mich, die ich so betrübt bin, ohne den Grund dieser Betrübniß zu verstehen, die ich vielleicht sündhaft und undankbar gegen Gott bin, der mich mit so viel Segnungen überschüttete, undankbar gegen meinen guten Papa, der meine Traurigkeit mit tausend Liebkosungen zu verscheuchen sucht, undankbar gegen meine Angehörigen, gegen meine Freunde.

Ich kann nicht mehr schreiben vor Weinen. Fast die ganze Nacht habe ich am Fenster zugebracht, meine Augen in die Dunkelheit gerichtet, die von Geistern belebt zu sein schien, dem fernen Hundegebell und dem Summen der Nachtinsekten lauschend, ohne mich zu fürchten. Schreibe mir bald, ich weiß Dir heute nichts mehr zu sagen.

---

10. November.

Du bist, geliebte Marianne, in Unruhe wegen meines Seelenzustandes. Du richtest eine Menge Fragen an mich, die ich nicht verstehe, die mich verwirren, auf die ich keine Antwort habe; Du forschest in meinem Innern, wie ich es selbst nicht zu thun vermöchte. Wärest Du hier und ich könnte, unter dem dichtesten Schatten der Kastanien, mit meinen Armen Dich umfassend, Dir alles ins Ohr flüstern, so würdest Du vielleicht, die Du schon eine Weltdame bist, nicht mehr ins Kloster zurückkehrst, meine Fragen beantworten, meine Zweifel schlichten, mich trösten, beruhigen, das Räthsel lösen.

Doch was könnte ich Dir schreiben, Deine Fragen sogar machen mich bestürzt. Weßhalb fragst Du mich, warum ich in meinen letzten Briefen, die so schwermüthig sind, der Familie Valentini nicht mehr Erwähnung thue, während ich in meinen früheren, heiteren Briefen so viel von ihnen schrieb? Weßhalb hast Du bemerkt, daß in meinen ersten Briefen der Name des Signor Nino wohl zwanzig Mal vorkommt, der in den letzteren mit einer so auffallenden Absichtlichkeit vermieden ist? Wie kommst Du darauf? Ich selbst bin es nicht gewahr geworden. Aber Du hast recht und ich bemerke jetzt, daß ich mich gewissermaßen zwingen muß, ihn niederzuschreiben. Du wirst finden, daß meine Hand beim Schreiben dieses Namens gezittert hat. — Und wenn Du mein Gesicht sähest!

Marianne! Meine Marianne! heute schreibe ich Dir nun alles. Mein Herz will ich offen in Deine Hand legen. Du wirst es, besser

als ich es selbst kann, fragen, ausforschen. — Du wirst mir sagen, was ich thun muß, um jene Krankheit, die mich befallen, zu besiegen und wieder lustig, unbefangen, glücklich zu werden. Du öffnest mir Deine Arme.

Es muß also doch etwas schlimmes sein, was ich da innen fühle, weil ich gezögert habe, es Dir zu gestehen, weil ich mir fast schuldig erschien, von einem Angstgefühl, einer unbeschreiblichen Unruhe erfüllt war, als hätte ich gleichsam vor aller Augen etwas zu verbergen und als ob alle ihre Augen sich auf mich gerichtet hätten, um mein Geheimniß zu entdecken.

Welches Geheimniß ist es? Mein Gott! Ich selbst weiß es nicht zu nennen. Aber Du sollst alles wissen und wenn Du es entdeckst, so verspreche ich Dir, es zu bekämpfen, falls es etwas böses oder eine Versuchung ist.

Ich habe mich genau beobachtet, um zu erfahren, woher diese Beängstigung entspringen mag; habe alle meine Gefühle, Gedanken, Beschäftigungen, die Personen, mit denen ich verkehre, die Gegenstände, die ich sehe, einer Musterung unterzogen. — Ich fand nichts, bis auf — doch Du wirst mich thöricht finden und auslachen.

Ich habe öfters geschrieben, daß wir mit der Familie Valentini eng befreundet worden sind. Annetta ist mir eine andere Marianne geworden. Doch Du hast den Gedanken in mir erweckt, daß ihr Bruder einen gewissen Eindruck auf mich gemacht hat. Das ist richtig; ich möchte sagen, daß er mir fast Furcht einflößt.

Nein, nein, das war schlecht, Marianne! Verdamme mich nicht. Es ist eine Narrheit, eine unrichtige Ansicht, die ich bekämpfen werde, denn jener ist ein ganz vortrefflicher Mensch und sogar voll Aufmerksamkeiten für mich. Doch kann ich mir von dem Eindruck, den er auf mich ausübt, nicht genau Rechenschaft ablegen. Es ist nicht Widerwille, nicht Abneigung — aber ich fürchte ihn; doch ich erröthe jedesmal, wenn er mir begegnet, ich erblasse, ich zittere, möchte entfliehen.

Doch spricht er zu mir, so höre ich ihn an, bleibe in seiner Nähe — ich weiß nicht warum, doch scheint es, daß ich nicht die Kraft habe, mich zu entfernen, und dann fällt mir ein, was Pater Anselmo vom Zauber des bösen Geistes uns gepredigt, und Furcht erfaßt mich.

Mein Gott, ich sage hiermit nicht, daß es so sei, es ist ja nur ein Vergleich. Ich möchte Dir nur den Eindruck klar machen, den er auf mich ausübt.

Doch er ist höflich gegen alle und auch gegen mich. Ich meine es ja auch nicht böse, bin ihm sogar dankbar für seine zartfühlende Aufmerksamkeit.

An einem der vergangenen Tage nach dem denkwürdigen Ball sagte er zu mir: „Ich danke Ihnen, Signorina". „Für was?" „Für die Gunst, die Sie mir erwiesen, indem Sie mit mir tanzten. Wüßten Sie, wie es mich glücklich gemacht!" — Und das sagte er in einer Weise, die mich verwirrte. Mein Gott, wie die Männer überschwenglich in ihren Komplimenten sind! — Aber ich weiß nicht, warum er mir diese Worte mit leiser Stimme sagte; auch wollte es mich bedünken, als ob er dabei erröthet sei — und vielleicht eben deßhalb fühlte ich mich auch roth werden und fand keine Antwort.

Ein anderes Mal sagte er mir: „Wie hübsch Ihnen diese Tracht kleidet!“ Mir sagte er das! Mein altes, schwarzes Kleid der Klosterpensionärin! Weßhalb weiß ich nicht, aber ich empfand ein großes Vergnügen, als er so zu mir sprach; ich erröthete, stammelte etwas und war verlegen.

Du wirst mich thöricht schelten und hast recht, denn es können doch nicht nur seine Schmeicheleien sein, die mich so verwirren.

Doch wenn ich seitdem seine Stimme höre, bin ich bestürzt; wenn ich seinen Blick auf mich gerichtet weiß, fühle ich eine Glut im Antlitz und einen Schauer im Herzen. Weßhalb alles das?

Höre, Marianne, ich glaube die Ursache gefunden zu haben. Im Kloster machten wir uns von den Männern im allgemeinen und von den jungen Männern im besonderen so sonderbare Ideen, daß wir nun keinem begegnen können, ohne aus der Fassung gebracht zu werden. Daher auch Giuditta, die jünger ist als ich, diese Verlegenheit im Verkehr mit ihm nicht kennt. Daher sie mit ihm scherzen, lachen, reden kann, ohne zu erröthen, ohne verlegen zu werden, während ich an ihrer Stelle sterben zu müssen glaube. Aus diesem Grunde — Gott verzeihe es mir — scheint es, als ob ich zuweilen gegen meine Schwester ein Gefühl empfinde, welches dem Neide gleicht.

O, mein Gott, rufe mich zurück in die Stille, den Frieden des Klosters! Beruhige meine Seele, erleuchte meine Gedanken!

---

16. November.

Montag traf ich ihn im Kastanienwald. Zum Glück war Gigi bei mir. Er hatte seine Flinte umgehängt und sang, ehe er uns gewahr geworden. Du weißt nicht, welch süße Stimme er hat! Ich erkannte ihn sofort, doch es war mir, als müsse mein Herz aus der Brust springen und ich hätte fliehen mögen, so überwältigte mich jene abgeschmackte Verlegenheit wieder. Sein Hund Ali bemerkte uns aber, lief uns bellend entgegen und liebkoste uns. So mußte ich denn natürlich bleiben, nicht wahr? Mußte mich gleichgiltig stellen, obgleich ich über und über zitterte. Er wird meine Verwirrung bemerkt haben. Er kam näher und reichte mir seine Hand; ich mußte ihm die meine geben, denn hier ist es Sitte, auch den Männern die Hand zu geben, was mir gar nicht gefällt; so ist er wohl gewahr geworden, wie meine arme Hand zitterte.

Um nach Hause zu gelangen, mußte ich den dichtesten Theil des Wäldchens durchschreiten und am Saum desselben, der sehr felsig ist, befinden sich viel Dornen und Ranken. Er reichte mir seinen Arm und sagte, als er bemerkte, wie sehr ich zitterte: „Stützen Sie sich fest auf mich, Signorina, Sie straucheln fast bei jedem Schritt.“ Und es war so. Wir gingen ein gut Stück des Weges schweigend nebeneinander hin, und im Gehen machte ich geflissentlich das welke Laub unter meinen Füßen rauschen, um ihm so das Klopfen meines armen Herzens zu verbergen. Er mochte wohl endlich Erbarmen mit meiner Verlegenheit haben, denn er brach plötzlich das Schweigen und sagte: „Welch schöner Tag und welch ein herrlicher Spaziergang!“ Dann seufzte er. Gigi beklagte sich über Müdigkeit und so setzten wir uns auf ein Mäuerlein und er dicht an meine Seite. Ich sah nur den

Kolben seiner Flinte, welcher auf dem Boden seltsame Figuren zeichnete. Ali kam und legte seinen Kopf auf meine Kniee, mich mit seinen schönen Augen freundlich anblickend; ich streichelte ihn und sein Herr sagte: „Sehen Sie, wie Ali an Ihnen hängt. Lieben Sie ihn?" Ich weiß nicht, weßhalb diese ganz harmlose Frage mich so furchtbar ergriff und es schien mir, als ob ich den armen Ali ganz unsäglich lieb hätte. Hierauf streichelte er auch seinen Hund und unsere Hände berührten sich und die meine zitterte. Das Schweigen wurde mir unerträglich und ich stammelte zerstreut: „Wie schön Ihr Hund ist, Signor!"

Weßhalb seufzte er? Wäre er auch unglücklich? Seit einigen Tagen erschien er mir schon trübe gestimmt. Warum? — Da überkam mich ein Mitleid und eine große Zärtlichkeit, ein freundschaftliches Bedürfniß, der Wunsch, ein Mann, sein Freund zu sein, um meine Arme um seinen Hals schlingen zu dürfen, um zu fragen, welches Leid ihn drücke, ihn zu trösten oder doch seinen Kummer mit ihm zu theilen.

O ja, ich bin eine große Sünderin und werde viel Buße zu thun haben. Denn ich habe noch schwereres auf dem Gewissen; eine gewaltige Neugier zu erfahren, was ihn so sehr betrübt. Wir Frauen sind ja alle neugierig. Aber Du begreifst, daß ich ihn nicht fragen darf.

Ich sah ihn seitdem nicht mehr allein, nur des Abends mit den Eltern. Ich wage nicht mehr allein auszugehen. Aber ich lausche, ich spähe an meinem Fenster und wenn ich seine Stimme oder den Pfiff höre, mit welchem er seinen Hund ruft und ich einen Schatten dort unten aus dem Gehölz treten sehe, klopft mein Herz, so wie es da geklopft, als ich allein mit ihm, Seite an Seite gesessen und unsre Hände sich auf dem Kopf seines schönen Hundes berührten.

Wenn ich ihn sehe, verliere ich die Fassung und deßhalb vermeide ich es, ihn zu sehen. Doch das ist nicht immer möglich. Ich kann nicht entfliehen, wenn er ins Zimmer tritt. Aber ich fühle dann die wilden Schläge meines Herzens und möchte sterben, um mein Erröthen zu verbergen. Es scheint mir, als richteten sich aller Augen auf mich und frügen, weßhalb ich erröthe. Und ich — mein Gott — ich wüßte es nicht zu sagen, ich weiß es selbst nicht. Doch ich benutze den ersten Anlaß, um in mein Kämmerlein zu flüchten und, mein erglühendes Gesicht in die Kissen verbergend, in heiße Thränen auszubrechen. Warum weine ich? Es scheint mir, das Weinen thue mir gut und erleichtere mich von einer schweren Last.

Da, gestern Abend, da ich meine Thränen trocknete, sah ich einen Schatten am Fenster. Er war es! — Seine Ellbogen hatte er auf das Fenstersims gelehnt und hielt das Gesicht auf die Hand gestützt. Stelle Dir meinen Schreck vor! Auch er war sehr bewegt. Er wollte lächeln und sein Lächeln war so traurig, daß ich glaube, er weinte. Dann flüsterte er: „Warum fliehen Sie mich, Signorina?" Es war mir, als müsse sich der Erdboden aufthun, und mich verschlingen. Zum Glück kam meine Schwester. Mit größter Anstrengung bemühte ich mich, Fassung zu erringen oder doch eine ruhige Miene zu heucheln und begab mich dann zu den anderen, welche sich vorm Hause versammelt hatten. Giuditta saß neben ihm, sprach, lachte, war ganz ruhig, zitterte nicht — sie! —

Ach, das Kloster ist meine einzige wahre Zuflucht! Alles hier außen ist Schrecken und Leiden!

Ach, sie werden mich für schlecht halten und Er vor allem! Gott, der in meinem Herzen liest, weiß, daß ich es nicht bin, daß vielmehr meine Schüchternheit, meine Gewohnheiten, die so von den ihren abweicht, mich so erscheinen lassen. Doch wer wird mir hier Glauben schenken? Als gestern Abend alle ins Haus gingen, weil die Abendkühle zugenommen hatte, trat er an mich heran, blaß, traurig, erfaßte meine Hand, die so bebte, daß ich nicht die Kraft besaß, sie ihm zu entziehen. Und er fragte mit seiner süßesten Stimme: „Was that ich Ihnen, Signorina, daß Sie mich fliehen?"

Mein Gott, zu seinen Füßen hätte ich mich werfen, seine Vergebung erflehen, ihm sagen mögen, daß er sich täusche, daß es nicht meine Schuld sei. Ich weiß nicht, was ich hervorstammelte. Annette trat auf uns zu, ich riß mich von seinem Arm los und brach in Thränen aus.

Marianne, suche einen Trost für mich; hilf mir! Auch Du verlässest mich. Ich bin allein, traurig, unselig. Bitte Gott, daß er mich schnell zurückführt in jene stille, bescheidene Existenz, in jene schweigenden Klostergänge, in denen das wilde Geräusch des Weltlebens verhallt und meine erschrockene Seele nicht mehr stört.

Ich habe Dir mit thränenumschleierten Augen geschrieben, ich weiß nicht mehr was. Verzeihe mir und liebe mich!

---

17. November.

Als ich gestern Abend, nachdem er mir jene Worte gesagt, ins Zimmer trat, wo die Meinigen und die Valentinis sich befanden, konnte ich meiner Bewegung so wenig Herr werden, daß alle dieselbe bemerkten. Meine Schwester machte einen Auftritt; warf mir vor, daß ich ein schlechterzogenes Mädchen, daß ich launenhaft sei, mich eben so grundlosen fröhlichen, wie trüben Stimmungen hingebe. Mein Vater versuchte es, mich durch Unwohlsein zu entschuldigen.

Alle die anderen schwiegen. Diese Marter währte eine halbe Stunde. Dann erst durfte ich mich in mein Kämmerchen einschließen und den Herrn inbrünstig bitten, mich zu sich zu rufen.

Ich verbrachte eine schreckliche Nacht, ohne ein Auge schließen zu können. Ich habe mein Herz erforscht und Schrecken hat mich ergriffen.

Marianne, wenn ich nicht fürchtete, mich an meinem Vater zu versündigen, Giuditta, meinen Bruder, Dich, alle die mich lieben zu betrüben, so möchte ich an der Cholera sterben! Addio!

---

20. November.

Marianne, Marianne! Ich liebe ihn! Ich liebe ihn! Erbarme, erbarme Dich mein! Verachte mich nicht! Ich bin sehr unglücklich! Vergieb mir!

Mein Gott, warum diese harte Strafe? Welch eine Sünde! Mein Gott! Wie habe ich geweint! Mein Gott, giebt es eine Elendere als ich es bin?

Ich liebe ihn! Welch furchtbares Wort! Sünde! Verbrechen! Aber

es wäre vergeblich, es mir vor mir selbst zu verhehlen. Die Sünde ist stärker als ich. Ich habe versucht, ihr zu entrinnen, aber sie hat mich gepackt, preßt ihr Knie auf meine Brust, stößt mein Angesicht in den Schlamm. Mein ganzes Wesen ist von diesem Mann erfüllt; mein Kopf, mein Herz, mein Blut. In diesem Augenblick, da ich Dir schreibe, steht er vor mir, in meinen Träumen, in meinem Gebet. Ich vermag an nichts anderes zu denken; mich däucht, jeden Augenblick müßte sein Name sich auf meine Lippen drängen, jedes Wort, welches ich spreche, müsse sich in seinen Namen verwandeln. Wenn ich ihn höre, bin ich selig, wenn er mich anblickt, erfaßt mich ein Zittern. Ich möchte in seiner Nähe sein und entfliehe vor ihm. Ich möchte sterben für ihn. Alles dies, was ich für diesen Mann empfinde, ist neu, seltsam, furchtbar; es ist stärker als die Liebe, mit welcher ich meinen Vater, stärker als die, mit welcher ich Gott liebe. Es ist das Gefühl, welches sie in der Welt „Liebe" nennen. Ich weiß es, ich fühle es. Es ist fürchterlich, grauenhaft. Es ist Gottes Strafe, die Verdammniß, das Verlorensein! Marianne, ich bin verloren; bete für mich! —

Gestern hatte er sich, in Geschäften für seine Familie nach Catania begeben. Er hätte mit dem Omnibus von Trecastagne vor Abend schon zurück sein müssen und um neun Uhr war er noch nicht zu sehen.

Stelle Dir seiner Angehörigen und unser aller Sorge vor. Die Nachrichten, welche man vernimmt, sind die traurigsten; es war keiner von uns, der nicht an einen Unfall dachte. Die Mutter und Anette weinten, der Vater Valentini befand sich in furchtbarer Aufregung und erstieg jeden Augenblick den kleinen Hügel, welcher von der Höhe des Weinberges aus ein gutes Stück die nach dem Dorf führende Straße überblicken läßt, auf welcher sein Sohn kommen mußte, nachdem er den Omnibus an der letzten Station verlassen. Die Dunkelheit hatte völlig überhand genommen, man konnte kaum mehr zehn Schritte weit etwas erkennen. Man hatte zwei Boten abgesendet, um die Ursache dieser Verzögerung und um möglichst schnell die Rückkehr des Erwarteten zu erfahren. Der arme Vater rief ihn von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme, als ob er immer noch eine Antwort aus der Ferne zu hören hoffte. Alle lauschten, Du kannst Dir denken mit welcher Angst. Man wartete eine Minute, fünf, zehn Minuten, die Stimme erstarb weithinverhallend im Thal; die Stille kehrte zurück; es schlug zehn, elf Uhr. Jeder weinte. Der Vater war seinem Sohne entgegengegangen, allein, durch die Dunkelheit, halb sinnlos vor Angst, versichernd, daß er nicht ohne seinen Sohn zurückkehren würde. Mein Gott, keine lebende Seele wagte sich zu dieser Stunde noch auf die Straße, die von den argwöhnischen Cholerawächtern, Bauern aus der Umgebung, bewacht wurde. Dieses Weinen zerriß mein Herz; die furchtbare Stille machte mich schaudern; die Finsterniß schien mir von fürchterlichen Erscheinungen erfüllt zu sein. Auf meinen Knieen liegend, betete ich weinend in meiner Kammer zu dem Gekreuzigten, ich betete für ihn. Von Zeit zu Zeit unterbrach ich mein Gebet, trocknete meine Thränen, erstickte mein Schluchzen, um zu horchen, mit all meinen Sinnen, meiner ganzen Seele hinauszulauschen. Von fern her tönten nur jene Flintenschüsse, die mich mit Entsetzen erfüllten, und das un-

heimliche Geheul der Wachthunde. Ich wurde abergläubisch. Ich dachte: Wenn ich hundert Ave Maria gebetet haben werde, werde ich seine Stimme hören. Fünfzig sprach ich in einem Athem, dann begann ich die anderen langsamer zu sprechen, da ich fürchtete, Gott könne mich nicht erhören, wenn ich meine Ave so zerstreut gebetet. Als ich zu Ende war, begann ich von neuem, meinend, daß ich mich verzählt haben könne. Die letzten sprach ich langsam und unterbrach mich, um zu horchen — hatte ich nicht Stimmen von fern gehört? Ich warte, warte, nichts! Schweigen! — Dann sagte ich mir, wenn die Stimme, die ich zuerst höre, die Annettens ist, wird er binnen einer Viertelstunde kommen. Dann: Wenn ich zwanzig Mal den Windstoß in den Bäumen gehört haben werde, wird er hier sein.

Die Aeste rauschten und rauschten und niemand kam. Da glaubte ich zu ersticken, mein Kopf wollte zerspringen, das Blut strömte durch die Adern, daß die Kammer mir zu eng wurde, die Decke mich zu erdrücken schien, daß ich hinausflüchten mußte ins Freie. Hier vermochte ich den Jammer der armen Eltern, den schauervollen Tönen aus der Ferne, dem heimlichen Flüstern, womit sie sich gegenseitig Trost einzureden versuchten, nicht Stand zu halten, ich entfernte mich und setzte mich, abgesondert von den andern, auf die niedere Weinbergsmauer, mit den brennenden Augen in die Nacht hinausstarrend. Mein Gott, wie litt ich so sehr! Da vernahm ich aus weiter Ferne ein Heulen, ein Heulen, welches ich kannte. Mein Herz schlug so laut, so laut und ich wollte doch lauschen, lauschen. Nichts! Hatte ich mich doch geirrt? Doch da heulte es näher, näher. Jetzt hörten es die Andern auch. Ali war es, der bellte. Ali rannte herbei, unsinnig vor Freude; er trug die frohe Botschaft voraus, er wußte uns voll Unruhe, Angst und Sorge. Man vernahm schon die Schritte des Nahenden, alle kamen herbei, um neben mir das Mäuerchen zu ersteigen. „Er ist's! Er kommt!" riefen sie.

Ali stürzte auf mich zu, athemlos, bellend, gerührt, das arme Thier. Ich umarmte ihn, umarmte ihn, denn ich fürchtete ohnmächtig vor Glück zu werden.

Dann kam er, der arme Nino, blaß, müde, erschöpft. Kam zu Fuß von Catania, da er den Omnibus versäumt und keinen anderen Wagen hatte zu so später Stunde auftreiben können. Sein Vater, der ihm entgegengegangen, küßte ihn; Mutter und Schwester umschlangen ihn mit ihren Armen. Alle jubelten, alle weinten vor Glück. Ich aber schlich in mein Kämmerlein, weinte, lachte, schluchzte, jubelte wie sie, umarmte die Füße des Kruzifixes, die Möbel, die Wände.

Mein Gott, giebt es ein elenderes Geschöpf auf Erden, als ich bin!

Seitdem ich diese Anfechtung durchgemacht habe, kenne ich mich selbst nicht mehr. Meine Augen schauen klarer, mein Geist durchdringt Geheimnisse, die für mich in tiefsten Abgründen hätten verborgen bleiben müssen; mein Herz lernt Gefühle kennen, die es nie geahnt hat, nie hätte ahnen dürfen. Und doch ist es selig, empfindet sich Gott näher gehoben; es weint, duldet, klagt, fühlt sich niedrig, einsam, verlassen. Es zuckt in unsagbaren Qualen durch einen Blick, eine Bewegung, ein Beben seiner Stimme, durch einen Schritt, den er dorthin statt hierhin, ein Wort, welches er an diese statt an jene Person

richtet. Du verstehst mich nicht. Es ist ein beständiger Zweifel, eine Angst, eine Verzagtheit — eine grenzenlose Glückseligkeit. Füge zu dem allen das Bewußtsein meiner Stellung, die Reue über meine Sündhaftigkeit, mein Unvermögen gegen ein Gefühl anzukämpfen, welches stärker ist als meine Willenskraft, mich durchdrungen, umschlungen, bemeistert hat; meine Verzweiflung, mich als das zu wissen, was ich bin; weniger als andere Frauen sind, nur eine arme Nonne; ein Herz zu haben, welches unempfindlich für jede andere Liebe als die Liebe zu Gott sein soll, einen Geist zu besitzen, der nichts kennen darf, was außerhalb der Mauern des Klosters lebt und den die Ungeheuerlichkeit des Horizontes, der sich plötzlich vor ihm aufgethan hat, mit Entsetzen erfüllt. Ich frage mich, ob diese Liebe, diese Sünde, diese Furchtbarkeit nicht ein Theil Gottes sei! Ich möchte schön sein, wie dasjenige ist, was ich in mir empfinde. Ich werfe einen Blick auf mein Aeußeres, selbst über diese ungewohnte Neugier erstaunt, und bin betrübt, nichts an mir zu finden, als eine in schwarze Serge gehüllte Gestalt, schmucklos nach hinten gekämmtes Haar, unfeine Manieren, eine Schüchternheit, die Albernheit zu sein scheint, und befinde mich in Gesellschaft anderer, eleganter, reizender Mädchen, deren Lieben nicht Sünde ist. Ich erröthe über mich selbst, erröthe über mein Erröthen — und dann — noch habe ich Dir nicht alles gesagt. Noch ein anderes Kreuz lastet auf mir; es ist die Furcht, daß mein Geheimniß entdeckt wird, welches ich so tief in meiner Brust verschlossen halte. Vor dem Auge erschrecken, welches Dich beobachtet, Dich fürchten, daß deine Blässe, das Beben deiner Stimme, das Klopfen deines Herzens an Dir zum Verräther werde! fürchten, daß Du selbst zu Deinem Ankläger werdest, fürchten, daß jeder in Deiner Nähe dich beargwöhnt und vor Scham lieber sterben zu wollen als dein Geheimniß preisgeben. Erröthe ich doch vor dem, was ich da niedergeschrieben und was Du lesen wirst, Du, die Du ein Theil meiner selbst bist! Lege ich mir doch dieses Bekenntniß als eine Art Bußübung auf! Bis zum Wahnsinn lieben und sterben vor Scham, wenn er es erführe! Ich möchte die Arme um seinen Hals schlingen, möchte zu seinen Füßen liegen und wage nicht um alles Gold der Welt, ihm die Hand zu reichen. Blickt er mich an, schlage ich die Augen nieder und zittere dabei, daß mein Vater, meine Stiefmutter, daß er — in meinem Herzen lesen könnte.

Lieber Gott, eher lasse mich sterben! Und wenn ich Dir nun sage, daß diese meine Befürchtungen nicht grundlos sind? Daß meine Stiefmutter mich gestern zu sich rief und mit einem Blick, der mir bis ins innerste Herz drang, sagte: „Du bist seit einiger Zeit bleich und seltsam bewegt; was fehlt Dir?“ Ich schauderte, stammelte irgend etwas, wußte aber keine bestimmte Antwort zu geben. Mit jener Miene, die mich zittern macht, fuhr sie fort: „Ja, ich bemerke eine große Veränderung in Dir. Sollte es die Landluft sein, meine Tochter, die Dir übel bekommt, so wird Dein Vater nicht auf Dein Hierbleiben bestehen und Dich in Dein Kloster zurückkehren lassen.“ Blick, Miene, Bewegung, welche diese Worte begleiteten, sagten mir: „Ich weiß alles! Ich kenne Dein Geheimniß!“ — Ich fühlte mich sterbend. Zum Glück saß ich auf einem Sessel, sonst wäre ich zu Boden gestürzt; und sie

sah nicht, wie meine Augen sich mit Thränen füllten, da Giuditta hereinkam.

O meine eigene, arme Mutter! Wie würde ich mich, wenn sie lebte, in ihre Arme werfen, sie, in Thränen zerfließend, um Verzeihung flehen!

Lachend und lustig rief Giuditta: „Weißt Du, Mama! Die Valentinis laden uns ein, mit ihnen nach dem Landhaus der Bertonis, unserer Nachbarn, zu gehen. Man tanzt, denke! Sei gut, erlaube es, Mama! Laß uns gehen! Welch eine Lust, ein Ball hier auf dem Lande!"

Und unter dem Schmeicheln der lieben Giuditta schmolz die strenge Miene ihrer Mutter schnell dahin. Sie küßte ihr Kind zärtlich und flüsterte nur das eine Wort: „Närrchen!"

O gesegnete, heilige Mutterliebe, die sich in einem Worte, einer Liebkosung kundgiebt! Gesegnet das Glück, welches uns aus dem Glück unserer Geliebten erblüht! Sie erschienen mir beide in diesem Augenblick, da der Himmel diese Segnung über sie ausströmte, so schön, daß ich Gott für alle diejenigen bat, die nicht beraubt sind, wie ich es bin.

Giuditta entfernte sich hüpfend und lachend, um sich anzukleiden und rief mich, ihr Haar zu ordnen. Sie hat prächtige kastanienbraune Flechten, und jeden Morgen, wenn ich sie auflöse, um sie zu kämmen, denke ich, welch eine Sünde es wäre, wenn sie verurtheilt würden, unter der Scheere zu fallen wie die meinen. Doch an jenem Tage war ich so bestürzt, daß ich nichts zustande brachte. Ich flocht und löste ihre Zöpfe wohl zwanzig Mal. Endlich verlor sie die Geduld und rief zornig, indem sie ihre Frisur zerstörte: „Mein Gott, es scheint, Du machst es absichtlich heut so ungeschickt!" „Verzeih, Schwester", bat ich, „es ist nicht meine Schuld!" — „So verdrießt es Dich, mein Haar zu ordnen", sagte sie. „Nein, ich schwöre Dir, ich gab mir Mühe", antwortete ich ihr weinend. Sie ist imgrunde gut, meine Schwester, daher zuckte sie nur die Achsel und rief: „Ach, laß nur sein, das ist kein Grund zum Weinen; ich werde meine Zöpfe selbst aufstecken." Ich wollte sie küssen und um Verzeihung bitten, um die Bitterkeit, die ich in meinem Herzen fühlte, zu verscheuchen. Wie thöricht ich bin! Ich dachte nicht daran, daß es schon spät war und sie hatte ganz recht, als sie ungeduldig rief: „Mein Gott, so laß mich doch wenigstens in Ruhe mein Haar kämmen!" Als ich aus dem Zimmer trat, meine Augen trocknend, kam Annette.

„Nun", rief sie, „kommst Du nicht mit uns?" „Woran denken Sie", fiel meine Stiefmutter ein, „eine Klosterschülerin! Das fehlte noch!"

Nino hatte seinen Blick auf mich gerichtet, ohne zu sprechen; ich fühlte es, trotzdem ich die Augen niederschlug.

Da kam mein Vater und fragte nach der Veranlassung dieser Vorbereitungen.

„Und Du?" fragte er mich dann.

„Ich bleibe zu Hause, Papa"; antwortete ich.

„Nein, nein, hier auf dem Lande!"

„Aber ich bleibe gern zurück, lieber Papa", beruhigte ich ihn.

„Dann bleibe ich bei Dir"; sagte er.

(Der gute Vater! so sehr liebt er mich!)

„Was? Und wer begleitet uns?" fiel meine Stiefmutter ein.

„Ihr könnt ja mit unseren Freunden gehen", meinte er. Doch sie rief:

„Das schickt sich nicht, wenn man zum ersten Mal eine noch unbekannte Familie besucht. Marie kann sehr gut hier bleiben unter dem Schutze des Dienstmädchens und der Verwalterin."

Es wurde noch einiges hin und her gesprochen, doch schließlich fügte mein Vater sich dem Willen seiner Frau, denn Du weißt ja, daß er ihr aus Friedensliebe nicht gern widerspricht.

Theure Freundin, ich gestehe Dir, daß ich zum ersten Mal in meinem Leben ein Mißvergnügen empfand, ganz allein von einer Lustbarkeit ausgeschlossen zu sein, auf die sich alle so sehr freuten. Und dann — willst Du es wissen? Ich habe einen neuen Kummer kennen gelernt, in dem Gedanken, daß Er so viele andere schöne Mädchen sehen, mit ihnen tanzen würde. Ja, bei dieser Vorstellung, ich weiß nicht weßhalb, füllte sich mein ganzes Herz mit Thränen.

Jetzt bin ich allein. Ich habe sie fortgehen sehen, lachend, lustig, singend. Nur er schien betrübt zu sein. Er sah mich an, als wolle er mich hundert Dinge fragen. Gab dann meiner Schwester den Arm. Wie schön war Giuditta in ihrem himmelblauen Kleid, als sie sich so lachend und plaudernd auf seinen Arm lehnte!

Ich folgte ihnen mit meinen Blicken, bis sie am Ende des Weges hinter der Weißdornhecke, welche das Weinbergsmäuerchen überragt, verschwanden. Dann habe ich noch eine Zeit lang ihre Stimmen, ihr Lachen, ihre Fröhlichkeit vernommen, die mir weh that. O Gott, wie neidisch bin ich! Wie schlecht bin ich! Ich mußte seiner gedenken, um nicht laut zu schluchzen; seines Blickes, den er auf mich gerichtet, gedenken, um jene nicht zu beneiden. Ich bin allein geblieben. Die Sterne beginnen zu scheinen, es ist ein schöner Herbstabend, lind und still. Die Verwalterin hat das Feuer zur Abendsuppe angezündet und hält ihr Kind auf dem Schoße. Ihr Mann kehrt vom Weinberg heim, er stellt die Flinte an die Thürpfoste und beginnt mit seinem Töchterchen, welches auf seine Kniee geklettert ist, zu schäkern. Alles athmet Frieden, Ruhe, Heiterkeit. Nur ich allein bin unruhvoll, traurig, unglücklich. Ich schreibe Dir alles, wie es mir durch mein Herz geht und dann lassen mich die Thränen nicht mehr erkennen, was ich geschrieben habe. Ich blicke zum gestirnten Himmel auf und starre in die schwarze Schattenmasse der Bäume vor meinem Fenster. Ich denke an das Fest dort drüben, an alle die frohen Menschen, welche sich belustigen, welche — in seiner Nähe sind! — Nun kann ich nicht länger schreiben, ich habe keinen Gedanken mehr als ihn. Mit den Augen meiner Seele sehe ich ihn vor mir, während er dort mit einer anderen tanzt und lacht. Und nun leb' wohl!

Monte Ilice, 21. November.

Marianne! Marianne! Weine mit mir! Lache mit mir! Umarme mich! — Er liebt mich! — Sagst Du nichts? — Er liebt mich! —

Hörst Du? Ich kann nicht mehr sagen! Du wirst alles, was ich Dir noch sagen könnte, in dem einen Wort verstehen: Er liebt mich! —

Erinnerst Du Dich an gestern Abend? Ich saß, noch jenen traurigen Brief vor Augen, mit aufgestützten Armen an meinem Tischchen. Die Thränen flossen still auf den Brief herab und machten, ohne daß ich es gewahr wurde, das Geschriebene unleserlich. Plötzlich vernahm ich Geräusch von außen, das Geräusch nahender Schritte. Kannst Du mir sagen, wie es kam, daß ich den Fall dieser Schritte gleichsam mit meinem Herzen hörte? Warum alle meine Nerven zuckten und mein Blut zu Eis erstarrte? Ich erhob die Augen, das Fenster stand offen und hinter dem Fenster stand ein Schatten, eine Stimme rief mich leise. — Er! hörst Du es? Er! — Wenn ich nicht aufschrie, so geschah es, weil mir die Kraft dazu versagte.

„Verzeihen Sie, Signorina, verzeihen Sie mir."

Ich wagte nicht, ihn anzublicken, aber seine Worte glitten mir süß wie Honig ins Herz. „Ihre Mutter ist ungerecht und lieblos gegen Sie", fuhr er fort. „Alle erfreuen sich da unten und nur ich gedachte Ihrer, die Sie hier allein geblieben sind. That ich unrecht daran?" fragte er nach einer Pause, während welcher ich das milde Schlagen meines Herzens vernahm. „Verzeihen Sie mir?" Da blickte ich auf und sah ihn, wie ich ihn schon einmal gesehen, mit den Armen auf den Fenstersims gestützt. Er hatte meiner gedacht und seine Stimme zitterte. „Signore", stotterte ich, „Signore", ich wußte nichts anderes zu sagen. Hierauf seufzte er und sprach: „Hören Sie mich an, Maria", darauf stockte er und strich sich mit der Hand die Augen, er — ein Mann! Ich fühlte wie jener Name aus seinem Munde mir durch alle Poren ins lebendige Fleisch drang. Er sagte: „Maria!" Warum machte der Klang meines Namens einen solchen Eindruck auf mich? — „Hören Sie mich an", fuhr er fort, „Sie sind ein Opfer!"

„O nein, Signore." Er sprach weiter: „Doch, Sie sind das Opfer Ihrer Verhältnisse, der Bosheit Ihrer Stiefmutter, der Schwäche Ihres Vaters, des Schicksals."

„Nein", flüsterte ich, „nein."

„Warum denn werden Sie gezwungen Nonne zu werden?"

„Niemand hat mich gezwungen, Signore, es ist mein freier Wille."

„Ach!" Und er seufzte tief auf und glitt wieder mit der Hand über die Augen. „Die Nothwendigkeit", setzte ich hinzu. Ich konnte ihn nicht deutlich sehen, er stand im Dunkeln, im Fensterrahmen und Thränen hatten mir die Augen verschleiert. Er antwortete nichts; nach einer längeren Pause fragte er, aber seine Stimme schien einen heiseren Klang zu haben: „Und werden Sie ins Kloster zurückkehren?"

Ich zögerte, aber dann sagte ich: „Ja."

Wieder schwieg er, ich wartete, wartete lange, daß er wieder sprechen würde. Ich trocknete meine Augen und sah, daß er noch vor mir stand, in derselben Stellung, auf demselben Platz, doch sein Gesicht von seinen Händen bedeckt. Das machte mir Muth, ich stand auf und, Du weißt, wie eng mein Kämmerchen ist, mit einem Schritt stand ich am Fenster; er hörte mich, erhob den Kopf, sah, daß ich weinte. Er ergriff meine Hand, ohne ein Wort zu sagen. Ich sah nichts mehr, weder mit den Augen des Körpers, noch mit denen der Seele, ich

fühlte meine Hände von den seinen umschlungen. „Maria", rief er, „warum gehen Sie ins Kloster?" „Weiß ich es denn selbst? Es muß so sein, ich wurde geboren, um Nonne zu werden."

„So lassen Sie mich also?" Und er weinte wie ein Kind, ohne daß er, wie andere Männer, sich schämte, seine Thränen sehen zu lassen. Ich glaube, daß auch ich geweint habe, denn ich fühlte dann meine Wangen und Hände ganz von Thränen gebadet; doch mochten die Hände wohl von seinen Thränen benetzt sein, die ich, Tropfen auf Tropfen darauf sinken fühlte, und als ich später allein in meiner Kammer war — verdamme mich, schilt mich, wenn Du willst, aber ich küßte meine noch feuchten Hände.

Lange Zeit blieben wir so schweigend zusammen. Dann rief er: „Wie bin ich glücklich!" „Auch ich", setzte ich hinzu, fast ohne es zu wissen. Sieh', Marianne! Wir weinten und sagten einander, daß wir glücklich seien. Doch noch hatten wir uns nicht gesagt, daß wir uns liebten. Mein Herz war von einer so süßen Seligkeit überflutet, daß ich an nichts weiter dachte und mich nicht schämte, hier allein mit einem Mann zu stehen, mit ihm, allein in der Nacht. Wir sprachen nicht; wir sahen uns nicht an. Unsere Augen hatten wir nach dem Himmel gerichtet und es schien mir, als redeten unsere Seelen zu einander durch die Berührung unserer Hände und umarmten unsere Blicke sich, die sich in den Sternen begegneten.

Marianne, dieses Gottesgeschenk, welches er seinen Geschöpfen verliehen hat, muß wohl ein sehr großes sein, da neben ihm alles gering erscheint, die Sünde und das Verbrechen, die Pflicht wie die geheiligtsten Bande, wenn es aus einem Wort ein Paradies zu schaffen vermag!

Nun verlasse ich Dich. Ich fühle das Herz zu voll, um noch anderes zu denken. Indem ich Dir schrieb, lebte ich noch die seligen Empfindungen durch. Jetzt muß ich allein sein, muß denken, träumen, glücklich sein.

Monte Ilice, 26. November.

Was sind wir, meine Freundin, wenn wir nicht einmal Richter über unser eigenes Glück sein dürfen! Ich habe Dir einen Brief geschrieben, der heute eine bittere Ironie ist, den ich ohne Thränen nicht lesen kann. Höre! Wir standen da am Fenster, schweigend, selig, bei einander. Plötzlich ließ sich Geräusch vernehmen, Vigilante bellte, ich hörte meines Vaters und Gigis Stimme. Ich trat schnell zurück und schloß das Fenster, zitternd, als ob ich etwas schreckliches gethan. Papa fand mich im Bette, ich hatte Fieber und eine schlaflose Nacht. Giuditta kam nicht zu mir, ich hörte sie im Nebenzimmer sprechen, sie schien übelgelaunt zu sein. Am nächsten Morgen war ich so blaß, daß mein Vater nach dem Arzt schicken wollte. Später rief mich die Mama zu sich und ihr Blick ließ mich zusammenbrechen. Sie sprach mir ein langes und breites von ihren Pflichten und den meinigen, von meiner Vokation, von meiner Armuth, die mich unwiderruflich an diese Vokation binde. Sie sprach von den Gefahren, welche ein für das Kloster bestimmtes Mädchen auch im engsten Kreise finden könne und befahl mir schließlich, in Zukunft während der Anwesenheit

Fremder in unserem Hause, wäre es auch nur die Familie Valentini, mich in meiner Kammer eingeschlossen zu halten.

Mein Gott! Wie vermochte ich nur diese Folterqual zu ertragen? War es doch, als ob es sie belustige, mich mit Stecknadelstichen zu verwunden, mich in Andeutungen wegen hundert Vergehen anzuklagen, ohne daß sie mich auch nur das Eine klar verstehen ließ, ob sie wisse, Nino habe meinetwegen den Ball verlassen.

Plötzlich fühlte ich, während sie sprach, eine Ohnmachtanwandlung; doch sie bemerkte meine Bläße, mein Zittern nicht, noch auch, daß ich mich an eine Stuhllehne anklammern mußte, um nicht zu fallen. Denn hätte sie meinen Zustand bemerkt, so würde sie gewiß Erbarmen mit mir gehabt und diese Marter beendet haben. Als ich allein in meiner Kammer war, mußte ich mich zu Bett legen. Das Fieber hatte sich wieder meiner bemächtigt; ich fühlte mich krank und sehnte mich zu sterben.

Auch jetzt noch kam Giuditta nicht zu mir. Sie zürnte mir. Was hatte ich ihr gethan? Mein Gott! Ich erschien mir wie jener Delinquent, den alle fliehen und dem sich keiner zu nähern wagt. Erröthete ich doch sogar vor der Madonna, welche mich von der Wand aus anblickte, erröthete vor jenem Fenster, welches dort meinem Bett gegenüber vor mir wie ein unerbittlicher Ankläger steht. Diese Abgeschlossenheit, dieses Alleinsein that mir weh. Gegen Abend rief ich Giuditta. Ich mußte sie sehen, ich bedurfte ihres Trostes. Auch mein lieber Papa schien mir ernster als gewöhnlich zu sein. Giuditta kam endlich, doch war sie sehr kühl. Ich warf mich in ihre Arme und es wollte mich bedünken, als ob meine Thränen, die mir Erleichterung brachten, sie verdrossen.

Nun bin ich wieder ganz allein. Ja, alle fliehen vor mir. Ich selbst auch hasse mich. Sie haben recht; ich bin schuldig. Gott allein kann mir vergeben. Gott, gegen den ich sündigte, indem ich eines seiner Geschöpfe mehr als ihn selbst liebe. Ich lausche, lausche tagelang nach dem Fenster hinüber, dessen Gardinen dicht geschlossen sind und weine über das traurige Glück, nicht mehr von ihm gesehen zu werden, mich verbergen zu können; und meine Augen brennen. Der Himmel ist nebelverhüllt; die Felder sind öde; das Murmeln des Waldes macht mir Furcht; die Vögel singen nicht mehr; nur zuweilen vernehme ich, tief da unten, das klagende Weinen der Ohreule. So starre ich stundenlang, die verschlungenen Hände im Schoße, durch die verhangenen Scheiben jenen dunklen Wolkenmassen nach, die westwärts ziehen und in die Baumkronen, welche, langsam ihre Wipfel bewegend, die welken Blätter herabstreuen. Das ist der Winter, Marianne, der Winter der Natur, der plötzlich kommt, wie der Winter der Seele plötzlich gekommen. Mein Carino ist entflohen. Der Arme! Ich habe ihn so vernachlässigt. Er ist entflohen, um anderwärts seine Fröhlichkeit und sein helles Gezwitscher wiederzufinden, denn um mich her herrscht die Trauer. Vigilante nur kommt von Zeit zu Zeit zu mir, als ob er mich um ein Lächeln, um eine Liebkosung bitten wollte; er kommt leise, wie zögernd naht er sich mir, fragt mich mit seinen schönen Augen, ob sein Kommen unbescheiden sei, bleibt unschlüssig stehen, wedelt mit dem Schweif, leckt seine Lippen, ganz als ob er spräche:

„Vergieb, daß ich mich zu Dir dränge.“ Dann legt er den Kopf auf meine Kniee, mit dem Ausdruck: „ich habe Dich ja noch lieb.“ Dann entfernt er sich langsam, wedelnd, bleibt auf der Schwelle stehen und sagt mir traurig lebe wohl.

Jeden Tag höre ich im Nebenzimmer die Stimmen von Ninos Eltern, die sich mit den meinigen unterhalten. Zwei- oder dreimal vernahm ich noch eine Stimme, die mir ins Herz drang — die seine.

Er! er! Immer er! Immer dieser Stachel im Herzen, diese Versuchung im Sinne, dieses Fieber im Blute! Er immer da vor meinen Augen, hinter dem Fenster, mit dem Antlitz von seinen Händen verhüllt. Der Klang dieser Stimme immer im Ohr, meine Hand immer feucht von seinen Thränen! Mein Gott! Mein Gott!

Mehrmals habe ich einen Schritt hinter meinem Fenster vernommen, bei dessen Schall mein Herz still zu stehen schien. Schwindel, Schauder, Delirium erfaßte mich. Ich kann nicht mehr weinen, ich kann nicht mehr schlafen, nicht mehr beten! O, meine Marianne!

Was mag er von mir denken, da er mich nicht mehr sieht? Weiß er, daß es mir verboten ist? Verdammt er mich vielleicht? Zürnt er mir? Wird er mich vergessen? Sieh', wie tief ich schon gesunken bin! Ich flehe zu Gott, mich ihn vergessen zu lassen und möchte wahnsinnig bei dem Gedanken werden, daß er mich vergessen könnte. Zuweilen in der Morgenfrühe, wenn ich sicher bin, von niemand gesehen zu werden, öffne ich leise, leise das Fenster und sehe denn da unten das Haus, in welchem er wohnt, wo er vielleicht schlummert in so früher Stunde; sehe sein Dach, seine Fenster, den Jasminstock, die Weinlaube, welche seine Thüre beschattet. Dann suche ich zu errathen, auf welche Stelle des Fensterbrettes er seinen Arm stützt, wenn er sein Fenster öffnet, suche die Erdscholle mit meinen Augen, welche sein Fuß berührt, wenn er aus dem Haus tritt, suche die Bahn in der Luft, die sein Blick durchläuft, wenn er mein Fenster sucht. Ja, ja, denn mein Herz sagt mir, daß sein erster Blick nach meinem Fenster gerichtet ist, daß er weiß, wie ich hier stehe, um ihn im Schlummer zu belauschen, um seiner zu gedenken. Immer er! Im Traum, vor'm Einschlafen, beim Erwachen, im Gebet! O, Marianne! Bitte für diese arme Sünderin, die schwächer ist als ihre Sünde. Sende mir Dein Gebetbuch. Ich will beten, an Gott denken; die Madonna bitten, daß sie mich unter dem Mantel ihres Erbarmens verbirgt vor den Augen der Welt, vor mir selbst, vor meiner Schande, meiner Schuld, vor der Strafe Gottes!

---

20. Dezember.

Ich bin krank, sehr krank gewesen, daher schrieb ich Dir nicht. Tage habe ich durchlebt, da alle weinten und ich Gott dankte, daß er mir wenigstens den Frieden der Ohnmacht gab. Ich habe alle diese blassen Gesichter rings um mein Bett her, alle diese Thränen gesehen, die sich unter einem noch schmerzlicheren Lächeln zu verbergen suchten. Und meine Augen sahen alles dies wie im Traum und blickten ruhig. Alle meine Lieben habe ich gesehen, alle, alle, nur ihn nicht! Sie haben ihm verboten zu mir zu kommen. Und doch, doch, fühlte ich mit dem Scharfblick der gesteigerten Empfindsamkeit Schwerkranker,

daß er da war, dort, hinter dem Fenster, um zu weinen und zu beten; und meine lebensmüden Augen richteten sich auf jene Scheiben, durch welche sich ein Wintersonnenstrahl bis zu meinem Lager stahl. Ich kann Dir nicht schildern, was ich in mir empfand; ich fühlte mich ruhiger, leichter, in eine Atmosphäre des Friedens, der Klarheit emporgehoben. Immer gedachte ich seiner, doch mit einer so süßen Ruhe, daß ich mich unter Engeln zu befinden schien, deren einer Nino hieß, mich an der Hand faßte, mich mit meinem Namen rief und mit mir zu den Sternen aufblickte, wie in jener Nacht.

Es ist kalt, es regnet; weißt Du, wie schaurig das Geräusch des an die Fenster tropfenden Regens ist? Die Vögel suchen zitternd eine Zuflucht unter dem Dachfirst. Der Wind pfeift im Kastanienwald. Außer diesen melancholischen Tönen ist alles Schweigen. Heute früh bin ich zum ersten Mal vom Bett aufgestanden, taumelnd, kraftlos. Sähest Du, wie ich Dir schreibe! Auf einen Berg von Kissen gestützt, jeden Augenblick ruhend, um Athem zu schöpfen, um die Tropfen von meiner Stirn zu trocknen. Und doch friere ich! Der Kopf schmerzt mich, die Hand zittert, die Gedanken verwirren sich, schwanken. Sie sagten mir, daß Du gekommen seist, um mich zu sehen. Ich entsinne mich Deiner Anwesenheit nicht, meine Marianne. Es wird an einem jener Tage gewesen sein, als ich bewußtlos war.

Dieses Zimmerchen, wo ich so viel gelitten habe, dieses Bett, dieses Kruzifix, diese Möbel scheinen mir ein Theil meines Selbst geworden zu sein. In all' diesen langen, wehmuthvollen, trägen Stunden der Reconvalescenz, während ich in verschwommenen Träumen lag, sah ich auf diese Gegenstände, die mir in die Augen fielen, mit einer so intensiven Genauigkeit, daß sie alle, selbst die Wände des Zimmers, Gestalt annahmen und sich gleichsam in mein Gehirn eingruben. Jetzt erklären mich die Aerzte für fast genesen, Gott sei Lob! Denn, ich soll und muß ja für alles danken, was er thut, der gute Gott. Mein Vater, Giuditta, Gigi, Du und Annette, ihr alle werdet euch dessen freuen. Und er! Auch er.

Wie ist's so süß zum Leben zurückzukehren, wenn wir auf dem Punkte standen, es zu verlassen! Nichts anderes thun, als alle diese lachenden Gesichter zu sehen, all' diese Liebkosungen zu empfangen, sich geliebt zu fühlen, zum Himmel aufzublicken, dem Wind, dem Regen, dem Gezwitscher der frierenden Vögel zuzuhören. Scheint doch alles neu und verschönt. Scheint es doch, als ob das eingeschlafene Erinnern erwacht und indem der Gedanke einem theuern Gegenstand zueilt, sich erfreut und erstaunt ist, ihn noch am Leben zu finden. Sie haben mich alle lieb! Sie erfassen alle meine Hand, die blaß und abgemagert ist, sie drücken, sie küssen meine Hand. Er nicht, nein, nur er nicht!

Wankend erhob ich mich vom Bett und, mich an den Möbeln festhaltend, öffnete ich das Fenster. Mein Gott! Wie zauberhaft ist alles, was ich sehe, obgleich es kalt und der Boden mit Schnee bedeckt ist, die Bäume laublos stehen und Dunkel den Himmel deckt! Dort unten hab' ich jenes Häuschen nach so langer Zeit wieder erblickt! Jene Weinlaube, das Fensterbrett, die Thüre! Der Jasminstock ist nicht mehr da, die Weinranken sind welk, die Thür ist geschlossen.

alles hat einen Anflug der Trauer angenommen, und doch scheint es mir das Paradies zu sein. Oeffnete man das Fenster nicht? Mein Gott, meine Augen sind so schwach! Sah ich nicht einen Schatten im Rahmen des Fensters? Er! Er! Er ist es! Er hat mich gesehen! Erwartete mich! O Gott, Marianne, er ist es!

---

26. Dezember.

Endlich hat mir der Arzt erlaubt, um die Mittagsstunde bei schönem Wetter vor die Thür zu gehen. Sie sagen, es bedürfe so großer Vorsicht, da meine Gesundheit eine zarte sei. Auch mein Mütterlein, die Arme, war zart und ist jung gestorben. Gestern war Weihnachten, jenes schöne Weihnachtsfest, welches uns im Kloster eine Nacht voll froher Gesänge und die rührende Mitternachtsmesse brachte, erinnerst Du Dich? Jeden Abend während der Novina kamen die Valentinis zu meinen Eltern zum Spiel. Ich hörte ihr Plaudern und Lachen im Speisezimmer, wo ein gutes Feuer brannte, die Läden fest geschlossen waren, während draußen der Wind heulte und manchmal auch der Hagel aufs Dach prasselte. Wie glücklich müssen sie gewesen sein, so wohlgeborgen, so traulich beisammen, so warm, bei gutem Mahl, während es draußen fror und regnete!

Heute haben wir das Fest mit einem guten Mittagessen gefeiert, doch ohne die Valentinis, meinetwegen; ich verstand es wohl, ich sollte Ihn nicht sehen! Und das Fest war ohne Lust, trotz des Mahles, welches dem Namenstag meines Vaters galt. Erinnerst Du Dich?

Am Morgen schien die Sonne hell. Ich ging auf kurze Zeit ins Freie hinaus; mit Mänteln und Tüchern verhüllt und von Papa gestützt. Wie alles so licht und heiter mir entgegenlachte! Der Himmel vom klarsten Blau, die Sonne den Schnee vergoldend, der den Aetna ganz bedeckt, das Meer so leuchtend, die Glockenthürme der Dörfchen weiß zwischen den Bäumen hindurchschimmernd. Das Grün der Felder stach so seltsam vom Weiß des Schnees ab, der sie stellenweise bedeckte, der Wald schwieg, da kein Lufthauch sich rührte und er keine Blätter mehr besaß, um sie hinabzustreuen. Dort der freie Platz, wo wir getanzt und gespielt haben, hier die Hühner im Stroh raschelnd, das Strohdach, aus dessen Schneedecke der Rauch aufsteigt, die Vöglein, welche unter dem Dachfirst zirpen, Vigilante, der sich auf der Schwelle des Häuschens sonnt, die Verwalterin, die ihre frischgespülte Wäsche auf die laublosen Kastanienzweige breitet und ein lustig Lied singt, während sie einen Blick unsäglichen Mutterglücks auf ihre zwei Kleinen wirft, die unter der Hausthüre spielen.

Gott sei gelobt! Gelobt für die Freude, das Glücksgefühl, welches er dem singenden Vogel, dem keimenden Blatt, dem sich sonnenden Wurm, der leuchtenden Sonne, der Mutter gewährt, die ihr Kind am Busen hält und auch meiner armen Seele nicht versagt, die lobsingend ihm dankt.

Wie schnell doch die Winternacht hereinbricht! Wie gern hätte ich länger außer dem Hause verweilt, um meine arme, müde Brust an dieser belebenden Luft zu erfrischen und mich, auf meines Vaters Arm gestützt, bis an den Saum des schönen Waldes zu schleppen, in welchem ich so viel glückselige Stunden verlebt habe! Auf jenes Mäuerchen,

welches grün von Moos bewachsen ist, hätte ich mich so gern noch einmal gesetzt. Doch es wurde kalt, die Sonne sagte mir lebewohl, drunten im Thal ballte sich der Nebel, die Vögel verstummten. Wie wehmüthig der Sonnenuntergang im Winter ist! Mein Vater wünschte, daß ich ins Haus zurückkehrte und ich lag in meinem Bett, während der herrlichste Mondschein mein Fenster glitzern ließ. Ach, ich hätte so gerne wenigstens diesen schönen Mondenschimmer noch gesehen, doch er schloß die Läden. Ich bin ja krank; verstehst Du? Es ist kalt. Daher sorgt man so für mich!

Des Abends erwarteten sie die Valentinis zum Essen. Welch' schöner Abend ist der des Weihnachtsfestes! Auch hier sogar in dieser Einsamkeit hat alles einen Festglanz an sich. Der Bauer, der singend aus der Ebene nach dem Gebirg aufsteigt, um mit seiner Familie Weihnachten zu feiern, das Feuer, welches unter einem gutgefüllten Kessel brennt, die Dorfmädchen, die beim Klang des Dudelsacks tanzen. Ich habe in der Küche die Vorbereitungen zum Nachtmahl gesehen, das Holz unterm Rost, Lichter und Karten auf dem Spieltisch, auf einem Tischchen am Fenster eine Schale mit Konfekt und einige Flaschen Rosoglio. Es sind alle die heiteren Vorzeichen einer glücklich im Familienkreise zu verlebenden Weihnachtsfeier. Ich habe die Stühle gezählt, welche man um den Familientisch gereiht hat, es waren acht, der meine war nicht mehr dabei. Doch ich habe die Stelle gesehen, wo ich einst gesessen und den Stuhl, auf welchem er gesessen, als er in meine Karten sah.

An diese Dinge mußte ich denken, als ich so ganz allein in meinem Bett lag, in dem stillen, dunklen Raum, der so traurig aussieht. Ich hätte einschlafen, jene Gespräche, jene Stimmen, jene Fröhlichkeit neben mir nicht anhören mögen. Doch ich habe die Nacht in furchtbarer Aufregung verbracht, ohne ein Auge zu schließen. Ich glaube, daß ich wieder Fieber hatte. Ich bin so schwach! Die ganze Nacht hindurch habe ich den Athem angehalten, um seine Worte zu verstehen, um aus dem Klang seiner Stimme zu errathen, ob er traurig oder fröhlich sei. Dreimal vernahm ich sein Sprechen, das erste Mal sagte er: „danke", ein zweites Mal „Signorina" und zuletzt „die Reihe ist an mir". Wüßtest Du, was in diesen Worten enthalten! Könnte ich Dir's erklären!

Sie spielten die ganze Nacht hindurch. Ich hörte es genau. Dann gingen sie zu Tische. Jetzt bin ich müde, mein Kopf schwindelte. Ich schrieb an Dich, um mich wach zu halten, um auch etwas zu thun.

Nun wollen wir auch von Dir reden. Hast Du frohes Weihnachten gehalten? Bist Du zufrieden? Glücklich?

Ich möchte mich betäuben; ich wollte während dieser letzten Tage mir Gewalt anthun, diese furchtbare harte Prüfung überwinden. Ich will, Gott mag mir helfen. Schreibe mir. Bald vielleicht sehen wir uns und haben uns viel zu sagen.

(Schluß folgt.)

Zur Polonisirung des westpreußischen Adels.

Zu verschiedenen Zeiten, vom Ende des Mittelalters bis nach dem dreißigjährigen Kriege, ließen sich in Großpolen deutsche adelige Familien nach erworbenem Indigenat nieder; von den bekannteren mögen die Namen Borcke, Borne, Rottwitz, Nostitz, Oppeln, Prittwitz erwähnt werden. Die meisten der in Großpolen naturalisirten deutschen Familien sind in ihren polnischen Zweigen erloschen, verschollen oder so in dem eingeborenen Adel aufgegangen (nach Ablegung des alten Namens und auch oft des Wappens), daß sie gar nicht oder doch nur sehr schwer herauszufinden sind. Anders lagen die Verhältnisse in Westpreußen, wo der polonisirte Adel noch sehr stark vorhanden und dem Genealogen leichter erkenntlich ist. Um die Erscheinung zu erklären, daß hier dem eingeborenen und dem polnischen Adel eine so reiche Verstärkung aus Deutschland zugeführt wurde, müssen wir einen kurzen Blick auf die Geschichte Westpreußens werfen. Der Besitzstand und damit auch das jeweilige Vorherrschen des deutschen und slavischen Volkselements in Pommerellen und Preußen hat sich seit der Zeit Karl d. Gr. in fortwährenden Schwankungen bewegt. Slavische Stämme waren um jene Zeit an der Ostseeküste entlang bis nach Holstein (Wagrien) vorgedrungen, während unter den sächsischen und fränkischen Kaisern infolge der Eroberungszüge deutscher Markgrafen das Festsetzen deutscher Kolonisten bis östlich der Oder begann. Von 1228 fing der deutsche Orden an, seine „Kreuzzüge" über die Weichsel nach dem heidnischen Preußen und den baltischen Küstenländern zu unternehmen, unter dessen Schutze wir bald von deutschen Kolonisten gegründete Städte erstehen sehen, deutsches Recht und deutsche Sitte zogen in Preußen ein und bahnten deutscher Kultur den Weg. Während sich in Livland, Kurland und Esthland namentlich westfälische und rheinische Geschlechter eine neue Heimat gründeten, finden wir in Pommerellen und Preußen Namen aus allen Theilen Deutschlands. Die deutschen Edelleute, die mit den Ordensrittern nach Preußen gekommen waren, gründeten

einen starken Landadel, der immer von neuem verstärkt wurde, da der deutsche Orden naturgemäß jede Zuführung deutschen Elements begünstigte.

Um das Jahr 1400 entbrannte im Weichsel- und Pregelgebiet ein erbitterter Kampf zwischen dem deutschen Ritterorden und der durch die 1386 erfolgte Vereinigung Polens mit Littauen gebildeten Jagiellonen-Dynastie. Die schwere Niederlage des deutschen Ordens bei Grunewald und Tannenberg im Jahre 1410 versetzte dem deutschen Orden, der im innern schon lange gekrankt hatte, den Todesstoß; im Frieden zu Thorn 1466 ging Westpreußen dem Orden verloren und wurde ein Theil des polnischen Reiches.

Nachdem Polen von dem neuen Landestheile Besitz genommen hatte, erkannte es sofort den hohen Werth der Kolonisation. Um das deutsche Element dauernd zu unterdrücken, war die Verpflanzung reinpolnischer Familien nach Westpreußen in der That von hoher Bedeutung. Gegen fünfhundert polnische Familien, theils aus dem Adel, theils aus dem Kriegerstande, wurden daher in Westpreußen angesiedelt und namentlich die mit adeligen Rechten begabten Krieger zur Besetzung der sogenannten Militärkolonien an der pommerschen Grenze verwendet. Diese Kolonisten gingen stillschweigend in den Adel über und stellten das Hauptkontingent zum polnischen Kleinadel in Westpreußen. In Polen nannte man sie spöttisch „Beet-Edelleute", weil sie meistens nur wenige Ackerbeete besaßen. Noch vor 50 Jahren fand man in den Kreisen Neustadt und Carthaus Dörfer, die fast nur aus Adeligen bestanden — dies sind größtentheils Nachkommen jener Kolonisten.

Der indigene Adel Westpreußens, meistens kassubischer Abkunft, war durch das drückende Ordensregiment, das sich in den letzten Jahrzehnten vor dem Zusammenbruche des Ordensstaates noch verschärft hatte, heruntergekommen und im Kriege fast ganz verarmt; er ergriff daher mit Freuden die ihm von Polen gebotene Gelegenheit den verlorenen Grundbesitz wieder zu erwerben und ließ sich in Massen mit den polnischen Kolonisten zusammen in jenen Militärkolonien nach dem **ius militare** ansiedeln. Durch Sprache und Abstammung den Polen verwandt, waren die Kassuben im Umsehen gute polnische Unterthanen und blieben es auch bis zur Theilung Polens. Die kleinen deutschen Kolonisten, die sich meistens aus Knappen und nichtadeligen Kriegern rekrutirt hatten, waren, wie es scheint, schon zur Zeit des deutschen Ordens, vermuthlich durch Verschwägerung mit dem kassubischen Adel Westpreußens, polonisirt worden. Später vermischen sie sich so mit den Kassuben, daß man sie vielfach dem kassubischen Uradel zugezählt hat. Hierzu war man umsomehr versucht, als ihre Heraldik erst zu polnischer Zeit entstanden, einen durchaus polnischen Charakter trägt.

Etwas anders lagen die Verhältnisse bei den deutschen Rittergeschlechtern in Westpreußen. Diese hatten meistens noch größeren Grundbesitz in Händen und sahen daher mit Besorgniß den Einwirkungen der polnischen Herrschaft entgegen. Die zunehmende Schutz- und Rechtlosigkeit und die ausschließliche Besetzung aller Bisthümer, Abteien, Verwaltungsposten ꝛc. mit Polen, veranlaßte den deutschen

Adel einen näheren Anschluß an das polnische Regiment zu erstreben, der durch verwandtschaftliche Verbindungen in einzelnen Fällen rasch herbeigeführt wurde. Es währte nicht hundert Jahre, so war der größte Theil des deutschen Adels polonisirt und nicht zweihundert Jahre, so war den meisten die Erinnerung einer deutschen Abstammung verloren gegangen.

Die Polonisirung des deutschen Adels ging in verschiedener Weise vor sich. Einige Familien behielten ihre alten Wappen bei, einige veränderten sie, um sie einem polnischen Wappen ähnlich zu machen und einige schließlich gaben ihre alten deutschen Wappen ganz auf und wurden in die Gemeinschaft eines polnischen sogenannten Stammwappens, d. i. einer Wappengenossenschaft („fratres clenodiales") aufgenommen. In Polen gab es nämlich große Geschlechter, die in viele einzelne Familien mit ganz verschiedenen Namen zerfielen, die jedoch alle das gleiche Wappen führten und sich als Schildvettern betrachten. Die Entstehung dieser Institution wird auf die alten slavischen Gaugenossenschaften mit gemeinsamem Besitz zurückgeführt. Ebenso wie mit den Wappen wurde die Polonisirung mit den Namen gehandhabt; theils wurden dieselben nach einem polnischen Possessiv-Beinamen (nach irgend einem Gute, auf -ski oder -cki, d. h. „von" endigend) vergrößert, theils wurde der alte Name polonisirt und schließlich ganz durch den neuen polnischen Possessivnamen verdrängt.

Von den Familien, die sich um jene Zeit polonisirten, mögen von den noch blühenden und bekannteren folgende genannt werden: Dohna-Borziskowski, Glasenapp-Glitminski, Haugwitz-Pawlowski, Helden mit den Beinamen: Sarnowski, Gonsiorowski, Komarczewski, Przisсorowski und Gowarczewski (nach den verschiedenen Gütern), Horn mit dem ins Polnische übersetzten Namen „Rogowski", Kalkstein mit den Namen Kobilinski, Oslowski, Stolinski (waren schon theilweise um 1400 polonisirt) Kottwitz-Krzycki, Krockow-Krukowski, Manteuffel-Kielpinski, Massow-Czudnochowski, Nostitz mit den Namen Bonkowski, Jackowski. Tokarski (hierin gehört der Landtagsabgeordnete v. T.) und Drzewiecki (letztere stammen aus Großpolen), Oppeln-Bronikowski, Platen-Lniski, Rautenberg-Garczynski und Kliński, Rohr mit dem übersetzten Namen „Trcziński", Schleinitz-Pleminski, Schönbeck, polonisirt „Szembek", Silberschwecht: Laszewski, Stein mit dem übersetzten Namen „Kamieński", Tornow mit dem polonisirten Namen „Turnowski", auch „Turno", Wedell-Tuczyński, Zanthir-Woiski.

Da Polen bei dem indigenen und dem eingewanderten deutschen Adel nicht nur keinen Widerstand seinen Bestrebungen entgegengesetzt fand, sondern ein Entgegenkommen, so wurde Westpreußen mit mancherlei Privilegien ausgestattet und dem einheimischen Adel bald der Weg zu den höchsten Ehrenstellen, sowohl im Lande, als auch in Polen freigegeben. Wir finden den westpreußischen Adel daher bald im Besitz der höchsten Aemter im Lande, einige, deren Familien noch blühen, mögen hier genannt sein:

Ein Kobilinski (Kalkstein) war 1724 Landrichter von Marienburg.

Christoph Bakowski (Nostitz) war Unter-Kämmerer von Pommerellen; er starb 1625.

Johann Ignatz Bakowski war 1677 Wojewode von Marienburg und dessen Sohn Stanislaus Ignatz 1697 Unter-Kämmerer von Kulm.

Raphael Jackowski (Nostitz) war 1648 Wojewode von Pommerellen.

Samson Garczynski (Rautenberg) war Landfähnrich von Kulm; er starb 1667. Sein ältester Sohn Stanislaus war Kastellan von Konarn und der jüngere Damian, Landfähnrich von Posen. Des letzteren ältester Sohn, Stanislaus († 1737) Kastellan von Inowraclaw und der jüngere, Stephan († 1755) Wojewode von Posen.

Georg Kliński (Rautenberg) war 1598 Landrichter in Dirschau.

Johann Laszewski (Silberschwecht) war um 1700 Landfähnrich von Mirchau und sein Sohn Michael Remig von 1730—46 Bischof von Ermland.

Hyronimus Turno (Tornow) war 1739 Abt des Cisterzienserklosters zu Priement bei Bomst.

Andreas Zantir (Zanthir) war um 1500 Wojewode von Posen.

Ernst Weiher war gegen Ende des 16. Jahrhunderts Wojewode von Kulm und Starost von Putzig und von seinen sechs Söhnen war Johann General, Senator und 1622 Starost von Putzig, Sabowitz, Radzin und Schlochau; er starb 1626. Ferner: Demetrius, Kastellan von Danzig, Starost von Berent, 1618 Schatzmeister zu Marienburg und Senator; er starb 1628. Ferner war der 1643 verstorbene Melchior Senator und Starost von Schlochau, Kowalewo und Kron, der 1614 verstorbene Ludwig Starost zu Schlochau und Kriegsoberst und endlich der jüngste Sohn Martin Wladislaus polnischer Kammerherr und Commandeur einer Abtheilung Husaren, als welcher er am 24. Juni 1610 bei der Belagerung von Carowe-Zamiescie durch die Polen sein Leben einbüßte.

Noch viele andere Mitglieder der Familie von Weiher gelangten in Polen zu hohen Ehrenstellen. Kaspar Graf von Dönhof war 1639 Wojewode von Syrad und Starost zu Lauenburg. Die Familie Dönhof hat übrigens stets ihren deutschen Namen beibehalten. Reinhold Gneomar Krukowski (Krockow) war von 1640—58 Starost zu Lauenburg.

Diese Beispiele mögen genügen.

Der westpreußische Adel hatte alle Ursache mit der polnischen Herrschaft zufrieden zu sein. Das Heimfallrecht der Güter an den Staat war durch die Krone Polen aufgehoben und die Güter in Allode verwandelt worden; gleichzeitig gewann der preußische Adel unter dem Regimente, der „adeligen Republik" in der der Adel alles, die sonstigen Stände nichts galten, eine ganz andere Bedeutung, als er zu Zeiten des deutschen Ordens besessen hatte.

Als Rußland, Oesterreich und Preußen zur ersten Theilung Polens im Jahre 1772 schritten und als Preußen bei dieser Gelegenheit ganz Westpreußen mit Ausnahme von Danzig und Thorn, zusammen 631 Quadratmeilen erwarb, waren über drei Jahrhunderte verflossen, seit der deutsche Adel in Westpreußen seine deutsche Herrschaft mit der polnischen vertauscht hatte. Fast ausnahmslos katho-

liſch und durchweg poloniſirt, konnte der weſtpreußiſche Adel ſich vom Königreich Preußen nicht viel gutes verſprechen und war weit davon entfernt, ſeiner Abſtammung eingedenk, den Germaniſationsbeſtrebungen Sympathien entgegen zu bringen.

Ein nicht geringes Kontingent hat zu allen polniſchen Erhebungen der poloniſirte deutſche Adel geſtellt und noch bis in die neueſte Zeit finden wir die meiſten jener Geſchlechter auf Seiten derer, die, ſei es mit geſetzlichen oder ungeſetzlichen Mitteln, für polniſche Intereſſen wirken.

A. v. Mach.

Zuverſicht.

Was iſt's ja, was ſo bitter Unheil ſtiftet,
Daß uns der Glaube an die Menſchheit fehlt,
Der Irrwahn, der das Daſein uns vergiftet,
Die Liebe ſchmälert und die Seele quält.

Was gut am Menſchen, ſollen wir erfaſſen,
Bis in den Grund der Freundesſeele ſchau'n;
Viel beſſer iſt's, ſich einmal täuſchen laſſen,
Als angſtbeklommen keinem zu vertrau'n.

Die feſte Zuverſicht auf Treu und Güte
Erbaut den Himmel uns ſchon erdenwärts,
Wie ſüßer Troſt verklärt uns im Gemüthe
Der ſel'ge Glaube an das Menſchenherz.

Hermance Potier.

Die Wirkung des elektrischen Lichts auf die Pflanzenentwickelung.

Während der elektrischen Ausstellung zu Paris im August 1881 stellte Deherain im Palais d'Industrie Untersuchungen darüber an, wie sich die Pflanzen in ihrem Wachsthum gegen die Einwirkung des elektrischen Lichts verhielten. Es wurde ein Gewächshaus errichtet und in zwei Abtheilungen getheilt, deren eine mit geschwärztem, völlig undurchsichtigem Glase umschlossen wurde, während die andere dem gewöhnlichen Tageslichte ausgesetzt war. Das Dunkelzimmer wurde ohne Unterbrechung Tag und Nacht mit einem 2000 Kerzen-Bogenlicht, gespeist durch eine mittels Ottos Gasmaschine getriebene Gramme-Maschine, erleuchtet; das Hellzimmer erhielt nur während der Nacht elektrisches Licht.

Zur vergleichenden Beobachtung wurden fünf Versuchsreihen angestellt:

1) Pflanzen, die Tag und Nacht nur elektrisches Licht erhielten.
2) Pflanzen, die bei Tage gewöhnliches und nur bei Nacht elektrisches Licht hatten.
3) Pflanzen, die während des Tags im Freien standen und während der Nacht dem elektrischen Lichte ausgesetzt wurden.
4) Pflanzen, die bei Tage im Hellzimmer, nachts im Finstern standen.
5) Pflanzen, die normal im Garten lebten.

Als Versuchspflanzen dienten Gerste, Flachs, Bohnen und eine Anzahl Garten- und Treibhauspflanzen.

Wirkung des nicht abgeschützten Lichts. Nach sieben Tagen zeigte sich, daß das unbehinderte elektrische Licht die ihm ausgesetzten Gewächse geschädigt hatte, die nur bei Nacht von ihm bestrahlten allerdings in geringerem Grade. Die Blätter waren schwarz und welk geworden und fielen ab; doch war die Schädigung auf die Epidermisschichten beschränkt und rührte von dem direkten Auffallen der Lichtstrahlen, nicht von der Entstehung von Stickstoffoxyden, her, denn wo

ein Blatt theilweise durch ein anderes gedeckt war, zeigte sich eine photographisch scharf ausgeprägte Linie.

Versuche mit der Wasserpest (**Elodea canadensis**), in einer Flasche Wasser untergetaucht, zeigten, daß, während das gewöhnliche Tageslicht keine Zersetzung der Kohlensäure und keine Entwickelung von Sauerstoff zu bewirken imstande war, die direkten Strahlen des elektrischen Lichtes diese Erscheinungen hervorriefen. Vier oder fünf Tage und Nächte elektrische Beleuchtung gaben ebenso viel Sauerstoff, wie etwa in einer Stunde durch hellen Sonnenschein erhalten werden kann. Nach fünfzehn Tagen wurden die Bogenlichter in Kugeln von durchsichtigem Glase eingeschlossen, wodurch, wie auch Siemens neuere Versuche zeigten, die schädliche Wirkung des direkten elektrischen Lichts wesentlich gemildert wird.

Wirkung des abgeschützten Lichts. Eine Anzahl frische und kräftige Pflanzen wurde in das Gewächshaus gebracht, außerdem Sämlinge von Gerste, Hafer, Erbsen, Mais, Bohnen, die eben erst über der Erde hervorragten. Alle nur dem elektrischen Lichte ausgesetzten Sämlinge gingen früher oder später zugrunde, und die Blätter einiger von ihnen waren ebenso geschwärzt wie von dem nicht abgeschützten Lichte. Die schon ältern Pflanzen wuchsen zwar heran, aber trieben nichts weiter wie Blätter, nur eine einzige Gerstenpflanze hatte auch Blüte und Frucht. Letztere war normal und keimte beim Aussäen.

Ersichtlich ist das angewandte elektrische Licht nicht hinreichend, die Aufnahme einer beträchtlichen Materialmenge, wie sie zum Blühen und Fruchtansetzen erfordert ist, anzuregen. Direkte Versuche ergaben ferner, daß es auch zur Bewirkung von Wasserausscheidung nicht kräftig genug ist: ein ihm eine Stunde lang ausgesetztes Blatt giebt etwa nur den fünfzigsten Theil derjenigen Wassermenge ab, welche es unter gewöhnlichen Verhältnissen im Sonnenlichte verdunstet. Da nun aber die Wasserverdunstung durch die Blätter hauptsächlichst die Aufnahme des zum Reifen der Samen nöthigen Materials bewirkt, so erklärt sich, weßhalb die erwähnten Pflanzen unfähig waren, Blüten und Samen zu produziren. Es ist bekannt, daß die gelben und rothen Lichtstrahlen am stärksten diese Wasserverdunstung fördern, während das elektrische Licht besonders reich ist an blauen und violetten Strahlen.

Deherain hält das bei seinen Versuchen angewandte elektrische Licht für zu schwach, um einen Schluß auf die Nothwendigkeit der nächtlichen Ruhe der Pflanzen zu ziehen. Es war jedoch ersichtlich, daß die elektrische Beleuchtung während der Nacht für diejenigen Gewächse vortheilhaft war, welche den Tag in dem ziemlich schwachen Lichte des Hellzimmers zubrachten.

In einer neuen Versuchsreihe wurde die Stärke des elektrischen Lichts dadurch gesteigert, daß man die Pflanzen ihm näherte. Die jungen Sämlinge, welche allein diese Beleuchtung erhielten, gingen ein, aber einige kräftiger geartete und schon erwachsene Pflanzen hielten dieselbe aus, obgleich die Blätter weniger durch die zu große Nähe des Lichts schwarz wurden. Wiederum war die nächtliche elektrische Bestrahlung derjenigen Pflanzen entschieden vortheilhaft, welche Tag über im Hellzimmer standen.

Der Genannte summirte kürzlich seine Beobachtungen in dieser Weise:

1) Das elektrische Bogenlicht entsendet Strahlen, welche der Vegetation schädlich sind.
2) Die meisten dieser Strahlen werden durch farbloses Glas abgefangen.
3) Das elektrische Licht giebt Strahlen, welche stark genug sind, um erwachsene Pflanzen zwei und einen halben Monat im Wachsthum zu erhalten.
4) Die den Pflanzen günstigen Strahlen besitzen nicht genug Kraft, um Samenbildung oder Fruchtreife bei ältern Gewächsen zu bewirken.

Veranlaßt durch wiederholte Berichte über das angebliche Wachsthum des Weizens bei elektrischem Lichte stellte Robert Croß in der Nähe von Edinburgh folgende Versuche in dieser Richtung an:

Gut ausgereifte Kartoffeln wurden theils so placirt, daß sie während der ganzen Nacht im vollen Strahle des elektrischen Lichts waren, während sie zur Tageszeit sich im Dunkeln befanden, theils so, daß sie beständig im Finstern lagen, jedoch dieselbe Luftzirkulation und genau dieselbe Temperatur hatten wie die dem elektrischen Lichte ausgesetzten Kartoffeln.

Nachdem die Kartoffeln etwa 12 Centimeter lange Keime getrieben hatten, wurden diese abgenommen und im Tageslichte geprüft. Die sämmtlichen Keime waren von gleicher Länge, demselben allgemeinen Aussehen und glichen ganz denjenigen, wie sie an Kartoffeln in dunkeln Kellern oder in Fässern entstehen.

Mit größter Sorgfalt wurden die im elektrischen Lichte gewachsenen Keime auf grünen Farbstoff (Chlorophyll) untersucht, aber es konnte nicht die leiseste Spur davon entdeckt werden, so daß diese wichtige Substanz, welche direkt oder indirekt alle höhern Formen der Pflanzen und Bäume aufbaut, nährt und entwickelt, die Früchte und Samenschoten reift und färbt, ganz fehlte. Mögen die Chemiker das elektrische Licht mit den Strahlen der Sonne vergleichen und identificiren, in welcher Weise sie immer wollen, evident ist es, daß Sonnenstrahlen etwas ganz anderes sind.

Croß behauptet, daß das elektrische Licht, mag es auch noch so vervollkommnet werden, nicht den geringsten Einfluß auf die Entwickelung selbst der niedrigsten Pflanzenform haben wird. Die Ansicht, nach welcher es zum Beschleunigen und Unterstützen des Pflanzenwachsthums und Reifen der Früchte wirken soll, ist einfach eine Täuschung!

Zu solchen Versuchen eignen sich alle großen, schnell wachsenden Samen, die in Thon gepflanzt und bewässert werden, aber Kartoffeln sind dazu am bequemsten, da man sie beliebig placiren kann und besondere Beaufsichtigung nicht nöthig ist.

Jedoch befanden sich auf der Elektrizitäts-Ausstellung in Wien 1883 zwei Glaskästen mit in denselben zu gleicher Zeit gezogenen Pflanzen. Die einen hatten nur Sonnenlicht, die andern nur Incandescenzlicht erhalten und befanden sich innerhalb 24 Stunden nur zwei Stunden ohne Beleuchtung. Die letzteren waren im Durchschnitt zwei bis dreimal

größer als die erstern, hatten Blüten und Knospen, während die im Sonnenlichte gezogenen noch nicht einmal Knospenansätze zeigten. Der Aussteller meinte, daß der reichlichere Ertrag an Blumen die Mehrausgabe für die künstliche Beleuchtung und für die Batterie mehr als ersetzen kann. Vielleicht können wir bald elektrische Erdbeeren zur Weihnachtszeit und Pflanzen in Blüte haben, die sonst nur alle hundert Jahre blühen!

Die Ansichten über den Einfluß der elektrischen Beleuchtung auf das Pflanzenwachsthum gehen also noch sehr weit auseinander.

B.-R.

Flamme und Asche.

Ob Jahr auf Jahr hinschwand
In Sorgen und in Schmerzen,
Doch meiner Liebe Brand
Verlohte nicht im Herzen.

Wenn auch die Glut gebricht
Und nur noch Funken springen:
Die Flamme kann ja nicht
Mehr durch die Asche dringen.

D. Saul.

Die Sphinx.

Von A. Engel.

Als man ſich in einer Geſellſchaft gegenſeitig Räthſel zu rathen aufgab, ſagte ein junger Mann, nachdem er, trotz aller Aufforderungen auch ſein ehrliches Theil an der Unterhaltung beizutragen, lange ſinnend dageſeſſen: „Ich gebe euch das ſchönſte Räthſel auf, das mir in meinem Leben vorkam.“

Der junge Mann verſtand ſich darauf, ſeine Zuhörer zu feſſeln.

Auf ſtürmiſches Fragen waren ſeine Antwort zwei Worte:

„Fürſtin Alexandra.“

So rege vorher die Neugierde, ſo lebhaft jetzt der Beifall.

Niemand konnte das Räthſel rathen.

Am meiſten gefiel die Idee der Fürſtin Alexandra ſelbſt, als man ſie ihr erzählte. Sie lachte und war dem jungen Mann dankbar, daß er ihr den Namen einer Sphinx verſchafft.

Das heißt von ihrer Dankbarkeit hatte er nichts, als daß ſie lachte und ihm dabei zwei Reihen Zähne zeigte, an die alle abgenutzten Vergleiche von Perlen und Elfenbein nicht heranreichten, und eine Sonne in ihren Augen aufgehen ließ, welche den Sterblichen einen ganzen Himmel öffneten.

Selbſtverſtändlich war Fürſtin Alexandra ſchön; ſonſt würde man nicht von ihr ſprechen. Was machte ſie zu ſolch' einem Räthſel, wie ſie war? Ihre Kälte? Nein, das konnte Verſtellung ſein.

Kalt war ſie auch nicht.

Es wäre beſſer geweſen, wenn ſie es war. Dann gab es wenigſtens die Hoffnung, daß einmal eine Sonne aufgehen könnte, vor deren Strahlen das Eis ſchmelzen würde. Und wer glaubt nicht gerne, eine ſolche Allgewalt in ſich zu tragen, der keine Eisrinde zu hart, nicht einmal die, welche ein Menſchenherz umſchließt. Fürſtin Alexandra war freundlich gegen jeden, und dieſe Freundlichkeit, die unter Umſtänden hätte ein Paradies auf Erden hervorzaubern können, war die Verzweiflung ihrer Verehrer. Könnte es nur einmal einem gelingen ſie in Zorn zu verſetzen! Das wäre ein größerer Triumph geweſen, als einer anderen ein Wort der Liebe abzuringen. Aber Fürſtin Alexandra hatte ein Taubenherz, das gefährlicher war, als das einer Tigerin.

Sie war unergründlich harmlos, ſorglos. Die zarteſten Töne der Poeſie wurden vor ihr durch alle Variationen hindurch erſchöpft. Sie lächelte wie ein Kind. Traute ſich aber einmal jemand über die Blumenſprache hinaus, ſo hatte ſie eine ſo unſchuldig ungezwungene Art ſich nach einem Gegenſtand umzuwenden, der plötzlich ihr ganzes Intereſſe in Anſpruch zu nehmen wußte. Jener Kühne ſah ſich plötzlich ſtatt der Wonne jenes Armida-Lächelns der kahlen, wenn auch mit ſehr geſchmackvollem Stuck verzierten Wand gegenüber.

Das war alles so zufällig gekommen, so zufällig und doch wie verständlich für einen Mann von Welt!

Fürstin Alexandra hatte einen alten Mann. Alle schönen Frauen haben alte Männer.

Im Roman noch öfter als in Wirklichkeit. Die Schriftsteller haben es ja nicht zu verantworten. Wenn sie für alle unglücklichen und unpassenden Ehen aufkommen sollten, welche sie stiften, so würden sie sich nicht mehr ungestraft ihres Lebens freuen können.

Fürstin Alexandra hatte wirklich einen alten Mann.

Es schien, als hätte sie ihn nur, um ihr als Medium, durch das sie ihre Sphinxnatur offenbaren konnte, zu dienen. Auch auf ihn erstreckte sich ihre ganze Freundlichkeit und Fürsorge. Sie that zwar ihre Pflicht ohne das leiseste Zeichen der Liebe; aber in ihren klaren Augen lag auch nicht ein Schatten von Unglück oder Unzufriedenheit, was ja wohl so ziemlich dasselbe ist.

Man konnte nichts entdecken, so tief man auch hineinsehen mochte, und das ließ man sich natürlich sehr angelegen sein.

„Es ist merkwürdig", sagte ihr einmal eins ihrer Opfer, „wie Sie, ein so zartes Wesen, wie Sie, von der man sich nicht einmal denken kann, daß Sie es nöthig haben sollten, dereinst eine irdische Hülle abzustreifen, um ein seliger Engel des Himmels zu werden, wie Sie Gefallen an einem so grausamen Namen finden können. Sie wissen doch, wer das Räthsel der Sphinx nicht rathen konnte, war erbarmungslos einem grauenhaften Tode verfallen."

„Gefallen?" Wer sagt Ihnen, daß ich Gefallen daran finde? Es amüsirt mich zu beobachten, was die Leute sich alles ausdenken, ach, die Leute sind ja so klug."

Indem sie das sagte, sah sie so hingebend, so aufrichtig respektvoll aus, und dabei blitzte der Schalk aus ihren Augen.

„Um so harmloser kann ich mich aber amüsiren, da ich nicht sehe, daß die Natur einer Sphinx mit derjenigen des Engels" — der Schalk wetterleuchtete in all' ihren Mienen — „sich nicht vertrüge. Ich kann mich daran freuen, daß sie alle noch leben, sogar noch gesund sind, so gesund, daß ich sie beneiden würde, wenn ich nicht selber eben so gesund wäre."

Wie reizend, wie grausam reizend Fürstin Alexandra war, wenn sie spottete!

Auf dem Schlosse des Gemals der Fürstin Alexandra gab es Einquartierung.

Des Gemals der Fürstin Alexandra, weiter war er nichts, aber das war schon viel, ach, so beneidenswerth viel.

Es galt kein Kriegsspiel, man ging nicht blindem Gewehrfeuer entgegen. Es war Ernst. In den Gewehrläufen steckte die Kugel, und ihr Ziel war der Mensch.

Aber man tanzte dennoch.

Man spielte bis zum letzten Augenblick seine Rolle auf der Bühne des Lebens.

Es mußte ein würdiges Vaterland sein, das so stolze Söhne geboren, die nun so muth- so begeisterungsvoll für seine Freiheit in den Tod zogen.

Sie waren schön, diese Söhne ihres so heißgeliebten Vaterlandes.

Ungehindert ließen sie die Flammen ihres brennenden Herzens aus den nachtschwarzen Augen hervorlodern. Es wäre eine Beleidigung für die Unfehlbarkeit von Fürstin Alexandras Schönheit, wollte man hervorheben, daß sie auch hier die — ja, welches neue Attribut soll man ihr nun wieder beilegen? — „Krone, Stern des Festes", das ist alles so abgenutzt — sagen wir, sie war umschwärmt wie eine seltene Blume, eine Königin der Nacht.

Also ihre Schönheit war etwas selbstverständliches, daß sie das Wunder bewirkt hatte, selbst den Neid zum schweigen zu bringen.

Die Damen hatten sich daran gewöhnt, ihren Ehrgeiz darin zu setzen, nach Fürstin Alexandra die Gefeiertste zu sein.

Heute Abend gab es viele „gebrochene Herzen." Doch verblutet hat sich, so viel wir wissen, keines.

Dergleichen Risse sind nicht lebensgefährlich. Das Herz eines Cavaliers kann deren so viele ertragen, wie das Gesicht eines Corpsstudenten „Schmisse".

Fürstin Alexandra war harmloser als je.

Nur eine kleine Bemerkung machte sie, trotz ihrer Harmlosigkeit, welche sie beunruhigte.

In der ganzen Schaar war nämlich einer, der es sich gar nicht angelegen sein ließ, diese Sphinx zu ergründen.

Offen zeigten seine Blicke, daß er sie schön fand, aber sie sagten es ihr nicht.

Gerade diese Offenheit kann oft so fatal sein, weil man so gar nichts dahinter ahnen und vermuthen kann. Und doch ist es so hübsch etwas ahnen zu können, und die Phantasie stattet die Vermuthungen gewöhnlich mit so schmeichelnden, oft märchenhaften Farben aus.

„Graf Boris, Ihren Arm", und dahin schwebte sie, und er entführte sie mit einer Selbstverständlichkeit, die mindestens merkwürdig war.

Es herrschte eine wunderbare Unruhe unter den Zurückgebliebenen.

Sollte Fürstin Alexandra aus ihrem Gleichgewicht fallen? Dann konnte man sie erst recht nicht mehr verstehen, und wenn, dann war das Facit der Rechnung mit Fürstin Alexandras Gemüthsbewegungen ein wenig schmeichelhaftes für alle anderen.

Das Paar war auf die Terrasse hinausgetreten.

Es war träumerisch schön draußen.

Ein mildes Mondlicht fiel auf einen kleinen Weiher, auf welchem ein zierlicher Nachen lag.

Der Natur war in diesem Park mit zarter Hand nachgeholfen. Beleidigt und verstümmelt war sie nirgends.

Hin und wieder sah eine weiße Marmorfigur aus dem Gebüsch hervor, und schien mit schlankem Arm in die lauschigen Gänge zu laden.

Die Nacht hatte nichts berauschendes. Sie goß nur ein leises Wonnegefühl in die Seele.

Die ganze Natur schien sich in einen reinen, weichen Akkord auflösen zu wollen.

Graf Boris lehnte an einer schlanken Vase. Die dunklen Blätter der Schlingpflanze, welche aus derselben auf die Balustrade hernieder-

rankte, bildete einen pittoresken Hintergrund für die Formen seines Kopfes.

Die Träumerei, welche in seinen Zügen lag, war keine Affektation. Sein Auge suchte die Sterne. Fürstin Alexandra verstand sich auf dergleichen — wenn sie wollte.

„An wen denken Sie?"

„An meine Mutter."

Fürstin Alexandra hätte beinahe erstaunt ausgesehen.

„Sie haben nichts als sie?"

„Nichts, und das ist sehr viel."

Fürstin Alexandra schwieg einen Augenblick.

„Erzählen Sie mir von Hause."

„Dort ist alles ganz anders."

„Schöner?"

„Das weiß ich nicht, dunkler, und für uns auch schöner. Hier herrscht ein gewisses Clair-obscur, zu hell, um traurig, zu dunkel, um uninteressant sein zu können. Wenn ich von dem Altan meines Schlosses sehe, fällt mein Blick auf die dunklen Fluten des Meeres, und an mein Ohr rauscht ihr dumpfer Schlag, wie sie in ohnmächtiger Anstrengung die nackten schroffen Felsen hinanstreben. Ich lauschte einem ewigen Kampfe, den Klagen eines nimmer rastenden, ewig friedelosen Elementes, und das ist schwermüthig.

Ueber jenen Wogen lächelt das Mondlicht nie harmlos wie über diesen freundlichen Wipfeln. Uebt es auch auf jene eine magische Gewalt, ruhen sie auch unter dem Zauber seines flimmernden Lichtes, der Eindruck der Friedlosigkeit wird noch gehoben — in der Tiefe ächzt und stöhnt es fort. — Und ganz unten zu meinen Füßen rauschte noch ein Meer von dunklem Laub. Keine künstelnde Hand wagt hineinzugreifen, um die knorrigen Aeste zu beseitigen, damit sie jungen, schlanken Platz machen. Das ist die Ehrfurcht vor dem Alter. Die Bäume, deren Krone sie schmücken, entstiegen vor vielen Jahren, denen wir nicht nachdenken, dem Boden unserer Heimat, als unser Volk noch frei war und unsere Geschlechter groß und mächtig."

„Und die Menschen?" fragte Fürstin Alexandra.

„Sind wie das Land."

„Nennen Sie nicht zuweilen Ihre Frauen Herrin, warum thun Sie das hier nicht?"

„Man würde uns mißverstehen, und unser Ausdruck würde seine edle Bedeutung verlieren. Wir sind keine Sklaven, wir sind freiwillige Diener der Schönheit, der Anmuth und Güte."

„Das klingt sehr stolz. Sie haben überhaupt keine gute Meinung von uns Frauen."

Auch keine schlechte. Ich habe mich daran gewöhnt, die Mittelstraße zu gehen; ohne Illusionen, aber auch ohne Bitterkeit."

„Wie prosaisch."

„Wählen Sie ein Wort das besser klingt: natürlich. Nennen Sie alles, was nicht ungewöhnlich ist: prosaisch. Sie sind vielleicht gewohnt, daß man Ihnen wie auserlesene Blumen und Früchte, nur auserlesene Gedanken oder Worte bietet, und sind gütig genug, den guten Willen anzuerkennen, nachsichtig genug nicht zu bemerken, daß

dieſe Blumen duftlos, dieſe Früchte wurmſtichig — ich meine, dieſe Gedanken geborgt, die Gefühle unwahr, dieſe Worte hohl, daß alles werthlos iſt — zu werthlos für Sie."

Fürſtin Alexandra hatte vergeſſen, daß ſie eigentlich tanzen ſollte. Nichts erinnerte ſie daran, als die wogenden Klänge der Muſik, doch die Töne kamen ihr ſo entkörpert vor, ſo ſeeliſch eingewoben in die große Harmonie der Schönheit dieſes Abends.

„Sie ſind der erſte, der ſo kühn über etwas redet, das mich betrifft. Kennen Sie nicht den Namen, den man mir gegeben?"

„Ich hörte ihn. Kennen Sie nicht das Schickſal der Sphinx, wenn jemand ihr Räthſel löſt?"

„Kennen Sie nicht das Schickſal der Sphinx, wenn jemand ihr Räthſel löſt!" Fürſtin Alexandra wurde um einen Schein bleicher.

„Daß die Menſchen ſich ſo leicht mißverſtehen, beſteht nur darin, daß jeder zu viel an ſich ſelbſt denkt. Man giebt ſich nicht die Mühe, ſcheint ſie ſich ſelbſt bei Ihnen nicht gegeben zu haben, Fürſtin."

„Sie ſind entweder ein großer Barbar oder ein großer Peſſimiſt, und nebenbei nicht beſſer, als die anderen, welche ſie beſchuldigen, denn auch Sie haben ſich mit dem fraglichen Räthſel keine Mühe gegeben."

„Ich ſtehe vor einem tieferen Räthſel, Fürſtin."

„Das klingt mehr intereſſant als galant. Das Räthſel wäre? — Der Tod.

Fürſtin Alexandra ſchauerte. „Es iſt kühl, Fürſtin, Sie werden ſich erkälten."

„Ja, gehen wir hinein."

„Fürſtin, man ſagt im Blumenduft ſteigt uns Erinnerung entgegen. Brechen Sie für mich eine Blume. Sie ſoll an nächtlich ſtillem Wachtfeuer die Erinnerung an dieſen Abend vor meiner Seele heraufzaubern. — Nein, keine prunkende, wählen Sie dieſen Jasminzweig."

Sie brach ihn. Graf Boris beugte ſich darüber und über ihre Hand, und küßte beide.

„O, dieſer ſüße Jasminduft!"

Sie ſahen ſich beide an. Er führte noch einmal ihre Hand an ſeine Lippen. Dann gingen ſie zu den anderen. — —

Des Nachts erwachte Fürſtin Alexandra oft. Dann hörte ſie im ſchlafbefangenen Geiſte eine wohllautumſchleierte Stimme fragen: Kennen Sie nicht das Schickſal der Sphinx, wenn jemand ihr Räthſel löſt? und ſie fühlte, wie Todesſchauer durch ihr Herz zog.

Am nächſten Morgen rückte das Regiment unter ſchmetternden Trompetenfanfaren aus.

Das luſtige Reiterlied klang wehmüthiger, als hätten ſie einen Trauermarſch geblaſen.

Die Schlacht war geſchlagen. Viele von denen, welche im Schloſſe der Fürſtin Alexandra und ihres Gemals getanzt hatten, waren todt. Sie ſtarben für die Freiheit ihres Vaterlandes. Aber dieſe hatte ſie belogen; ſie lächelte ihnen nicht in ihrer Todesſtunde. Die Ueberlebenden errichteten auf dem Schlachtfelde einen Denkſtein.

Einen Sieg konnte er nicht verherrlichen, aber er trug die Namen der für ihr Vaterland Gefallenen. Fürſtin Alexandra fuhr hinaus,

PUNT-GARDE. (El puntal alto.)

Digitized by Google

um diese Namen zu lesen. Der des Grafen Boris stand an der Spitze.

Kennen Sie das Schicksal der Sphinx, wenn jemand ihr Räthsel löst?

Fürstin Alexandra hörte bald auf ein interessantes Räthsel zu sein.

Sie war vielleicht räthselhafter als zuvor, aber sie wollte es nicht mehr sein. Das nahmen ihr die Leute übel.

Sich aus uneigennützigem Interesse die Mühe nehmen, um andere zu ergründen, dazu sind die Menschen — Graf Boris hatte recht — zu egoistisch.

Aber sie dachte noch oft an die Sphinx.

Die war doch gewiß gleich todt, als sie vom Felsen hinunter stürzte. Das war eigentlich sehr glücklich. Ja, du lieber Himmel, das war früher!

Der moderne Mensch trägt seinen Felsen, von dem er sich stürzt, im eigenen Herzen.

Das macht kein Aufsehen, und ist vor der Welt anständiger, aber für den Menschen selbst ist es viel, viel schlimmer.

Münchener Brief.

Seit meinem letzten Briefe ist der Carneval mit all seinem tollen Jubel vorübergerauscht. An Belustigungen der verschiedensten Art leidet das lebenslustige München niemals Mangel; aber seit langem gab es nicht mehr eine solche Fülle eigenartiger Feste wie in dieser Saison. Es ist, als ob das gesellschaftliche Leben, auf dem es unter der Regierung Ludwig II. wie ein Bann lastete, plötzlich aufgewacht wäre, seitdem die rege Betheiligung des Hofes allen bedeutenderen Festen höheren Glanz sichert. Die Künstlerschaft, in deren Interesse es natürlich in erster Linie liegt, daß München seinen Ruf als deutsche Kunstmetropole, den es unter Ludwig I. und Max II. unangefochten besaß, unter Ludwig II. aber ein wenig verblassen sah, mit neuem Glanz belebe, hat denn auch dem Prinzregenten, der ein eifriger Förderer der Künste ist, bereits ihren Tribut gezollt, indem sie ihm einen großartigen Fackelzug darbrachte. Der Max-Josephsplatz, der von der königlichen Residenz, dem Hoftheater, dem Hauptpostgebäude und einigen Privathäusern gebildet wird und mit dem genialen Monument Max Josephs von Thorwaldsen geschmückt ist, war bei dieser Gelegenheit prächtig illuminirt und gewährte mit den Tausenden von Fackeln, die die künstlerisch geschmückten, allegorische Gruppen bildenden Wagen phantastisch bele- ten, einen wahrhaft feenhaften Anblick.

Originell, wie alles, was unsere Künstler bieten, war auch das große japanesische Maskenfest, das die Akademiker veranstalteten. Die Carnevalsbelustigungen dieser jungen Künstlerschaar zeichneten sich stets durch einen eigenartigen, übermüthigen Humor aus und übten eine große Anziehungskraft auf das Publikum. Im Jahre 1881 aber fanden sie plötzlich eine tragische Unterbrechung. Damals war nämlich ein als Eskimo gekleideter Theilnehmer einer Flamme zu nahe gekommen, die Watte, in die er gehüllt gewesen, hatte Feuer gefangen, das sich rasch anderen mitgetheilt, und eine große Anzahl hoffnungsvoller Jünglinge waren jammervoll verbrannt. Die Faschingslust der ganzen

Stadt war damals unter dem Eindruck dieser furchtbaren Katastrophe wochenlang gelähmt und auf die Künstler selbst machte letztere einen so niederschmetternden Eindruck, daß sie erst heuer, nach sechsjähriger Pause, wieder den Muth fanden, ein neues Fest zu arrangiren.

Auch der Bicycleklub verlieh seinem diesjährigen Ballfeste in Kostümen und Ausstattung einen japanesischen Charakter, wie denn überhaupt seit den „Mikado"-Vorstellungen, die die bekannte englische Operettengesellschaft im letzten Herbst im Gärtnerplatztheater gab, das ostasiatische Inselreich in Mode gekommen ist. Das Großartigste in dieser Richtung leistete Dr. Georg Hirth, der bekannte kulturhistorische Schriftsteller und Mitverleger der hiesigen „Neuesten Nachrichten". Er veranstaltete in seiner Privatwohnung eine vollständige Aufführung der genannten Operette, wobei die sämmtlichen, mitunter sehr schwierigen Rollen von Dilettanten gespielt und gesungen wurden und auch die zur Première geladenen intimen Gäste in japanesischem Kostüm erschienen. Ebenso war natürlich auch der ganze Raum im reinsten japanesischen Stil dekorirt, was sich der Festgeber bei seinem Reichthum wohl gestatten konnte. Der eigenartige, exotische Eindruck, den diese ganze Veranstaltung hervorbrachte, läßt sich denken. Die Leistungen der Darsteller waren überraschend gut und manche derselben hätten das Lampenlicht einer größeren Bühne nicht zu scheuen brauchen. Eine zweite Aufführung, die zum Besten des Künstlerhaus-Baufonds stattfand, trug einen mehr öffentlichen Charakter; zahlreiche Mitglieder des Hofes und der höchsten Gesellschaft wohnten ihr bei, so daß dem erwähnten Zweck gegen zweitausend Mark zugeführt werden konnten.

Uebrigens ist das projektirte Künstlerhaus, wie wir hier in Parenthese bemerken wollen, ein rechtes Schmerzenskind unserer Künstlerschaft. Seit vielen Jahren plant man nun seine Ausführung, die Baugelder fließen in Menge zu — erst kürzlich wieder hat der Prinzregent fünfzehntausend Mark gespendet — aber noch immer fehlt es an der Grundbedingung: an einem geeigneten Platz für das großgedachte Monumentalgebäude, das eine neue Zierde Münchens werden soll. Die verschiedenartigsten Projekte sind bereits erörtert und wieder verworfen worden, und welcher Platz schließlich den Sieg davon tragen wird, das wissen die Götter. Inzwischen verlieren die Künstler auch das trauliche Interimsheim, das sie sich auf dem Maximiliansplatz in einem Ueberbleibsel der alten Stadtbefestigung geschaffen hatten. Der verstorbene Bildhauer Gedon mit seinem genialen Dekorationssinn hatte diesen kleinen Raum zu einem märchenhaft originellen Aufenthalt umgestaltet, in dem die Künstlergesellschaft „Allotria" ihre vom prächtigsten Humor belebten Zusammenkünfte abhielt. Nun soll auch diese Zufluchtsstätte vom Erdboden verschwinden, da dem ästhetischen Sinn unserer Stadtväter das unscheinbare alte Bauwerk inmitten des von modernen Gebäuden umgebenen Platzes ein Gräuel ist.

Von unverfälschtem Carnevalsgeiste erfüllt war auch eine Unterhaltung der Gesellschaft „Schlaraffia", die sich bekanntlich hauptsächlich aus Schauspielern und Theaterfreunden zusammensetzt. Sie stellte ein Kostümfest in einem Seebade dar und daß es dabei an pikanten Kostümen und ausgelassenen Scenen nicht fehlte, braucht kaum erwähnt zu werden.

Das originellste Ballfest nicht nur Münchens, sondern vielleicht der ganzen Welt ist aber jedenfalls das der Künstlerinnen, das nun schon seit einer Reihe von Jahren regelmäßig stattfindet. An demselben nehmen nämlich nur Damen, hauptsächlich Malerinnen und Schülerinnen der hiesigen Kunstschule, theil. Unter keinen Umständen wird ein Herr zugelassen und es sind die schärfsten Kontrollmaßregeln getroffen, daß sich nicht etwa unter irgend einer Verkleidung ein Angehöriger des hier streng verpönten Geschlechtes einschmuggelt. Der diesjährige Ball fand in den „Vier Jahreszeiten", einem der ersten hiesigen Hôtels, statt; circa fünfhundert Damen, davon viele in männlicher Tracht, betheiligten sich daran und die übermüthige Lustigkeit, die nach dem einmüthigen Zeugniß der Theilnehmerinnen den ganzen Abend herrschte, widerlegte auf das Glänzendste das alte Vorurtheil, daß zu einem amüsanten Ball auch Herren gehören. Vielleicht ist das schneidige Vorgehen der Münchener Künstlerinnen berufen, einen Einfluß auf unsere Ballsitten in der Weise auszuüben, daß künftig auch Damen miteinander tanzen können. Unsere jungen blasirten Herrchen, die sich so erhaben dünken, wenn sie einer Dame die Ehre eines Tanzes zutheil werden lassen, würde dann bald genöthigt sein, andere Saiten aufzuziehen, und mancher Dame wäre das entsetzliche Schicksal des „Sitzenbleibens" für immer erspart!

Auch sonst zeigte sich an originellen Ideen kein Mangel. So erschienen z. B. in einer Privatgesellschaft zwei reizende junge Damen, von denen die eine als Angelika Kauffmann, nach dem bekannten, in der hiesigen Pinakothek befindlichen Selbstporträt der berühmten Malerin, ihre Schwester aber nach dem ebenfalls in der Pinakothek hängenden Bildniß einer Frau in rothsammetner Kleidung von Bordone kostümirt war. Breite Bänder von Goldbrokat faßten sie wie die Rahmen der Bilder ein. Die ältere der Damen, die bereits verheiratet ist, trug einen Zettel mit der Aufschrift: „Im Privatbesitz", während die jüngere, eine glückliche Braut, als „hors concours" bezeichnet war. Selbstverständlich fand der reizende Gedanke rauschende Anerkennung und die beiden wandelnden Gemälde waren die Löwinnen des Abends.

Den Höhepunkt erreichte die Carnevalslust am Faschingsdienstag, wo einzelne Straßen und Plätze derart mit Maskenzügen und Schaulustigen angefüllt waren, daß es für die Wagenlenker ein Kunststück wurde, sich hindurch zu winden. Die unauslöschliche Heiterkeit unter den vielen satirischen Masken erregte ein General Boulanger, der, in großer französischer Generalsuniform auf einem Velocipede kutschirend, den ungeheuren Säbel mit gewaltigem Geraffel auf dem Pflaster nachschleppen ließ und natürlich überall mit stürmischen Hochrufen begrüßt wurde. Daneben zog ein langer Zug paarweise dahertrippelnder, ungeheuer großer Backfischchen, die in die geschmacklose Uniform eines bekannten hiesigen Mädcheninstituts gekleidet waren und von einer brillenbewaffneten Gouvernante eskortirt wurde, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Derselbe wurde von Mitgliedern der Bürgersängerzunft gebildet, die am Abend desselben Tages, gleichsam um für ihre übermüthige Satire Verzeihung zu erbitten, der Vorsteherin des betreffenden Instituts ein feierliches Ständchen darbrachten.

Nicht unerwähnt unter den Carnevalsereignissen darf schließlich der Armenball bleiben, der, wie alljährlich, auch heuer wieder die ungeheuren Räume des Hoftheaters bis auf den letzten Platz füllte. Dieser Ball steht besonders in den reicheren Bürgerkreisen in Gunst, denn bei keiner anderen Gelegenheit kommt der Hof in so intime Berührung mit dem Volk wie hier. Die königlichen Prinzen plaudern da gemüthlich mit schlichten Bürgersfrauen, und deren Gatten widerfährt die seltene Ehre, die Prinzessinnen zum Tanze führen zu dürfen. Natürlich wird diese Auszeichnung von vielen nicht gering angeschlagen und mancher reiche Metzgermeister thut seinen Beutel weit auf, um durch seine Freigebigkeit die Aufmerksamkeit des Comités zu erregen und dasselbe zu verführen, ihn zu einer „allerhöchsten" Tour vorzuschlagen. Da diese Freigebigkeit in letzter Linie doch den Armen zugute kommt, wenn sie auch weniger dem Wohlthätigkeitssinn als der lieben Eitelkeit entspringt, kann man sie sich immerhin gefallen lassen. Daß die reichen Bürgersfrauen bei dieser Gelegenheit in luxuriösen, wenn auch nicht immer geschmackvollen Toiletten wetteifern, ist selbstverständlich!

Das Bruttoerträgniß dieses Balles betrug heuer nicht weniger als 16,000 Mark — ein Resultat, das nicht nur im Hinblick auf die Armen, sondern auch auf die Reputation des Hoftheaters dringend wünschenswerth war, denn eine im Laufe des Winters stattgehabte Wohlthätigkeitsvorstellung hatte demselben wenig Ehre eingebracht. Eine kürzlich veröffentlichte Zusammenstellung der Summen, die der Armenkasse von verschiedenen Theatern und Vergnügungsetablissements aus Wohlthätigkeitsvorstellungen zugeführt worden waren, konstatirte die unglaubliche Thatsache, daß das königliche Hof- und Nationaltheater in dieser Beziehung den letzten Rang einnimmt. Während das im Privatbetrieb befindliche Gärtnerplatztheater 1000 Mark, verschiedene Komiker- und Varietégesellschaften 250 bis 500 Mark und Binders Volkstheater — eine ganz kleine, in einem obskuren Ballsaal etablirte Vorstadtbühne — 270 Mark spenden konnten, ergab die erste Bühne Bayerns — 249 Mark!

Freilich ist das Schauspielpersonal dieser „ersten" Bühne so lückenhaft und das Repertoire so monoton, daß man es dem Publikum nicht verdenken kann, wenn es die großen Räume leer läßt. Ein Anlauf zum besseren wurde in letzter Zeit gemacht, indem die Intendanz mit ungewohnter Raschheit drei Novitäten, „Ein Großstädter" von Edmont Gondinet, „Alexandra" von Richard Voß und „Galeotto" nach dem Spanischen von Paul Lindau, brachte, die sämmtlich gute Erfolge erzielten; besonders „Alexandra" hat bereits eine ansehnliche Reihe von Aufführungen hinter sich. Ob aber diese seltene Rührigkeit von einiger Nachhaltigkeit sein wird, bleibt abzuwarten. Als ein erfreuliches Ereigniß für das Publikum darf man es auch betrachten, daß eine der in unserem vorigen Brief charakterisirten „Bearbeitungen" des Herrn Buchholz, die schon wieder als langeweile-schwangeres Gewitter über unsern Häuptern hing, glücklich vorübergezogen ist, ohne sich entladen zu haben. Es handelte sich diesmal um eine Bearbeitung des Dramas „Dante" von dem dänischen Dramatiker Molbech. Das Stück sollte mit Max Grube (früher in Leipzig und Dresden, jetzt bei

den „Meiningern") als Gast in Scene gehen, wurde aber plötzlich von allerhöchster Stelle wegen „religiöser Rücksichten" verboten. Es ist dies nun innerhalb kurzer Zeit der zweite Fall, daß „religiöse Rücksichten" das Verbot eines Schauspiels herbeigeführt haben (der erste Fall betraf K. Heigels „Hohenschwangau", wie wir in unserem letzten Briefe erzählten) und an und für sich gehören wir gewiß nicht zu denen, die einer ängstlichen Censur dichterischer Produktionen vom konfessionellen Standpunkt aus das Wort reden; allein in diesem speziellen Fall müssen wir es im ästhetischen Interesse mit Genugthuung begrüßen, daß durch das Verbot der Ueberflutung mit derartigen unfruchtbaren Bearbeitungen, die für unsere Theater nachgerade eine Landplage zu werden begannen, ein Damm gesetzt wurde.

Auch von der Aufführung des Trauerspiels „Herodias" von Martin Böhm, das bereits einmal auf dem Wochenrepertoire stand, ist es wieder still geworden. Das Drama gehörte zu den sogenannten „Separatstücken" König Ludwigs und war — wie alle diese Stücke — mit großem Prunk ausgestattet. Aber die Intendanz hat bisher mit der öffentlichen Aufführung dieser Werke wenig günstige Erfahrungen gemacht; sie sind alle nach kurzem Scheinleben wieder verschwunden, selbst das Ballet „Sardanapal" hat es trotz der feenhaften Ausstattung nur zu wenigen Vorstellungen gebracht. Vielleicht hat man nun maßgebenden Orts noch rechtzeitig erkannt, daß man sich nur ein weiteres Fiasko ersparte, wenn man „Herodias" noch vor der Aufführung — zu den übrigen legte!

Auch sonst schwebt über diesen Vermächtnissen des Königs ein eigenthümlicher Unstern. Bei der ersten Aufführung der „Theodora" ereignete es sich, daß beim letzten Bild, als der Henker mit der Schnur sich Theodora nähert, um sie zu erdrosseln, der Vorhang nicht rechtzeitig herab ging, so daß der Henker genöthigt war, die Kaiserin vor den Augen des Publikums zu erdrosseln. Die grasse Scene erregte lauten Protest, da man im Publikum den unschuldigen Dichter und die Darsteller, nicht aber den widerspenstigen Vorhang für den Veranlasser hielt. Erst später klärte sich der Sachverhalt zum allgemeinen Ergötzen auf. Ein folgeschwererer Vorgang aber spielte sich bei der letzten „Sardanapal"-Vorstellung ab. Eine der Tänzerinnen, Fräulein Engelhart, ein reizend schönes Mädchen, fiel durch eine schlechtgeschlossene Versenkung und verletzte sich an Rückgrat und Armen derart, daß sie lange Zeit schwer darniederlag. Eine in der Nähe befindliche Kollegin fiel beim Anblick dieses Vorfalls in Ohnmacht und hatte, als man sie wieder zur Besinnung gebracht, die Sprache verloren!

Ein anderes tragisches Ereigniß aus der Theaterwelt erregte vor einigen Wochen die Gemüther in ungewöhnlichem Grade. Frau B., eine ausgezeichnete Sängerin der Hofoper, hatte eine Gesellschafterin, die ihrer Dame mit so leidenschaftlicher Liebe zugethan war, daß sie mit wahnsinniger Eifersucht jede Gunst, die dieselbe anderen erwies, verfolgte. Eines Tages speiste bei Frau B. ein intimer Freund, mit dem sie sich demnächst verloben wollte (die Vermälung des Paares hat inzwischen stattgefunden); da erschien plötzlich die Gesellschafterin mit einem Revolver, feuerte auf den Rivalen einen Schuß ab, der

glücklicherweise fehl ging, und tödtete sich im nächsten Moment selbst durch einen zweiten Schuß, ehe die entsetzten Anwesenden es hindern konnten. Man sieht, das Leben dichtet noch immer seine Trauerspiele: Hoffentlich kann ich Ihnen in meinem nächsten Brief wieder umsomehr erfreuliches mittheilen, denn auch an Lustspielen ist, Gott sei Dank, in unserer lebensfrohen Stadt selten Mangel!

München, Anfang März. S.

Wiener Brief.

Wien, 5. März.

Wir reden nur vom Frühling, einstweilen denkt er nicht daran wirklich ins Land zu ziehen, noch schwingt der Winter recht bemerkbar sein Scepter, daher gestatten Sie mir auch noch einen kleinen Rückblick auf die Freuden des Carnevals bevor ich Ihnen erzähle, womit man die Fastenzeit begeht. — Das Frühlingsahnen bleibt einstweilen nur Ahnung und ob diese sich realisirt, werde ich Ihnen mittheilen, wenn das Sprossen und Blühen in der Natur zur Thatsache geworden und nicht mehr Zukunftsmusik ist. Ad vocem Zukunftsmusik fällt mir ein, daß ich Ihnen von einem Feste erzählen muß, welches uns unsere alte Kaiserstadt im Jahre 1987 vor die Augen geführt hat. Freilich — wir alle werden's nicht erleben, werden uns nicht mehr überzeugen können, ob die Künstlerlaune von heute — die Zukunft wahrheitsgemäß aufgefaßt hat. — Aber im Moment hat der schnurrige Einfall viel Spaß bereitet und der gegenwärtige Augenblick hat ja auch sein Recht. Die Künstlergenossenschaft hat heuer wie alljährlich in den letzten Faschingstagen ein „Gschnasfest" veranstaltet, bei dem man sich weidlich amüsirte, weidlich herumgestoßen ward, wenig tanzte, viel sah und die Lust des Moments genoß. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen den Begriff des „Gschnas" verdeutschen muß und eigentlich läßt er sich auch schwer anders wiedergeben, man müßte ihn denn umschreiben. „Gschnas" sind Dinge, welche an sich geringen oder keinen Werth haben und aus denen doch für das Auge anscheinend viel gemacht ist. In dem Gesammtbilde, welches ich Ihnen entwerfe, werden Sie am klarsten ersehen, was Gschnas ist. Die Errungenschaft dieser Feste ist noch keine sehr alte; im Vorjahre war der „Gschnasball" ein niederländisches Fest, heuer „Eine Weltausstellung in hundert Jahren" und das Gehirn von 1887 kann kaum all' die Absonderlichkeiten fassen, welche uns da als Zukunftsmusik geboten worden. Im großen Ostsaal des Künstlerhauses sahen wir an den Wänden das Wien von 1987 mit dem alten noch immer bestehenden ehrwürdigen Stefansthurme, ein Wien, das bis zum Bisamberg hinanreicht, ein Wien mit Stadtbahn und Hochbahn, mit Omnibussen der „ersten Wiener Luftausbeutungs-Schnellschiffahrts-Aktien-Compagnie." Auch die Post wird durch Luftballons befördert, man sieht da z. B. die Linie Wien-Serajewo; eben fliegt von dem Einsteigeplatz der „areonautischen Transportmittel" ein ganz behaglich ausgestatteter Ballon in die Höhe, in welchem man sich's auch gefallen lassen könnte, einen kleinen Abstecher

ins Jenseit zu machen, pourvu, daß wir der Rückkehr auf festen Erdboden sicher seien.

Außerordentlich komisch und mit echtem Humor sind die Theaterverhältnisse der Zukunft dargestellt, und damit die Gegenwart wohl auch ein wenig persiflirt. So sahen wir z. B. eine deutsche, ungarische und böhmische Bühne aufeinander gestellt, lesen die Ankündigung von Darstellungen eines Panoptikum als da sind: „Die letzte Patronesse", „Das letzte Ballet", „Der letzte Hausmeister", „Das letzte Sperfechserl", „Der letzte Agioteur" u. s. w. Alle diese Gestalten werden uns in hochamüsanter Persiflage vorgeführt. Das Volapük, die Weltsprache, von welcher der gute Pfarrer aus dem Badischen träumt, hat sich zur Neige des zweiten Jahrtausends auch schon so ziemlich Bahn gebrochen — wenn es auch heißt, „Weltsprach wird sie erst dann, wenn kein Mensch mehr böhmisch kann." Der „syntenisch-dramatische Kinder-Männergesangverein Udelia" ist sogar soweit gegangen, die Loreley in Volapük zu übersetzen. Obwohl die Geschichte so übel nicht klingt, machen wir uns doch nichts daraus, daß wir Volapük als Weltsprache nicht mehr erleben. Hübsch zu schauen ist das Boudoir einer Dame aus dem zwanzigsten Jahrhundert, welche eben den Besuch einer aus dem Luftballon steigenden Freundin bekommt. Der Schreibtisch ist durch eine Schreibmaschine ersetzt; neben derselben sehen wir einen pneumatischen Apparat, welcher mit den besten Konditoreien und Restaurants verbunden ist. Man telephonirt nach Belieben um Eis oder Straßburger Pastete und alsbald werden diese Gerichte durch ein pneumatisches Rohr auf die Marmorplatte gehoben. Aus einem Geheimfach des Bibliothekschrankes strömt der Schönen Kiefernadelduft, aus einem anderen mit Meersalz geschwängerte Seeluft je nach Wunsch und Bedarf in den Raum. Geradezu in Erstaunen versetzt uns die Maschinenhalle, welche man, wenn die Apparate in Gang sind, sich beinahe versucht fühlen würde, ernst zu nehmen. Da ist eine „Aqua-Rellisten-Brutanstalt"; dort sehen wir einen Luftgreisler-Apparat, der mit heißen Würsteln, Kieler Sprotten, Waschein, Zwiebeln und anderen nothwendigen Nährerfordernissen der Haushaltung durch die Lüfte fährt. Unweit davon befindet sich die Gedichtmaschine, mittels welcher ein jeder imstande ist, binnen drei Sekunden ein Gedicht zu fabriziren. Das P. T. Publikum wird ersucht, das Gefühl anzugeben, damit die richtige Walze eingelegt werden könne. Wir nennen noch den „Applaus-Apparat, unentbehrlich für jeden Sänger oder Schauspieler", dann die Bilderverkleinerungsmaschine, den Armee-Wurstapparat u. s. w. Von der Maschinenhalle begeben wir uns in die Kollektiv-Ausstellung, in welcher wir die Moden in hundert Jahren, sowie Geräthe und Geschmeide des „Kunstgewerbe-Gschnas-Vereins" finden. Da giebt es den Volapük-Professoren-Hut, den Vegetarianer-Hut mit Zwiebel und Paprika, den Raxkraxler-Hut mit Leiter, Nothseil und Wettermanderl; den Gothaer Urnenhut für die Asche der Schwiegermutter. Unter der Stockkollektion sehen wir welche, mit Küchenmesser, Hausglocke, Sardinenschachtel und allem möglichen Unsinn geziert, die sich doch ganz originell ausnahmen. Das mobile Ministerportefeuille ist eine etwas gewagte Anspielung auf die politischen Zustände der Gegenwart. Bei den Geschmeiden sehen wir Türkise und Saphire aus vegetabilem Stoff.

Von geradezu überraschender Wirkung waren die Glasflaschen und Pokale, dann die Arbeiten aus getriebenem Metall, darunter ein „Versatzstück ersten Ranges", ein Vogel, scheinbar aus massivem Gold gearbeitet. In der Kunstausstellung des Jahres 1987 nimmt Professor Blaas' „Parforcejagd auf einen Frosch", unstreitig eine der ersten Stellen ein. Auch „Baronesse Sarah, die Blaublütige", welche so vornehm ist, daß das blaue Blut durch die Haut schimmert, ist eine höchst amüsante Persiflage. Das Klavier mit dreißig Oktaven, vor dem klimpernd die ganze, sieben Stück hohe Familie sitzt, läßt auf eine höchst bedenkliche Steigerung der gegenwärtig herrschenden Klavierwuth schließen. Kroll bringt auf einer großen Fläche die Scene aus Zolas „Assomoir", in welcher der Verbrecher durch den Anblick einer todten Katze zum Geständniß seiner Schuld getrieben wird. Es ist leider nicht möglich, alles zu schildern, was des Sehens werth gewesen. Die Räume des Künstlerhauses, in denen mit Humor und Geschmack dies und noch viel mehr zu schauen war, sind auch nach dem Feste etwa acht Tage lang in den Abendstunden dem Publikum geöffnet worden; und man sah bei dieser Gelegenheit vielleicht mehr noch als während des wogenden Treibens der Ballnacht, ob zwar in dieser, natürlich durch die reiche Menge der Kostüme, der Glanz noch erhöht ward. Da bemerkte man geschmackvolle Gruppen wie z. B. jene des „weiblichen Landsturmes", geführt von den Malerinnen Swoboda und Wiesinger; den Zauber der chinesischen Exposition erhöhten die prächtigen Kostüme der Damen Störk; auch als Telegraphistinnen der vierten Dimension machten sich mehrere hübsche junge Damen erfreulich bemerkbar. Kurzum, das Wogen und Treiben, Staunen und Bewundern, Lachen und Scherzen nahm kein Ende und nur widerstrebend trennte man sich beim heranbrechenden Tag.

Die letzte Opernredoute, mit der man am Faschingdienstag den Carneval zu Grabe trägt, war reich besucht, trotz des Balles bei Hof, der auf denselben Tag fiel. In den Fasten thut man Buße und wendet sich stilleren Vergnügungen zu, so dem Theater, da ist es denn in der Burg ganz außerordentlich lehrreich, sich Victorien Sardou's neueste Novität „Georgette" anzusehen, eine Pariser Sittenkomödie par excellence. Bei der Aufführung von „Denise" beschäftigte man sich voriges Jahr mit der Frage, ob man ein gefallenes Mädchen heiraten könne, in „Georgette", variirt man die Frage, indem man Bedenken trägt, die Tochter einer gefallenen Mutter zu freien. Man sieht, es geht recht gemüthlich zu auf unseren Bühnen und mit den Begriffen der höheren Töchterschule wollen diese Darstellungen nicht mehr so recht Hand in Hand gehen. Sollte es übrigens in Wien irgend einen rabenschwarzen Sünder gegeben haben, der es gewagt haben würde zu fragen, ob die Gestirne Wolter und Sonnenthal wirklich unerreicht und unerreichbar dastehen am europäischen Bühnenhimmel, jetzt müßte er wohl zur Ueberzeugung gelangt sein, daß es diesen beiden niemand zuvor thut.

Franz von Suppés Operette „Bellmann", eine Verhimmelung des schwedischen Improvisators Carl Michael Bellmann, ist am Theater an der Wien beifällig aufgenommen worden. Das Libretto will uns nicht besonders zusagen, aber die Musik reiht sich den früheren Leistungen

des berühmten Meisters würdig an. Im Karltheater währt noch immer das Gastspiel unserer unvergleichlichen Geistinger, und daß man die Künstlerin selbst in einem „dummen" Stück gerne sieht, bekundet ihr bedeutendes Talent. Der französische Schwank „Unter Kuratel" kann bei aller nur denkbaren Toleranz nicht anders als „dumm" genannt werden und es ist jedenfalls nur den Anstrengungen der Bühnenkräfte zu danken, daß er sich doch einige Zeit auf dem Repertoir zu halten vermochte. Auch in „der schönen Helena" ward uns zu wiederholten Malen Gelegenheit, Frau Geistingers Meisterschaft zu bewundern. Die beste ihrer bisherigen Leistungen ist aber die zu Gunsten der Poliklinik zuerst aufgeführte Scene „Unter vier Augen", dann das Singspiel in zwei Akten „Die Urwienerin" in welcher Frau Geistinger eine „Wiener Fleischhauers-Wittwe" zu geben hat. Oskar Blumenthal hat im Vereine der Literaturfreunde eine literarische Fastenpredigt gehalten, welche von der „Geschichte der Kritik" sprach, und eine interessante Bereicherung derselben bildet sein epigrammatischer Namenruf. „Was ein Künstler Rechtes schuf, dauert und besteht, wenn des Tages Fehderuf längst im Wind verweht." Die Damen unserer Hofbühne Gabillon und Hohenfels bürgern sich dieses Jahr immer mehr am Vorlesetisch ein. Wenn sie diesen Brief publiziren, liest Fräulein Hohenfels zu Gunsten des Vereins der Schriftstellerinnen und Künstlerinnen. Ob die Blaustrümpfe ein entsprechendes Resultat erzielen und was sich sonst noch Nennenswerthes ereignet bis zum Wonnemonat, das erzähle ich Ihnen im nächsten Brief.

Max v. Weißenthurn.

Nippsachen.

Ein Brief Beethovens an Bettina. *)

Wien, den 11. August 1810.

Theuerste Bettina!

Kein schönerer Frühling als der heurige, das sage ich und fühle es auch, weil ich Ihre Bekanntschaft gemacht habe. Sie haben wohl selbst gesehen, daß ich in der Gesellschaft bin wie ein Frosch auf dem Sand, der wälzt sich und wälzt sich und kann nicht fort, bis eine wohlwollende Galathee ihn wieder ins gewaltige Meer hineinschafft. Ja, ich war recht auf dem Trockenen, liebste Bettina, ich ward von Ihnen überrascht in einem Augenblick, wo der Mißmuth ganz meiner Meister war; aber wahrlich, er verschwand mit Ihrem Anblick, ich hab's gleich weg gehabt, daß Sie aus einer anderen Welt sind, als aus dieser absurden, der man mit dem besten Willen die Ohren nicht aufthun kann. Ich bin ein elender Mensch und beklage mich über die anderen!! — Das verzeihen Sie mir wohl mit Ihrem guten Herzen, das aus Ihren Augen sieht, und Ihrem Verstand, der in Ihren Ohren liegt; — zum wenigsten verstehen Ihre Ohren zu schmeicheln, wenn sie zuhören. Meine Ohren sind leider eine Scheidewand, durch die ich keine freundliche Kommunikation mit Menschen leicht haben kann. Sonst! — Vielleicht — hätt' ich mehr Zutrauen zu Ihnen gefaßt. So könnte ich nur den großen, gescheiten Blick Ihrer Augen verstehen, und der hat mir zugesetzt, daß ich's nimmermehr vergessen werde. — Liebe Bettina, liebstes Mädchen! — Die Kunst! — Wer versteht die, mit wem kann man sich bereden über diese große Göttin! — Wie lieb sind mir die wenigen Tage, wo

*) Aus: „Beethoven in Paris". Nebst anderen, den unsterblichen Tondichter betreffenden Mittheilungen und einem Facsimile von Beethovens Handschrift. Ein Nachtrag zur Biographie Beethovens von A. Schindler, Musikdirektor, Professor der Tonkunst ꝛc. Münster, 1842.

wir zusammen schwätzten oder vielmehr korrespondirten! Ich habe die kleinen Zettel alle aufbewahrt, auf denen Ihre geistreichen, lieben, liebsten Antworten stehen. So hab' ich meinen schlechten Ohren doch zu verdanken, daß der beste Theil dieser flüchtigen Gespräche aufgeschrieben ist. Seit Sie weg sind, hab' ich verdrießliche Stunden gehabt, Schattenstunden, in denen man nichts thun kann; ich bin wohl an drei Stunden in der Schönbrunner Allee herumgelaufen, als Sie weg waren, und auf der Bastei: aber kein Engel ist mir da begegnet, der mich gebannt hätte, wie Du Engel. Verzeihen Sie, liebste Bettina, diese Abweichung von der Tonart; solche Intervalle muß ich haben, um meinem Herzen Luft zu machen. Und an Goethe haben Sie von mir geschrieben, nicht wahr? — Daß ich meinen Kopf möchte in einen Sack stecken, wo ich nichts höre und nichts sehe von allem, was in der Welt vorgeht, weil Du, liebster Engel, mir doch nicht darin begegnen wirst. Aber einen Brief werde ich doch von Ihnen erhalten? Die Hoffnung nährt mich, sie nährt ja die halbe Welt, und ich hab' sie mein Lebtag zur Nachbarin gehabt, was wäre sonst mit mir geworden? — Ich schicke hier mit eigner Hand geschrieben: „Kennst Du das Land", als eine Erinnerung an die Stunde, wo ich Sie kennen lernte; ich schicke auch das andere, was ich komponirt habe, seit ich Abschied von Dir genommen habe, liebes, liebstes Herz!

„Herz, mein Herz, was soll das geben,
Was bedränget Dich so sehr?
Welch' ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne Dich nicht mehr!"

Ja, liebste Bettina, antworten Sie mir hierauf, schreiben Sie mir, was es geben soll mit mir, seit mein Herz ein solcher Rebelle geworden ist. Schreiben Sie Ihrem treuesten Freund Beethoven.

Mozart in Paris. Mozart befand sich in Paris, als er sich mit seiner Oper „Don Juan" beschäftigte. Eines Tages, nachdem er mehrere Stunden in seinem Zimmer gearbeitet hatte, blickte er auf seine Uhr. „Schon fünf Uhr!" Zu dieser Stunde pflegte der Maestro gewöhnlich sein Mittagsmahl einzunehmen. Er kleidete sich also in aller Eile an, und begab sich zu einem Restaurateur im Palais Royal; unterwegs keimte aber eine neue Idee, entwickelte sich und wuchs in seinem Hirne, beschäftigte ihn ausschließlich und so ganz, daß er nur maschinenartig, aus Gewohnheit die Speisekarte überblickte, die man ihm reichte und dann sagte: „Nudelsuppe!" Die Suppe wurde aufgetragen, aber der Maestro rührte sie nicht an. Es vergingen zehn Minuten, eine Viertelstunde und, während seine Phantasie in den hohen Sphären des Idealen und der Poesie schwebte, bemerkte er nicht, daß seine Suppe kalt wurde. Nach einem halbstündigen Grübeln entschloß er sich endlich, das Schweigen nochmals zu unterbrechen. „Einen gebratenen Hecht!" rief er dem Kellner zu. Die Suppe wurde weggenommen und durch den verlangten, trefflich gebratenen Fisch ersetzt, der indeß auch weder seine Aufmerksamkeit erregen, noch den Appetit des sinnenden Komponisten reizen konnte. Sechs Gerichte wurden so nacheinander verlangt, aufgetragen, und von dem Maestro mit gleicher Gleichgiltigkeit behandelt. Der Kellner ist über das seltsame Benehmen seines Tischgastes ganz versteinert; er meint aber, es würde ganz vergeblich sein, denselben anzureden, denn er sei doch offenbar nicht bei Sinnen. Zwei Stunden waren so seit der Ankunft des Komponisten bei dem Restaurateur vergangen, den Kopf auf seine Hände gestützt, war er nicht einmal aus seinem Zustande des Nachdenkens und des Sinnens herausgekommen; mit einem Male aber richtete er die Stirn stolz empor, seine Wangen rötheten sich, aus den Augen schoß ein Blick der Zufriedenheit und des Glückes, und nachdem er den Inhalt seiner Börse dem Kellner in die Hand geschüttet hatte, sprang er auf, verläßt den Saal und ruft: „Endlich gefunden! endlich gefunden!" Mozart hatte das Finale zum letzten Akte des „Don Juan" gefunden.

Der Zimmet heißt malaiisch kaschu-mani, süßes Holz. In alter Zeit wurde der Zimmet auch Chinesenholz, Chinesenrinde oder Holz der Sini genannt, weil chinesische Kaufleute dieses Gewürz nach den großen Stapelplätzen führten. Doch dürfte es sich schwer ermitteln lassen, ob die sinischen Schiffer dasselbe aus dem Orient zum Occident brachten; ob sie diese wichtige Waare von den Singhalesen in Ceylon welche selbst keine Schiffahrt hatten, einhandelten und sie von da weiter nach

Malabar zu Persern und Arabern brachten, oder ob sie vielleicht gar nicht den echten Zimmet, sondern die Rinde einer anderen zimmetgebenden Laurusart, welche in Hinterindien und im südlichen China wild wächst, aus ihrer Heimat nach den Weltmärkten brachten. Da ältere Sanskritwörterbücher keinen Namen für den echten Zimmet von Ceylon haben, sondern nur für die Cassia des Festlandes, so ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß diese letztere das Cinnamomum der Alten war, daß der Zimmet von Ceylon erst durch die Chinesen in den Welthandel kam und seitdem den Gebrauch der malabarischen Cassia verdrängte. B.-R.

General Changarnier in Verlegenheit. Es war in einer feierlichen Sitzung der Académie française; irgend ein neuer Unsterblicher wurde eben mit einer längern pomphaften Ansprache begrüßt, da fühlte sich der tapfere Greis Changarnier von einer peinlichen innerlichen Erschütterung ergriffen. Er, der vor dem mörderischen Feuer der Araber mit keiner Wimper gezuckt, bebte vor dem Gedanken zurück, diesen Kreis von ihn umgebenden eleganten Damen und Herren mit einem jener plötzlichen Rückzüge zu durchbrechen, die eine so charakteristische Eigenthümlichkeit von Molières „eingebildetem Kranken" sind. Eine Zeit lang kämpfte der General mit seinem innern Weh; es nahm zu; es wurde gebieterischer; da fiel ihm eine glückliche Kriegslist ein. Mit einem Seufzer sank er in seinen Sessel zurück: seine Nachbarn sprangen auf, alle riefen durcheinander: „Der General!" . . . „o, der arme General!" . . . „ein Schlaganfall!" . . . „Luft, rasch, Luft!" Unter lebhaften Beileidsbezeugungen wurde der so schwer Erkrankte hinausgeführt, kaum hatte sich die Thüre hinter ihm geschlossen, so neigte er sich zum Ohr des Freundes, der ihn hinaus begleitet: „Den Schlüssel, schaffen Sie mir schnell den Schlüssel! Als der General nach einiger Zeit frisch und gesund im Saale wieder erschien, da grüßte ihn ein stürmisch froher Jubelruf wie einen Mann, der eben einer großen Gefahr entgangen! B.-R.

Rigaer Theaterkritik über eine Aufführung des „Troubadour". „Vorgestern Abend, 9 Uhr 28 Minuten, verschied nach heftigen seelischen Leiden Leonore Gräfin von Sergasto auf der Bühne angesichts des entsetzten Publikums. Das Verhalten der Unglücklichen, welche während ihrer letzten Lebensstunden beständig närrische Melodien herausstieß, ließ darauf schließen, daß sie ihrer geistigen Kräfte nicht mehr recht Herrin sei. In diesem beklagenswerthen Zustande hat die Aermste selbst Hand an sich gelegt, indem sie ihrem Leben durch Gift ein Ziel setzte. Kaum eine Viertelminute später deutete ein intensiv blutigrother Schein ein ausgebrochenes Feuer an. In dem gräflich Lunaschen Burghofe war ein Holzstoß in Brand gerathen, welcher, bevor unsere brave Theater-Feuerwehr die Stätte erreichen konnte, vollständig ein Raub der Flammen wurde. Der angerichtete materielle Schaden soll nicht sehr bedeutend sein, doch hat die Katastrophe leider ein den Troubadour Manrico gehöriges Menschenleben zum Opfer gefordert. Die Umstände lassen darauf schließen, daß Graf Luna den erwähnten Holzstoß in böswilliger Absicht hat in Brand stecken lassen und bei dem Unglücke des Manrico seine Hand im Spiele gehabt hat. Die Bestattung der beiden Leichen zur ewigen Ruhe wird wohl sobald noch nicht stattfinden. An demselben Abende war im Theater von verkleideten Bühnenmitgliedern in bald mehr, bald weniger gelungener Weise verschiedenes gesungen worden. Natürlich machte der doppelte Unglücksfall diesem heiteren Treiben sofort ein Ende!"

Der Kautschuk. Der große Bedarf an diesem wichtigen Artikel hat in den letzten Jahren Forschungen angeregt, neue Bezugsquellen desselben zu ermitteln, deren etliche recht vielversprechend zu sein scheinen. Es ist noch gar nicht lange her, daß das Gummi elasticum, der Kautschuk des Handels, nur von einer einzigen Pflanze gewonnen wurde, die frühere Siphonia elastica, jetzt Hevea brasiliensis genannt, den Para-Kautschuk liefert, der bis jetzt noch die erste Stelle unter den verschiedenen Kautschuks behauptet.

Es ist interessant, auf welche Weise diese Substanz ihren Weg in den Handel fand und allmählich zu einem der wichtigsten Artikel desselben wurde. In einem etwa 1770 erschienenen englischen Werke „über die Perspektive" spricht der Verfasser als etwas seltenes über einen Gegenstand, der sich heutzutage in jedem Schreibzeuge als nützlicher Bestandtheil findet. „Mit größtem Interesse sah ich eine Substanz, die sich prächtig zum Entfernen von Bleistiftstrichen auf Papier eignet. Sie muß folglich für Zeichner von hoher Bedeutung sein." Kautschuk war damals in London

nur in einem einzigen Laden zu haben und ein Stückchen von etwa 1½ Kubikcentimeter kostete nach heutigem Gelde 3 Mark, konnte allerdings auch jahrelang vorhalten.

Schon die Gestalt, in welcher der Para-Kautschuk zuerst in Europa auftauchte, erregte die höchste Neugierde, woher er eigentlich stammen möge. Es waren ungeheuerlich groteske Gestalten von Vögeln und Vierfüßlern, die auf Naturtreue kaum einen Anspruch erheben konnten. Jahre hindurch zerbrach man sich den Kopf darüber, was dies wohl für eine Substanz sei, und konnte doch nichts weiter erfahren, als daß sie von einer Pflanze stamme. Die ersten genauen Nachrichten gab eine französische geographische Expedition, die sich nicht auf diesen ihren speziellen Zweck beschränkte, sondern auch manche bis dahin dunkle naturgeschichtliche Punkte aufhellte. Sie berichtete die Entdeckung zahlreicher Bäume, die von den Eingeborenen „Heve" genannt wurden und eine Menge elastische Gummisubstanz ergeben, die mit dem in den letzten Jahren in Europa eingeführten Kautschuk identisch sei.

Mancherlei ganz verschiedenartige Pflanzen liefern den Kautschuk des Handels, und obgleich die neueste Zeit viel gethan hat, um unter diesem Namenwirrsal aufzuräumen, ist doch vieles in dieser Beziehung noch nicht aufgeklärt. Der in solchen Massen gelieferte Para-Kautschuk, daß er in den letzten Jahren in seinem Stammlande knapp geworden ist, wird hauptsächlich von Hevea brasiliensis gewonnen, wenn auch manche andere, verwandte Pflanzenarten, z. B. Hevea spruceana, mehr oder weniger Kautschuk ergeben. Wallace berichtet, daß der Hauptkautschukbezirk zwischen den Flüssen Para und Xingui liegt, wo diese Bäume zu den Waldriesen zählen. Sie sind im Durchschnitt etwa 30 Meter hoch, mit bis 1 Meter Durchmesser, tragen Früchte von der Größe einer großen Walnuß, die in drei einsamigen Lappen jährlich zur Zeit der Reife aufspringt. Die Samen sind buntgefleckt, mit glänzender Außenseite und in Gestalt und Aussehen denen des Ricinus ähnlich, aber viel größer. Roh sollen sie giftig, gekocht unschädlich sein, jedoch verzehren die Macaws sie in Menge roh, ohne einen Nachtheil zu verspüren. Beim Anzapfen des Baumes wird oben begonnen, um den Saft hinunter zu ziehen, dann werden tiefer unten Einschnitte gemacht, bis der Boden erreicht und der Baum erschöpft ist.

Die nächst wichtigste amerikanische Kautschukquelle ist vielleicht Castilloa elastica, eine dem Brodfruchtbaum nahe verwandte Pflanze, die in Centralamerika als Guatemala-Kautschukbaum bekannt ist. Dann folgt der Pernambuco-Kautschuk von Hancornia speciosa, der Ordnung der Apocyneen angehörig, die nicht nur von Borneo einen Kautschuk liefert, sondern auch im Orient und an der Ost- und Westküste Afrikas Kautschuk gebende Familienmitglieder hat, wie in neuester Zeit ermittelt wurde.

Um den in Amerika drohenden Mangel an dieser wichtigen Waare auszugleichen, ist in den letzten Jahren von den rührigen Engländern der Kautschukbaum in seinen besten Arten nach Ostindien verpflanzt worden und bietet erfreuliche Aussichten für diese Kultur, ebenso wie es vor etwa 25 Jahren durch Bemühung des Deutschen Hoßkarl mit den Chinarindenbäumen geschah, die bei barbarischer Verwüstung in Südamerika dem Untergange entgegengehen. B.-R.

Jägerlatein. Nach der letzten Hühnerhund-Prüfungssuche fanden sich einige Jäger und Hundebesitzer in ihrer Stammkneipe zusammen. Das Thema an der Tafelrunde bewegte sich selbstverständlich um das Resultat der Prüfungssuche, dann überhaupt um die Vorzüge der treuen Vierfüßler. In der Gesellschaft gab es auch einige Prämiirte, und diese wußten nach Jägerart nicht genug erstaunliches von der Klugheit und dem Spürsinn ihrer Hunde zu erzählen. Besonders der Herr der „Diana" suchte seine Jagdgenossen mit der Erzählung der nachstehenden großartigen Geschichte zu übertrumpfen. Bei einer früheren Jagd war „Dianas", Nase von einem neidischen bespöttelt worden, so daß ihr Herr jenem eine Wette proponirte. Er hielt „Diana" einen Thaler vor die Nase und warf denselben aus dem rasch fahrenden Wagen auf die Straße. Nach einer Stunde sendete er seinen Hund den vorher passirten Weg zurück, aber „Diana" kam nicht wieder. Man saß längst, von der Jagd heimgekehrt, beim Abendschoppen und Herr X. hörte so manchen schlechten Witz über seinen „brillanten" Hund, als es urplötzlich an der Thür laut wurde. Man öffnete und blutend apportirte „Diana" eine Hose, in deren Tasche sich der — gezeichnete Thaler befand. Was war's? Ein Arbeiter hatte den Thaler gefunden und in seine Tasche gesteckt; darauf hin war ihm Diana gefolgt, hatte sich mit in

seine Wohnung geschlichen und als der Mann zu Bett gegangen war, hatte sie plötzlich die Hose gefaßt und war mit derselben durch das geschlossene Fenster gesprungen, um das Geldstück ihrem Herrn wiederzubringen. — „Das ist nicht so arg", meinte gelassen ein anderer Hundebesitzer. „Mein „Treff" hat sich bei einer ähnlichen Gelegenheit noch wunderbarer benommen. Da hatte der Kerl, welcher den Thaler aufhob, letzteren wechseln lassen, um eine Wurst zu kaufen. „Treff" schnappt ihm nicht allein die Wurst, sondern auch das Kleingeld aus der Hand und bringt mir alles zurück. So wahr ich lebe: es waren 2 Mark 85 Pfennige und eine Knackwurst — also dem Werthe nach richtig ein Thaler . . ." An diesem Abend log dann keiner mehr.

Der berühmte Violinvirtuose Vieuxtemps befand sich einmal während eines Festtages in Frankfurt a. M., wo in einer der zahlreichen Schaubuden sich auch ein „indischer Riese" zeigte. Vieuxtemps trat ein und hörte einige Zeit dem furchtbaren Kreischen des Riesen zu. Schließlich aber bemerkte der Künstler, daß ihm die Sprache des Giganten nicht ganz unbekannt sei; kein Zweifel: er sprach Wallonisch — die Muttersprache Vieuxtemps' — dieser indische Riese war also ein Belgier. Vieuxtemps redet ihn an, das Publikum lauscht, und in seiner Verzweiflung ruft der Riese: „Um Gottes willen verrathen Sie mich nicht! sagen Sie nicht, ich sei kein Indier!" „Beruhigen Sie sich", erwiderte der Musiker und erklärte dem Publikum, daß er selbst lange im Lande der Brahminen gelebt habe. Der dankbare „Riese" ladet Vieuxtemps für die nächsten Tage zum Frühstücke ein. Während des Plauderns fragt der berühmte Geiger den Riesen aus der Bretterbude: „Wohin wollen Sie von hier aus gehen?" „Nach Florenz", erwidert jener. „Oho, mein armer Freund", belehrt ihn Vieuxtemps, „ändern Sie Ihr Vorhaben! Ich komme soeben von Florenz. Dort ist für Künstler der elendeste Boden, den Sie nur finden können."

B.-R.

Salon-Büchertisch.

Aus den Sommertagen. Von Emil Rittershaus. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. Dem „Buch der Leidenschaft", in dem er den Sturm und Drang seiner Jugend herrlich und klangvoll an uns vorbeitosen läßt, sendet Rittershaus in kurzer Zeit eine zweite Gedichtsammlung nach. In diesen „Sommertagen", welche die Zeit von 1871 bis heute umfassen, hat sich die Leidenschaft des Dichters in ruhiger, schöner Klarheit geläutert, gesammelt, gereift. Wir sehen den Sänger auf der Höhe seiner Kraft und seines Strebens, wir wandeln mit ihm durch sein glückliches Haus und durch die große Zeit, deren Pulsschlag in einigen kraftvollen Liedern wiederhallt. Die schönsten Klänge entnimmt Rittershaus seinem Zusammenleben mit der Natur. Die Gedichte „Am Spätsommertage", „Herbstnacht", die „Tannenmeise", „Am Meeresstrande", sowie einige der „Monatsbilder" werden jedem poetischen Feinschmecker Genuß gewähren. Die künstlerische Ausstattung des Bandes, den ein vortreffliches Porträt des lieben Dichters schmückt, ist dem schönen Inhalt angemessen.

lsx.

Augen der Seele. Novelle von W. Jensen. Berlin, Paetels Verlag. Die Freunde von Jensens Muse können in diesem Büchlein wieder in allen Vorzügen ihres Lieblings schwelgen: nie schilderte er eine kleine weltabgeschiedene Stadt heimlicher, nie malte er verführerischer mit dem Gold- und Silberglanz von Sonnen- und Mondstrahlen, nie legte er zartere Empfindungen bloß. Und doch befriedigt das Buch, den, der sich nicht ganz von Jensens poetischer Eigenart umstricken läßt, nur theilweise. Die Schilderung des unschönen Mädchens, die der blinde Held mit den „Augen der Seele" von holdseligem Reiz umflossen, vor sich sieht, wirkt peinigend, und geradezu unmöglich erscheint es, wie der blinde Schwärmer von seiner Eifersucht geheilt wird, indem er erfährt, sein Weib, die er immer noch für schön hält, sei so abstoßend, daß ein anderer geschaudert habe, sie zu küssen! Und er, der Blinde, mit seiner überfeinen Schönheitsempfindung, sollte sie nun weiter mit den Augen der Seele reizend vor sich sehen und ihre eingebildete Schönheit lieben?!

In demselben Verlag erschien ein zweiter Miniaturband: **„Käte Grumbkow"**,

Novelle von Dora Dunker. Es ist die Geschichte eines jungen, von Poesie und Schönheit träumenden Kindes, das wir nach einer harten und freudlosen Jugend als die Braut eines bedeutenden und geistvollen Künstlers am Ziel ihrer kühnsten Wünsche sehen. Die kleine Geschichte ist mit eigener Anmuth und einer liebenswürdigen Art von Realismus geschrieben, der den Leser sicher zu fesseln vermag.

Beide Bände eignen sich durch ihre zierliche Ausstattung vorzüglich zu Festgeschenken. lsx.

Die schönste und reichste Gedichtantologie der letzten Jahre hat Maximilian Bern mit seinem deutschen Hausbuch: **„Am eignen Herd"**, (Leipzig, Adolf Titze) herausgegeben. Man darf getrost sagen, daß nie eine Sammlung feinsinniger und geistvoller zusammengestellt worden ist, als diese, nie eine zweite mit größerem Fleiß und genauerer Literaturkenntniß zusammengetragen! In circa 600 Gedichten läßt der Herausgeber alle nur denkbaren Saiten eines beglückten, liebegetränkten Familienlebens anklingen und zwar so, daß alle diese Lieder wunderbar, gleich den Sängen einer herrlichen Liebesromanze, ineinander greifen, daß sie gleichsam ein Liebespaar von dem Erwachen ihrer Herzen bis in die kühle Gruft begleiten und diese noch mit Rosen und Rosenduft überschütten! Erschütternd schluchzt inmitten der Lieder des Glücks der durch Liebe gehobene Schmerz, die durch Liebe getröstete Wehmuth auf. Die ganze Nation sollte dem Herausgeber die Arbeit dieser Sammlung danken, in keinem Hause sollte diese „Hausbibel" fehlen, wie Maximilian Bern sein Buch selbst so treffend nennt! Dasselbe ist übrigens von dem kunstsinnigen Verleger mit seltenem Geschmack ausgestattet. F. S.

Unser Bildertisch.

Der kleine Held. (Mit Illustration.) Mit guter Laune und ohne Weltschmerz nimmt Pluto, der in Ehren ergraute Hundeveteran, das Geschick des Altwerdens hin. Allen voran setzte er früher bei den großen Jagden seines Herrn über Gräben und Hecken. Jetzt sind die geschmeidigen Glieder steif, und der flüchtige Renner wurde zum zahmen Reitpferd für Kurtchen, den jüngsten und letzten der Familiensprossen, die er der Reihe nach aufwachsen gesehen. Kurtchen kommt sich in seiner Reiterpositur sehr großartig vor. Er ist in dem glücklichen Alter, wo ein Helm aus Goldpapier und ein Spitzenhemdchen „der Schicklichkeit bereits Genüge thun." Der stolzgeschwungene Säbel vervollständigt die Ausrüstung. Schaarenweise liegen bereits die starrgestreckten Leichen edler Krieger — noch im Tode „Gewehr — über" — um den jungen Helden her. Und noch immer schwingt er die Waffe zu neuen Heldenthaten. „Willst Du denn alle Franzosen ausrotten, Junge?" lacht der Vater aus dem Nebenzimmer. Kurtchen scheint nicht übel Lust zu haben. Aber die Mutter, die Mutter, sie fällt mit der herbsten Prosa in den begeisterten Aufschwung: „Jetzt flink, Junge, wir wollen erst einmal das Kuttchen anziehen und das Schürzchen vorbinden. Dann ißt mein Schatz sein Milchmüßchen, und dann — kann meinetwegen die Schlacht weiter gehen!"

Schnepfen im Frühling. (Mit Illustration.) Ein Frühlingsvogel ist die Schnepfe zu nennen, dieser Lieblingsvogel der Feinschmecker unter den Essern und Jägern. Denn da das scheue, flüchtige Thier in seiner braunen Farbe schwer vom Erdboden zu unterscheiden ist, so erfordert die Schnepfenjagd einen geübten Schützen. Die Schnepfe, von deren Gattung die Waldschnepfe in Deutschland am beliebtesten ist, ist ein Frühlingsvogel, der im April seinen „Strich" macht, feuchte, moosreiche Waldungen und Sümpfe liebt und mit dem drei Zoll langen Schnabel seine Würmerbeute aus der Erde zieht. Diese verdauten Würmer sind es, welche den Gedärmen der Schnepfen, dem sogenannten — wir bitten um Entschuldigung für das harte Wort — Schnepfendreck für Feinschmecker einen so großen Reiz giebt. Die „Streiche" der Schnepfe läßt sich jeder Jäger gern gefallen und schmunzelnd wiederholt er im Frühlingsanfang die alten, sich auf die Sonntage vor Ostern beziehenden

Jägerknittelverse: Oculi — da kommen sie, Lätare — das ist das Wahre, Judica sind sie auch noch da, Palmarum — Tralarum. Dann aber nach Ostern hat die Schnepfe Ruhe vor des Jägers Büchse,

Denn Quasimodogeniti
Heißt's: „Jäger halt, jetzt brüten sie!"

Professor Alma-Tadema. (Mit Porträt.) Der niederländische Genremaler Alma-Tadema, dessen Bildniß wir unseren Lesern heute vorführen, hat sich durch seine eigenartigen, meist Scenen des Alterthums behandelnden Gemälde in den letzten Jahrzehnten einen bedeutenden Ruf geschaffen. Vorzüglich ist es das Meer und die Luft des Südens in ihren feinsten und zartesten Farbenstimmungen, die sein Pinsel meisterhaft und mit technischer Vollendung wiederzugeben weiß. Tadema wurde geboren im Jahre 1836 zu Dornrijp in der niederländischen Provinz Friesland. Er besuchte das Gymnasium zu Leeuwarden, dann die Akademie zu Antwerpen, wo er Leys' Schüler war. Seit dem Jahre 1870, in dem er sich (in zweiter Ehe) mit einer Engländerin vermälte, wohnt er in London, wo er zu den ersten Künstlern zählt. Von seinen Gemälden wurden besonders bekannt: „Wie man sich vor 3000 Jahren in Aegypten amüsirte", „Eingang zu einem römischen Theater", das „Weinfest zu Rom", „Antiker Kunstsalon", „Zum Glück", „Sappho", „Eine Vorlesung aus Homer" und viele andere. Einen besonderen Werth erhalten diese Schöpfungen durch die in Tademas archäologischen Kenntnissen begründete historische Treue und Genauigkeit.

Der Nil bei Alt-Kairo. (Mit Illustration.) Mit uraltem Reiz lockt die Phantasie der farbenprächtige Orient, das wundervolle Morgenland, in welchem die Wiege der Kulturvölker stand. In dieses von der Natur und Geschichte verschwenderisch begabte Land führt uns ein modernes Werk, dessen elegante Ausstattung, interessanter Inhalt und billiger Preis es bestens empfehlen. „Der Orient" heißt das stattliche Werk, das der rühmlich bekannte Tourist und Kulturhistoriker Amand von Schweiger-Lerchenfeld höchst fesselnd verfaßt und das mit einer Menge trefflich ausgeführter Illustrationen geschmückt im Verlage von A. Hartleben (Wien, Pest, Leipzig) erschienen ist.

Wer heute in Aegypten reist, ist nicht mehr auf Pferd und Kameel, oder Nilbarke allein angewiesen. Das Deltaland durchschneiden nach allen Richtungen Schienenwege und den Nil hinauf steuern die Passagierdampfer bis zum ersten Katarakt, die Strecke bis Siut von dem ersten vierhundert Kilometer langen Strange der „nubischen Bahn" begleitet. So begreift man, daß eine Fahrt von Alexandria nach Kairo jetzt kaum etwas anderes ist, als ein angenehmer Morgenausflug von vier und eine halbe bis fünf Stunden.

Die eigentlichen Delta-Landschaften lernt der Reisende übrigens erst nach dem ersten Drittel der Fahrt kennen, wenn er bei Kaffr-ez-Gayat den Stromarm von Rosette mit dem Bahnzuge auf hochziehender eiserner Brücke übersetzt und die erste Deltastadt Tanta hinter sich hat. Ehe noch der zweite Deltaarm, jener von Damiette, gequert wird, treten die ältesten Wahrzeichen von Aegypten, die Pyramiden, den Reisenden vor Augen. Fern im Süden, in blauen Duftnebel verschwimmend, durch welche die Morgensonne ihre goldenen Netze flicht, starren die Riesenzacken über die irrisirende Farbenfläche des Deltalandes auf. Ein größerer Kontrast, wie der, aus bequemem Eisenbahncoupé das sechsthalbtausend Jahre alte Wüstenwunder zu schauen, ist wohl kaum denkbar. Ihr Anblick ist uns der erste Gruß aus einer von Mythennebel umwallten Zeit, die hart an der Schwelle der Menschengeschichte liegt. Was darüber hinausragt, ist leere Vermuthung, Kombination, sagengeschichtliche Spekulation! Die ältesten Heroen, welche die Geschichte kennt, schweben herab, und die Phantasie taucht mit ihnen zurück, da ein Menes vier Jahrtausende vor Christo die ägyptische Monarchie und seine älteste Hauptstadt Memphis gründete, Kakeu die ersten Gesetze erließ, und Hesepti die Geheimnisse der Wissenschaft erschloß.

Nur wenige Stunden im Westen des Stromes und der Kalifenstadt gerade gegenüber liegen jene Denkmäler, die die sprechendsten Symbole des ägyptischen Wesens sind. Sie sind es in mehrfachem Sinne: erstlich, weil diese Riesenbauten

an sich eine Kraftprobe von jenem merkwürdigen Volke abgeben, das mit den geringsten technischen Hilfsmitteln Werke vollbracht hat, die alle Zeiten überdauert haben; zweitens weil dieselben Werke der greifbare Beweis von der Macht und dem Unternehmungsgeist jener Gebieter sind, die im Nillande geboten und ihr Volk mit despotischer Gewalt niederhielten; drittens endlich sind uns jene Riesenbauten auch ihres Zweckes halber, und gerade dieses Zweckes halber noch am ehesten, Symbole altägyptischen Wesens.

Die Pyramiden sind nämlich, wie die Forschung zur Evidenz erwiesen hat, keine Werke der Götterverehrung, keine Observatorien oder monumentalen Nutzbauten (man hatte sie eine Zeit hindurch für Getreidespeicher 2c. gehalten), kein Produkt tyrannischer Laune, oder, wie man gleichfalls vermuthete, eine Art von Nothstandsbauten, welche die Pharaonen, errichten hätten lassen, um das Volk niederzuhalten oder ihm dauernde Beschäftigung zu geben: das alles sind die Pyramiden nicht. Sie sind einfach Königsgräber. Daß sie uns das ägyptische Wesen symbolisiren, liegt darin, weil die Riesenhaftigkeit dieser Bauten eng mit einem Glauben verknüpft ist, der die uralte Kultur des Nilthales durchtränkt hat: Der Glaube an die Unsterblichkeit! Die alten Aegypter huldigten der Anschauung, daß die Seele eines jeden Menschen nach dessen Ableben in die Unterwelt eingehe, dort von dem Todtenrichter „gewogen", und dann entweder als erhöht, oder verdammt, oder keines von beiden befunden, das heißt in letzterem Falle zum Wiederantritt einer längeren Erdenexistenz auserlesen wurde. Dieses neue Leben konnte verschiedene Formen (in Thierkörpern) annehmen und schließlich (allerdings erst nach Jahrtausenden) in den ursprünglichen seit langem der Mutter Erde anvertrauten Menschenkörper zurückkehren. Es lag sonach im Interesse des Verstorbenen, daß die irdische Hülle bis zur eventuellen Wiederkehr der Seele im vollständig erhaltenen Zustande verblieb, und dazu bedurfte es der Mumifizirung; der mumifizirte Körper sollte aber auch möglichst von mechanischen (äußeren) Zerstörungen bewahrt werden, was nur dann möglich war, wenn man die Mumien entsprechend sicher bestattete. Was konnte nun sicherer sein, als ein Riesenbau, dessen gigantischer Mauerkern eine verhältnißmäßig kleine Gruft umschloß, deren Inneres man nachträglich zumauerte.

Nicht minder interessant, als die Schilderungen Aegyptens im „Orient" ist die Beschreibung des heiligen Landes, von der wir im nächsten Salonheft eine Probe bringen werden.

Cloth Dress.—This dress is made of fine cloth, and is trimmed with a rich braid. The body is made with a basque, and is fastened in front with buttons. The sleeves are made with a cuff, and are trimmed with braid. The skirt is made with a deep flounce, and is trimmed with braid. The dress is worn with a belt.

Fig. 1.—Cloth Dress.

MISS ANNE BOLEYN, AS SHE WAS THE CHARMER OF HENRY VIII.

Jane, and Jane's mother, Mrs. Bennet, a foolish, vulgar woman who is always trying to marry off her daughters to rich men. Mr. Bennet is a gentleman who lives on his estate at Longbourn, in Hertfordshire, a county in the south of England.

Mrs. Bennet

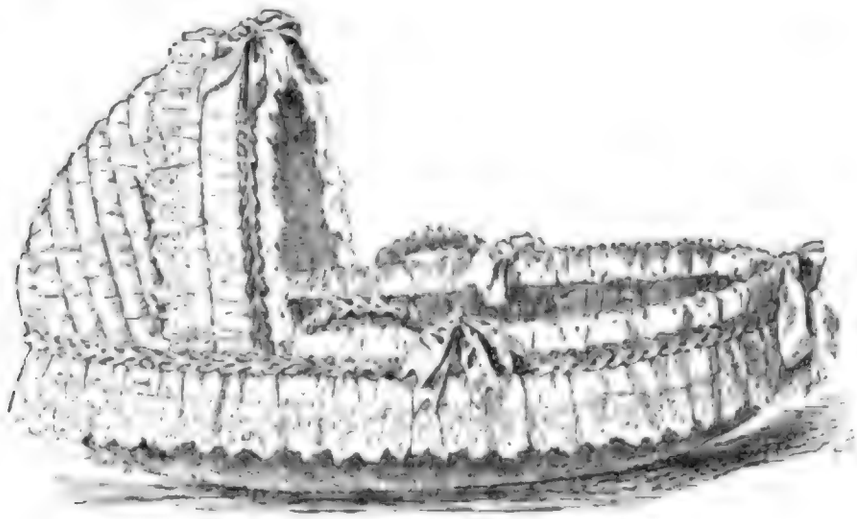
Mrs. Bennet is a foolish, vulgar woman who is always trying to marry off her daughters to rich men. She is the wife of Mr. Bennet, a gentleman who lives on his estate at Longbourn, in Hertfordshire, a county in the south of England. Mrs. Bennet has five daughters: Jane, Elizabeth, Mary, Catherine, and Lydia. Jane is the eldest and most beautiful of the sisters. Elizabeth is the second eldest and the heroine of the novel. Mary is the third eldest and is very plain and studious. Catherine and Lydia are the two youngest sisters and are very silly and flighty.

Fig. 1. Left: Lucy Stone. Photograph by Mathew Brady, 1855. Courtesy of the Library of Congress. Right: Lucy Stone. Photograph by Mathew Brady, 1855. Courtesy of the Library of Congress.

Ränder der Vordertheile sind mit gleicher Stickerei wie am Rock verziert. Der Faltenlatz, sowie das unter der Taille hervorsehende Schürzentheil besteht aus Faille. Der Stehkragen und die langen glatten Aermel sind von Ottoman; letztere unten mit einer kleinen Verzierung aus Faille besetzt. Kleiner Muff. Der hohe Hut hat eine hinten fehlende, vorn geradstehende, innen mit Sammet belegte Krempe. Vorn auf dem Hut befinden sich zwei dicke Federbüschel; den Kopf desselben umgiebt ein gewundenes Failleband.

Nr. 7. Hauskleid für junge Frauen.

Der erste Rock dieses Kleides aus karrirtem Wollenstoff ist vorn völlig glatt. Die Polonaise aus glattem mauerfarbigem Stoff ist vorn über einer karrirten Weste, welche unten in zwei Spitzen ausgeht, offen und an den Hüften weit zurückgenommen. Die hinteren Falten fallen glatt herab. Die kurzen Aermel schließen mit einer Sammeteinfassung, welche in einer Schleife endigt, ab. Ein vorn angesetztes Puffentheil verlängert die Aermel. Die Vordertheile haben einen breiten Sammetbesatz, auch die Weste ist damit eingefaßt.



Nr. 9. Korbbett für Neugeborene.

Nr. 8. Hauskleid für junge Damen.

Ueber einem Rock aus leichter Seide befindet sich ein zweiter Rock aus beigefarbigem Caschmir. Dieser Rock bildet auf dem Vordertheil eine breite Doppelfalte, ist an den Seiten leicht eingereiht und hinten in tiefere Falten genommen. Auf einer glatten Untertaille befindet sich ein Faltenhemdchen aus Caschmir, welches in der Taille durch ein Mieder aus beigefarbiger Faille, das im Rücken geschlossen ist, zusammengehalten wird. Ueber diesem Mieder befindet sich ein breiter, herzförmiger Sammetlatz, dessen Spitze in der Taille auf dem Mieder durch eine große silberne Schnalle befestigt ist. Zwei Sammetbänder halten diesen Latz durch Schleifen auf den Schultern fest. Die Aermel sind ziemlich kurz am Ellbogen und an der Schulter eingereiht und unten mit einem breiten Sammetbündchen versehen. Der Stehkragen hat am Hals einen Sammetrand. An Material ist zu diesem Anzug verwendet: 4 Mtr. 25 Centm. leichte Seide zu dem untern Rock. 5 Mtr. 50 Centm. Caschmir von 1 Mtr. 20 Centm. Breite. 1 Mtr. Faille. 60 Centm. Sammet. 3 Mtr. 75 Centm. Sammetband von 5 Centm. Breite.

Nr. 9. Korb-Bett für Neugeborene.

Die Außenwände des Korbes erhalten einen glatten, blauen oder rosa Atlasbezug, über welchen kleine Puffen aus weißem Musselin befestigt werden. Den Rand des Korbes, als auch das Kopfende umgiebt eine schöne reichgestickte Spitzenfalbel, welche mit Bandrüschen festgehalten wird. Die beiden Griffe des Korbes sind ebenfalls mit Band umwunden, das in einer Schleife endigt. Vorn am Ende, sowie über dem Kopftheile befinden sich ebensolche Schleifen. Im Innern ist ein weiches, farbiges oder weißes Wattfutter angebracht.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Indian Warriors.

Der 40tägige Fasttag im Jahr.

Von Professor Dr. Franz Xaver Kraus in Freiburg i. B.

(Fortsetzung.)

Im Junge Wochenblatt 1877 Nr. 24 S. 189 f. hatte ich die Ansicht ausgesprochen, daß der 40tägige Fasttag im Jahr, wie er in der Diözese Rottenburg gehalten wird, nicht auf Gregor VII. zurückgeführt werden könne, sondern daß er wahrscheinlich auf Gregor d. Gr. zurückgehe. Ich habe seitdem diese Frage weiter verfolgt und bin zu einem Resultat gekommen, das ich hier mitteilen will.

Es ist zunächst zu bemerken, daß der 40tägige Fasttag im Jahr nicht in allen Diözesen, in welchen er gehalten wird, auf denselben Tag fällt. Während in Rottenburg der Tag vor Aschermittwoch gehalten wird, ist in Augsburg der Tag vor Quadragesima, in Eichstätt der Tag vor Invocavit, in Bamberg der Tag vor Reminiscere, in Würzburg der Tag vor Oculi, in Speyer der Tag vor Lätare, in Trier der Tag vor Judica, in Münster der Tag vor Palmsonntag, in Paderborn der Tag vor Ostern, in Hildesheim der Tag vor Christi Himmelfahrt, in Osnabrück der Tag vor Pfingsten, in Mainz der Tag vor Trinitatis, in Fulda der Tag vor Fronleichnam, in Köln der Tag vor Johannis Baptistä, in Breslau der Tag vor Mariä Himmelfahrt, in Ermland der Tag vor Mariä Geburt, in Gnesen der Tag vor Mariä Verkündigung, in Posen der Tag vor Mariä Heimsuchung, in Kulm der Tag vor Mariä Reinigung, in Pelplin der Tag vor Mariä Empfängnis, in Leitmeritz der Tag vor Allerheiligen, in Prag der Tag vor Allerseelen, in Budweis der Tag vor Martini, in Königgrätz der Tag vor Katharinä, in Olmütz der Tag vor Andreä, in Brünn der Tag vor Thomä, in Leutmeritz der Tag vor Weihnachten, in Gran der Tag vor Stephani, in Waitzen der Tag vor Johannis Evangelistä, in Raab der Tag vor Unschuldiger Kinder, in Fünfkirchen der Tag vor Circumcisionis, in Agram der Tag vor Epiphanie, in Zengg der Tag vor Purificationis, in Veglia der Tag vor Annuntiationis, in Parenzo der Tag vor Visitationis, in Triest der Tag vor Assumptionis, in Görz der Tag vor Nativitatis, in Laibach der Tag vor Exaltationis, in Lavant der Tag vor Conceptionis, in Seckau der Tag vor Praesentationis, in Gurk der Tag vor Corporis Christi, in Brixen der Tag vor Visitationis, in Trient der Tag vor Nativitatis, in Chur der Tag vor Assumptionis, in Sitten der Tag vor Exaltationis, in Basel der Tag vor Conceptionis, in Lausanne der Tag vor Praesentationis, in Genf der Tag vor Corporis Christi, in Como der Tag vor Visitationis, in Mailand der Tag vor Nativitatis, in Lodi der Tag vor Assumptionis, in Cremona der Tag vor Exaltationis, in Mantua der Tag vor Conceptionis, in Brescia der Tag vor Praesentationis, in Verona der Tag vor Corporis Christi, in Vicenza der Tag vor Visitationis, in Padua der Tag vor Nativitatis, in Treviso der Tag vor Assumptionis, in Belluno der Tag vor Exaltationis, in Ceneda der Tag vor Conceptionis, in Concordia der Tag vor Praesentationis, in Udine der Tag vor Corporis Christi, in Venedig der Tag vor Visitationis, in Chioggia der Tag vor Nativitatis, in Adria der Tag vor Assumptionis, in Rovigo der Tag vor Exaltationis, in Ferrara der Tag vor Conceptionis, in Comacchio der Tag vor Praesentationis, in Bologna der Tag vor Corporis Christi, in Imola der Tag vor Visitationis, in Faenza der Tag vor Nativitatis, in Forli der Tag vor Assumptionis, in Cesena der Tag vor Exaltationis, in Rimini der Tag vor Conceptionis, in San Marino der Tag vor Praesentationis, in Pesaro der Tag vor Corporis Christi, in Fano der Tag vor Visitationis, in Urbino der Tag vor Nativitatis, in Cagli der Tag vor Assumptionis, in Gubbio der Tag vor Exaltationis, in Perugia der Tag vor Conceptionis, in Assisi der Tag vor Praesentationis, in Spoleto der Tag vor Corporis Christi, in Terni der Tag vor Visitationis, in Rieti der Tag vor Nativitatis, in Tivoli der Tag vor Assumptionis, in Velletri der Tag vor Exaltationis, in Ostia der Tag vor Conceptionis, in Albano der Tag vor Praesentationis, in Frascati der Tag vor Corporis Christi, in Porto der Tag vor Visitationis, in Civitavecchia der Tag vor Nativitatis, in Corneto der Tag vor Assumptionis, in Viterbo der Tag vor Exaltationis, in Orvieto der Tag vor Conceptionis, in Chiusi der Tag vor Praesentationis, in Montepulciano der Tag vor Corporis Christi, in Pienza der Tag vor Visitationis, in Siena der Tag vor Nativitatis, in Grosseto der Tag vor Assumptionis, in Massa der Tag vor Exaltationis, in Pisa der Tag vor Conceptionis, in Livorno der Tag vor Praesentationis, in Lucca der Tag vor Corporis Christi, in Pistoia der Tag vor Visitationis, in Florenz der Tag vor Nativitatis, in Fiesole der Tag vor Assumptionis, in Arezzo der Tag vor Exaltationis, in Cortona der Tag vor Conceptionis, in Borgo San Sepolcro der Tag vor Praesentationis, in Città di Castello der Tag vor Corporis Christi, in Gubbio der Tag vor Visitationis, in Nocera der Tag vor Nativitatis, in Foligno der Tag vor Assumptionis, in Spoleto der Tag vor Exaltationis, in Norcia der Tag vor Conceptionis, in Rieti der Tag vor Praesentationis, in Tivoli der Tag vor Corporis Christi, in Velletri der Tag vor Visitationis, in Ostia der Tag vor Nativitatis, in Albano der Tag vor Assumptionis, in Frascati der Tag vor Exaltationis, in Porto der Tag vor Conceptionis, in Civitavecchia der Tag vor Praesentationis, in Corneto der Tag vor Corporis Christi, in Viterbo der Tag vor Visitationis, in Orvieto der Tag vor Nativitatis, in Chiusi der Tag vor Assumptionis, in Montepulciano der Tag vor Exaltationis, in Pienza der Tag vor Conceptionis, in Siena der Tag vor Praesentationis, in Grosseto der Tag vor Corporis Christi, in Massa der Tag vor Visitationis, in Pisa der Tag vor Nativitatis, in Livorno der Tag vor Assumptionis, in Lucca der Tag vor Exaltationis, in Pistoia der Tag vor Conceptionis, in Florenz der Tag vor Praesentationis, in Fiesole der Tag vor Corporis Christi, in Arezzo der Tag vor Visitationis, in Cortona der Tag vor Nativitatis, in Borgo San Sepolcro der Tag vor Assumptionis, in Città di Castello der Tag vor Exaltationis, in Gubbio der Tag vor Conceptionis, in Nocera der Tag vor Praesentationis, in Foligno der Tag vor Corporis Christi, in Spoleto der Tag vor Visitationis, in Norcia der Tag vor Nativitatis, in Rieti der Tag vor Assumptionis, in Tivoli der Tag vor Exaltationis, in Velletri der Tag vor Conceptionis, in Ostia der Tag vor Praesentationis, in Albano der Tag vor Corporis Christi, in Frascati der Tag vor Visitationis, in Porto der Tag vor Nativitatis, in Civitavecchia der Tag vor Assumptionis, in Corneto der Tag vor Exaltationis, in Viterbo der Tag vor Conceptionis, in Orvieto der Tag vor Praesentationis, in Chiusi der Tag vor Corporis Christi, in Montepulciano der Tag vor Visitationis, in Pienza der Tag vor Nativitatis, in Siena der Tag vor Assumptionis, in Grosseto der Tag vor Exaltationis, in Massa der Tag vor Conceptionis, in Pisa der Tag vor Praesentationis, in Livorno der Tag vor Corporis Christi, in Lucca der Tag vor Visitationis, in Pistoia der Tag vor Nativitatis, in Florenz der Tag vor Assumptionis, in Fiesole der Tag vor Exaltationis, in Arezzo der Tag vor Conceptionis, in Cortona der Tag vor Praesentationis, in Borgo San Sepolcro der Tag vor Corporis Christi, in Città di Castello der Tag vor Visitationis, in Gubbio der Tag vor Nativitatis, in Nocera der Tag vor Assumptionis, in Foligno der Tag vor Exaltationis, in Spoleto der Tag vor Conceptionis, in Norcia der Tag vor Praesentationis, in Rieti der Tag vor Corporis Christi, in Tivoli der Tag vor Visitationis, in Velletri der Tag vor Nativitatis, in Ostia der Tag vor Assumptionis, in Albano der Tag vor Exaltationis, in Frascati der Tag vor Conceptionis, in Porto der Tag vor Praesentationis, in Civitavecchia der Tag vor Corporis Christi, in Corneto der Tag vor Visitationis, in Viterbo der Tag vor Nativitatis, in Orvieto der Tag vor Assumptionis, in Chiusi der Tag vor Exaltationis, in Montepulciano der Tag vor Conceptionis, in Pienza der Tag vor Praesentationis, in Siena der Tag vor Corporis Christi, in Grosseto der Tag vor Visitationis, in Massa der Tag vor Nativitatis, in Pisa der Tag vor Assumptionis, in Livorno der Tag vor Exaltationis, in Lucca der Tag vor Conceptionis, in Pistoia der Tag vor Praesentationis, in Florenz der Tag vor Corporis Christi, in Fiesole der Tag vor Visitationis, in Arezzo der Tag vor Nativitatis, in Cortona der Tag vor Assumptionis, in Borgo San Sepolcro der Tag vor Exaltationis, in Città di Castello der Tag vor Conceptionis, in Gubbio der Tag vor Praesentationis, in Nocera der Tag vor Corporis Christi, in Foligno der Tag vor Visitationis, in Spoleto der Tag vor Nativitatis, in Norcia der Tag vor Assumptionis, in Rieti der Tag vor Exaltationis, in Tivoli der Tag vor Conceptionis, in Velletri der Tag vor Praesentationis, in Ostia der Tag vor Corporis Christi, in Albano der Tag vor Visitationis, in Frascati der Tag vor Nativitatis, in Porto der Tag vor Assumptionis, in Civitavecchia der Tag vor Exaltationis, in Corneto der Tag vor Conceptionis, in Viterbo der Tag vor Praesentationis, in Orvieto der Tag vor Corporis Christi, in Chiusi der Tag vor Visitationis, in Montepulciano der Tag vor Nativitatis, in Pienza der Tag vor Assumptionis, in Siena der Tag vor Exaltationis, in Grosseto der Tag vor Conceptionis, in Massa der Tag vor Praesentationis, in Pisa der Tag vor Corporis Christi, in Livorno der Tag vor Visitationis, in Lucca der Tag vor Nativitatis, in Pistoia der Tag vor Assumptionis, in Florenz der Tag vor Exaltationis, in Fiesole der Tag vor Conceptionis, in Arezzo der Tag vor Praesentationis, in Cortona der Tag vor Corporis Christi, in Borgo San Sepolcro der Tag vor Visitationis, in Città di Castello der Tag vor Nativitatis, in Gubbio der Tag vor Assumptionis, in Nocera der Tag vor Exaltationis, in Foligno der Tag vor Conceptionis, in Spoleto der Tag vor Praesentationis, in Norcia der Tag vor Corporis Christi, in Rieti der Tag vor Visitationis, in Tivoli der Tag vor Nativitatis, in Velletri der Tag vor Assumptionis, in Ostia der Tag vor Exaltationis, in Albano der Tag vor Conceptionis, in Frascati der Tag vor Praesentationis, in Porto der Tag vor Corporis Christi, in Civitavecchia der Tag vor Visitationis, in Corneto der Tag vor Nativitatis, in Viterbo der Tag vor Assumptionis, in Orvieto der Tag vor Exaltationis, in Chiusi der Tag vor Conceptionis, in Montepulciano der Tag vor Praesentationis, in Pienza der Tag vor Corporis Christi, in Siena der Tag vor Visitationis, in Grosseto der Tag vor Nativitatis, in Massa der Tag vor Assumptionis, in Pisa der Tag vor Exaltationis, in Livorno der Tag vor Conceptionis, in Lucca der Tag vor Praesentationis, in Pistoia der Tag vor Corporis Christi, in Florenz der Tag vor Visitationis, in Fiesole der Tag vor Nativitatis, in Arezzo der Tag vor Assumptionis, in Cortona der Tag vor Exaltationis, in Borgo San Sepolcro der Tag vor Conceptionis, in Città di Castello der Tag vor Praesentationis, in Gubbio der Tag vor Corporis Christi, in Nocera der Tag vor Visitationis, in Foligno der Tag vor Nativitatis, in Spoleto der Tag vor Assumptionis, in Norcia der Tag vor Exaltationis, in Rieti der Tag vor Conceptionis, in Tivoli der Tag vor Praesentationis, in Velletri der Tag vor Corporis Christi, in Ostia der Tag vor Visitationis, in Albano der Tag vor Nativitatis, in Frascati der Tag vor Assumptionis, in Porto der Tag vor Exaltationis, in Civitavecchia der Tag vor Conceptionis, in Corneto der Tag vor Praesentationis, in Viterbo der Tag vor Corporis Christi, in Orvieto der Tag vor Visitationis, in Chiusi der Tag vor Nativitatis, in Montepulciano der Tag vor Assumptionis, in Pienza der Tag vor Exaltationis, in Siena der Tag vor Conceptionis, in Grosseto der Tag vor Praesentationis, in Massa der Tag vor Corporis Christi, in Pisa der Tag vor Visitationis, in Livorno der Tag vor Nativitatis, in Lucca der Tag vor Assumptionis, in Pistoia der Tag vor Exaltationis, in Florenz der Tag vor Conceptionis, in Fiesole der Tag vor Praesentationis, in Arezzo der Tag vor Corporis Christi, in Cortona der Tag vor Visitationis, in Borgo San Sepolcro der Tag vor Nativitatis, in Città di Castello der Tag vor Assumptionis, in Gubbio der Tag vor Exaltationis, in Nocera der Tag vor Conceptionis, in Foligno der Tag vor Praesentationis, in Spoleto der Tag vor Corporis Christi, in Norcia

ein. Als diese sich, mit einem erleichternden Seufzer, gegen den Grafen wendete, der dem Neuangekommenen einige Schritte entgegenging, wich aus seinen Zügen sofort der Charakter des sanften, immer lächelnden, nie aus dem Gleichgewicht kommenden Hofmannes und diese nahmen dafür den unverkennbaren Ausdruck eines gewaltsam unterdrückten, aber heftigen Unmuths an. Der Eintretende war der Gesandte Friedrichs IV., Königs von Dänemark.

Einen Augenblick lang standen beide Männer einander schweigend gegenüber; doch bevor der Graf Zeit fand, eine auf seinen Lippen schwebende Frage in Worte zu kleiden, war der andere ihm schon zuvorgekommen und sagte:

„Wir haben das Spiel verloren, Graf, eben verließ ich die Königin, welche ihre Zustimmung unbedingt verweigert."

„Ich weiß es, Ew. Excellenz; die abschlägige Antwort wurde letzte Nacht in der Staatsrathssitzung beschlossen."

„Waren wir aber nicht übereingekommen, daß Sie die Ansprüche meines königlichen Herrn auf das Herzogthum Holstein unterstützen sollten? Haben Sie auch der Regentin die einzige Alternative bei der Nichtanerkennung dieser Ansprüche, einen furchtbaren Krieg mit dessen traurigen Folgen, vor Augen gestellt?"

„Gewiß that ich das, Ew. Excellenz, und mit einer Wärme, die Sie selbst nicht übertroffen hätten. Meine Bemühungen waren aber nicht imstande, die Sympathie, welche sie natürlich für den Herzog von Holstein als ihren Verwandten empfindet, zu besiegen. „Es wäre eine Feigheit, nein, noch mehr, eine Verächtlichkeit", sagte sie, „ihn gerade da im Stich zu lassen, wo er sich mir in die Arme wirft, um Hilfe zu erbitten. Uebrigens steht Schweden mächtig genug da, um keinen, sonstwoher drohenden Krieg fürchten zu müssen, und der Thron Karls XI. ist ein mir anvertrautes Vermächtniß, das ich ohne Makel zu bewahren wissen werde, bis ich es den Händen Karls XII. überliefere." So lautete ihre Antwort."

„Schöne Gefühle und edel ausgedrückt", erwiderte der Gesandte höhnisch, „aber berechneten Sie, lieber Graf, auch, was sie uns kosten? Wir hätten das wohl um niedrigeren Preis hören können, denn für Sie steht damit die Grafschaft Delmenhorst und für mich die von Pinnenberg auf dem Spiele."

„Bitte, keine Uebereilung! Wir werden unsere Grafschaften schon erhalten, wenn der König, Ihr Gebieter, seinem Worte treu bleibt, denn das unserige werden wir nicht brechen. Wir haben versprochen, ihm das Herzogthum Holstein zu überliefern und das soll und wird geschehen."

„Trotz des Widerspruchs der Wünsche Ihrer Majestät?"

„Durch den freien Entschluß Seiner Majestät des Königs."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Graf."

„Hätte Karl XI. in offenbarer Verletzung des schwedischen Reichsgesetzes, welches die Majorennität der Könige mit deren vollendetem fünfzehnten Lebensjahre anerkennt, nicht durch besondere Bestimmung die seines Sohnes bis zu dessen achtzehnten Jahre zurückverlegt, wären wir dann heute genöthigt, uns den Launen einer Frau devotest zu unterwerfen?"

Ein kaum verhülltes Lächeln verächtlichen Mitleids spielte auf Graf Sparres Lippen angesichts der geistigen Kurzsichtigkeit seines Gegenübers.

„Ein junger Mann mit so strenger Erziehung, wie sie Karl XII. genossen", fuhr er fort, „hat allemal, wenn er seine bisherigen Fesseln gesprengt fühlt, Augen und Ohren kaum für etwas anderes, als für ergötzliche Vergnügungen, und wir werden ihm diese in so verlockendem Glanze erscheinen und ihn so laut zu rufen lassen wissen, daß lange Zeit vergehen wird, ehe ihm ein Gedanke an ernstere Angelegenheiten beikommt. Darauf können Sie sich verlassen."

„Ah, ich fange an Sie zu verstehen", sagte der Gesandte; „für ihn den Namen des Königthums, für Sie dieses in der That und Wahrheit. Indeß", fügte er zweifelnd hinzu, „ist das alles nicht eine bloße Vermuthung, ein Wechsel auf unbestimmte Zukunft?"

„O, können Ew. Excellenz denn gar nicht errathen, worauf ich hier warte?" fragte der Graf.

„Offen gestanden, nein", lautete die Antwort.

„Ich warte nur auf die Verwirklichung jener Vermuthung."

Mit diesen Worten erhob sich Graf Sparre von dem Sopha, auf dem beide während dieses Gesprächs gesessen, und ging gemächlich nach dem Fenster.

Seit der letzten Viertelstunde hatte das Bild der Vorgänge auf dem Platze sich wesentlich verändert. Wo kurze Zeit vorher noch alles Schweigen und Ordnung gewesen war, da herrschte jetzt Verwirrung und Geräusch. Die Soldaten standen nicht mehr in Reih' und Glied; die Offiziere bildeten verschiedene Einzelgruppen, um welche sich Bürger der Hauptstadt neugierig herandrängten; hier und da sprachen heftig gestikulirende Redner auf die Volksmenge. Plötzlich, als gehorchten sie einem erwarteten Zeichen, erschütterten Tausende von Stimmen auf einmal die Luft, und der dreimal wiederholte Ruf: „Lang lebe der König!" drang auch zu den Ohren der zwei Edelleute. Der Graf, dessen Gesicht jetzt vor Freude glänzte, streckte dem Gesandten dabei die Hand entgegen.

„Der Sieg ist unser, Excellenz! Der junge Löwe ist erwacht; nun erübrigt es nur, ihn wieder in Schlaf zu lullen."

Um den Leser über die Bedeutung der eben geschilderten Vorgänge aufzuklären, müssen wir einen Augenblick ein wenig zurückgreifen. Durch geheime Einwirkung auf die Gefühle der Bevölkerung und der Armee hatte Graf Sparre schon seit Monaten den oben beschriebenen Ausbruch vorbereitet; um mit demselben den gewünschten Erfolg zu erzielen, bedurfte es freilich noch der eigenen Zustimmung des Thronfolgers. Der junge Prinz hatte, beherrscht von der Ehrfurcht, der wir alle den Wünschen Verstorbener gegenüber uns nicht entschlagen können, noch gezögert, diese zu geben. Die Ueberzeugung aber, daß der junge Nachfolger Karls XI., wenn es zu einem wirklichen Aufstand kam mit dem Ziele, seine Thronbesteigung noch vor der durch seinen Vater bestimmten Zeit herbeizuführen, doch nicht zurückschrecken würde, diesem allgemeinen Rufe zu entsprechen, hatte den Minister veranlaßt, das Signal dazu an dem Tage zu geben, mit dem unsere Erzählung beginnt. Wie ergriffen von dem geheimniß-

vollen Vorgefühle deſſen, was ſich hier vollziehen ſollte, hatte der Prinz ſchweigend inmitten ſeines Stabes geſtanden und ſchien in tiefes Nachdenken verſunken. Sein Vormund, Staatsrath Piper, bemerkte dieſes ungewöhnliche Verhalten und näherte ſich ihm mit den Worten:

„Darf ich mir die Freiheit nehmen, Ew. Majeſtät zu fragen, worüber Sie ſo ernſtlich nachſinnen?“

„Ich ſtellte mir eben vor, daß ich doch ſelbſt würdig und kraftvoll genug wäre, dieſe ehrenwerthen Kriegsleute zu befehligen, und wünſchte wohl, daß ſie und ich ſelbſt nicht mehr länger den Anordnungen einer Frau unterworfen wären.“

Dieſe im Tone unverhohlenen Unmuthes und ſo laut geſprochenen Worte, daß ſie von den Stabsoffizieren kaum überhört werden konnten, verfehlten ihre Wirkung nicht. Einige Offiziere trennten ſich von der Gruppe; ein leiſe weiter getragenes Wort fand ſchnell den Weg durch die langen Reihen und der von den bürgerlichen Zuſchauern enthuſiaſtiſch aufgenommene Ruf: „Lang lebe der König!“ brauſte betäubend durch die Luft und drang auch bis ins Kabinett der Regentin als die Anzeige, daß ihre eigene Macht — der Vergangenheit angehöre.

Bei dieſer plötzlichen Kundgebung war aber doch eine abweichende Stimme zu hören. Sie kam von einem jungen Soldaten namens Rozén, einem Milchbruder des neuen Königs; dieſer rief, als das Lärmen einigermaßen verhallte: „Achtung vor dem Willen Karls XI.! Lang lebe die Regentin!“

In einem Moment war die kein Echo weckende Stimme zum Schweigen gebracht, Rozén ergriffen und zum Gefängniß abgeführt, ohne daß der junge Herrſcher von dem kleinen Zwiſchenfalle das geringſte bemerkt hatte.

II.

Am folgenden Morgen zu früher Stunde erſchien ein liebreizendes, noch ſehr junges Mädchen am Thore des Königspalaſtes. Ihre außergewöhnliche Schönheit wurde durch maleriſche Tracht nur noch mehr gehoben, obgleich letztere in ihr auf den erſten Blick das einfache Dorfmädchen erkennen ließ. Vier- oder fünfmal ſchon hatte ſie verſucht, die Herzen der ſtarrſinnigen Wachtpoſten zu erweichen, welche, gehorſam erhaltenem Befehle, ihr entſchieden den Eintritt in die Königswohnung verweigerten. Mit geſenktem Kopfe, die ſanften Geſichtslinien gefaltet zu Furchen für ihre hervorquellenden Thränen, ſann ſie eben über eine neue Anrede, den nächſten Soldaten-Cerberus ihrem Wunſche geneigter zu ſtimmen, nach, als der Laut über den knirſchenden Sandboden rollender Räder ſie aufblicken ließ. Es war Graf Sparre, der in ſeinem Wagen ankam. Ergriffen von Bewunderung über das reizende Geſicht, ſtand er ſtill, das Kind aufmerkſamer zu betrachten, wobei in ihm die Erinnerung aufdämmerte, daß dieſe liebreizenden Züge ihm nicht ganz unbekannt ſein müßten.

„Wer ſind Sie, liebes Kind“, fragte der Edelmann freundlich, und was führt Sie hierher?“

„Ich heiße Chriſtine und wünſche den König zu ſprechen.“

„Christine! Ah, ich entsinne mich; sind Sie nicht die Tochter oder Nichte des alten Rozén, eines der Gärtner in Jakobdal?"

„Ich bin seine Nichte, gnädiger Herr."

„Und Sie wünschen den König zu sehen?"

„Womöglich sogleich, gnädiger Herr, wenn es irgend sein kann."

„Ich zweifle nicht im mindesten, Christine, daß er Sie gern willkommen heißen wird. Seine Majestät hat mir oft erzählt, wie viel Vergnügen es ihm gewährt habe, bei Jagdausflügen ein Stündchen in Ihrem Hause zu verweilen, und", fügte er laut lachend hinzu, „er ritt sehr, sehr oft zur Jagd, wobei seine Aufenthalte den Herren seines Gefolges immer recht lange erschienen, da diese das Glück, Sie zu sehen, nicht theilen konnten."

„Der König erinnert sich meiner!" rief das junge Mädchen hocherfreut. „O, wie dank ich Ihnen, gnädiger Herr, für diese gute Nachricht! Sie haben mir Muth und Hoffnung wiedergegeben!"

Der erfahrene Staatsmann warf einen Blick der Befriedigung auf das liebenswürdige Geschöpf, wie ihn Mephistopheles vielleicht auf Gretchen, als er diese zum ersten Male sah, geworfen haben mochte, und betrog sich selbst in der Annahme, daß Gott in einer Anwandelung von Vergeßlichkeit ihm ein himmlisches Werkzeug in die Hand gebe, um mit dessen Unterstützung seine teuflischen Anschläge durchzuführen.

Dem Mädchen den Arm bietend, führte er sie durch die erstaunten Wachposten und in ein an das Kabinett des Königs stoßendes Wartezimmer. Schon eine Minute später kam er, auf dem Gesicht den Ausdruck der Zufriedenheit, aus dem Kabinett zurück, und ihm auf dem Fuße folgte ein Lakei mit der Meldung an Christine, daß Seine Majestät sie unverzüglich sehen wolle.

Karl war allein. Ueber einen Tisch mit aufgeschlagenem Atlas gebeugt, hingen seine Augen eben wie gebannt an der Karte von Dänemark. Von Zeit zu Zeit furchte sich, wie aus Unmuth, seine hohe, reine Stirn. Seine Gesichtszüge zeigten schon damals den melancholischen und tiefernsten Ausdruck, der so merkwürdig von der Jugendlichkeit der Gesammterscheinung abstach. Als er Christinens ansichtig wurde, glätteten sich sogleich alle Falten und Furchen der Stirn; seine Lippen fanden auch zutrauliche Worte und ein freundliches Lächeln, das junge Mädchen zu ermuthigen, die, nachdem sie erst mit verzweifeltem Entschluß einige Schritte vorgetreten war, jetzt plötzlich zitternd und stumm stehen blieb.

Es mag nur ein, wenn auch schwacher Lichtstrahl aus finsteren Wolken auch auf den strengsten, asketischsten, düstersten Menschen herabscheinen, immer wird er sich unwillkürlich zu sonnen suchen.

„Warum so schüchtern, Christine? Das sieht ja aus, als fürchteten Sie sich mir zu nähern."

„Sire . . ."

„Immer etwas mehr von unserm alten Vertrauen! Ich entsinne mich ja recht gut, daß Sie, wenn ich bei meinen Jagdausflügen in Ihrem Häuschen vorsprach, ohne Scheu zu mir kamen und mit weit weniger Ceremonie auf mich sprachen."

„Ich weiß nicht, wie mir ist, Sire. Auf dem Wege hierher hatt'

ich so vieles, was ich Ihnen sagen wollte und nun ich hier bin, vermag ich kein Wort zu finden."

„Sehen Sie mich an, Kind! Seh ich denn gar so schlimm aus, da ich regiere — denn ich regiere jetzt, Christine."

„Ich weiß es recht wohl, Sire, und das ist eben mit die Ursache, warum ich Sie aufzusuchen wagte."

„Wirklich?"

„Gewiß", versicherte das Mädchen, die sich jetzt von ihrer ersten Bestürzung etwas zu erholen schien, „und warum sollt' ich zu Ihnen nicht sprechen wie ehemals? Sie sind doch kein anderer geworden, nicht wahr? Trotz dieses Blickes, aus dem vielleicht manche einen Mangel an Gefühl herauslesen könnten, ist Ihr Herz doch immer gut geblieben!"

„Meinen Sie?"

„O, ich weiß es bestimmt."

„Nun, so lassen Sie's auf den Versuch ankommen."

„Da Sie so gütig sind, mich selbst aufzufordern, Sire, möcht' ich um Gnade bitten für einen, der freilich schuldig ist, für den Sohn eines Ihrer alten Diener — für meinen armen Vetter Rozén."

„Was sagen Sie? Rozén, mein Milchbruder?"

„Er befindet sich im Gefängniß, Sire."

„Im Gefängniß? Was hat er gethan?"

„Er vertrat die Meinung, daß ein König vor allen Dingen dem Willen eines Vaters Gehorsam schuldig sei, und er vermaß sich gestern bei der Parade, als Sie eben zum König ausgerufen worden waren, etwas zu laut zu äußern, was er darüber dachte."

„Wirklich? Nun hören Sie, Christine, mir scheint, nach seinem Benehmen zu urtheilen, daß der Herr Rozén etwas Hitzkopf ist."

„Freilich, Sire, aber er hat auch ein ebenso heißes Herz! Glauben Sie, Sire, was er gethan, geschah aus Liebe zu Ihnen. Wie oft habe ich ihn sagen hören, daß Ihr Ruhm ihm theurer sei als sein Leben; daß, wenn Sie imstande wären, ein Unrecht zu begehen, er wünschen würde, es mit seinem Blute für Sie büßen zu dürfen. Glauben Sie mir, Sie werden nie einen treuer ergebenen Diener als ihn haben können."

„Da Sie für ihn bitten — und übrigens ist er doch mein Milchbruder — mögen ihm einige Thorheiten verziehen sein."

Damit setzte der König sich nieder und warf schnell einige Zeilen auf Papier.

„Diesen Befehl an den Gouverneur des Militärgefängnisses", sagte er zu dem Diener, der auf einen Glockenruf in der Thür erschien.

„Ach, wie gut Sie sind, Sire!" rief das Mädchen, als der Lakei verschwunden war. „Sie sind noch immer derselbe, wie ich Sie in den Tagen kannte, wo Sie zu uns kamen, einen Imbiß verlangten und darauf bestanden, daß ich, als die Nichte Ihrer Nährmutter, Sie „Vetter Karl" nennen sollte!"

„Und das sollst Du auch fürder thun, meine kleine hübsche Cousine", erwiderte der König, der jetzt das förmliche „Sie" gegen das vertraute „Du" aus der Zeit der Kindheit vertauschte. Dann setzte er

seufzend hinzu: „Wie lange wird's nun dauern, bis ich wiederkomme, Dich um Milch und Backwerk zu bitten!"

Die Illustrationen in alten Büchern zeigen Könige und Königinnen immer mit der Krone auf dem Haupte und dem Szepter in der Hand, auch wenn sie sich in den Privatgemächern befinden; nein, noch mehr, sie stellen dieselben sogar im Staatsgewande schlafend dar. Wir lachen über solche Dinge, die wir als Unwahrheiten kennen; doch könnten jene Illustratoren mit ihren Darstellungen nicht einen, uns leicht entgehenden, tieferen Sinn verbunden haben? Wenn Monarchen auch nicht immer ihre Kronregalien tragen, sollte deren Gewicht nicht dennoch ebenso auf ihre Stirn drücken?

Dieses eine Mal ließ sich indeß Karl nicht von der sonst mächtigen Hand der Etikette die Erinnerung an frühere Freuden und Tage rauben, da ihn und die Spielgenossin noch keine Lebenssorge bedrückte. Beide überließen sich einer der langen Plaudereien, die sie von früheren Jahren her gewöhnt waren. Aber die Zeit, die harte, erbarmungslose Zeit drängte sich doch zwischen sie. Von der Schloßuhr ertönte die elfte Stunde.

Mit dem letzten Schlage hatte Karls Gesicht wieder den ernsten Ausdruck angenommen.

„Wir müssen uns trennen, Christine."

„Schon jetzt?"

„Ich muß nach dem Thronsaale gehen, um die Glückwünsche der Großen des Reichs entgegenzunehmen."

„O, das muß ein prächtiger Anblick sein!" rief das Mädchen, „ach, dürfte ich . . ." Tiefes Roth flog über ihre Wangen; sie sprach nichts mehr.

Der König lächelte, klingelte nochmals nach dem Lakei und befahl diesem, Christine einen solchen Platz anzuweisen, daß ihr nichts von der Ceremonie entginge.

Seit dem Ableben Karls XI. hatte sich keine so glänzende Versammlung von großen Herren, Würdenträgern und Offizieren im Thronsaale zusammengefunden, wie heute. Auf jeder Lippe schwebte eine Lobpreisung des Staatsstreichs vom Vortage, und jeder Verehrer der jetzt aufsteigenden Sonne bestrebt sich, in der Hoffnung, den befruchtenden Duft der königlichen Gunst auf sich selbst zu lenken, dem flügge werdenden Monarchen einen mit den eigenen Wünschen möglichst übereinstimmenden Charakter beizulegen.

„Er ist tapfer!" sagten die, welche Epaulettes trugen. „Wir werden nicht lange mehr in erniedrigender Thatlosigkeit schmachten; das Avancement vollzieht sich schneller, wenn einer mit der Schneide des Schwertes danach ringt."

„Bei seinem Alter", meinten die jungen Edelleute, „wird er sicher auch Vergnügungen lieben. Dem Himmel Dank, wir werden nun nicht mehr das strenge Bußgewand zu tragen brauchen, das so schwer auf unsern Schultern lastete!"

„Er hat einen ernsten, gedankenvollen Ausdruck", erklärten die alten Diplomaten; „er wird unserm Rathe und unserer Erfahrung Werth beilegen."

Christine, die jetzt mitten unter diese Uniformen und von Sticke-

reien strotzenden Staatsgewänder eingeführt wurde, bemerkte erröthend, daß sie in der glänzenden Versammlung die einzige ihres Geschlechts war. Ihre Verlegenheit nahm nur noch zu, als sie sah, daß ihre Anwesenheit die Aufmerksamkeit jedes, an dem sie vorüberkam, erregte. Sie gewahrte das Lächeln und Geflüster, dessen Gegenstand sie selbst zu sein wohl errieth, und in ihrer Angst eilte sie, hinter der großen Gardine eines Fensters Zuflucht zu suchen, wo sie sich so klein als möglich machte, um sich hierdurch jeder Beobachtung zu entziehen. Graf Sparre wünschte das aber nicht. Als ein Edelmann ihm seine Verwunderung darüber zu erkennen gegeben, daß eine junge Bauerndirne an dieser Stelle und bei so feierlicher Gelegenheit anwesend sein solle, erwiderte er etwas verweisend:

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Graf, die Bauerndirne, über welche Sie heute lachen, könnte morgen schon die hohe Dame sein, vor der Sie gern erbötig wären, das Kniee zu beugen."

Gleich einem Lauffeuer verbreiteten sich diese Worte durch den weiten Saal, und Christine, die der selbstgewählte Zufluchtsort kaum verbarg, bemerkte, daß sie noch einmal die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte; die Lakeien wetteiferten diesmal aber miteinander, wem von ihnen es gelingen würde, ihr den ausgesuchtesten Respekt, die tiefste Bewunderung zu beweisen.

III.

Endlich erschien Karl selbst. Bekleidet mit einfacher, anspruchsloser Uniform ging er sichern Schrittes durch die Doppelreihe von Prachtgewändern, die sich öffnete, um ihm den Durchgang zu gestatten, und stieg leicht die Stufen zum Throne empor.

„Es ist gut meine Herren. Ich danke Ihnen für Ihr pünktliches, Erscheinen." So begann er mit dem festen klaren Tone, der fast immer für das Vermögen zu befehlen bezeichnend ist. „Dieser Tag soll der Zeuge der ersten öffentlichen Handlung in der Regierung meines Landes sein. Ich hätte dabei freilich kaum diesen Aufwand von Pomp und kleinlicher Etikette gewünscht, die nur für schwache und schwankende Dynastien paßt. Sie haben meinen Händen die Ehre und den Ruhm Schwedens anvertraut; mit des Allmächtigen Hilfe hoffe ich dieses Vertrauen zu rechtfertigen. Erheischen die Umstände Worte des Friedens, so werde ich sie zu finden wissen, meine Herren; aber das wird nur geschehen im Rocke des Soldaten und die Hand an der Koppel meines Schwertes; dasselbe soll umgeben sein von braven und muthigen Männern, nicht von Höflingen im andern Sinne; jedermann wisse, daß ich Kraft und Muth in mir selbst fühle und daß ich mich bei Ihnen desselben versehe. Wehe dem, der an meinen Worten zu zweifeln wagt!"

Diese von hochenergischer Gestikulation begleitete Anrede hatte auf die ganze Versammlung nicht einunddieselbe Wirkung. Die Höflinge blickten zur Erde und konnten ihr Mißvergnügen kaum verbergen; die Gesichter der Soldaten dagegen strahlten vor Freude. Graf Sparre selbst lauschte, ohne mit einem Muskel zu zucken und als widerstrebe es ihm, einen Streit beginnen zu sehen, dessen Ausgang ihm kaum zwei-

felhaft schien; er beeilte sich also, den Gesandten Dänemarks vorzustellen.

Der letztere, nachdem er den König in hochtrabenden Redensarten beglückwünscht, fuhr dann auf ein ermuthigendes, nur ihm und dem Grafen Sparre verständliches Zeichen hin, fort:

„Sire, der König, mein hoher Gebieter, hegt, unterrichtet von den Ansprüchen, die an Ew. Majestät gestellt werden betreffs eines Staates, der niemals hätte aufhören sollen, ein integrirender Bestandtheil seiner Machtsphäre zu sein, nichtsdestoweniger den aufrichtigen Wunsch, daß dieser Zwischenfall nicht eine Ursache der Lockerung des freundschaftlichen Verhältnisses werden möge, das Dänemark und Schweden verbindet. Sein Wunsch geht dahin, daß durch eine Konferenz alle Meinungsverschiedenheiten bezüglich des Herzogthums Holstein geschlichtet würden, und bei dieser Gelegenheit bin ich beauftragt, Ew. Majestät ein dauerndes Defensiv- und Offensivbündniß vorzuschlagen, welches, wenn möglich, das Band noch festigen solle zwischen zwei Nationen, die doch einander zu achten und zu lieben bestimmt scheinen."

„Mein Herr Gesandter", lautete des Königs Antwort, „wir fühlen uns geschmeichelt durch den Eifer, den Sie für unsern Vetter, den König von Dänemark, an den Tag legen; Ehre und Gleichberechtigung aber legen uns die Pflicht auf, erst ernst und unparteiisch die Ansprüche unseres Schwagers, des Herzogs von Holstein, zu prüfen; und obgleich wir, was uns persönlich betrifft, gewiß aufrichtig die Fortdauer des guten Einvernehmens zwischen Dänemark und Schweden wünschen, so können wir doch erst nach jener Prüfung entscheiden, ob uns die Annahme der von Ihnen angebotenen Allianz möglich ist."

„Sie werden dieselbe ablehnen, Sire", rief da plötzlich eine Stimme, „so daß Schweden Ihre Gerechtigkeit ebenso anerkennen könne, wie wir jetzt Ihren Muth preisen."

Jeder wandte sich nach dem Sprecher um, der kühn genug gewesen war, mit dieser Mahnung die Antwort des Königs zu unterbrechen. Eine dunkle Wolke lagerte für einen Augenblick auf der Stirn Karls, wich aber auch gleich wieder vor einem freundlichen, doch ernsten Lächeln.

„Ew. Excellenz Staatsrath Piper", erwiderte der Monarch, „wenn das frühere Mündel König geworden ist, hört die Rolle des Lehrers von selbst auf. Bitte, erinnern Sie sich dessen in der Zukunft."

Nach einigen weiteren, ebenso langen als nichtssagenden Anreden, auf welche er in der knappen Redeweise eines Mannes antwortete, der mehr Gewicht auf Thaten als auf Worte legt, stieg Karl vom Throne herab, und da er gleichzeitig Christine bemerkte, welche allen Vorgängen mit athemloser Spannung gefolgt war und jetzt regungslos vor Bewunderung den Kopf vorstreckte, blieb er gerade vor ihr stehen.

„Ach, Sire, wie edel und groß Sie sich zeigten!" rief das junge Mädchen, die sich kaum erholt hatte von dem elektrischen Schlage, den alles, was sie gesehen und gehört, auf sie ausübte.

Alle Hofbeamte, mit Ausnahme des Grafen Sparre, traten diskret zur Seite. Er allein blieb zurück.

„Wirklich, Christine", fragte Karl in scherzendem Tone, „warst Du

befriedigt? Entsprach das Schauspiel der Vorstellung, die Du Dir vorher davon gemacht hattest?"

„Ich habe mir dabei gesagt, Sire, daß Sie doch sehr gut sind, da Sie trotz Ihrer hohen Stellung und der wichtigen Angelegenheiten, die Ihren Geist in Anspruch nehmen, noch fähig gewesen sind, ein armes Mädchen wie mich mit einem Blicke zu beschenken und sich ihrer zu erinnern."

Während sie sprach, hatte ein junger Soldat sich der Gruppe genähert.

„Sie haben mich hierher befohlen, Sire", begann dieser, nachdem er militärisch gegrüßt hatte.

„Ah, Ihr seid's, Meister Rozén; ich schien gestern das Unglück zu haben, Euer Mißfallen zu erregen."

„Gestern, Sire, glaubt' ich mich in meinem Rechte; heute aber, wo sich das Volk ganz einstimmig für Ew. Majestät erklärt hat . . ."

„Sehr gut. Ihr gehört offenbar zu Denen, für die Volksstimme Gottesstimme ist."

„Das ist mein Glauben, Sire."

„Folglich dürfte ich nun auf Eure treue Ergebenheit rechnen?"

„Von dem Augenblick an, wo das mit meinem Gewissen übereinstimmt, wird meine persönliche Anhänglichkeit für das Uebrige bürgen."

„Rozén, ich ernenne Euch hiermit zum Unteroffizier in meiner Garde. Seid Ihr zufrieden?"

„Kaum noch, Sire. Meine Befriedigung wird erst dann voll sein, wenn ich Gelegenheit habe, mein Leben für Ew. Majestät einzusetzen."

Ein strahlender Enthusiasmus leuchtete aus dem Gesicht des jungen Königs.

„Zwanzigtausend Mann wie dieser", wendete er sich an den Grafen Sparre, „und ich würde es unternehmen, binnen zwei Jahren der Beherrscher aller nordischen Reiche zu sein."

Als er sich wieder nach Christine umdrehte, sah er, wie diese still die Thränen trocknete, die sich ihr in die Augen drängten.

„Was weinst Du denn, Christine?"

„Es geschieht aus Freude, Sire; wie kann ich Ihnen je die Gnade vergelten, die Sie uns erwiesen haben?"

„Das werd' ich Ihnen sagen, meine Dame", fiel Graf Sparre heiter ein, „wenigstens wenn Seine Majestät mir das gestatten wollen."

„Lassen Sie hören, Graf; sprechen Sie."

„Unsere für morgen angesagte Jagdpartie dürfte wohl den Weg nach Jakobdal wählen, und Fräulein Christine könnte da ein Mahl herrichten, wie sich Eure Majestät deren so gern erinnert."

„Gut erdacht, Graf, lassen wir's gelten. Christine, ich verlasse mich auf Sie."

Mit diesen Worten begab sich der Monarch nach seinem Kabinett zurück, wo sich heute mehr als einmal das Bild der Jugendgespielin mit den ernsten Obliegenheiten, die er zu erfüllen hatte, vermischte.

Freudigen Gesichts verließ Sparre, sich befriedigt die Hände reibend, den königlichen Palast. Er sah sein Spiel schon für gewonnen an.

Auch Christine, die sich zärtlich an Rozéns Arm hing, kam wieder heiter aus der Königswohnung, die sie heute früh mit so ängstlicher Besorgniß betreten hatte.

Auf dem Heimwege nach Jakobdal drängte es sie immer die Worte zu wiederholen: „Unteroffizier in der Garde! Komm, laß uns eilen, Deinem Vater die frohe Kunde zu bringen."

„Und da er einmal versprochen hat", setzte Rozén dann hinzu, „unserer Verheiratung an dem Tage zuzustimmen, an dem ich die erste Charge im Heere erworben hätte, wird er hoffentlich nun keinen Vorwand mehr haben, jene noch länger aufzuschieben."

IV.

Vielleicht niemals vorher hatte die Straße nach dem Parke von Jakobdal einen so heiteren Anblick geboten, als an dem für die königliche Jagd bestimmten Tage. Graf Sparre hatte die jüngsten und übermüthigsten Hofherrn ausgewählt, das Gefolge des Königs zu bilden. Jeder Etikettenzwang war aufgehoben; alle bewegten sich nach eigenem Belieben. Das Ganze erschien imgrunde weit weniger eine Jagdpartie, als ein Haufen lärmender, schäkernder Schulknaben, welche einen freien Tag nach Herzenslust ausnutzten und, da ihnen die beengende Anwesenheit des Lehrers fehlte, die tollsten Streiche trieben. Karl hatte den gewöhnlichen ernsten Ausdruck des Gesichts heute abgelegt. Mit vollem Jugendfeuer betheiligte er sich an den Scherzen und dem lustigen Treiben seiner fröhlichen Begleiter. Diese plauderten und lachten nach Herzenslust, vor allem aber machten sie Bemerkungen über die letzten, so wichtigen Staatsvorgänge und gaben ihren Beifall zu erkennen über die glückliche unblutige Revolution, welche einen jungen liebenswürdigen König an die Stelle einer alten, strengen Regentin setzte; sie beglückwünschten einander, dem traurigen Ennui eines Hofes entronnen zu sein, wo alles so steif und förmlich war wie die, welche demselben vorstand, und daß endlich die schöne Zeit gekommen sei, wo Lust und Freude wieder ungestört herrschen könnten. Bei diesem Thema angelangt, wandte sich das Gespräch ganz unwillkürlich dem jungen Mädchen zu, die so auffallender Weise dem feierlichen Huldigungsakte des gestrigen Tages beigewohnt hatte; jeder pries die Schönheit und Anmuth Christinens mit den wärmsten Ausdrücken, ihre Stirn war so rein, ihr Lächeln so bezaubernd und ihre Blicke so sanft und süß, daß es niemand hätte überraschen können, sie ein gewisses anderes schweres Szepter in ein solches von Rosen verwandeln zu sehen. Derlei Anspielungen wiederholten sich, immer unverhüllter werdend, so häufig, daß Karl, der sie ja nicht mißverstehen konnte, in der ersten edlen Aufwallung des Herzens den Versuch machte, einen Irrthum zu zerstreuen, der den guten Ruf seiner protegée leicht schädigen konnte. Sie wollten ihm jedoch nicht glauben; sein Widerspruch wurde nur auf gut geheuchelte Bescheidenheit zurückgeführt. Zur Ermuthigung erzählten sie ihm Liebesabenteuer von allen gekrönten Häuptern Europas; sie gingen sogar so weit, seine Aufmerksamkeit dem — freilich etwas verjährten — Beispiele seines Vetters, des Königs von Frankreich, zuzulenken; kurz, sie brachten es dahin, daß Karl, dessen Phantasie allmählich erregt wurde, auf weitere Abwehr

ähnlicher Andeutungen, vielleicht ebenso geleitet von dem Verlangen, dieselben verwirklicht zu sehen, wie aus befriedigter Eigenliebe, verzichtete.

Bei der Wahrnehmung, daß von dieser Seite sich alles seinen Wünschen anpaßte, verlangsamte Sparre unbeobachtet den Schritt seines Pferdes und sprengte, als die Gesellschaft hinter der Windung eines Parkwegs verschwunden war, seitwärts durch eine, kürzer zum Lustschlosse führende Allee.

Christine legte an die für den König bereitete Tafel eben die letzte Hand an, als der Graf eintrat. Rasch und ungeziert ging sie ihm entgegen.

„Ach, gnädiger Herr, wie freut es mich, Sie zu sehen! Sie ließen mir gestern nicht einmal Zeit, Ihnen zu danken; gestatten Sie, daß ich wenigstens heute nachhole, was . . ."

„Sprechen Sie nicht von dem geringfügigen Dienste, den ich Ihnen aus reinem Zufall zu leisten vermochte, denn heute handelt es sich um eine weit wichtigere Angelegenheit, in der die Rollen geradezu umgetauscht erscheinen; denn ich würde der Schützling sein, Sie aber die Beschützerin, wenigstens wenn Sie so freundlich sein wollen, mir diese Gunst zu erweisen."

„Ob ich so freundlich sein will! Sie scherzen ja nur, gnädiger Herr! Welche Macht besäße ein armes Mädchen, wie ich, um einem großen Herrn wie Ihnen nützlich sein zu können?"

„Ihre Macht wird keine anderen Grenzen haben als die, welche Sie derselben freiwillig ziehen wollen."

„Sie treiben Spott mit meiner Einfalt, gnädiger Herr! Wahrhaftig, das ist nicht recht von Ihnen!"

„Verhüt' es der Himmel, daß mir ein solcher Gedanke käme! Doch, bitte, Christine, blicken Sie ein wenig in die Vergangenheit zurück. Wenn Karl, ehe er die Zügel der Regierung selbst in die Hand nahm, nach Jakobdal kam, um sich zu erholen, meinen Sie, es wäre immer nur die Lust am Waidwerk gewesen, die ihn nach dieser Stelle zog? Sollte dabei nicht auch das Verlangen, mit der Spielgenossin aus den Tagen der Kindheit zusammen zu treffen, mitgewirkt haben?"

„Nun, ich kann freilich nicht leugnen, daß er etwas ähnliches wiederholt geäußert hat."

„Waren Sie nicht zuweilen die Vertraute seines Kummers, seiner Klagen?"

„Das ist wohl wahr."

„Und als Sie gestern morgen von ihm empfangen wurden, bemerkten Sie da, daß er sich in seinem Benehmen gegen Sie verändert hätte?"

„Nein, gewiß nicht; mich machte zwar der Gedanke, vor der Person des Königs zu stehen, an allen Gliedern zittern; er aber empfing mich so herablassend und freundlich, daß ich sehr bald ebenso zwanglos wie sonst sprechen konnte. Er sagte auch, es werde ihm ein großes Vergnügen gewähren, seine Besuche in Jakobdal wieder aufzunehmen, und wenn er dahin käme, wollten wir wie alte Freunde plaudern."

„Sie sehen also, daß ich nicht scherzte. Karl erklärte, daß er Sie

als Freundin betrachte, und eine Freundin des Königs, ist diese nicht allmächtig?"

„Allmächtig ist ein Wort, das gar zu viel bedeutet, gnädiger Herr; und doch, wenn ich mir's überlege, es kostete mich nur ein Wort, um Rozéns Freilassung zu erlangen."

„Sie würden ebenso leicht jede Gunst erlangen, um die zu bitten Sie sich entschlössen."

„Meinen Sie wirklich? O, wenn das der Fall wäre, wie glücklich wollt' ich mich schätzen. Es gäbe ja so manches, wofür eine Bitte am Platze wäre. Doch nein, was Sie da sagen, ist doch unmöglich!"

„Würden Sie eine Probe wagen? Machen Sie heute einen Versuch mit Ihrer Macht; Sie würden gleichzeitig mir einen Dienst leisten — einen Dienst, für den ich Ihnen ewig zu Dank verpflichtet bliebe."

„Wenn es so ist, wie Sie sagen, gnädiger Herr, bin ich zu allem bereit. Um was handelt es sich?"

Sparre zog ein Schriftstück aus der Tasche.

„Dieses Dokument", sagte er zu Christine, „würde, wenn es die Unterschrift des Königs trüge, alle meine Träume von irdischem Glück verwirklichen."

„Und Sie glauben, meine Bitte werde hinreichen, den König zur Unterzeichnung desselben zu vermögen?"

„Das weiß ich bestimmt."

„Doch hier liegen die Umstände anders als gestern bei meiner Angelegenheit; es bedarf dazu einer günstigen Gelegenheit."

„Eine solche wird sich unfehlbar bieten, wenn Sie bei Tafel neben dem Könige sitzen", unterbrach sie der Staatsmann.

„Bei Tafel? Ich?" rief das junge Mädchen.

„Der König wünscht, daß Sie beim Essen die Honneurs machen."

„So geben Sie her", antwortete Christine, die das Pergament nahm und hinter ihrem Brustlatze barg. „Weit entfernt zu glauben, daß ich so viel Einfluß haben könnte, wie Sie mir zuschreiben, haben Sie doch zu großen Anspruch auf meine Dankbarkeit, als daß ich mit dem Versuche zögern könnte."

Eine laute Fanfare im Schloßhofe verkündigte das Eintreffen des Souveräns und seines Gefolges. Christine, von den neuartigen Vorstellungen, die das Gespräch mit Sparre in ihr erweckt hatte, ganz eigenthümlich berührt, fühlte ihr Herz heftiger klopfen; sie glaubte kaum Kraft genug zu besitzen, um Karl zu begrüßen; und als sie ihn, umgeben von den Hofherren, sich ihr nähern sah, da war sie nahe daran, das Bewußtsein zu verlieren.

Des Königs Auftreten schien aber auch gar nicht so sicher wie sonst. Die Anspielungen seiner Begleiter hatten mancherlei Gedanken in ihm wachgerufen; da solche aber zum ersten Male auf ihn eindrangen und er bei seiner strengen Erziehung im Gebiete leichter Galanterie gänzlich Neuling war, so erzeugten sie in ihm eine kaum überwindliche Furchtsamkeit, die ihm ein, an das Komische streifendes Ansehen von Unbeholfenheit verlieh. Erfahrener als er, wenn auch kaum älter, sahen die jungen Edelleute, die ihn umstanden, einander an und konnten ein Lächeln fast nicht unterdrücken. Das entging

auch Karl nicht, und sofort kam ihm die natürliche Eigenliebe da zu Hilfe, wo Mangel an Lebenserfahrung ihn im Stiche ließ. Leicht und entschlossen auf Christine zugehend, bot er dieser die Hand und führte sie mit triumphirendem Blicke und stolz erhobenem Kopfe zur Tafel, wo er sie an seiner Seite platznehmen ließ. Jeder hat im Leben einmal einen Rubikon zu überschreiten. Karl überschritt in dieser Minute den seinigen. Immerhin möchte, wenn das Mahl so wie sonst nur aus Sahne und Backwerk bestanden hätte, der Sieg unseres Helden hiermit geendet haben; heute wurde das Zuckergebäck aber mit köstlichem Ungarwein hinuntergespült, der auch den Blödesten zu einer gewissen Kühnheit begeistern konnte. Abwechselnd aufkeimende Liebe aus den Augen der schönen Nachbarin und Kühnheit aus dem Glase trinkend — das stets gefüllt zu halten, Sparre sich besonders angelegen sein ließ — kam der junge Herrscher in eine ebenso übermüthige Stimmung, wie die übrigen Tischgenossen. Die erst nur halblaut geführte Unterhaltung wurde belebter, später laut und endete mit ununterbrochenem Salvenfeuer von Scherzen, denen ein herzliches Gelächter folgte — Scherze, welche die Wangen einer Hofdame wohl hätten erröthen lassen, über die aber das einfache, unschuldige Landmädchen mit lachte, ohne sich um deren mehr versteckten Sinn zu kümmern. Es ging so weit, daß Karl unter der Wirkung der doppelten Erregung, die ihm Herz und Hirn beherrschte, ausrief:

„Nein, ich hätte nimmer geglaubt, daß dem Menschen so glückliche Stunden beschieden sein könnten, und Sie, Christine, sind es, der ich es verdanke, eine solche genossen zu haben. Was könnte ich Ihnen dafür bieten? Sprechen Sie, verlangen Sie etwas, was Sie sich wünschen."

Sparre gab Christine ein Zeichen, das nur diese verstand.

Die letztere zog das Pergament aus seinem Versteck und legte es vor Karl hin.

„Unterzeichnen Sie das, Sire; es ist die einzige Gunst, um die ich Ew. Majestät bitte."

„Was bedeutet das?" fragte der König. „Gott verzeih's mir, mein Schatz, aber ich glaube, Sie mengen sich gar in die Politik. Sehen Sie hier, meine Herren, es ist nicht mehr und nicht weniger, als ein fertiger Friedensvertrag mit Dänemark!"

„Ein Friedensvertrag!" riefen die Gäste, deren gesunder Verstand ebenso wie der des Königs etwas ins Wanken gerathen war; „das ist ein Wink des Himmels! Unterzeichnen Sie, Sire!"

„Ohne Frieden keine Vergnügungen!"

„Ohne Vergnügungen keine Liebesabenteuer!"

„Frieden ist die beste Himmelsgabe! Laßt uns auf den Frieden trinken!"

„Ja, ja, trinken wir auf den Frieden!" jubelten alle.

„Und ich will mit Euch trinken, meine Herren", sagte Karl, das Glas erhebend. „Kommen Sie, Christine, hinunter mit dem Wein; wir trinken auf den Bund zwischen Schweden und Dänemark."

Nach diesen Worten setzte sich Karl, der ein wenig unsicher auf den Füßen schien, wieder nieder; seine Hand begegnete der des Grafen

Sparre, der ihm schon eine Feder anbot. Er unterzeichnete das Schriftstück und hielt es Christine hin.

Im nächsten Augenblick schon steckte Sparre den Vertrag in sein Portefeuille. Im Besitze dieses vielbegehrten Schatzes, beeilte er sich, das Zimmer zu verlassen, als fürchte er, der König könne es ihm in einem klaren Augenblick wieder rauben. Seinem Beispiele folgten auch die andern Herren, und Karl blieb nun mit Christine allein.

V.

Der Graf richtete seine Schritte nach einer Vorhalle voller Vorreiter, Grooms, Jäger, Diener und Gardisten. Ein bejahrter Edelmann, der eben vom Pferde gestiegen war, betrat dieselbe in der nämlichen Minute und fragte fast ängstlich, wo der König sich befinde. Es war der Staatsrath Piper; derselbe, dessen Unterbrechung am vorhergehenden Tage, trotz des lauteren Patriotismus, von dem sie eingegeben war, doch so wenig augenblicklichen Erfolg gehabt hatte. Karls gewesener Vormund trug auf dem Gesicht die Zeichen außergewöhnlicher Erregung, welche das Zusammentreffen mit Axel Sparre nur zu steigern schien. Nach einigen Minuten unschlüssigen Zögerns, als müsse er erst ein peinliches Gefühl von Widerwillen niederkämpfen, trat er auf den Minister zu und setzte in einem Tone, den er vergeblich mäßig zu halten suchte:

„Vielleicht ist es ein glückliches Ungefähr, Herr Graf, das uns noch zusammenführt, ehe ich weiter gehe."

„Verzeihen, Ew. Excellenz, aber ich habe große Eile.

„Ich habe nur wenige Worte an Sie zu richten; diese dürften aber von ausreichender Bedeutung für Sie sein, mir wenigstens kurzes Gehör zu schenken."

„Da scheint also viel davon abzuhängen, wie?"

„Ihre Ehre, Herr Graf, nichts geringeres."

„Meine Ehre!"

„Entschuldigen Sie, wenn ich in meiner Offenheit gerade auf den entscheidenden Punkt losgehe. Sie unterhalten geheime Verbindungen mit Dänemark."

„Herr Staatsrath!"

„Ich weiß es; und Sie suchen den König dahin zu beeinflussen, daß er den Frieden erhält."

„Ich kann Ihnen darauf nur, ohne jede Reue, antworten, daß, wenn ich zur Erreichung dieses Zieles thätig war, es nur aus persönlicher Ueberzeugung geschah und — verzeihen Sie — daß ich mich nicht für verpflichtet halte, irgend jemand über meine innersten Anschauungen Rechenschaft abzulegen."

„Ueberlegen Sie, Herr Graf, noch ist's Zeit. Zum letzten Male schlage ich Ihnen vor, mir die augenblicklichen Verhältnisse unseres Landes offen darzulegen. Weisen Sie mich nicht ohne Ueberlegung ab. Vergessen Sie nicht, daß es oft nur eines Tages — nein, einer einzigen Minute bedarf, um die sorgsamst vorbereiteten Berechnungen, die scheinbar unerschütterlichste Stellung, die beträchtlichsten Vermögen zu stürzen und zu vernichten."

Sparre winkte einen Diener heran. Den Vertrag aus dem Por-

tefeuille ziehend, hielt er denſelben entfaltet einen Augenblick vor Piper hin.

„Hier meine Antwort, Herr Staatsrath Lunden", wendete er ſich dann an den Reitknecht, „gleich aufs Pferd und beſorge dieſe Depeſchen vor Ablauf einer Stunde in die Hände des däniſchen Geſandten."

Mit tiefer Verbeugung und ſardoniſchem Lächeln verließ er den wie verſteinert daſtehenden Piper, deſſen namenloſe Beſtürzung ſich nur durch ſein Schweigen der Betäubung verrieth.

Verachtung und Wuth machten dem Nachdenken des Staatsrathes jedoch ein jähes Ende. Er blickte nach der Thür, durch welche der Miniſter verſchwunden war und rief dieſem mit in der ganzen Vorhalle vernehmbarer Stimme nach:

„Geh, elender Verräther — geh und trage Schwedens Schande zu ſeinen Feinden! Aber ich ſchwör' es Dir, Du ſollſt keine Früchte dafür einernten!"

Dieſer Aufruf rüttelte einen jungen Gardiſten auf, der — zurückgezogen in eine Ecke des Raumes, um ſich, nach dem Ausdrucke ſeines Geſichts zu urtheilen, ziemlich melancholiſchen Betrachtungen hinzugeben — von dem oben wiedergegebenen Geſpräch kein Wort verloren hatte.

Piper bemerkte weder ſeine Erregung, noch die Eile, mit der der Soldat nach ſeinen Waffen griff und ſich aus der Vorhalle entfernte. Sein Geiſt war jetzt viel zu ſehr beſchäftigt, um darauf zu achten, was ſonſt um ihn vorging, und er ſchlug eiligſt den Weg nach dem Salon ein, wo er, wie man ihm geſagt, den König finden ſollte.

Als die Edelleute aus des letzteren Gefolge ſich erhoben, um ſich zurückzuziehen, hatte auch Chriſtine daſſelbe gethan; unklar aber, ob die Etikette ihr vorſchrieb, zu gehen oder zu bleiben, war ſie noch unſchlüſſig, was ſie thun ſollte, als Karl ſie an der Hand faßte und mit ſanfter Gewalt wieder auf den, vorhin neben ihm eingenommenen Sitz niederzog.

„Willſt Du mich denn nun ganz allein laſſen, Chriſtine? Du fürchteſt Dich doch nicht, mit mir unter vier Augen zu ſein?"

„O nein, Sire, das wäre ja nicht das erſte Mal. Da fällt mir auch noch etwas ein. Erſt geſtern ſagten Sie, daß wir bei Ihrer Hierherkunft ſo freundſchaftlich wie ſonſt plaudern wollten. In der Geſellſchaft aller jener Herren war das ja ganz unmöglich."

„Du haſt Recht; doch nun, da ſie fort ſind, ſind wir um ſo ungeſtörter."

„Wir können viel ungezwungener ſprechen."

„Ich kann Dir mein ganzes Herz öffnen."

„Und wenn Sie einen Kummer haben, kann meine Freundſchaft Sie hoffentlich tröſten."

„Freundſchaft! Immer nur Freundſchaft! Das Wort iſt ſo matt und unbezeichnend, Chriſtine", ſagte Karl aufſtehend und einen ſeiner brennenden Blicke auf ſie heftend.

„Um Gottes willen, was iſt Ihnen, Sire? Was begehren Sie? Sie erſchrecken mich!"

„Glaubſt Du, ich könne mich immer mit dieſem kalten Gefühl von Freundſchaft begnügen? Wohnt in Deinem Herzen denn nichts als

solche Indifferenz? In dem meinen wohnt die Liebe, Christine, die Liebe zu Dir, und Liebe ist es, die ich dafür erflehe."

Jedes während der Tafel gefallene Wort trat jetzt plötzlich wieder vor Christinens Gedächtniß. Erst jetzt verstand sie den Sinn jener Reden. Erröthend vor Scham und Unwillen, versuchte sie zu entfliehen.

„Lassen Sie mich, lassen Sie mich!" rief sie, bestrebt sich seiner Umarmung zu entwinden. „Sie haben mich grausam getäuscht. Ich flehe Sie an, Sire, lassen Sie mich gehen!"

„Nein, Du sollst nicht gehen!"

„Wenn Sie sich mir noch einen Schritt nähern, Sire, ruf' ich um Hilfe!"

„O, es wäre niemand da, der Deinem Rufe folgen würde."

Noch einmal ergriff er Christinens Hand. Eh' er aber Zeit fand, diese an seine Lippen zu führen, hatte sie ihm dieselbe entzogen, sie rasch erhoben und ein ziemlich heftiger Schlag fiel auf die königliche Wange nieder.

In demselben Augenblicke öffnete sich die Thür und Staatsrath Piper erschien.

Karl war bei dem so energischen Widerstande Christinens bleich geworden; zuerst wollte der Zorn ihn übermannen; der unerwartete Anblick des Mannes aber, vor dem er mehr als vor jedem andern erröthen zu sollen fürchtete, unterdrückte schnell in ihm die Wirkungen des berauschenden Weines. Sofort hielt er verlegen ein und senkte wie beschämt den Kopf.

„Ich bitte um Verzeihung", sagte Piper sehr kalt, „ich dachte den König von Schweden hier zu finden."

Damit drehte er um und wollte wieder gehen.

„Bleiben Sie, Herr Staatsrath", befahl da Karl, „Ihr Schüler hat Ihren Unterricht noch nicht ganz vergessen; er dankt Ihnen vorzüglich für eine gewisse Lektion, die Sie ihm ertheilt. Doch nun, was wünschen Sie? Sprechen Sie, es ist der König, der Ihnen zuhört."

Piper entfaltete einen entsiegelten Brief, den er dem Könige, ohne ein Wort zu sprechen, vorhielt. Derselbe trug die Adresse des dänischen Ministers des Auswärtigen zu Kopenhagen, mit der Bemerkung „Privatim; vertrauliche Mittheilung."

„Das ist die Handschrift des Gesandten. Wie kommt dies Dokument in Ihren Besitz?" fragte Karl verwundert.

„In mir war schon längst Verdacht aufgestiegen", erklärte Piper, „und es ist doch nicht schwerer, einen Kurier zu bestechen, als einen Minister. Lesen Sie nur, Sire."

Karl las wie folgt:

„Ew. Excellenz — unsere Angelegenheiten nehmen allmählich eine günstigere Wendung. Alles bestärkt mich in dem Glauben, daß es gelingen werde, den jungen schwedischen Löwen einzuschläfern. Dem Grafen Sparre, dem danach verlangt, sich die zugesagte Grafschaft Delmenhorst zu verdienen, ist es schon gelungen, den König in eine verlockende Liebesaffaire zu verspinnen, und, Dank dieser höchst wirksamen Hilfe, hoffe ich Ihnen schon binnen kurzem die offizielle Nach-

richt über den Abschluß des Friedenstraktats übersenden zu können, der, während Schweden dadurch in Schach gehalten wird, gleichzeitig den Ruhm und die Größe Dänemarks gewährleistet . . ."

Karl vermochte nicht weiter zu lesen; sein Gesicht wurde blaß, aus seinen Zügen sprach die Leidenschaftlichkeit des Charakters und mit der Hand knitterte er krampfhaft das Schreiben zusammen. Aber wie gelähmt von dieser verblüffenden Enthüllung, sank er bald verzweifelt auf seinen Stuhl nieder.

„Zu spät! Zu spät! Ich habe den unseligen Vertrag schon unterzeichnet!" war das Einzige, was er in den nächsten Minuten hervorbringen konnte.

„Das ist wohl wahr, Sire", fiel da plötzlich ein Gardist ein, der mit in Unordnung gerathener Uniform und schweißbedeckter Stirn in der Thüröffnung erschien und in der Hand ein Portefeuille emporhielt, aber es steht noch in Ihrer Macht, die Unterschrift zurückzuziehen. Hier ist der Vertrag."

Der Gardist war Rozén.

„Tritt näher", sagte Piper ruhig.

„Könnte es wahr sein?" rief der König, der begierig nach dem Portefeuille faßte. „Ja", fuhr er tiefbewegten Tones fort, „hier ist er, der verrätherische, schändliche Vertrag. O, wenn ich mir denke, daß mein eigener Name unter diesem bübischen Schriftstück steht! Ach, welch' harte, harte Lehre!"

„Wie kommt dies Papier in Deinen Besitz?" fragte der Staatsrath den jungen Krieger.

„Höchst einfach, Ew. Excellenz. Ich hörte gegen meinen Willen das Gespräch zwischen Ihnen und Graf Sparre mit an. Nun war es doch keine so schwierige Sache, des Grafen Boten einzuholen, und das hier" — er klopfte dabei auf sein Schwert — „hat das übrige gethan."

Bei dieser Bewegung bemerkte Christine, daß seine Hand mit einem Taschentuch verbunden war. Mit einem Sprunge stand sie an seiner Seite.

„Du bist verwundet, Rozén!" rief sie.

Rozén wendete den Kopf ab, ohne ihr zu antworten.

„Rozén", begann da der König, „Ihr habt ein edles Werk vollbracht; ich wünschte Euch dafür in gleich edler Weise zu belohnen."

„Das ist nicht nöthig, Sire; Sie schulden mir nichts."

Karl sah den jungen Mann voll Erstaunen an.

„Ich habe nur meine Pflicht gegen Reich und Heimatland erfüllt", fuhr der Gardist fort, „für den König selbst hab' ich ja nichts gethan."

„Wer Schweden einen Dienst leistet, leistet ihn auch mir. Ich möchte die Belohnung wissen, die Ihr Euch wünscht."

„Nur einen Wunsch hätt' ich, Sire; geruhen Sie, mich aus Ihrem Dienste zu entlassen."

„Ist das Euer Ernst?"

„Mein voller Ernst, Ew. Majestät. Zwei Gründe veranlaßten mich früher, Soldat zu werden, meine Liebe zu dem Könige und die Hoffnung, meiner Verlobten einst ein fleckenloses Schwert als Mitgift

heimzubringen. Ich habe keine Verlobte mehr, denn" — seine Stimme sank auffallend herab — „diese hat mir der — König geraubt."

Die letzten Worte waren kaum hörbar gewesen; helle Thränen, die sich bei der Bemühung, sie zurückzuhalten, nur vergrößerten, glänzten in seinen Augen.

„Die Euch das gesagt, haben gelogen, Rozén", sagte da Piper sehr ernst. „Christine hat keinen Augenblick aufgehört, Eurer werth zu sein."

„Ach, wenn das wahr wäre! Doch nein, ich habe zu viel gehört. Kammerdiener, Reitknechte, Gardisten, Edelleute, alle stimmten überein; und ihre grausamen Spötteleien lasten hier auf meinem Herzen, wie ein Gewicht, das mich niederzieht, das mich noch tödten wird."

„Willst Du auch meinem Worte nicht glauben!" fragte Christine.

„Deinem Worte! Bis heute hätt' ich es für Gotteslästerung gehalten, daran nicht zu glauben. Dein Wort, Christine! Sieh nur den König an, sieh auf seine Röthe, seine niedergeschlagenen Augen, und dann sage mir, ob ich noch daran glauben kann."

Karl trat einen Schritt auf Rozén zu.

„Ja, Bruder, Du mußt. Ich schwör' es bei meiner Ehre. Hier giebt es nur einen Schuldigen — der bin ich. In einem Augenblicke, wo ich mich, vom Wein vergiftet, selbst vergaß, brachte ich die Wohlfahrt meines Landes in Gefahr, beleidigte ich die Tugend und betrog ich die Freundschaft. Ich will aber Schweden mit so hellem Ruhmeskranze schmücken und Christine mit solcher Achtung umgeben und behandeln, daß ich beide zu zwingen wissen werde, mir einen flüchtigen Irrthum zu verzeihen. Was Dich betrifft, Rozén", fuhr er, die Hand gegen diesen ausstreckend fort, „könntest Du . . ."

„Sprechen Sie nicht weiter, Sire", rief Rozén, auf ein Knie niedersinkend, „und Du, Christine, kannst Du mir den Verdacht eines Augenblickes vergeben?"

VI.

Eine Stunde nach diesem Auftritte und an der nämlichen Stelle, wo er sich abgespielt, sprach Karl XII., umgeben von seinem ganzen Gefolge mit Ausnahme des Grafen Sparre, unter allgemeiner tiefer Stille folgende Worte:

„Liebe Getreue und schwedische Männer! Wir kehren unverzüglich nach Stockholm zurück, von wo aus wir in kürzester Zeit zu unserem ersten Feldzuge aufbrechen werden. Ich hoffe, daß alle selbst danach trachten, sich auszuzeichnen, und mit Gottes Hilfe denke ich dabei mit gutem Beispiele voranzugehen. Bevor ich aber diese neue Laufbahn beschreite und in der Absicht, sie würdig zu eröffnen, sei hiermit feierlich erklärt, daß ich dem schönen Geschlecht für immer entsage, weil es uns zu leicht beherrscht, und ebenso dem Weine, weil er uns der Vernunft beraubt. Hinfüro sei der Ruhm nur meine Herrin, und kein anderer Dunst soll mich mehr umnebeln, als der Rauch der Kanone!"

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Ein Dichterporträt von Ernst Ziel.

(Schluß.)

Zeigte sich uns die erzählende Kunst Schacks in seinen bisher gewürdigten Dichtungen im wesentlichen von der subjektiven Seite, brachte sie es in ihnen nirgends zu wirklichen epischen Gebilden, so besitzen wir in den „Plejaden“ (1881) eine Schöpfung von rein objektivem und entschieden epischem Gepräge. Streng genommen, begegnen wir bei Schack nur diesem einzigen Epos reiner Form und großen Stils.

Das Griechenland der Perserkriege wird uns hier al fresco mit der ganzen Glut südlicher Farbengebung zur Anschauung gebracht. Groß und frei wogen in gewaltiger Bewegung die Massen; plastisch und scharf umrissen treten die einzelnen Gestalten aus dem Rahmen der in schwungvollen fünffüßigen Trochäen einherschreitenden Dichtung hervor, und mitten aus dem lebensvollen Kriegsgemälde heraus, von dessen Hintergrund sich die Schlacht bei Salamis schrecklich schön abhebt, grüßt uns das zartuntermalte Bild der Liebe des Heldenjünglings Kallias zu der schönen Arete. Die „Plejaden“ zeigen uns den Dichter auf der Höhe seiner Kunst. Zusammen mit den „Nächten des Orients“ und dem später zu beleuchtenden „Heliodor“ bilden sie den Gipfel seines künstlerischen Leistens. Mit welcher vollendeten Kraft der Schilderung tritt uns Sitte und Leben des alten Persiens in den „Plejaden“ entgegen, jenes Persiens, das eine Hauptpflanzstätte asiatischer Kultur war! Hier zeigt sich in unserm Schack der tiefgelehrte Kenner orientalischer Sitten- und Völkergeschichte von seiner glänzendsten Seite. Und wie fein versteht der Dichter die Charaktere zu zeichnen und zu gruppiren: allen voran leuchten der edle Jüngling Kallias und seine anmuthige Geliebte Arete, mit welch letzterer die üppige Orientalin Roxane aufs glücklichste kontrastirt. Sodann Phanor, dieser Typus antiker Bürgertreue, Themistokles, der große Feldherr, Aeschylos, der geniale Tragödiendichter, Dymas, der engherzige Partikularist, Narbazanes, der genußsüchtige Höfling — wahrlich eine Reihe realistisch gezeichneter und doch in eine ideale Sphäre gehobener Charaktere, die der Dichtung zum höchsten Schmucke gereicht! Ein besonderer Reiz der „Plejaden“, der freilich mit der ästhetischen Werthmessung nichts zu thun hat, liegt für den deutschpatriotischen Leser endlich in der unabweisbar sich aufdrängenden Parallele zwischen den

hier so eindrucksvoll geschilderten Perserkriegen und dem deutsch-französischen Kriege von 1870 und 1871. Bietet das antike Griechenland in Waffen, jene vielleicht großartigste aller nationalen Erhebungen gegen Knechtschaft und Barbarismus, von welcher die Geschichte überhaupt berichtet, schon an sich eine Fülle von Vergleichspunkten mit unsern eigenen Thaten im großen Jahre der Schilderhebung gegen Frankreich, so tritt dies in der glanzvollen Behandlung, welche der Stoff in der Schackschen Dichtung gefunden, in so markanter Weise hervor, daß die Vermuthung nicht fern liegt, unser Dichter habe diese Parallele beabsichtigt und wolle uns in den „Plejaden" ein Bild unserer eigenen ruhmvollen Waffenthaten vor Augen stellen. Aber sei dem, wie ihm wolle, wir besitzen in den „Plejaden" eine Dichtung von unvergänglichem Werthe, die viel mehr gekannt sein sollte, als dies der Fall ist.

In jüngster Zeit hat unser Dichter den bisher besprochenen älteren epischen Hervorbringungen zwei neue Publikationen dieses Genres hinzugefügt, die Sammlung kleinerer Dichtungen „Tag- und Nachtstücke" (1885) und „Memnon" (1886).

Was zunächst die „Tag- und Nachtstücke" betrifft, so tritt der romantische Eklektizismus Schacks, von dem ich in der Einleitung sprach, in den hier zusammengestellten dreiundzwanzig kleineren episch-lyrischen Dichtungen besonders augenfällig hervor, und zwar sowohl nach der stofflichen wie nach der formalen Seite hin; sie tragen nach Form und Inhalt einen geradezu universellen Charakter, wobei die Vorliebe unseres Poeten für den breiteren Wurf des Zeit- und Situationsbildes und für das kosmisch-philosophisch durchleuchtete Natur- und Landschaftsgemälde, der wir bei Schack schon wiederholt begegneten, sich überall bekundet, wenngleich diese Vorliebe hier, der knapperen Fassung und dem engeren Rahmen dieser Bilder entsprechend, auf schmälerem Raume zum Ausdrucke gelangt als beispielsweise in den „Episoden".

In alle Zeiten und Erdstriche, wie jene Dichtungen auch, führen uns diese eigenartig reizvollen Poesien, in Geschichte und Sage, in das wirkliche Menschenleben und in das Reich der Phantasie. Alt-Hellas und Alt-Rom werden uns in klassisch durchathmeten Gedichten vorgeführt: in „Sarpedon" stimmt Kronion ein schwermüthig ertönendes Klagelied um den Tod des geliebten Sohnes an; in „Achilles" wird uns das tragische Loos des vor Troja dem Schicksale erliegenden Helden geschildert; in „Lykambes" feiert der Dichter die geistige Uebermacht des Genius über Erdengröße und Erdenmacht, und während uns in „Kassandra" eine tiefsinnige Deutung der Gestalt der hellenischen Seherin vorgetragen wird, beschenkt uns Schack in „Aurelia und Alciphron" mit einer rührenden Liebeselegie. Neben dem klassischen Alterthum aber ist es das dunkle Gebiet der armenisch-alanischen Sagenwelt, ist es der Orient und das Land der Pharaonen, ist es Italien, Spanien und Portugal, ist es die Schweiz und Holland, das Paris der Hugenotten und das Deutschland des siebzehnten Jahrhunderts wie der Gegenwart, wohin der Dichter uns führt.

Und wie die Stoff- so ist auch die Formenwelt der „Tag- und Nachtstücke" eine ungemein reiche. Die Skala der Schackschen Vor-

tragsweise bekundet sich hier als eine selten umfangreiche: der Sänger steigt von der leichten, graziösen Sprache der modernen versifizirten Novelle hinauf bis zum Pathos des Geschichtsbildes und der geschichtsphilosophischen Betrachtung; „Drei Mädchen" und „Elsbeth und Reinhold" bezeichnen hier die Basis, „Die Vision Karls IX." und „König Cheops" den höchsten Punkt der aufsteigenden Linien. Andererseits aber erhebt sich Schack in diesen „Tag- und Nachtstücken" von legendarischen und sagenhaften Dichtungen epischen Stils hinauf bis zum lyrischen Schwunge der Ode und dem getragenen Tone der Elegie — eine Distanz, die etwa an dem Abstande bemessen werden kann, der zwischen Gedichten wie „Andreas und Leila" und der bereits erwähnten „Kassandra" besteht. Und dazwischen fallen Poesien von tief ethischem Kerngehalte hinein, wie „Swammerdam", „Camoëns in Cintra", „Der Gefangene von Valladolid", „Berenice" und der bereits angezogene „Lykambes" oder Heldengedichte wie „Satinig" und moderne Geschichtstableaux wie „Antonio".

Zeigt sich in dieser Universalität der Stoffe deutlich der Eklektizismus Schacks, so bekundet er sich nicht weniger in der Anlehnung unseres Poeten an bekannte große Vorbilder: Byron klingt vielfach in den erzählenden, Schiller in den pathetischen Gedichten der „Tag- und Nachtstücke" durch, um nur diese beiden Beispiele hier anzuführen. Will man diese episch-lyrischen Dichtungen mit früheren Werken Schacks vergleichen, so liegt die Parallele zwischen ihnen und den „Episoden" wohl am nächsten. Aber die hier zusammengefaßten neuen Dichtungen sind reichhaltiger in ihren Gegenständen, wechselvoller und trotz der eben erwähnten Anlehnung doch vielfach auch eigenartiger im Kolorit als jene früheren.

Es ist, wie bereits angedeutet, vorzugsweise eine elegische Klangfarbe, welche die Dichtungen der „Tag- und Nachtstücke" beherrscht. Der dunkle Charakter, die Nacht, wiegt in ihnen vor, und als eigentliches und wirkliches „Tagstück" kann wohl nur die muntere, frische Novelle in Versen „Elsbeth und Reinhold" bezeichnet werden. Die Farben des Humors, die auf der dichterischen Palette Schacks sonst durchaus nicht fehlen — „Durch alle Wetter" und „Ebenbürtig" beweisen es — kommen in den „Tag- und Nachtstücken" nur in dieser kleinen Geschichte zur Verwendung; denn wo in den übrigen Abschnitten der Sammlung helleres Licht aufblitzt, da ist es stets gemäßigt durch den ernsteren Grundton, der hier fast überall vorherrscht und der in nicht wenigen Stücken sogar die düstere Färbung eines Gott, die Welt und den Menschen anklagenden Pessimismus annimmt. Gute und große Thaten laufen oft genug in Unheil und Unsegen aus; aus scheinbar Edlem und Schönem erwächst nicht selten Elend und bitteres Leid, das ist vielfach das Thema der hier niedergelegten Schackschen Poesien: im Kerker zu Valladolid kämpft Columbus einen schweren Gewissenskampf, indem er die Selbstbeschuldigung gegen sich erhebt, in den tiefen Frieden der neuen Welt, die er der Kultur erschloß, alles Weh und alle Laster Europas getragen zu haben; in der Einsamkeit von Cintra aber klagt Camoëns, daß die Summe seines idealistischen Strebens nichts ist als Enttäuschung und Entsagung, Verkennung und ruhmloses Dasein.

Im Gegensatze zu solchen pessimistischen Stimmungen erhebt sich die neueste episch-philosophische Veröffentlichung Schacks, sein „Memnon", aus düsteren Anschauungen zu lichteren; sie ringt sich aus negativen Anfängen zu einem optimistischen Schlußakkorde empor und wiederholt somit im kleinen die Grundidee der gesammten Schackschen Dichtung, weßhalb ihr hier eine eingehendere Betrachtung zukommt.

Der Mythus von „Memnon" ist bekannt. Es ist bewunderungswürdig, was unser Dichter aus dem durch die Sage nur fragmentorisch überlieferten Stoffe geformt hat. Was alte Schriftsteller darüber berichten, ist nicht viel mehr als eine Zusammentragung unterbrochener Linien und unzusammenhängender Konturen, die das Bild eines Torsos bieten, der dem Verstande nichts fertiges, wohl aber der Phantasie ein unerschöpfliches Arbeitsmaterial liefert. Die nachhomerische Dichtung berichtet von einem Herrscher über Aethiopien, Memnon mit Namen, einem Sohne des Tithonos und der Eos, der nach einem abenteuerlichen Zuge durch Aegypten und Persien unter Trojas Mauern zu dem Heere seines Oheims Priamos stieß und gegen die Hellenen kämpfte, um schließlich im Zweikampfe dem Achilles zu erliegen. Man schreibt ihm die Erbauung des großen Tempels in Abydos und die Aufrichtung der Burg von Susa zu, wie auch der westliche Theil von Theben, von den Griechen Memnoneia genannt, als seine Schöpfung bezeichnet wird. Vor allem aber blieb sein Name an die bekannten Memnonssäulen geknüpft, jenes gigantische Monument bei Theben, das, längst Ruine, seit den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung im Rufe steht, beim Sonnenaufgange harfenartige Töne erklingen zu lassen. Frühe schon bemächtigte sich die dichtende Phantasie der Völker des Morgen- und Abendlandes dieser Ueberlieferung, um daran die sinnvolle Sage zu knüpfen: dieses zaubervolle Klingen beim Anbruche des Tages sei ein Gruß, den der in der Blüte seines Lebens hingegangene Memnon in jeder Morgenfrühe seiner Mutter, der „rosenfingerigen Eos" zusinge.

Was kann ein moderner Dichter aus diesen fragmentarischen Ueberlieferungen anders formen, als höchstens ein lyrisches Gedicht, einen antik gefärbten Gesang, vielleicht mit modernen allegorischen Zuthaten oder didaktischen Elementen verquickt? Das ist, so scheint es, das einzig Mögliche! Ja, für einen Durchschnittspoeten! Unser Dichter aber ergriff den Stoff, so dürftig er ist, erfüllte ihn mit einer philosophisch-menschheitlichen Idee, bauete das sagenhafte Fundament mit schöpferischer Phantasie episch aus und führte darauf den Prachtbau seiner Dichtung in freier Breite und stolzer Höhe auf. Die philosophische Grundidee ist hier das Heimweh Memnons nach der Mutter Sonne, die Sehnsucht nach dem Born des Lichts, der seit Urzeiten dem Menschen zugleich als der Quell des Glücks und der Freude am Dasein erschienen ist, ein Verlangen, das man so gut ein historisches wie ein psychologisches, ein menschheitliches wie ein menschliches nennen kann; denn nach dem Osten ging von jeher das Sehnen der Menschheit, nicht nur in den ziehenden Völkern des Alterthums, auch in den Pilgern und Seefahrern des Mittelalters, und die Dichtungen aller Zeiten und aller Kulturvölker haben diesem Heimweh nach dem geheimnißvollen Sonnenlande dauernde Gestalt geliehen. Wie aber die Mensch-

heit nach dem Sonnenlande, so trachtet von je auch der einzelne Mensch in philosophischem Ringen, wie in religiösem Sehnen, in den Allegorien der Dichtkunst wie der bildenden Kunst nach dem Lichte der Erkenntniß, gewissermaßen nach einem Osten des Geistes. Es ist hier wie dort das ewige Trachten nach der Lösung der höchsten Lebensräthsel, nach dem Anschauen der letzten Wahrheit. Es ist also ein Trachten nach dem Ideal. Der Idealismus der Völker gab sich aus in jenen weltgeschichtlichen Zügen gen Morgen; der Idealismus des Einzelnen thut sich kund in dem Durste nach geistigem Schauen, und ist die Sehnsucht nach dem Lichte auch die Sehnsucht nach dem Ideal, so darf man in dem ägyptischen Mythus vom Memnon, welchem in dem griechischen Ikarus eine verwandte Allegorie gegenübersteht, wohl eine Verkörperung idealistischen Strebens überhaupt erblicken.

Schack ist der allermodernste Sänger dieses Heimwehs nach dem Ideal, wie es in der Sage vom Memnon Gestalt gewinnt, und darum hat er, von der erhabenen Kulturhöhe unserer Zeit aus, auch seine Aufgabe tiefer gefaßt, als vielleicht irgend einer vor ihm. Er hat die Sehnsucht seines Helden nach dem Strahlenantlitz der Mutter ethisch vertieft: ein Fluch der Götter, so dichtet er, lastet auf Memnon, ein Fluch, der schon das Haupt seines Vaters gebeugt; es ist in ihm ein heiliger Drang, sich von diesem Fluche zu befreien, die Seele zu erheben aus dem Staube des Sinnlichen und über die Welt der Erscheinung hinaus zur Wahrheit fortzuschreiten. Die Sonne ist dem Dichter nur das Symbol der Erkenntniß. Aber wo ist sie selbst, diese Erkenntniß? Nur ein einziges Thor führt zu ihr: der Tod. Auf Erden aber ist ein Abglanz dieser Erkenntniß allein in unserm Busen. Orakel verkünden dies dem nach Wahrheit lechzenden Memnon, und sein eigenes Gemüth bestätigt den Ausspruch der Götter:

„Durchschweifest Du auch alle Himmelssphären,
Der Erde Zonen all', es wär' umsonst:
Nur aus Dir selbst kann sich das Licht gebären."

Diese drei Verszeilen sprechen die ethische Grundidee des Gedichts prägnant aus.

Das epische Gewand, welches der Dichter um den Kern seines Mythus geschlagen, hat einen prächtigen, breiten Faltenwurf: Dem Sonnenlande mit heißem Seelendrange zustrebend, durchwandert Memnon als Oberfeldherr des großen Sesostriden Ramses II. an der Spitze eines gewaltigen Heeres unerschrocken Land um Land; das Tragische in seinem Schicksal tritt lebhaft aus dem durchsichtigen Gefüge der Dichtung hervor: es ist die unselige Verkennung, daß Memnon außen erringen will, was nur innen wohnt; das Sonnenland, das er sucht, liegt nicht im fernen Osten; es liegt in seiner eigenen Brust. Diese tragische Schuld des Irrthums wird sein und der Seinigen Verhängniß: auf dem Marsche stirbt ihm ein Getreuer nach dem andern. Einsam und fern der Heimat, wo er Weib und Kinder lieblos zurückgelassen, fühlt er sich in die Liebe zu einer schönen Fürstin verstrickt, und mit ihrer Hand erringt er Thron und Macht, Reichthum und Glanz. In der Verblendung seines Liebesrausches versinkt alles hin-

ter ihm. Sogar sein Wanderziel vergißt er und den Zug der Sonne zu. Aber die Nemesis bricht über den Schuldigen herein: sein unverdientes, angemaßtes Glück fällt zusammen; er sieht sich schmachvoll ins Nichts gestürzt. Er, der die Heimat des Lichtes mit Inbrunst sucht, wird des Augenlichtes beraubt, auf daß der Ausspruch des Orakels sich erfülle:

„Nur aus Dir selbst kann sich das Licht gebären."

Blind und siech, sich der Augen eines mitleidigen Knaben bedienend, der den Hilflosen führt, erreicht er nach langer angstvoller Wanderschaft die Heimat. Aber die Hand des Schicksals lastet schwer auf ihm: er findet seine Kinder verwaist und in tiefer Trauer um die vor Gram um den verlorenen Gatten hingegangene Mutter. Und nun, in der Nacht, die ihn umgiebt, in der physischen Nacht des Blinden und der moralischen des Schuldbeladenen, tagt dem Reuigen die Sonne der Erkenntniß: Mutter Eos, die er so lange vergessen konnte, wird der Gegenstand seiner heißen Sehnsucht; blinden Auges sucht er die Unsterbliche mit Heimweh und Andacht, und allmorgendlich fühlt er ihre Nähe im Odem der aufgehenden Sonne. Das innere Schauen geht dem Blinden auf; er sieht die strahlende Mutter von Angesicht; er fühlt sich zu ihr hinaufgehoben in die Regionen des Lichtes und läßt im Tode den Fluch hinter sich, der auf seinem Leben lastete.

Das die Grundlinien der Dichtung! Es geht aus ihnen hervor, mit wie diffizilem künstlerischem Takt Schack die Elemente der mythischen Ueberlieferung dichterisch verwandt, wie feinfühlig er poetisch Unassimilirbares ausgeschieden, wie sinnig und großartig er neues hinzugethan, mit wie kundiger Hand er aber das Ganze seiner ethischen Idee dienstbar gemacht und auf Grund der epischen Technik organisch gegliedert und schöpferisch belebt hat.

In eigenthümlicher Weise verschmilzt die merkwürdige Dichtung, die als ein reines Epos absolut nicht betrachtet werden kann, phantastisches mit realem, märchenhaftes mit didaktischem. Dicht neben dem Visionären, in dem oft ein wahrhaft Dantescher Geist athmet, liegt hier die malerische Anschaulichkeit des strengen Epikers, dem die Schule Homers nicht fremd, dicht neben dem Symbolischen, das sich aber niemals in undichterische Abstraktion verliert, die formenfreudige Plastik, die das Gestalten aus Lust am Gestalten betreibt — eine Mannigfaltigkeit des dichterischen Vortrages, die den doktrinären Aesthetiker vielleicht befremden und ihm die Frage nahe legen könnte: wo ist hier der Stil? Aber gerade diese Universalität des Stiles ist es, die dem „Memnon" ihren eigenthümlichen Stempel aufgeprägt; die Dichtung ist einheitlich in ihrer großen Mannigfaltigkeit, einheitlich nach der Seite der Handlung hin, wie in ihrem äußerlichen Gefüge, das sich uns im Kleide einer vollendeten Sprache — unechte Terzinen (eine ungereimte Zeile zwischen zwei gereimten) — darbietet, einheitlich vor allem in dem philosophischen Grundgedanken, der nirgends mit nackten Gliedern vorlaut hervorblickt, wohl aber das Gerüst bildet, an dem die Dichtung sich emporrankt und das sie überall mit dem lebendigen Grün ihrer Blätter zudeckt, wie ja die echte Kunst alles

andere, was sie etwa außer der Schönheit noch bezweckt, unvermerkt einkleiden soll — eben in Schönheit.

Ich habe bei der Betrachtung des „Memnon" so lange, vielleicht überlange, verweilt, weil kaum in einer andern poetischen Schöpfung Schacks der Grundgedanke seines gesammten Dichtens so in die Augen springend und zugleich so erschöpfend ausgesprochen liegt, wie eben hier. Wenn ich in der vorliegenden Studie den Gedanken an die Spitze gestellt habe: Schack sei unter den heutigen Zeit- und Zukunftskündigern einer der allerberufensten, so konnte ich diese Behauptung kaum besser erhärten, als durch eine Darlegung der Idee seines „Memnon", der in der Reihe seiner poetischen Erzeugnisse eine der allerersten Stellen einnimmt. Er geht — um es zu wiederholen — wie die Schackische Poesie ihrem Wesen nach überhaupt, vom Weltschmerz aus, aber gipfelt in einem freudigen Optimismus: „Memnon" ist Blut vom Blute unserer Zeit, aber er weist über unsere Tage hinaus in eine ideale Zukunft, wo die weltschmerzliche Wanderung nach der Heimat des Lichtes im Sinne unserer Dichtung ihre Endschaft gefunden haben wird.

Mit dieser Betrachtung des „Memnon" haben wir die Reihe der epischen Hervorbringungen unseres Poeten durchlaufen.

Ragt, wie wir gesehen, unter den spanisch-arabischen und indisch-persischen Studien und Uebersetzungen Schacks die geniale Nachdichtung des Firdusi dominirend hervor, markiren in seiner Lyrik die „Weihegesänge" am entschiedensten die Eigenart seines Wesens und sprechen unter den Epen die „Nächte des Orients" und „Memnon" unseres Dichters Welt- und Lebensanschauung am prägnantesten aus, so ist es in der Rubrik der Dramen, zu deren Würdigung ich mich jetzt wende, vor allem der imposante „Heliodor", in welchem Schack sein Tiefstes niedergelegt.

Abgesehen von dieser gedankenvollen Schöpfung, kann ich mich über die Dramen, deren Werth als Material zur inneren Beleuchtung des Dichters kein hervorragender ist, im allgemeinen kurz fassen.

Wenn die erzählenden Dichtungen Schacks zum Theil an den behaglichen, breiten Plauderton der Byronschen ottave rime und der heiteren italienischen Epik des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, zum Theil aber an andere Vorbilder des Occidents und Orients anklingen, so verleugnen auch seine Dramen keineswegs diesen eklektischen Zug, indem sie sich augenfällig an die Muster theils der spanischen Dramatiker, theils des Aristophanes anlehnen.

Wir besitzen im ganzen acht dramatische Dichtungen Schacks, die uns eine bunte Welt der Stoffe und der Tonarten erschließen. Versetzen uns „Der Kaiserbote" (1873) und „Cancan" (1873), zwei aristophanische Lustspiele von politischer Tendenz, das erstgenannte in die tolle Gährung des Revolutionsjahres 1848, das letzterwähnte in die Tage des deutsch-französischen Krieges von 1870 und 1871 und der Aufrichtung des deutschen Kaiserreichs, theilen sie beide wuchtige Geißelhiebe der Satire aus, jenes gegen den wilden Hexensabbath der deutschen Volkserhebung, diese gegen die sittliche Verschlammung des zweiten französischen Kaiserreichs, so führen uns die „Pisaner" (1872), ohne Frage eines der hervorragendsten Dramen Schacks, nach Pisa in

die Kämpfe der Welfen und Ghibellinen und schildern uns die Vorgeschichte jener gräßlichen Katastrophe, welcher Ugolino Graf von Gherardesca und seine Söhne zum Opfer fielen und die Dante zu der berühmten Episode seiner „Divina commedia", Gerstenberg zu seinem bekannten Trauerspiel (1768) begeisterte. Eigentlich dramatischen Zug haben unter diesen drei Dramen nur die „Pisaner"; ihnen sehr nahe in dieser Beziehung steht „Timandra" (1880), eine Tragödie voll Kraft und Größe, in welcher unser Dichter die erschütternde Geschichte des Spartanerkönigs Pausanias eindrucksvoll wiedergiebt und den großartigen Konflikt zwischen Mutterliebe und Vaterlandsliebe, mit einer Erhabenheit historischer Anschauung behandelt, die er in den beiden neueren geschichtlichen Trauerspielen „Kaiser Balduin" (1883) und „Gaston" (1883) nicht ganz erreicht, obwohl es seiner Darstellung der tragischen Verfolgung, welche die Waldenser gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Savoyen zu erdulden hatten und die den Gegenstand der letzterwähnten Tragödie bildet, an echtem Pathos der Ueberzeugung nicht gebricht — Vorzüge, die man dem zur Zeit der ersten französischen Revolution spielenden Drama „Atlantis" (1880), welches sich nach jeder Richtung hin als ein unfertiges Jugendwerk dokumentirt, freilich nicht nachrühmen kann; der Held des Stückes, welcher halb Schwärmer, halb Schurke, in Kalifornien einen alle Menschheitsideale verwirklichenden Musterstaat gründen will, vermag sich die Sympathien der Vernünftigen schwerlich zu erringen; überdies ist der Aufbau des theils ernsten, theils komischen Stückes locker und leichtfertig, die Sprache vielfach geschraubt und überspannt, was um so verwunderlicher, da die Schackschen Dramen, mit dieser einzigen Ausnahme, sich durch die strenge Schönheitslinie der Komposition und das Maßvolle eines Vortrages auszeichnen, der gleich fern bleibt von überschwenglicher Kraftdramatik wie von schönrednerischer Jambendeklamation, diesen zwei Extremen, welche die deutsche Bühnendichtung nur allzu leicht zu verfallen pflegt.

Und nun zum Schluß der „Heliodor" (1878)! Mit großen Zügen entwirft uns in ihm der Dichter ein ergreifendes Bild von dem furchtbaren Zusammenprall dreier die Welt bewegenden Geschichtsgewalten; er führt uns in einen verhängnißvollen historischen Wendepunkt, in das Hellas des ausgehenden vierten Jahrhunderts, in die Zeit des wankenden römischen Reichs. Die beiden Kulturmächte des absterbenden Hellenenthums und des jugendlich aufstrebenden Christenthums begegnen sich im entscheidenden Kampfe auf dem klassischen Boden Griechenlands — aber aus den Schluchten und über die Pässe des Hämos bricht, alles vor sich niederwerfend, Alarich herein, der entsetzliche Verheerer europäischer Kultur, der dritte Faktor in dem imposanten weltgeschichtlichen Entscheidungskampfe, den „Heliodor" uns vorführt. Prachtvoll geschildert ist der Kontrast des sinnenfreudigen und lebensfrohen griechischen Götterkultus und des starren und rigoristischen Kirchenregiments der Römer, der Kampf zwischen Weltfreude und Weltflucht. Heliodor, ein hellenischer Jüngling, für die Wiederaufrichtung des Vaterlandes erglüht, verjagt die Römer aus Athen. Anfänglich beobachtet er den Christen gegenüber eine maßvolle Haltung. Aber der nazarenische Glaube ist entartet; er steigert sich zu einem blinden

Fanatismus, der die Anhänger anderer Bekenntnisse nicht mehr neben sich duldet, und als Makrina, die Gattin Heliodors, unter dem Dolche Gregors, ihres fanatisirten Bruders, verblutet, wandelt sich unser Held aus einem milden und duldsamen Charakter in einen unnachsichtlichen Widersacher der Christen. Die Charaktere sind sicher entworfen, konsequent durchgeführt, und sowohl sich selbst gegenüber wie in ihrem Verhältniß zu einander und zur Handlung der Tragödie mit vollendeter Kunst entwickelt. Unter den Griechen ist es Heliodor selbst, der, allen voran, unser höchstes Interesse in Anspruch nimmt, eine Heroengestalt von idealem Gepräge, feuerig, edel, tapfer. In wirkungsvoller Ergänzung neben ihm steht seine Gattin Makrina, ganz Anmuth und Weiblichkeit, aber ein starker Geist, wie er selbst. Ein geschlossener Ring klug gruppirter Gestalten umgiebt den Helden: zunächst auf der Seite des Griechen Hilarion, im geheimen ein Anhänger der Lehre des Lucrez, dem Scheine nach ein Verfechter der olympischen Götter, mit Herz und Hand aber ein Hasser und Verächter der Christen, sodann Medon, dem griechischen Religionskultus naiv ergeben, und Kassander, der Vaterlandsfreund und Lebemann, außerdem auf der Seite der Christen Makrinas Mutter, die hochherzige Eusebia und neben ihr Gregor, ihr fanatischer Sohn, der in Aegypten in der Schule der Anachoreten, einen unversöhnlichen Haß gegen alle Andersgläubigen eingesogen. Schrecklich bricht über sie alle das Schicksal herein in der gewaltigen Gestalt Alarichs. Von hellenischen Christen verrätherisch über das Gebirge und hinab in die lachenden Fluren Griechenlands geführt, erscheint er verderbenbringend auf dem Schauplatze.

„— — — Hin durch die Engen wogt
Das wilde Heer, auf Griechenland herab,
Sich wie die Sturmflut wälzend. Blutroth flammt
Der Himmel; über Leichen von Erschlag'nen,
Geht der Verheerungszug der Wüthenden,
Allhin wie des Kometen Flammenruthe
Zerstörung breitend."

Die Bekenner Christi wie die Anhänger des alten Götterglaubens, alle finden sie ihren Tod unter den mörderischen Waffen der Gothen — so auch Heliodor. Er stirbt mit dem schmerzlichen Bewußtsein, einer Idee gedient zu haben, die ihre Mission längst erfüllt, um höheren Menschheitsaufgaben zu weichen; denn bevor er in dem Kampfe gegen Alarich das Leben opferte, hatte er sich in die eleusischen Mysterien einweihen lassen. Hier, in dem einem feierlichen Gotteskultus gewidmeten Heiligthume, war ihm die Offenbarung geworden, daß die geläuterte Lehre des Nazareners, weil sie das Evangelium der Liebe und Humanität predigt, die Religion der Zukunft sein werde; dermal einst, in einem entlegenen Zeitalter der Aufklärung, werde sie die Menschheit beherrschen und beglücken. Die eleusischen Mysterien bilden in großartiger dichterischer Darstellung den Kern des ganzen Dramas; sie sind von einer hinreißenden und ganz unvergleichlichen Schönheit und Tiefe, und ich stehe nicht an, sie den Glanzpunkt der Schackschen Dichtung überhaupt zu nennen. Die Priester preisen in sophokleisch ertönenden Chorgesängen den einen und einzigen, großen

namenlosen Gott, der von Anfang an da war und immer sein wird, den Gott der unendlichen Liebe. Unter ihren Gesängen ziehen — ganz ähnlich, wie in den „Nächten des Orients“ — die wichtigsten Zeitalter, welche im Buche der Menschheit verzeichnet stehen, an Heliodor vorüber. Er sieht die Zeit des Heidenthums mit ihren Gräueln vor sich emporsteigen; er sieht die glanzvolle Größe seines eigenen Volkes heraufdämmern und sieht Griechenland, das herrliche, fallen; er sieht vorahnend die Religion Jesu ihren Triumphzug über die Welt halten, sieht sie in Wahn und Mystik, in Haß und Hader sich verwirren und neben ihr den Halbmond seine blutigen Schlachten schlagen; er sieht das klassische Alterthum wiedererwachen im Zeitalter der Humanisten und endlich die Versöhnung von Glauben und Wissen anbrechen in einer Religion der Duldung und der Menschenliebe, welche dereinst alle Völker der Erde in sich vereinen wird.

Mit diesem Blick auf „Heliodor“, dessen Ideenverwandtschaft mit den „Nächten des Orients“ auf der Hand liegt und dem ein mehr epischer und kontemplativer als dramatischer Zug innewohnt, bin ich am Schlusse meiner Darlegungen über den Inhalt und Gedankengang der einzelnen Schackschen Dichtungen angelangt.

Unser Poet, der, nachdem er aus dem Dienste des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin ausgeschieden, 1855 seinen dauernden Wohnsitz in München genommen und 1876 vom deutschen Kaiser in den Grafenstand erhoben worden, hat, wie wenige neben ihm, die Rechnung mit dem Glück auf die edelste Weise quitt gemacht. Gab ihm dieses eine vornehme Geburt, Reichthum und äußere Ehren in Fülle, so zahlte er die empfangene Gunst mit zum Theil unvergänglichen dichterischen Leistungen und einem Leben zurück, das sich ganz in den Dienst der Kunst stellte. Gestützt auf seine großen Geldmittel, machte er in München, wo er mit Emanuel Geibel, Friedrich Bodenstedt, Felix Dahn, Paul Heyse und anderen die bekannte Dichtergesellschaft „Die Krokodile“ bildete, sich die Protektion der Malerei zur besondern Lebensaufgabe, eine Thätigkeit, die in seiner berühmten Münchener Gemäldegalerie ihren konkreten Ausdruck findet. Als Dichter wie als Mensch gebührt ihm einer der vornehmsten Kränze, die das heutige Deutschland zu vergeben hat.

Der dichterische Werdegang des Grafen Adolf Friedrich von Schack zeigt nicht die ruhige Schönheitslinie einer stätig aufwärts steigenden Entwickelung, wie sie klassisch gearteten Naturen eigen — es ist vielmehr die schwankende Figur eines unruhigen Zickzacks, also die Signatur des unbefriedigten Suchens und Tastens, die rechte und echte Stempelung der Romantik, welche ihr aufgeprägt ist. Ein reicher geistiger Inhalt sucht überall in der Schackschen Dichtung nach dem ihm entsprechenden Gefäße; keines thut ihm Genüge, und daraus ergiebt sich ein unstätes Springen herüber und hinüber, ein Experimentiren und Sichversuchen in den verschiedensten Arten und Gattungen. Das Resultat dieses Experimentirens ist begreiflicherweise oft genug eines der beiden Extreme: entweder ein mangelndes Sichausleben des Inhaltes in der Form oder ein Sprengen dieser letzteren eben durch den Inhalt. Die Schacksche Lyrik ist nur selten eigentliche Lyrik — der übermächtige Gedanke erdrückt die Empfindung, und nur einzelne

unter den kleineren Gedichten treffen den sanglichen Ton. Die Schackſche Epik iſt nur ausnahmsweiſe wirkliche Epik — polemiſche, metaphyſiſche oder andere Elemente überwuchern das Erzähleriſche, und die „Plejaden“ repräſentiren hier einzig die Gattung in ihrer Reinheit. Die Schackſche Dramatik endlich iſt nur in wenigen Fällen volle und ganze Dramatik — tendenziöſe und allegoriſche Momente legen vielfach die Aktion lahm, und nur „Die Piſaner“ und „Timandra“ haben bühnliches Leben und dramatiſchen Nerv. Aber Goethe war auch nur — Goethe: lyriſch in ſeinen Dramen, Schiller nur — Schiller: philoſophiſch in ſeiner Lyrik. Sei uns alſo Schack auch nur — Schack: zwar kein Syſtematiker in der ſtrengen Ausprägung der Dichtgattungen, aber ein Dichter von echten kaſtaliſchen Gnaden. Er iſt ein romantiſcher Idealiſt im Dienſte der abſoluten Schönheit. Immer ſucht er das ewige Band zwiſchen der Idee und den Dingen; immer trachtet er danach, griechiſche Schönheit mit germaniſcher Kraft und nordiſchem Gedankengehalte zu verbinden; immer treten in ihm die perſönlichen Seelenſtimmungen hinter dem allgemein menſchlichen Bewußtſein zurück. In ſeinen Dichtungen ſind nicht, wie bei den Vertretern des Realismus, die Geſtalten und Charaktere das Urſprüngliche und Erſte; der Prozeß des Schaffens hat es bei ihm nicht in erſter Linie zu thun mit der Einwirkung der Welt auf den Dichter — umgekehrt: er beſteht vorwiegend in der, wenn ich ſo ſagen darf: Auswirkung des Dichters auf die Welt; denn bei aller Objektivität der epiſchen oder dramatiſchen Handlungen ſind es bei Schack doch weder dieſe Handlungen noch die ſich in ihnen entfaltenden Charaktere, welche die Ausgangs- und Zielpunkte ſeines Dichtens ausmachen; er findet — das fühlt man ſeinen Schilderungen und Geſtalten an — in Leben und Geſchichte nicht etwa fertige Vorgänge und konkrete Menſchenvorbilder, die ihn zur dichteriſchen Nachgeſtaltung anregen; als echter Idealiſt geht er vielmehr von Ideen und Anſchauungen ſeiner Subjektivität aus und ſucht für dieſelben in Vergangenheit und Gegenwart die ihm objektiv überlieferten Repräſentanten, um ſie nachſchaffend zu ergreifen und zu Gefäßen ſeines perſönlichen geiſtigen Inhaltes umzuprägen. Er ſieht die Welt in der Strahlenbrechung ſeiner Individualität, und demgemäß iſt die Methode ſeines Geſtaltens mehr ſentimental als naiv, inſofern wir dieſe Begriffe im Sinne der Schillerſchen Terminologie faſſen.

Sinnendes Verſunkenſein in die Räthſel des Daſeins, freudige Humanität und die gläubige Zuverſicht auf eine ideale Zukunft des Menſchengeſchlechtes im allgemeinen und unſeres Volkes im beſondern — das ſind die inneren Merkmale der Schackſchen Dichtung; die großen weltbewegenden Kriſen der Menſchheitsgeſchichte aber ſind die Gegenſtände, welche der Genius unſeres Sängers mit Vorliebe ergreift. Auf den Beifall der Menge dürfen ſeine poetiſchen Gebilde ſich keine Rechnung machen; den Olymp der Leihbibliotheken werden ſie ſich niemals erobern; ſie wenden ſich vielmehr, wie alle gedankenvolle Poeſie, in der Vornehmheit ihrer dichteriſchen Eigenart an das exkluſive Publikum der deutſchen Geſchmacks- und Geiſtesariſtokratie.

Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Geſtalten.

Bel Ami

I met Bel Ami in the days
When I was young and gay,
And he was young and gay,
And we were young and gay.
We were young and gay together,
And we were gay together,
And we were young together

Die Sage von el Dorado.

Von Wilhelm Boye. Deutsch von Emil Jonas.

Es ist eine bekannte Sache, daß die Hand der Europäer schwer auf die civilisirten Staaten fiel, welche zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in Mittel- und Südamerika blühten. Die Missethaten, welche im Namen des Christenthums gegen die unglücklichen Indianer ausgeübt wurden, werden zu allen Zeiten als Schandmal in der Weltgeschichte verzeichnet stehen. In der Regel waren es nur niedrige Beweggründe, welche die „Conquistadoren“ (Eroberer) veranlaßten, aus der Heimat zu ziehen, um die bisher unbekannten Reiche mit ihrer staunenswerthen und eigenthümlichen Kultur zu entdecken und zu erobern. Abenteurer, welche auf keine andere Weise sich einen Weg zu bahnen vermochten, ernteten verhältnißmäßig leicht Lorbeeren durch Bezwingung von Leuten, welche weder das Eisen, noch das Pferd, geschweige das Pulver kannten. Während sich einzelne Conquistadoren durch den Ehrgeiz leiten ließen, war niedrigste Geldgier die einzige Triebfeder des weit überwiegenden Theils der Schaaren von Abenteurern, die die Reiche der Azteken, Peruaner, der Mayaen und Muiscaen heimsuchten. Der Wohlstand, den diese Völkerschaften besaßen, die ganze Ordnung der verschiedenen Lebensverhältnisse, die, so charakteristisch wie sie waren, mußten in einem Nu vor der rücksichtslosen Art und Weise der Spanier verschwinden, und ein härteres Urtheil kann die Geschichte kaum über das Auftreten der Europäer fällen, als daß Mittel- und Südamerika, wie es vor der Eroberung war, weit höher stand, als es jetzt der Fall ist. Am schlimmsten wurde Südamerika heimgesucht, namentlich das reiche und glückliche Peru, wo sich kein Armer befand, wo die Kultur in mancher Richtung viel weiter vorgeschritten war, als in europäischen Staaten jener Zeit, wo im Laufe von einigen wenigen Jahren von rohen und brutalen Anführern, wie Francisco und Gonzalo Pizarro und ihren würdigen Gefährten. Man begnügte sich nicht damit, den Incaen und den ersten Männern des Landes kolossale Summen in edlen Metallen auszupressen; die heiligen Tempel und die Häuser der

Henry Clay

Reichen wurden geplündert, und als man seinen Golddurst bei den Lebenden nicht mehr befriedigen konnte, schändete man die Gräber der Todten und beraubte sie der Reichthümer, die dort aus Pietät niedergelegt worden waren.

Dieser für die „Conquistadoren" charakteristische Golddurst bekam reiche Nahrung in der berühmten Sage von el Dorado, welche Tausenden von Menschen das Leben gekostet hat. Es ist ein allgemeiner Irrthum, wenn man unter dem Worte el Dorado ein goldreiches Land, ein Schlaraffenland versteht, wo man in ewiger Freude und Genuß lebe. El Dorado, d. h. das Goldne, das Vergoldete, bezeichnet ursprünglich einen Mann (hombre) oder König (rey), also den goldenen oder vergoldeten Mann oder König, den man anfangs in dem jetzigen Columbien (Nueva Granada) und im östlichen Theil der Cordilleren wohnend wähnte. Hier fanden die Eroberer ein merkwürdiges Reich vor, nämlich Cundinamarca oder Cundirumarca, das wohl von den Incaen unabhängig war, aber doch die Sonne verehrte, Jungfrauenklöster besaß und andere nähere Berührungspunkte mit Perus Kultur darbot. Die Regierungsform war höchst eigenthümlich, indem es zwei Fürsten gab: ein geistliches Oberhaupt, Zippa, das in Iraca (sogamoso) wohnte, wo ein berühmter Tempel, der der Sonne geweiht war, und ein weltliches Oberhaupt, Zaque, das seine Residenz in Hunca (Tunja) hatte. Diese zweigetheilte Regierung hat noch heute ein Seitenstück in Tibet, früher war ja auch etwas ähnliches in Japan der Fall. Von diesem Lande stammt die Sage von el Dorado; sie hat vor allen anderen Sagen den Vorzug, daß man ein bestimmtes Jahr für ihren Ursprung nachweisen kann.

Im Jahre 1535 wurde ein Indianer von Cundinamarca abgesandt, um den Inca Atahualpa um Hilfe gegen die Feinde des Landes anzurufen; in Quinto traf er mit Luis Daça zusammen und theilte diesem den Zweck seiner Reise mit; aber der Indianer gab ihm gleichzeitig einen weitläufigen Bericht über die großen Reichthümer, welche sich in seiner Heimat befänden, und fügte hinzu, daß östlich von Cundinamarca ein Fürst oder vornehmer Herr wohne, der seinen Körper mit Goldstaub bestreue und sich in einem heiligen See, der mitten in den Bergen liege, bade. Dieser Bericht bildet den ersten Ursprung zu der schicksalsschwangeren Sage von el Dorado.

Man wird sofort einsehen, daß die Angabe der Stelle ziemlich schwebend war; daß große Uneinigkeit darüber herrschte, wo man den heiligen See zu finden habe. Alexander von Humboldt vermeint, es sei der heilige See Guatavita, der östlich von den Steinsalzgruben bei Zepaquira und nordöstlich von Bogatá gelegen ist. In dem Felsen befindet sich eine Treppe ausgehauen, die zum See hinabführt, wo die Opferwaschungen früher vorgenommen wurden, und unter den Indianern lebt noch die Sage, daß von den gläubigen Heiden Goldstaub und verarbeitete Goldsachen in den See als Opfergaben an die Götter geworfen wurden. In Berücksichtigung dieser Sage haben die Spanier es versucht den See zu entwässern, indem sie einen Ablaufkanal in den Felsen hauten; aber es ist ihnen nur gelungen, den Spiegel des Sees einige Fuß zu senken.

Daß etwas wahres dieser Sage zugrunde liege, ist sehr wahr-

scheinlich. Humboldt nimmt an, daß sie möglicherweise auf gewissen Ceremonien beruhe, bei der mystische Gesetzgeber und Religionsstifter der Muiscaen, Bochica, in Cundinamarca eingeführt hatte. Er bemerkt, daß die Sage von einem nackten, mit Goldstaub bedeckten Manne aus einem warmen Lande und nicht von Cundinamarcas kalten Hochebenen stammen müsse, wo die Temperatur gewöhnlich sehr niedrig ist; aber der berühmte Forscher hebt andererseits mit Recht hervor, daß man gewöhnlich religiöse Ceremonien beibehält, welche aus einem andern Himmelsstrich stammen, und infolge der alten Sage war Bochica von den Ebenen östlich vor den Cordilleren gekommen.

Diese Sage fand sofort Glauben bei den begehrlichen „Conquistadoren" und rief eine Reihe schicksalsschwangerer Expeditionen hervor. Aber ehe wir länger bei einer dieser Expeditionen verweilen, wird es richtig sein, auf eine interessante Abhandlung, welche aus der Heimat der berühmten Sage stammt, etwas näher einzugehen.

Der gelehrte Professor Liborio Zerda in Bogota hat in „Papel periodico illustrado" eine in vielfacher Hinsicht interessante, mit Abbildungen versehene Abhandlung über dieses Thema veröffentlicht. Durch wohlwollendes Entgegenkommen des Herrn B. Koppel, derzeitigem Charge d'Affaires für die Vereinigten Staaten Columbiens in Kopenhagen, ist es mir gelungen, in den Besitz des wichtigsten Theils der Zerdaschen Abhandlung zu gelangen, und ich will hier einen kleinen Auszug aus derselben geben.

Der Verfasser bemerkt, daß die alten Bewohner des Andesgebirges in Columbien und besonders die Chibchaen große Tempel für ihre Götzen hatten, darunter Iracas reicher Tempel in Sagomoso, wo die „Conquistadoren" den vergoldeten Mann anzutreffen erwarteten. Bei dem Tempel war ein Stab von Priestern angestellt. Die Indianer brachten ihren Göttern reiche Opfer dar, die wesentlich aus Gold und theils massiven Platten, theils aus kleinen Figuren bestanden, die Männer, Frauen, Thiere ꝛc. darstellten und in gebrannten Thongefäßen von verschiedenen Formen niedergelegt wurden. Aber die spanischen Eroberer brannten die meisten dieser Tempelgebäude nieder, nachdem sie sie geplündert hatten. Die Indianer in Cundinamarca hatten einen besonderen religiösen Gebrauch, indem sie kostbare Gegenstände in heilige Seen warfen, die hoch oben zwischen den Bergen gelegen sind und woher, wie sie glaubten, ihre Stammväter gekommen waren.

Unter den merkwürdigsten dieser Seen sind die bei Guatavita und Siecha zu erwähnen, namentlich des ersteren, an welchem der Haupttempel der Chibchaen gelegen war.

Die Stadt Guatavita war stark befestigt, aber wurde doch schnell von Quesada eingenommen, dessen Soldaten hier reiche Beute machten, denn die Einwohner waren tüchtige Goldschmiede, die allerlei kostbare Schmucksachen und die verschiedensten Gegenstände, welche beim Gottesdienst angewandt wurden, verfertigten. Der See Guatavita liegt nicht fern von der Stadt; die Spanier versuchten die Goldsachen, welche in denselben geworfen waren, aufzufischen und machten verschiedene Versuche, das Wasser abzuleiten. Dies gelang ihnen freilich nicht, dagegen waren sie mehrfach so glücklich, reiche Funde von Goldsachen zu machen, die natürlicherweise möglichst schnell eingeschmolzen wurden.

Nach dem Geschichtschreiber Pater Zamora, der im siebzehnten Jahrhundert lebte, hatten die Priester, welche an dem Guatavita-Tempel angestellt waren, dem Chibchaen eingebildet, daß ein Cacique (indianischer Fürst oder Oberherr) seine Frau wegen Untreue angeklagt hatte, weßhalb sie, um seinen Verfolgungen zu entgehen, mit ihrer Tochter nach dem schönen See entflohen sei und sich mit dem Kinde in denselben gestürzt hätte; seit der Zeit wohnte sie auf dem Grunde des Sees in einem prächtigen Schloß und ihr brachte das Volk die kostbarsten Opfergaben.

„Diese Fabel", erzählt Zamora weiter, „verbreiteten sie unter das ganze Moscovolk und ebenso unter die Fremden, die entzückt über dieses Wunder herbeieilten und ihre Opfergaben brachten. Sie fuhren auf einigen Flössen, die aus Rohr verfertigt waren, auf den See hinaus und warfen ihre Opfer in denselben unter lächerlichen und thörichten Ceremonien. Das gemeine Volk begab sich hinab an die Ufer des Sees, wo sie mit abgewandtem Gesicht ihre Opfer darbrachten, denn sie hielten es gegen die Anständigkeit verstoßend, daß derjenige, welcher nicht vornehm oder dazu berechtigt war, jene Gewässer betrachtete. Es existirt gleichfalls eine sehr alte Sage, daß die Leute all ihr Gold und ihre Edelsteine in den See warfen, sobald sie in Erfahrung brachten, daß die Spanier nur nach solchen Sachen suchten. Von diesem See stammte das von so vielen erwähnte Gerücht über den goldenen (el Dorado) Mann, in welchem der Cacique in Guatavita sich mit Harz einrieb und eine große Menge Gold darauf streute und in dieser goldenen und strahlenden Tracht das Opfer verrichtete."

Andere Geschichtschreiber zur Zeit der Eroberung bekräftigen Pater Zamoras Bericht. Südöstlich von Guatavita und nordöstlich von Bogota liegt der Siechasee, der gleichfalls einen großen Ruf wegen seiner Heiligkeit genoß, weßhalb dieser auch viele und reiche Opfergaben unter denselben Ceremonien empfing, wie die, welche man am Guatavita gebrauchte. Der Siechasee liegt an einer abseits gelegenen Stelle und war daher profanen Blicken entzogen. Mehrere Forscher nehmen nun an, daß es hier war, wo el Dorado seine Opfer brachte. Auch diesen See hat man mehrfach versucht, zu entleeren, um in den Besitz der Schätze zu kommen, welche vermeintlich an dessen Grund liegen sollen, aber vergebens. Indessen gelang es im Jahre 1856 den Wasserspiegel ungefähr neun Fuß zu senken, und bei dieser Gelegenheit fand man mehrere Goldsachen und Edelsteine. Unter den Goldsachen befindet sich ein höchst merkwürdiges Stück, von dem Herr Koppel nach großen Schwierigkeiten eine ausgezeichnete Kopie erlangt hat, das auf dem jüngst in Kopenhagen abgehaltenen amerikanischen Kongreß vorgezeigt worden ist. Das Original wird in Bogota aufbewahrt und ist in Professor Zerdas Abhandlung abgebildet worden, wie er auch eine sehr eingehende Beschreibung desselben giebt. Es besteht aus einer runden gegossenen Scheibe, die siebzehn Centimeter breit ist und wie ein Floß aus Rohr (Golddrähte), gebildet ist, die aneinander in einen Kreis gelegt sind, während dickere Röhren quer über die anderen dünneren gelegt sind. Auf der Scheibe stehen zehn kleine menschliche Figuren, die mittelste dieser ist größer als die anderen und sieben

Centimeter hoch; auf dem Kopfe trägt er einen Helm oder eine Mütze, so wie sie von den Caciquen getragen wurde, und in der linken Hand hält er einen Szepter oder einen Dreizack. Rund um ihn stehen die anderen neun Figuren, vier auf der einen und vier auf der andern Seite in einem Halbkreise; diese sind $3^1/_2$ Centimeter hoch. Die zehnte und kleinste Figur ist nur 3 Centimeter hoch und steht vor der mittelsten; sie trägt einen Korb auf der Schulter und eine Forke in der Hand. Das ganze Goldstück wiegt ungefähr $18^1/_4$ Loth oder 268 Gramm und enthält 800 pro mille feines Gold, dessen Werth in deutschem Gelde ungefähr 600 Mark beträgt. Professor Zerda hält es für wahrscheinlich, daß wir hier eine Darstellung der Ceremonie sehen, die Zamora beschrieben hat. Die Cacique steht, umgeben von den indianischen Priestern auf dem aus Rohr gebildeten Floß, das sie auf den See hinausbringt, wo das Opfer gebracht werden soll. Die kleinste Figur, die vor dem Cacique steht, stellt wahrscheinlich einen Dignitar oder ein Mitglied der königlichen Familie vor, das in einem Korb die Gegenstände trägt, welche als Opfergaben in den See geworfen werden sollen. Hat Zerda Recht mit dieser Deutung, so hat man auch selbstfolglich die Stelle gefunden, wovon die Sage von el Dorado ausgegangen ist.

Wie bereits mitgetheilt, gewann die Erzählung des Indianers von dem goldenen Fürsten sofort unbedingten Glauben unter den Spaniern die alle Mittheilungen für zuverlässig hielten, wenn sie sich um die Reichthümer der Indianer drehten.

Kaum war die Nachricht über den goldenen Mann zu dem Gouverneur oder dem Adelantado in Quito, dem energischen Sebastian de Benalcazar, zu Ohren gekommen, als er auch sofort beschloß, das Thal des Vergoldeten (el valle del Dorado) aufsuchen zu lassen. Er sandte infolge dessen zwei seiner Hauptleute Anjasca und Ampudia, aus, um die Gegend zwischen Pasto und Popayan im Andesgebirge und nördlich vor Quito zu untersuchen. Aber es zeigte sich bald, daß man über die Lage des Sees keine zuverlässige Nachricht erhalten hatte, denn man erreichte nichts anderes mit dieser mühsamen Expedition, als daß die Eingeborenen erzählten, östlich vor Cayambe und Popayan in den Andesbergen befänden sich Ebenen, die reich an Edelmetallen seien und deren Bewohner Rüstungen aus massivem Gold trügen. Ungeduldig über die fehlgeschlagenen Hoffnungen brach Sebastian de Benalcazar selbst gegen Norden auf, zog von Quito über Popayan und gelangte nach einem anstrengenden Marsch nach Bogota. Hier traf er ganz zufälliger Weise mit Nicolaus Federmann zusammen, der von Venezuela über die Ebenen bei Meta, einem der Nebenflüsse des Orinocos, hierher gelangt war, und den berühmten Adelantado Gonzalo Ximenes de Quesada.

Diese Begegnung zwischen diesen drei „Conquistadoren" auf Cundinamarcas Hochebnen fand im Jahre 1538 statt. Die drei Männer verglichen den Bericht, den Luis Daça über den goldenen König erhalten hatte, mit den dunkeln Gerüchten, welche unter den Indianern am Metaflusse coursirten, daß im Andesgebirge ein civilisirtes Volk leben solle, das auf Lamas ritt und von einem einäugigen König beherrscht werde, der unermeßliche Reichthümer besitzen solle. Es wurden nun

sofort Expeditionen ausgesandt, um el Dorados Reich zu finden; überall erzählten die Indianer den Spaniern, daß das verheißene Land nur einige Tagesmärsche entfernt liege. Der Golddurst machte die übermüthigen Spanier in einem so lächerlichen Grade leichtgläubig, daß sie nicht einmal ahnten, die unglücklichen Indianer seien weit entfernt, sie auf den Weg zu leiten, sondern daß sie ihre Berichte erdichteten, um ihre unbarmherzigen Plagegeister los zu werden. Auf diese Weise begann die Sage gegen Osten zu wandern.

Es würde zu weitgreifend sein, bei allen mißlungenen Expeditionen, die man unternahm, um den reichen Fürsten zu finden und seine Schatze zu plündern, zu verweilen. Es dürfte ausreichen, einige der wichtigeren zu besprechen.

Unter denjenigen, welche besonders darauf versessen waren, das Ziel zu erreichen, war Franzisko Pizarros Bruder Gonzalo Pizarro. Er beschloß im Jahre 1540 einen Fürsten zu besuchen, von dem man sich viel erzählte, „weil er das Aussehen eines goldenen Geschöpfes hat, das von einem ausgezeichnet tüchtigen Goldschmied verfertigt ist. Goldstaub wird an seinem Körper festgeklebt mittels einer Art wohlriechenden Harzes. Aber da diese Tracht dem Fürsten allzu unbequem sein würde, wenn er schläft, wäscht er jeden Abend den Goldstaub ab; und dies beweist, daß el Dorados Reich in einem ungewöhnlichen Grade reich an Goldbergwerken sein muß." Hier war also etwas zu gewinnen für den rohen, begehrlichen Abenteurer und mit großen Kosten wurde ein vorzügliches Heer ausgerüstet. Es bestand aus 350 vorzüglich ausgerüsteten Spaniern, von welchen 150 Reiter waren, was für den Spanier einen großen Vortheil hatte, denn zu jener Zeit nährten die Indianer einen abergläubischen Schrecken vor Pferden. Außerdem zwang man 4000 Indianer, sich dem Zuge anzuschließen. Man sorgte mit großer Umsicht für Lebensmittel und eine Menge lebende Schweine führte man mit sich. Man vergaß natürlicherweise auch nicht, eine ansehnliche Zahl Bluthunde mit sich zu nehmen, um sie zur Jagd auf die Indianer, welche man auf seinem Wege begegnen würde, zu gebrauchen. In der frohen Erwartung eine unermeßliche Beute zu machen, brach Gonzalo Pizarro von Quito auf. Aber statt wie seine Vorgänger gegen Nordosten zu gehen, wandte er sich gegen Südosten. Anfangs ging alles gut; aber als das Heer in die hochgelegenen Engpässe gelangte, wurde es von der scharfen Kälte und auch von Erdbeben heimgesucht; viele der Indianer, die nicht hinlänglich warm gekleidet waren, unterlagen ihren Leiden. Schließlich gelang es der Expedition, über die Berge zu gelangen; aber während des Marsches an den Felsenabhängen hinab nahm nach und nach die Hitze zu; entsetzliche Unwetter und fürchterliche Wolkenbrüche vermehrten die Leiden, wozu noch kam, daß ein Theil der Nahrungsmittel verdarb. Die schwer heimgesuchten Soldaten mußten sehr große und pestschwangere Moräste durchwaten, und erst nach Verlauf von zwei Monaten erreichte das Heer die Landstrecken, wo der Canelbaum wächst und der daher bei dieser Gelegenheit von den Europäern entdeckt wurde. Doch die wetterharten Veteranen fühlten sich nunmehr so überangestrengt und waren von Krankheiten aller Art heimgesucht, daß sie laut die Rückkehr forderten. Der unbeugsame Pizzarro wußte sie doch zur Aus-

dauer zu bewegen, indem er ihnen versicherte, sie seien nahe an dem Ziel ihrer Wünsche. Nomadisirende Indianerstämme hatten ja erzählt, daß nur zehn Tagesmärsche fern ein fruchtbares Land gelegen, das dichtbevölkert sei und, was das wichtigste war, Gold im Ueberfluß hätte. Von den offenen Ebenen gelangte nunmehr das Heer in die Urwälder, die es nie zuvor gesehen hatte. Die riesigen Bäume, die außerordentlich üppige Vegetation, die tiefe Stille, welche nur hin und wieder von dem Geheul des Jaguars unterbrochen wurde und die unheimliche Dunkelheit, welche im Walde herrschte, erfüllten die Soldaten mit Schrecken. Und zu allem diesem kam nun der Hunger; die mitgeführten Vorräthe waren entweder verzehrt oder verdorben und die Schweine verschwanden nach und nach im Dickicht des Waldes. Man mußte die Bluthunde schlachten, ja selbst einige der sonst unentbehrlichen Pferde opfern. Krankheiten überfielen die Reihen.

Schließlich gelangte das Heer nach Rio Napo, einem der Arme des Amazonenflusses; aber hier stieß man an einen großen Wasserfall, den man nicht überschreiten konnte. Verzagt, wie sie waren, wurden die Soldaten ganz verzweifelt; aber der kaltblütige Pizarro ermunterte sie und ließ eine Brücke erbauen, die unterhalb des Wasserfalles gelegt wurde. Das Heer gelangte alsdann auf die andere Seite des Flusses mit den wenigen Pferden, die es noch übrig hatte.

Vorwärts ging es nun wieder, wenn auch langsam. Aber kein el Dorado fand man! Je weiter sie in den Urwald gelangten, desto mühsamer wurde der Marsch; als die letzten Pferde geschlachtet waren, mußte die ganze Schaar sich damit begnügen, Schlangen und andere kriechende Thiere, sowie Wurzeln zu verzehren. Dazu kamen, daß die Unglücklichen kaum einen Augenblick der Ruhe erreichten. Immer unbeugsam, führte Pizarro seine Schaar, deren Reihen mit jedem Tage lichter wurden, vorwärts, bis er schließlich Halt zu machen gezwungen wurde. Er ließ dann eine Brigantine zimmern. Die Hufen der verzehrten Pferde wurden zu Nägeln umgebildet, Gummi wurde statt des Theers benutzt und nach Verlauf von zwei Monaten floß das Schiff auf dem Flusse. Das Commando wurde an Francesco de Orellana übergeben, der längs den Ufern fuhr und nach und nach diejenigen aufnahm, die nicht mehr zu gehen vermochten.

Außerdem mußte Pizarro noch einmal Halt machen; er ließ Orellana weitersegeln, um Nahrungsmittel herbeizuschaffen, und mit 50 Mann an Bord steuerte die Brigantine nun mitten auf den Fluß hinaus und verschwand bald. Es verging indessen eine lange Zeit, ohne daß das Schiff sich wieder zeigte; Pizarro brach aufs neue auf, und unter den fürchterlichsten Leiden erreichte das Heer den Amazonenfluß nach Verlauf von zwei Monaten. Hier traf er Sanchez de Vargas, der an Bord des Schiffes gewesen war, und dieser theilte Pizarro die vernichtende Botschaft mit, daß Orellana beschlossen hatte, den Fluß ganz hinabzusegeln, und sich nach Spanien zu wenden, um sich die Ehre der Entdeckung des großen Flusses und der weit ausgedehnten Uferländer beizulegen. Vargas war der einzige, welcher sich diesem verrätherischen Plan widersetzt hatte, weßhalb er auch ohne Barmherzigkeit ans Land gesetzt wurde und hilflos in dem unendlichen Urwald umherirrte, bis er wieder zu Pizarro stieß. Dieser setzte sei-

nen Marsch noch ein paar Tage fort, denn die Indianer hatten ihm versichert, daß das verheißene Land der Reichthümer nur einige Tagesmärsche weiter gen Osten gelegen sei. Aber schließlich mußte er zur Einsicht gelangen, daß es unmöglich sei, das so begehrlich ersehnte Ziel zu erreichen, und tief bekümmert kehrte er um, doch auf einem etwas nördlicheren Wege; er erreichte Quito 1542. Nur 80 Spanier und 2000 Indianer waren ihm geblieben.

Orellana hatte bei den Indianern, welche zwischen Yapuras und Rio Negros Nebenflüssen wohnten, kleine Götzenbilder oder Amulette von massivem Golde gefunden; man nahm daher nun an, daß man hier el Dorados Reich und große Schätze finden würde. Viele Expeditionen wurden dorthin unternommen, doch ohne Glück.

Indessen wanderte die Sage fortwährend weiter gen Osten und Süden, indem el Dorado wie ein Schatten immer weiter vor den vordrängenden Europäern zurückwich. Südlich vor Rio Negro, bei Juxubech, sollten bald die Manoen, bald die Omaguaen, bald die Guayppen ihre mächtigen Reiche haben; man verlegte einen „Goldsee" (laguna de oro) hierher, an welchem eine Stadt liegen sollte, die von einem goldenen König beherrscht würde, der, je nach dem Stamme, verschiedene Namen bekam: Der große Patiti, der große Moxo, der große Paru oder Enim. Aber je weiter die Spanier vordrangen, desto weiter rückte el Dorados Land auch gen Osten zurück, so daß es schließlich nach Guyana verlegt wurde. Im Jahre 1590 hatte Quesadas Schwiegersohn, Antonio de Berro, einen Heerzug unternommen; er zog über die Cordilleren aus der Gegend westlich vor Tunja, segelte den Nebenfluß des Meta, den Rio Casuare, hinab, gelangte dann in den Metafluß und auf dem Orinoco nach der Insel Trinidad. Er traf hier einen Spanier, der ihm erzählte, er sei von Indianern gefangen gehalten worden, die ihn von Ort zu Ort geschleppt hätten, bis er schließlich nach el Dorados Hauptstadt gekommen sei, die von Reichthum strotzte. Die Stadt läge zwischen den Flüssen Caroni, Essequibo und Branco, in einem Lande, das Parime heiße, das später für ein unermeßliches Binnenmeer gehalten wurde. Dieses Wasser sinke zum Theil während des Sommers und man könnte dann an den Ufern große Goldklumpen auffammeln. Das Land würde auch Manoas-Land, die Stadt Manoa und der See der große Manoasee (laguna de la gran Manoa) genannt.

Auf Grund dieser Nachrichten und mit der eigenthümlichen Leichtgläubigkeit der spanischen Abenteurer, wenn es galt Gold zu finden, rüstete Antonio de Berro im Jahr 1596 eine Expedition aus, die unter Domingo de Vera sich dieses Reiches bemächtigen sollte. Es fand sich eine Masse freiwillige Theilnehmer, die alles verkaufte, was sie besaß, um Theil an der erwarteten Beute nehmen zu können. Aber dieser Expedition ging es nicht besser als den anderen und nur 30 Mann kehrten zurück.

Im Jahre 1590 griff der berühmte Walter Raleigh Venezuelas Küsten an und nahm bei dieser Gelegenheit Berro gefangen. Dieser theilte Raleigh mit, was er von Manoa wußte; der englische Admiral hatte ähnliches gehört, als er das erste Mal auf dem Orinoco hinauf-

fuhr. Später hatte sein Kapitän, Laurence Keymis, den übrigen Theil des Flusses besegelt und von den dort wohnenden Indianern, welche stets die Europäer zum besten hielten, nähere Nachrichten über el Dorados Reich erhalten. Infolge ihrer Angaben sei der kleine See Amuku und das Land zwischen den Flüssen Rupunuvini, welche in den Essequibo fallen, und dem Rio Parime, einem Arm des Rio Branco, das große Binnenmeer. Diese Angabe beruht wahrscheinlich auf dem Umstande, daß die dortigen Landstrecken zu gewissen Zeiten des Jahres überschwemmt werden und dann wie eine große Meeresfläche aussehen. Was nun wesentlich dazu beitrug, daß Walter Raleigh Vertrauen zu den Berichten über die Lage des mächtigen Reiches faßte, war, daß ein Indianer, der König von Morequito, im Jahre 1594 sich in Cumana an der nordöstlichen Küste Venezuelas eingefunden und eine Menge kleiner massiver Götzenbilder mitgebracht hatte, die er gegen eiserne Werkzeuge und andere europäische Produkte vertauschen wollte. Außerdem besaßen die Eingeborenen an derselben Küste ähnliche Götzenbilder, die vermeintlich aus jenem Reiche in der Nähe des niederen Orinocos stammten. Raleigh ließ infolge dessen eine Karte anfertigen, worauf der Laguna del Dorado und die kaiserliche Stadt Manoa abgesetzt waren, und sandte diese nebst einem langen Bericht darüber an die Königin Elisabeth. Einer der Incas, hieß es in demselben, sei nach Atahualpas Tod den Verfolgungen der Spanier entronnen und hätte bei Parime ein Reich gegründet, das eine sehr hohe Kultur und große Reichthümer besitze. Er fügte hinzu, daß man bei Perus Eroberung und bei der Vernichtung der Macht der Incas eine alte Prophezeiung gefunden hätte, infolge welcher es den Engländern vorbehalten sei, das Reich der Incas wieder aufzurichten.

Dieser Schritt hatte jedoch keine Folgen und von nun an schwand der Glaube an das Vorhandensein eines el Dorado immer mehr, obgleich einzelne Privatleute noch im 18. Jahrhundert Expeditionen unternahmen, um sein Reich zu finden. In Cuenza in Equador sprach Alexander von Humboldt mit Leuten, die der Bischof Marphil in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ausgesandt hatte, um die Ruinen einer Stadt Logronjo aufzusuchen, die in einem goldreichen Lande auf Macas Ebenen östlich von den Cordilleren gelegen sein sollte — man war daher zum Theil zu dem Glauben zurückgekehrt, daß el Dorados Reich dort liegen müsse, wohin man es zu Anfang verlegt hatte. Doch sandte man noch im Jahre 1740 eine Expedition auf dem Essequibo hinauf, und der Statthalter in Santo Thomo d'Angostura machte große Anstrengungen, um den Binnensee Manoa zu finden. Diese Expeditionen gründeten sich noch immer auf die fortwährenden Berichte der Indianer über el Dorados Vorhandensein. Ein Indianer, Arimuikaipi, segelte den Caronifluß hinab und erzählte den spanischen Kolonisten, daß er ein reiches Land entdeckt hätte, indem er ihnen am Himmel den Widerschein silberreicher Felsen, welche sich über dem Wasserspiegel des Sees Parime erhoben, zeigte. Die leichtgläubigen Spanier, die nicht ahnten, daß der vermeintliche Silberschein nur die magellanschen Wolken waren, wurden dadurch verlockt mehrere Expeditionen zu unternehmen, welche große Verluste an Menschenleben im Gefolge hatten und bedeutende Geldopfer erforderten.

Ja, selbst noch in den Jahren 1775 und 1778 unternahm man Züge, um el Dorados Schätze zu gewinnen.

Solcher Gestalt ist diese Sage im hohen Grade schicksalsschwanger für die Europäer gewesen und hat vielen Menschen das Leben gekostet, außer den großen materiellen Verlusten, welche denen zugefügt wurden, die an diese Sage glaubten. Etwas wahres muß dennoch dieser zum Grunde gelegen haben, wie es oben nachgewiesen worden ist. Indessen darf man nicht außer Betracht lassen, daß die Bestrebungen, el Dorados Reich zu finden, dennoch bedeutende Ausbeute gebracht hat, insoweit Gegenden, die sonst kaum von Europäern besucht worden wären, schon sehr früh untersucht wurden, wie man ja auch verschiedene Entdeckungen machte, die große praktische Bedeutung haben. So entdeckte ja, wie wir sahen, Gonzalo Pizarro auf seinem unglücklichen Zuge den Caneelbaum. Viele Strecken wurden nach und nach von Kolonisten besetzt und dadurch der Civilisation zugänglich gemacht. Man hat auch alle Ursache, die außerordentliche Energie zu bewundern, womit die Spanier ihre Expeditionen nach öden und ungastlichen Gegenden ausführten, wenn auch das Motiv dazu wesentlich in der eigenthümlichen Begierde der „Conquistadoren" nach Reichthum zu suchen ist, während sie sich nicht darum kümmerten, weiter auf die Kultur zu bauen, die sie bei der Entdeckung des amerikanischen Festlandes vorfanden.

Achilles, eine Idyllenlese.

Von Max Kalbeck. (Nachdruck verboten.)

Nachdem Achilles, der Sohn des Peleus und der Thetis, vor Troja gefallen war, wurde sein Leichnam auf einen Scheiterhaufen gelegt und verbrannt. Die Asche wurde in einer goldenen Urne beigesetzt, die Thetis den Musen übergab, damit sie sie in ihrem Tempel auf der Insel Leuke aufbewahren sollten. Dort wurde Achilles nach seinem Tode verehrt, und Pindar, der ihn den Besten der Aeakiden nennt, sagt, daß er auf der Insel Leuke wohne, wo ihn seine Mutter Thetis mit Nektar und Ambrosia speise und ihn unsterblich mache. Dort wurde ihm auch ein Tempel errichtet, in welchem sein Bild stand, das ihn als Jüngling darstellte, wie er eben in die Schlacht zieht, mit Helm, Schild und Lanze. Dieses Bild ist nicht mehr vorhanden, aber es ist uns eine Beschreibung desselben erhalten, die Philostratos der Jüngere in seinen Gemäldebeschreibungen gegeben hat. Er sagt, daß Achilles auf dem Bilde in der Blüte der Jugend erscheine, mit dem ersten Flaum auf den Wangen, mit feurigen Augen, die Lanze in der Hand, den Schild am Arm, den Helm auf dem Haupte, und daß er in seiner Haltung und Bewegung den Eindruck eines Kriegers mache, der eben in die Schlacht eilt. Dieses Bild ist nicht mehr vorhanden, aber es ist uns eine Beschreibung desselben erhalten, die Philostratos der Jüngere in seinen Gemäldebeschreibungen gegeben hat. Er sagt, daß Achilles auf dem Bilde in der Blüte der Jugend erscheine, mit dem ersten Flaum auf den Wangen, mit feurigen Augen, die Lanze in der Hand, den Schild am Arm, den Helm auf dem Haupte, und daß er in seiner Haltung und Bewegung den Eindruck eines Kriegers mache, der eben in die Schlacht eilt.

sprechen, nur wissen, daß er da sei, dort unten, im Grunde jenes Thales, unter jenem Dach, hinter jenem Fenster, damit ich ihm einen Gruß des Morgens senden, mit meinen Augen diese Schwelle, diese Erde, diese Luft küssen kann. Ist denn dies zu viel begehrt? Mein Gott! Wenn ich mich damit begnüge!

Aber hat er denn gar nicht daran gedacht, daß ich seinetwegen sterbe? Daß ich so elend, so krank bin? Hat er denn nicht auch gelitten? Warum ist er denn nicht einen, einen einzigen armen Augenblick zu mir gekommen, um mir Lebewohl zu sagen?

Warum hat er mich nicht wenigstens seine Stimme hören lassen? Warum ist er nicht durch den Wald gegangen? Warum hat er nicht in die Luft geschossen? Warum nicht seinen Hund bellen lassen, der mich fragte, ob ich ihm gut sei und auf dessen Kopf er seine Hand neben die meine gelegt hatte? Ich schreibe Dir im Bette, auf einem großen Buche, welches auf meinen Knieen liegt. Manchmal überläuft mich ein Frostschauer, dann faßt mich ein Schwindel, aber wenn ich Dir nicht schrieb, so könnte ich hier eingeschlossen nicht bleiben, ohne fürchten zu müssen, wahnsinnig zu werden. Ich habe keine Thränen mehr und die Angst zerreißt mich, wie ein wüthender Hund. Ohnmacht, Fieber, Delirium umnebeln mein Bewußtsein. Dieser Regen, der herniederrauscht, dieser pfeifende Wind, diese Donnerschläge, diese Blitze sind unerträglich. Dieses Dach zermalmt mich, die Wände ersticken mich. Ich möchte das Fenster öffnen, die eisigen Regentropfen auf meiner Stirne zu fühlen, diesen kalten Wind einzutrinken; an diesen flatternden Blitzen, diesem heulenden Unwetter mich zu laben, möchte mich stürzen in diesem Aufruhr der Natur, die jammert, sich windet, leidet wie ich. Wer mir gesagt hätte, daß ich so leiden müsse! Warum zerrten sie mich hervor aus dem Kloster, diese Menschen ohne Gnade? Warum ließen sie mich nicht sterben, dort allein, ohne Hilfe, an der Cholera, an der Verlassenheit? — — — — Ah! — Horch, Marianne! Hast Du nichts gehört? Es däuchte mir, da, hinter dem Fenster, durch Regen, Sturm und Unwetter — ein Schritt! Ja, er ist's! Er ist's! Mein Herz zerreißt! Ich presse meinen Kopf zwischen meine beiden Hände, denn ich meine, daß irgend etwas in meinem Kopf zerspringt. Er ist's! Was thut er? Was will er? Er klopfte ans Fenster. — Gott, mein Gott! Laß mich sterben! Laß mich sterben! Er sagt mir Lebewohl! Er! Er! — Und ich? Was soll ich beginnen? — Ein Hustenanfall erschüttert mich. Er wird es gehört haben. Es ist mein Abschied. Ich sehe nichts mehr. Ich fühle den Tod. Wenn sie mich todt fänden mit diesem Briefe. Welche Schande! Mein Gott!

---

31. Dezember.

Gott hat Erbarmen mit mir gehabt. Ich habe die Augen wieder geöffnet und fand den Brief noch in meinen Händen. Niemand hat ihn gefunden. Die Thüre ist noch geschlossen. Die Sonne leuchtet schon in mein Gemach, sie strömt mit Macht durch die Fugen der geschlossenen Läden. Ich höre die Vögel zirpen. Die Sonne! — Wie furchtbar sie ist! — Tobte das Unwetter nicht? — — — War nicht — — —?

Ich springe aus dem Bette; kaum vermag ich mich auf den Füßen zu halten. Ich habe den Muth nicht, das Fenster zu öffnen.

Aber doch! — — —

Mein Gott, Dein Wille geschehe!

So ist alles vorbei, zu Ende. Ich habe jenes kleine Haus, jenes geschlossene Fenster gesehen. Eine Luft des Schweigens, des Verlassenseins, die grauenhafte Oede weht mich an und macht mein Herz erstarren!

Ich habe jenen Himmel, der sich über ihn gewölbt, jene Bäume, die ihm zu Häupten gerauscht haben, jene Berge, die vor kurzem ihm noch nahe waren und die nun einsam, traurig, verlassen sind, ich habe sie alle nach ihm gefragt. Er ist fort! Er ist gegangen!

Unter meinem Fenster habe ich im regendurchweichten und von Schnee bedeckten Boden seine Fußspuren — seine letzten Fußspuren gesehen. Sein Fuß ist hier geschritten, seine Hand hat dieses Fenstersims berührt. Er ist hier gewesen. Hier! Hier! Diese Luft hat ihn umgeben, alles das, was ich sehe, hat auch er erblickt! Und nun, jetzt, ist er nicht mehr da. Nichts, nichts mehr!

Auf dem Fenstersims fand ich eine trockene Rose, eine arme Rose, die er mir einst fast geraubt hatte und die ich ihn hatte rauben lassen. Der Regen hat sie verwaschen. Es ist eine Reliquie. Sie liegt hier auf meiner Brust und wenn die Scheere mein Haar abgetrennt haben wird, werden sie die arme Rose dazulegen und es Dir, meiner Schwester, senden.

---

7. Januar 1855.

Heute ist der letzte Tag, welchen wir hier in Monte Ilice verleben . Morgen früh werden wir nach Catania abreisen. Wenn wir Mascalucia berühren sollten, sehe ich Dich wieder.

Säheſt Du, wie alles hier traurig ist! Der Himmel bewölkt, die Luft kalt, die Thäler mit Nebel erfüllt, die Berge schneebedeckt, die Bäume ohne Laub, die Vögel ohne Lieder, die Sonne ohne Glanz, ein Flug schwarzer Raben dort streicht krächzend durch die Lüfte, die Landleute drängen sich frierend um den Feuerherd. Die Meinigen können nicht länger hier bleiben, allein während der rauhen Jahreszeit, und nun, da die Furcht vor der Cholera geschwunden, kann mein Vater kaum die Zeit der Abreise erwarten.

Ich stehe stundenlang und denke, denke, weiß selbst nicht was, aufs geöffnete Fenster gelehnt, wenn die Sonne scheint, oder traurig den Himmel durch die geschlossenen Scheiben betrachtend.

Mein Gott, das ist der Tod! Der Tod der Natur, der Tod des Herzens, wie der der armen Rose.

Und zu denken, wie diese Stätten so schön gewesen sind! Wie ich hier so glücklich gewesen bin!

Ich habe mich mit Gott und meiner Vokation ausgesöhnt. Habe einsehen gelernt, daß der Frieden, die Ruhe, die innere Zufriedenheit nirgend anders zu finden sind, als dort unten, in jener Zelle, zu Füßen des Kreuzes; daß alle Freuden des Lebens einen bitteren Nachgeschmack zurücklassen, alle!

Und doch will es mich bedünken, als ließe ich ein Stück meines

Herzens zurück an der Stätte, wo ich so viel traurige Stunden und so viel glückselige Tage verlebt habe. Bei jedem Gegenstand, den ich heute vor Augen gehabt, habe ich gedacht: Morgen sehe ich sie nicht mehr. Diesen Abend machte ich einen letzten Gang durch den Wald, habe ein letztes Mal auf jenem Mäuerchen geruht, habe das Hüttchen, welches unserm Hause gegenüber steht, betrachtet und von meinem Fenster aus habe ich mit einem Gefühl unsäglicher Rührung die Bäume, die Berge, die Schluchten, den Himmel, durch welchen sich ein Sonnenstrahl des anbrechenden Tages stahl, zum letzten Mal gegrüßt, selbst den moosbedeckten Stein am Hause, selbst den Dachfirst über meinem Haupte grüßte ich zum Abschied. Alle diese Dinge haben den ganz besonderen melancholischen Ausdruck angenommen, welcher Lebewohl sagt. Und mein Lebewohl hier wird ein ewiges sein!

Wenn im kommenden Jahre die jetzt in Trauer und Schmerzen gehüllten Berge, von frohen Tönen umklungen, vom Licht und Duft umwoben sein werden, wenn die Landmädchen in den Weingärten und die Lerchen im Himmelsblau singen, wenn meine Eltern hierher zurückkehren werden — ja, sie werden diese entzückende Stätte wiedersehen, ich nicht. Ich werde fern von hier, im Kloster eingeschlossen sein — und für immer!

Jenes kleine Haus habe ich wiedergesehen. Es schien sich zu fürchten, so allein, so kalt, so öde, verloren im Grunde des Thales. Zum letzten Male schließe ich mein Fenster, ich sehe die Dämmerung ersterben hinter den Scheiben und die Sterne auftauchen, einen nach dem anderen, am Firmament. Wie eigenthümlich sich die Wände des Gemaches im Lichtschein des letzten Abends ausnehmen, dieses schmale Bett, das Kruzifix, die Möbel, all die kleinen Gegenstände sind so beredt, so wehmüthig beim Abschiednehmen geworden. Auch ich bin gerührt. Ich habe geweint und fühle mein Herz erleichtert.

Catania, 9. Januar.

Meine theure Marianne, Du hast mich vergeblich erwartet. Wir nahmen unsern Weg nicht über Mascalucia, da es ein großer Umweg gewesen wäre und das Wetter sehr schlecht war. Aber wie sehr hatte ich gewünscht, Dich wiederzusehen! — Jetzt sind wir seit gestern hier und morgen kehre ich ins Kloster zurück.

Wir fuhren gegen zehn Uhr von Monte Ilice ab, obgleich das Wetter mit Regen drohte. Meine Mama hatte alles für die Reise vorbereitet und wollte die Koffer nicht wieder auspacken um alles Gold der Welt. Also fort! Was sollten wir auch länger dort draußen? Der Himmel selbst schien uns zu verjagen. Doch als ich über die Schwelle des Hauses schritt, preßte es mir das Herz zusammen. Alles überblickte ich noch einmal, ich küßte alle Gegenstände in meinem Stübchen, ich öffnete noch einen Fensterflügel und die sich bewegende Angel gab einen weinenden Ton von sich; ich umschritt das Haus und sah mein Fenster von außen, wie er es gesehen, ich suchte den Fleck, auf dem sein Fuß gestanden hat.

Alle waren frohgelaunt, Giuditta, Gigi, selbst Papa und Mama. Vigilante machte Luftsprünge, der Arme, als ob er nicht wüßte, daß wir

ihn verließen. Die Verwalterin nahm mit all ihren Kinderchen, die sich an ihren Rock geklammert hatten, Abschied. Ein vor Frost zitterndes Vögelchen setzte sich auf einen laublosen Kastanienzweig und zwitscherte uns Lebewohl.

Wir gingen zu Fuß fort, im Grunde des Thales erwarteten uns die Esel, die uns bis Trecastagne bringen sollten, denn Du weißt, daß man hier in den Bergen nur zu Pferd oder auf Eseln reisen kann. Von Zeit zu Zeit wandten wir uns um, die Stätte zu sehen, die wir verließen. Bei der Biegung der Straße, im Grunde des Thales, kamen wir an jenem Häuschen vorüber. Mein Herz vermochte seinen Anblick kaum zu ertragen und doch ist es mir bis auf die kleinsten Einzelheiten in der Erinnerung eingegraben geblieben. Sein Fenster hat einen grüngestrichenen Rahmen und eine Scheibe desselben ist zerbrochen; auf dem Fensterbrett ist ein feuchter Fleck auf der Stelle zu sehen, wo der Jasminstock gestanden hat; der Wind hat die Ranken der Weinlaube herabgerissen und vor der Thüre liegen Glasscherben und Papierfetzen, welche der Wind umherwirbelt; eine zerbrochene Pfeife liegt noch auf dem Fenstersims. Und alles ruft mir zu: „Er ist nicht mehr hier, hat uns verlassen, wir sind allein!“

Das ist die Straße, auf welcher er schritt, wenn er von uns kam. Wie oft ist er sie gewandelt! Von hier aus konnte er unser Häuschen durch die Wipfel der Kastanien lauschen sehen. Wie oft wird er nach ihm ausgeschaut haben! Und wie oft wird sein Blick auf diesem moosbedeckten Steine geruht, wie oft mag er, mit seinem schönen Hunde zu Füßen, hier gesessen haben!

Ach, Marianne, mein Herz vermag die Last dieser Erinnerungen nicht zu tragen! Wir ritten bis Trecastagne, wo uns der Wagen erwartete. Der arme Vigilante versuchte all seine Liebkosungen, um uns zu bewegen, ihn mitzunehmen. Was konnte ich thun? Ich konnte ihn nur streicheln und hatte fast Thränen im Auge, als ich sah, wie er, gewaltsam vom Verwalter an der Schnur fortgezogen, sich langsam entfernte. Noch einmal blickte ich mich nach meinem geliebte Monte Ilice um, aber ich sah weder das Haus, noch die Hütte, noch den Weinberg mehr. Nur eine braune Masse zeigte die Stelle des Kastanienwäldchens, und das Uebrige war ein unbestimmtes Gemisch von weißlichem Nebel und Schnee.

Wir stiegen in den Wagen und fuhren fort. Als wir in die Stadt einfuhren, fühlte ich mein Herz leichter werden. Ich schaute aus dem Wagenschlag und es schien mir, ich müsse ihn in jedem Vorübergehenden erblicken. Sie müssen mich wohl für närrisch gehalten haben. Sobald ich einen Trupp Menschen erblickte, war ich sicher, daß er sich darunter befinden müsse. Doch der Wagen fuhr so rasch vorüber und mein Herz krampfte sich zusammen bei dem Gedanken, daß man mir nicht Zeit gelassen, ihn zu finden. Wenn ich wüßte, wo seine Eltern wohnen! Zwanzigmal kam mir der Gedanke in den Sinn, doch ich wagte nicht danach zu fragen. Catania ist eine so große Stadt! Es ist hier nicht so wie in unsern lieben Bergen. Dort wußte man wohl, wo man jemanden zu suchen hatte. Wie düster erschienen mir diese langen Straßen! Wie traurig sahen die Leute alle aus! Endlich erreichten wir unser Haus, das Haus meiner Stiefmutter, wo

ich mir wie eine Fremde erschien in Mitte meiner Angehörigen, die sich so glücklich daheim fühlten.

Ob die Valentinis wissen, daß wir angekommen sind? Ob sie wohl zu uns kommen werden? Ob ich ihn wohl werde durch die Straße gehen sehen? Mein Gott! Unsere Straße ist so einsam! Man sieht fast niemand hier vorübergehen. Aber doch — er könnte — — vielleicht in diesem Augenblick vorüberkommen. Und mich am Fenster sehen! Meine Stiefmutter sagte mir, daß ich morgen ins Kloster zurückkehren solle. Sie meinte wohl, mir etwas recht tröstliches zu sagen und weiß nicht, daß bei dieser Nachricht mein Herz zu Eis erstarrte.

Ich will nicht mehr an eines denken. Ich muß mich sammeln. Dort ist ja meine Heimat. Gott wird mir verzeihen und Balsam in dieses arme Herz träufeln, welches sich nie hätte von ihm entfernen dürfen.

Ich werde meine Zelle, mein Kruzifix, meine Blumen, die Kirche, meine Klostergefährtinnen, nur Dich nicht — wiedersehen. Du kehrst nicht wieder ins Kloster zurück. Mag der Wille des Herrn geschehen! Zuweilen wohl wirst Du kommen, um Deine arme Freundin zu sehen, die so unglücklich ist. Wer weiß, ob ich Dir dann noch schreiben und mich zu Dir flüchten kann! Addio! Addio!

---

10. Januar.

Ich schreibe Dir noch eine Zeile, wahrscheinlich die letzte. Der Wagen wartet schon. Papa, meine Stiefmutter, Giuditta und Gigi haben sich festlich geschmückt, um mich zu begleiten.

Ich habe geweint. Ich trockne meine Augen und athme zum letzten Mal diese Luft der Freiheit.

Die Eltern Valentini sind gekommen, mir Lebewohl zu sagen. Er nicht. Sie haben mich umarmt. Auch Annetta kam mit, und wie haben wir beide geweint!

Ich steige nun die Treppe hinab, steige in den Wagen und in zwanzig Minuten werde ich von allem, allem geschieden sein! Auch von Dir. Addio! Mein Herz zerbricht!

Aus dem Kloster, 30. Januar.

Ich wollte den Monat nicht zu Ende gehen lassen, ohne Dir zu schreiben. Du hättest glauben können, ich sei traurig, unglücklich, während ich hier zu Füßen der Altäre, in der Ausübung unserer ernsten Religionsgebräuche, wenn auch nicht den Frieden, so doch die Ruhe des Herzens gefunden habe.

Es ist wahr. Eine unbesiegbare Niedergeschlagenheit überfiel mich, als ich hier eintretend, die Thüre hinter mir zuschlagen hörte, als mir plötzlich Luft und Licht entschwanden, als mich die Grabesstille dieser weiten Hallen umfing und der monotone Klang der Gebete an mein Ohr schlug. Alles hier ist geeignet, das Herz zur Trauer und zur Furcht zu stimmen; diese schwarzen Schattengestalten, welche man im falben Lichte vor dem Kruzifixe knieen sieht, welche aneinander vor-

übergleiten ohne zu reden, welche lautlos wandeln wie Gespenster; die Blumen, welche im Garten trauern, der Sonnenschein, welcher sich vergeblich müht, die dicken Glasscheiben der Fenster zu durchdringen; die Eisenstäbe, welche jene vergittern; die Vorhänge von brauner Serge. Man vernimmt das Geräusch des Weltlebens von fernher und sein Hall erstirbt an diesen Mauern wie ein Seufzer. Alles, was von außerhalb hineinklingt, ist verblaßt und klanglos geworden. Ich bin allein inmitten hundert anderer Verlassenen.

Auch den Trost der Familienzusammengehörigkeit habe ich verloren. Ich kann die Meinen nicht anders mehr sehen als in Gegenwart vieler anderer, in einem großen, düsteren Saale und hinter einem doppelten Gitter. Unsere Hände können sich nicht mehr im Druck umschließen. Die Familienvertraulichkeit verschwindet hier. Nur Schatten bleiben zurück, die sich durch Gitterstäbe anblicken; und ich frage mich immer wieder aufs neue, ob dies mein Vater ist, mein Vater, der mir zulächelte und mich küßte, ob dieses Mädchen dieselbe Giuditta ist, die mit mir umhergesprungen und ob jenes Kind, der neckische, lustige Gigi sein kann. Jetzt sind sie alle ernst, melancholisch, blicken mich von außerhalb des Gitters an, wie Lebendige, die sich um ein Grab versammeln, um Gestorbene zu sehen, welche sprechen und sich bewegen.

Und eben alle diese Beraubungen, alle diese harten Uebungen tragen dazu bei, das Herz von der irdischen Vergänglichkeit loszulösen, es zu isoliren, es an sich selbst denken zu lassen, ihm jene stumme Ruhe zu verleihen, welche von Gott und der Ueberzeugung kommt, daß sich so unsere Erdenpilgerschaft abkürzt. Ich habe alles bekannt, alles! Der gute Pater hat Erbarmen mit mir und meinem armen Herzen gehabt. Er hat mich getröstet, mir gerathen, hat mir geholfen, den Dämon aus meiner Brust zu vertreiben. Ich fühle mich freier, ruhiger, würdiger der Gnade Gottes.

Morgen trete ich mein Noviziat an. Man wollte mich noch einige Tage schonen, da meine Gesundheit nicht fest ist. Ich habe mich noch nicht ganz von der Krankheit erholt, an der ich dort auf Monte Ilice gelitten. Von drei zu drei Tagen habe ich Fieberanfälle und huste die Nächte hindurch. Doch Gott wird mir Kraft verleihen, die Probe des Noviziates zu bestehen. Von jetzt an werden wir uns nur sehr selten sehen und ich werde Dir nicht schreiben können, da ich die alte Filomena, jene gute Laienschwester, welche meine Briefe an Dich beförderte, nicht mehr damit beauftragen kann. Selbst meinen armen Papa darf ich nicht mehr sehen! Der Wille des Herrn geschehe!

Marianne, befiel mich der Gnade Gottes, damit ich mit Ergebung mich dieser schweren Prüfung unterwerfe.

---

8. Februar 1856.

Ich habe das Noviziat überstanden. Man hat mir in Anbetracht meiner Gesundheit, die äußerst schlecht ist, eine Dispens gewährt. Ich habe oft Fieber, huste und bin so schwach, daß die geringste Anstrengung mich ermüdet. Doch mein Herz ist stille geworden und dies ist die größte Gnade, die Gott mir gewähren konnte. Zuweilen bäumt

sich wohl die Schwachheit, die Versuchung, die Anfechtung noch in mir auf. Dann werfe ich mich an die Stufen der Altäre, verbringe die Nächte auf dem kalten Stein knieend, kasteie meinen Leib mit Fasten und Bußübungen, bis die Materie bezwungen, bis die Kraft erschöpft, die Versuchung gewichen ist und die Ruhe in meine Seele zurückkehrt.

Dieses Probejahr ist sehr hart gewesen. Doch der gute Gott hat mich siegen lassen. Im vergangenen Sommer habe ich alle die Meinen, welche die Cholera fürchteten, abreisen sehen. Auch den Verlust meiner Lieben habe ich ertragen. Ich stand auf dem Belvedere des Klosterdaches und richtete meine Blicke hinaus nach jenen schönen Stätten, wo auch ich einst mit ihnen war. Ach, jene schönen Zeiten! Ich mußte an so vieles denken! Ich weinte, ja, ich bin ja noch schwach zuweilen, aber endlich triumphire ich doch.

Alles, was die Seele auf sich selbst beschränkt, sie einengt, sie stumm, blind, taub für alles außer Gott macht, vereinigt sich hier. Und doch auch selbst zu Füßen des Kreuzes fallen mich die Anfechtungen an und dann denke ich an unser Häuschen, an die freien Fluren, jenes Hüttchen, das Feuer, an welchem die Verwalterin die Abendsuppe kochte und ich frage mich, ob jene arme Bäuerin, wenn sie ihr Kind auf den Knien wiegt, ohne meine Versuchungen, ohne meine Zweifel, ohne meine Vorwürfe zu kennen, Gott nicht näher sei als ich, die ich durch tausendfache Martern meinen rebellischen Geist abtödte.

Wie oft zogen jene Berge, Wälder, jener lachende Himmel an meinen inneren Augen vorüber! Wie oft sagte ich mir nicht: Jetzt sitzen sie beisammen unter dem Kastanienschatten, jetzt wandeln sie auf dem Fußpfad das Thal entlang; jetzt bellt Vigilante, die Vögel zwitschern auf dem Dache. Und wenn ich mich aus diesen Träumen emporraffte, war mein Antlitz in Thränen gebadet.

Und dann noch ein anderer Gedanke, ein anderes Traumgesicht — er — immer er — steht da vor meinen Augen. Am Fuße des Kreuzes, inmitten der Menge, welche in der Kirche die Messe hört, am Kopfende meines Bettes, hinter jenem Vorhang, überall lauert sie — die Versuchung, die mich an den Haaren reißt, die mir das Gebet unterbricht, mich weinen, mich rasen macht.

Manchmal glaubte ich wahnsinnig zu werden und dankte Gott dafür, denn die Wahnsinnigen sind nicht strafbar. Des Sonntags meinte ich ihn wieder unter den Leuten im Kirchenschiff zu sehen — ich bekreuzte mich und stürzte weinend, entsetzt zu Füßen meines Beichtvaters nieder. Der gute Alte suchte mich zu trösten und legte mir jene Bußübungen auf, welche den Schandfleck aus meinem Herzen tilgen sollen, doch bei mir wirkungslos bleiben, weil ich eine allzu große Sünderin bin.

Aber er hätte doch wenigstens einmal in die Kirche kommen können, um die Messe zu hören — ohne auch nur die Augen zum Chore emporzuheben — nur damit ich ihn sähe — er weiß ja, daß ich hier bin — und hat nie gesucht mich zu sehen.

Mein Gott! Mein Gott! Vergieb, Marianne! Sieh, wie sündig ich bin! Wie elend ich bin! Der Dämon erfaßt mich, wenn ich es

am wenigsten erwarte. Wie oft, während ich den Herrn anflehte, dieses Kreuz von mir zu nehmen, habe ich nicht die Augen hinunter nach dem Kirchenschiff gerichtet, um zu erspähen, ob er nicht da sei, ihn zu suchen unter dem Gedränge. Und das Gebet ist auf meinen Lippen erstorben. Mein Gedanke ist an ihm haften geblieben, flatterte, träumte, irrte durch die Felder, lauschte jenem Schritt, jenem leisen Klopfen am Fenster, blickte nach den Sternen, faßte jene Hand, streichelte den Kopf der Bracke und hörte ein Flüstern: Maria! als töne es vom Himmel.

O Gott, ich bin schwach, bin gebrochen. Doch ich kämpfe noch, wehre mich noch. Es ist nicht meine Schuld. Diese Macht ist stärker als ich, als mein Wille, als meine Reue, als mein Glaube!

Du schreibst mir, daß Du glücklich, daß Du zufrieden auch außerhalb des Klosters bist. Danke Gott, Marianne, daß er Dir Deine Eltern, Deine Mutter erhielt, daß er Dich nicht arm geboren werden ließ, daß er Dir diesen Stachel nicht ins Herz gebohrt, daß er Dich nicht schwach, nervös, krank hat werden lassen. Erst wenn diese Hülle sich auflöst, werde ich nicht mehr leiden. Daher möchte ich mich von der Erde trennen, die mich so mächtig gefesselt hält und hebe Augen und Hände flehentlich zum Himmel.

Jetzt da ich zu meiner guten Filomena zurückgekehrt bin, die Mitleid mit meinen Leiden hat und mir den Trost verschafft, Dir schreiben zu können, werde ich Dir noch mehrmals schreiben, ehe ich mein Gelübde ablege. Du kommst zu der Feierlichkeit, nicht wahr?

Ich möchte von allen, die mir theuer sind, Abschied nehmen, Abschied durch jene Gitterfenster, jene Weihrauchwolken und Orgelklänge. Ich möchte, daß alle befreundeten Gesichter mich trösteten bei jenem schweren Schritt, denn mein Herz ist verzagt; ich muß meine armen Augen in die Deinen und in die meines armen Vaters, meiner Schwester, Gigis, Annettas und — ach in Eure Blicke senken können, um den Schnitt der Scheere in meinen Haaren ertragen zu können.

Ich fürchte mich — ich fürchte mich, Marianne! Ich fürchte mich vor jener Scheere, fürchte jenen Augenblick. Ich fürchte mich vor Ihm! Wenn er an jenem Tage in die Kirche käme! Gott! Nein, nein! Ich bin schwach! Gott, habe Erbarmen!

Du wirst mit meinem Vater, Giuditta, Gigi, meiner Mutter, Annetta und deren Eltern kommen. Mein Gott, Dein Wille geschehe!

---

23. Februar.

Meine Marianne! Meine Schwester! Ich hoffte gegen den Schmerz gefestet zu sein, aber dieses neue Weh, welches ich erfahren habe, zerreißt, vernichtet, tödtet mich! Elender, jammervoller bin ich, als zuvor. Mein Gott! Auch das noch! Auch das noch!

Was habe ich erfahren, Marianne! Was habe ich erfahren! Ist es denkbar? Seit zwei Wochen war ich sehr krank. Jetzt bin ich aufgestanden, um Dir zu schreiben, mit Dir zu weinen.

Was ist da furchtbares in mir, was ich stöhnen höre, leiden fühle und was mir die Macht nimmt, mich aus diesem Erdenelend auf zu Gott zu schwingen? Doch man hätte mir dieses eine doch verschweigen

können! Sie sind ohne Erbarmen! Nein, ich nur bin schwach, bin sündhaft! Gott straft mich!

Signor Nino wird meine Schwester heiraten. Sie sind gekommen, mir die frohe Nachricht zu bringen. Es ist eine gute Heirat; beide sind reich. Giuditta ist zufrieden, ist glücklich. Ich habe nicht den Muth gehabt, sie zu bitten, mir die übliche Brautvisite zu ersparen — daher werde ich auch ihn sehen. Doch ich fühle, daß ich dieses neue Opfer zu bringen nicht die Kraft habe. Es wird mich tödten.

Und er? Er! Wird er sie haben? Aber ich werde Gott so lange bitten, für mich und für ihn — werde mich so lange geißeln, so lange weinen, bis Gott uns beiden die Kraft verleihen wird, diese grausame Prüfung zu erdulden.

Meine Brust schmerzt vom Weinen, mein Kopf schwindelt; ich möchte schlafen. Ach, möchte doch der Herr mir diesen großen Schmerz ersparen!

Doch des Herrn Wille geschehe!

---

28. Februar. Mitternacht.

Gott sei gelobt! Auch diese Prüfung ist überstanden! Ich meinte sterben zu müssen. Doch es ist vorüber. Nun ist alles zu Ende.

Sie hatten sich anmelden lassen und wir erwarteten sie; die uns verwandten Nonnen, die Mutter Aebtissin, die Oberin der Novizen und ich; alle hatten wir uns in dem großen, vor dem Sprachzimmer gelegenen Saal versammelt. Ich hatte meinen Platz zwischen der Mutter Aebtissin und der Mutter Oberin. Sie kamen pünktlich zur bestimmten Stunde. Ich vernahm den Wagen, der am Klosterthore hielt, ich hörte, wie ihre Schritte die Treppe heraufklangen und sich näherten, wie sie stillstanden am Sprachgitter. Wankend versuchte ich mich zu erheben — noch sah ich nichts — ich hörte die Glocke, die mich rief. Die Oberin öffnete den Vorhang, ich hielt mich daran fest und ließ mich auf die Holzbank vor dem Gitter nieder sinken. Da blickte ich hinaus in eine von schwarzen Eisenstäben durchkreuzte, verschwommene Masse von Gesichtern, sie konnten mich nicht sehen, ich war im Dunkeln; ich hörte das Summen ihrer Stimmen, allmählich unterschied ich die Stimme meiner Stiefmutter, dann die meines Vaters. Giuditta sprach nicht, auch er schwieg. Meine Schwester trug ein Kleid und ein Hütchen von Rosenfarbe. Sie schien glücklich zu sein. Er saß neben ihr, hatte den Hut in der Hand und glättete ihn mit dem Handschuh. Ich weinte nicht. Mir war als träume ich, ich war verwundert, nicht mehr zu leiden. Bald standen sie auf. Papa sagte mir Adieu, die Mama lächelte, Giuditta bat mich um einen Kuß, Gigi um Zuckerwerk, er verneigte sich vor mir. Ich sah sie sich entfernen, er an Giudittas Seite, an der Thür reichte er ihr den Arm; die Thüre schlug zu, die Schritte verklangen ferner und ferner, dann hörte ich nichts mehr. Schweigen. Der Wagen rollte davon. Nichts! Nichts! Ich bin allein! Allein!

---

10. März.

In einem Monat werde ich den Schleier nehmen. Sie machen schon die Vorbereitungen zum Feste. Alle überschütten mich mit Zärtlichkeiten. Es vergeht kein Tag, an welchem Papa und Mama mich nicht besuchen. Sie wollen jenes Ereigniß festlich feiern. Man wird Musik, Feuerwerk veranstalten, Gäste einladen. Mein Vater scheint glücklich zu sein, daß auch ich mich „versorge", wie er es nennt. Auch selbst Giuditta ist mehremal gekommen. Wenn Du sehen könntest, wie das Glück sie verschönt! Gott segne sie!

Auch Du bist verlobt, meine Marianne! Du schreibst mir, daß Du glücklich bist. Magst Du es sein! Doch vergiß im Glück Deiner armen Freundin nicht, die mehr denn je Deiner Liebe bedarf. Dann und wann, wenn Deine Zeit es erlaubt, komm mich zu besuchen. Wenn Du wüßtest, wie ich während der seltenen Augenblicke, da ich die, welche mich lieben, sehen darf, glücklich bin! Wisse, daß es eine That der Barmherzigkeit ist, die armen Eingekerkerten zu besuchen!

Du, die Du Braut, Du, die Du glücklich bist, sage mir, welcher Art jene Freude, jene Wonne, jene Seligkeit ist, welche meine Schwester empfindet; sage mir, was sie in ihrem Herzen fühlt, wenn sie sich so ohne Skrupel, ohne Reue, ohne Furcht, gesegnet, gefeiert, von allen beglückwünscht, Seite an Seite mit dem Geliebtesten, sieht; sage mir, wie das Glück beschaffen ist, welches ein liebendes Herz bei dem Gedanken erfüllt, daß es sein eigen sein, ihm angehören, ihn, jeden Tag, jede Stunde sehen, ihn reden hören, sich auf seinen Arm stützen, ihm jeden Gedanken ins Ohr flüstern darf, seinen Namen führen, einst seine Kinder auf seinem Schoße wiegen und ihnen lehren wird, ihn zu lieben, den lieben Gott für ihn zu bitten. Ach, und zu denken, daß alles eine einzige Seligkeit, eine Seligkeit sein wird ohne Ende! Wie gut ist Gott, daß er so viel Glück geschaffen hat!

Ich habe erfahren, daß die Trauung Sonntag stattfinden wird.

Gott segne sie!

Sonntag, 9. März. Mitternacht.

Marianne, ich schreibe Dir aus meiner Zelle, des Nachts, voll Furcht, daß mein Licht durch den Vorhang entdeckt werde, daß man mir auch noch den letzten Trost, Dir meine Seele auszuschütten, rauben könne. Welch ein Tag ist dieser für mich gewesen! Höre ich denn niemals auf zu leiden?

Ich bin allein, zitternd vor Frost. Alles schweigt um mich her; man hört den Pendelschlag der Uhr wie einen durch die weiten Korridore wandelnden Gespensterschritt. Ich habe während des ganzen Tages im Chore gebetet, vor Gottes Angesicht geweint. Jetzt bin ich matt, müde, ich bin gebrochen, aber doch gefaßter. Es ist Sonntag! Verstehst Du, begreifst Du alles, was in diesen Worten liegt? Ich sage nichts mehr, es ist heute geschehen!

Man hat mir Erfrischungen von der Festtafel gebracht! Denke!

Sie denken nicht einmal daran, daß ich krank bin und daß sie mir schaden könnten.

Wie hätten sie daran denken können?

Sie sind alle so fröhlich; es ist ein Freudentag. Mein ist die Schuld, da ich ein armes, krankes, mißmuthiges Geschöpf bin. Welch ein Fest wird das gewesen sein!

Die ganze vorige Nacht schon habe ich nicht schlafen können. Auch sie werden das Morgengrauen dieses Tages herangewacht, mit offenen Augen von all diesen Blumen, diesen Festgewändern, diesen Gästen, diesen lachenden Gesichtern geträumt haben.

Auch ich habe all diese Dinge erschaut, erträumt. Ich habe Giuditta in all ihrer Schöne im weißen Brautkleid, in ihrem wallenden Brautschleier unter dem Orangendiadem erblickt.

Und ihn — ihn, da er ihr die Hand reichte, ihr zulächelte, da er sie, von Freunden, von Verwandten, von lieben Menschen umringt, in die Kirche führte, ihn auch habe ich gesehen. Der Altar strahlte ganz im Kerzenglanz, die Orgel ertönte — dann knieten sie nieder und riefen Gott zum Zeugen ihres Glückes an. Gott, der barmherzig ist, wird ihn haben jenen Abend vergessen lassen, da er meine Hand ergriff, mir jene Worte zuflüsterte, vergessen lassen das Leuchten jener Sterne und jener Wetternacht, als er gekommen, mir Lebewohl zu sagen; sein Klopfen an meinem Fenster und den Husten, der mich überfiel. Auch ich habe vergessen — — ich möchte vergessen!

Alles ist zu Ende! Mein Gott! Alles ist zu Ende!

Du siehst, daß ich gefaßt bin, Marianne, daß Gott sich meiner erbarmt hat. Morgen beginne ich damit, mich auf den großen Schritt durch geistige Uebungen vorzubereiten. Ich werde Dir nicht schreiben; werde niemanden mehr sehen, auch meinen Vater nicht. Das ist der Todeskampf.

Jene zwei Herzen, werden sie wohl inmitten der Sturmwogen ihres Glücksrausches einige Augenblicke an jene Aermste gedacht haben, die hier einsam und verlassen stirbt?

Du wirst bei der Ceremonie anwesend sein? Sie findet Sonntag, den 6. April statt. Es ist ein zweiter Sonntag, der eine Festfeier bringt. Nur daß diese zweite eine Trauerfeier ist. Also Du kommst doch? Ich erwarte Dich! Addio! Erscheint Dir dieses Addio nicht recht, recht traurig?

Sonnabend, 5. April.

Ich schreibe Dir eiligst noch eine Zeile, um Dich zu erinnern, daß ich Dich erwarte, daß ich Deiner bedarf, Euer aller bedarf, daß ich Kraft und Muth nöthig habe.

Sie haben mir Schleier, Blumen, ein neues Kleid gebracht; es ist ein schönes Brautkleid. Man macht die letzten Vorbereitungen. Morgen wird es geschehen sein. Sähest Du diese ungewöhnliche Aufregung, diesen Tumult, diesen Jubel! Es wird ein Fest für alle diese armen Eingeschlossenen geben. Dieses ungeheure Grab belebt sich, sobald es sich öffnet, um ein neues Opfer zu verschlingen.

Es ist ein schöner Apriltag heute. Das Wetter war bisher schlecht, doch eben strahlt eine herrliche Sonne herab. Ich war auf dem Belvedere, um ein letztes Mal Lebensluft zu trinken.

Was sah ich nicht da unten, Marianne! Die Felder, das Meer,

die unendliche Häusermasse, weit im Hintergrunde den Aetna. Doch all diese Dinge sehen so traurig aus.

Ich wollte so gern zum letzten Male den Monte Ilice, unser Häuschen, den Kastanienwald sehen. Ich kann es nicht finden; werde es nie, nie mehr wiedersehen. Mein Herz krampft sich zusammen! Von der Straße nach dem Klosterdach stieg ein verworrenes Geräusch von rollenden Wagenrädern, von Stimmen, von Leuten, welche arbeiten, kommen und gehen. Alle diese Leute haben Geschäfte, haben Freuden, Schmerzen, sie gehen, arbeiten und leben. — — Wie weit diese Vögel hinausfliegen! Zwischen mir und all diesen Lebensregungen, welche ich da erblicke, wird sich von Morgen an, in wenigen Stunden schon, eine unübersteigliche Mauer aufrichten, wird sich ein Abgrund aufthun, ein Wort, ein Schwur sich erheben. Wie soll ich diese Nacht hinbringen? Hätte ich Dich doch wenigstens bei mir! Ich fürchte mich, o Gott!

Mein Gott, gieb mir Kraft! Stehe mir bei!

Montag, 7. April.

Meine Schwester! Hast Du je Todte aus ihren Gräbern sprechen gehört?

Ich bin todt! Deine arme Maria ist todt! Sie haben mich auf die Bahre ausgestreckt, haben mich mit dem Leichentuche bedeckt, haben das Requiem gesprochen, die Sterbeglocke geläutet. Es scheint mir, daß etwas von dem Leichenbegängniß auf meiner Brust zurückgeblieben ist, daß auf meinen Gliedern noch die Erstarrung des Todes liegt. Zwischen mir und der Welt, der Natur, dem Leben hat sich ein Etwas aufgerichtet, was kälter ist als der Marmor, schwerer als ein Grabstein, schweigsamer als das Grab.

Es ist ein Schauspiel zum Entsetzen. Der Tod inmitten der Lebenslust, inmitten des Aufruhrs der Leidenschaften; der Körper, welcher die Seele sterben sieht, die Materie, welche die Seele überlebt!

Ich öffne die Augen wie in Betäubung. Ich starre hinaus in die Unermeßlichkeit aus diesem Dunkel, diesem Schweigen, dieser unbeweglichen Ruhe. Alles ist in unberechenbare Entfernung gerückt. Dich sehe ich wie im Traume, jenseit der Grenzen der Wirklichkeit. Bist Du es, die sich im weiten Raum verlor, oder bin ich es, die sich ins Nichts aufgelöst?

Ich bin noch vom Schreck gelähmt. Es scheint mir, daß ich in einem ungeheuren Grabe liege, doch nur im Traume, daß es nicht für immer sein kann, daß ich erwachen müsse. Ich habe einem feierlichen Schaugepränge beigewohnt, doch es dünkt mich, es habe nicht um meinetwillen stattgefunden; ich meine, daß ich wie alle die anderen einem Leichenbegängniß beigewohnt, Zuschauer gewesen bin bei einer schauerlichen religiösen Ceremonie, doch daß ich, wenn diese Musik schweigen, wenn diese Glocke nicht mehr tönen wird, wenn diese Kerzen erlöschen, wenn diese Priester in der Sakristei verschwinden, wenn alle diese Leute sich erheben werden, um fortzugehen, daß auch ich dann mit ihnen gehen darf, nicht hierbleiben muß, hier, allein, wo ich mich fürchte. Handelte es sich denn bei all diesen grauenhaften Vorbereitungen, welche mir das Herz schaudern machten, um mich? War ich

es denn, die starb? Diese vielen Menschen im Festkleide, diese vielen Töne, all dieser Kerzenglanz wären für mich dagewesen? Und ich hätte mich bereit erklärt, sterben zu wollen? Hätte sterben wollen?

Sie hatten mich als Braut gekleidet, mit Schleier, Kranz und Blumen geschmückt und mir gesagt, daß ich schön sei. Gott verzeihe es mir, ich war darüber nur wegen Einen froh, der mich so sehen würde. Sie führten mich so an die Gitterthüre der Kirche. Du sahest mich. Ich sah niemanden. Ich sah nur in eine Wolke vom Weihrauch, sah ein buntes Gewimmel, brennende Fackeln und hörte Orgelklänge. Dann zogen sie den Vorhang zu, entkleideten mich der schönen Gewänder, rissen Schleier, Kranz und Blumen von mir und hüllten mich in das Nonnengewand, ehe ich es selbst noch wußte. Ich sah nichts, ich hörte nichts, ließ sie gewähren, doch ich zitterte so, daß meine Zähne aneinander schlugen. Ich dachte an das schöne Hochzeitskleid meiner Schwester, an die feierliche Handlung, bei welcher auch sie der Brautkranz schmückte, ohne daß sie dabei von Grausen geschüttelt wurde, gleich mir. Man zog den Vorhang wieder auf. Alle Leute waren noch in der Kirche anwesend, sie schauten, sie lauschten mit einer Neugier, die mich mit unaussprechlichem Schrecken erfüllte. Man löste mein Haar und ich fühlte, wie es auf meine gefalteten im Schoße ruhenden Hände herabfiel. Man raffte sie alle mit einem Griff zusammen und dann ließ sich ein Geräusch von klirrendem Stahl vernehmen. Ich glaubte, daß ein Fieberschauer mich erfasse, aber es war nur die Empfindung von etwas eisigkaltem, was sich zwischen meinen Hals und mein Haar schob. Was weiter geschah, ist mir nur unklar in der Erinnerung geblieben. Ich sah meinen Vater, welcher weinte. Warum weinte er? Ich sah meine Stiefmutter, Giuditta, Gigi und neben Giuditta sah ich ein Menschenantlitz, blaß wie der Tod, welches mich mit entsetzten Augen anblickte. In diesem Moment fühlte ich, wie das Knirschen des eisigen Gegenstandes an meinem Nacken, den Gesang der Priester, den Klang der Orgel, das Schluchzen meines Vaters übertönte. Das Haar fiel um mich her nach allen Seiten hin in Locken, in langen Strähnen und die Thränen stürzten aus meinen Augen. Da spielte die Orgel leise, leise und die Glocke schien zu weinen. Sie streckten mich auf die Todtenbahre und deckten das Leichentuch über mich. Alle die schwarzen Gestalten umringten mich; sahen mich an, blaß, unbewegt, wie Gespenster, psalmodierend, Fackeln in den Händen haltend. Der Vorhang schloß sich aufs neue. Man vernahm aus der Kirche das Geräusch der sich entfernenden Zuschauer. Alle verließen sie mich. Auch mein Vater. Die Gespenster umarmten mich, küßten mich, mit eiskalten Lippen und lautlos.

Alles das bedeutete, daß ich gestorben war. Und wie konnte dies allein hinreichen, alle jene Liebesfülle, die mir im Busen kochte, in Schlaf zu bringen? Zu ersticken? Diese Ceremonie, diese Lichter, diese Bahre, diese Scheere, wie könnten alle diese Dinge die Macht besitzen, meine Brust leer, meine Sinne fühllos zu machen? Mich lebendig ins Grab steigen zu lassen? Mich entsagen zu lassen allen Gütern des Lebens, der Luft, dem Licht, der Freiheit, der Liebe?

Da ist sie wieder, die Sünde! Noch, immer noch! Aber auch sie wird sterben! Da, an der Stelle, wo das Herz war, ist nichts

mehr. Es sind nur die letzten Zuckungen des Lebens, das Ringen der Seele, die nicht sterben will. Ich denke, stöhne, ängstige mich, leide noch, doch nur für kurze Zeit. Ich habe während der ganzen Nacht kein Auge geschlossen, ohne zu träumen, ohne auch nur denken zu können. Was ist mit mir geschehen? Was? So frage ich mich selbst voll Entsetzen. Während der ganzen Nacht, da, über jenem Vorhang stand immer unbeweglich — jenes Gesicht — sein Gesicht. Es sah mich an, stumm, blaß; mit weitoffnen Augen, während die Scheere unaufhörlich in meinen Haaren knirschte. Ich habe die Kraft zu weinen verloren. Das Nichts hat mich verschlungen. Ich soll besser sein?

Nein! Das ist nicht wahr! Dieses fremde Geheimniß, welches sich an mir begeben, hat mich Gott nicht näher gebracht. Er hat mich ins Dunkel, in die Leere hinausgeschleudert; es hat mich vernichtet. Ich weiß nicht, was da noch in mir lebt. Es ist eine schauerliche Stille.

---

15. Mai.

Ich schreibe Dir im Bette. Ich bin recht krank. Wenn Du mich sähest, liebste Marianne, wie das Fieber mich abgezehrt hat! Wenn ich meine armen, blassen, zitternden Hände betrachte, scheint es mir, daß ich das Blut in den Adern fließen sehe, so fleischlos sind sie. Und ein Brennen, ein Glühen hier in der Brust!

Heute fühle ich mich ein wenig besser und habe die Kraft, Dir zu schreiben. Ich möchte mit Dir plaudern und jener schönen Tage gedenken, die so voller Leben und Lust waren; doch alles, was mich hier umgiebt, ist so traurig, daß mein Herz nicht fähig ist zu lächeln, auch wenn ich die Augen schließe und an Vergangenes gedenke. Ich habe schwer gelitten, doch der Herr hat mich nicht verlassen. Sie haben mich in den Krankensaal geschafft und dies war ein großer Schmerz für mich. Denn in der Zelle umgaben mich eine Menge Erinnerungen, welche, wenn schon trauriger Art, mir doch lieb waren; doch hier erscheint mir alles schauerlich, als ob eine jede Kranke hier das Gespenst ihres Leidens zurückgelassen hätte. Wer weiß, wie viele Nonnen hier schon gestorben sind! Vielleicht sogar in diesem meinem Bette! Und wenn während der langen, schlaflosen Nächte, während welchen das Fieber in mir tobt, diese Gedanken mir kommen, so erfüllt mich ein unbesiegbares Grauen und ich sehe die Schattengestalten in ihren langen schwarzen, schleppenden Schleiern sich an den Wänden entlang schleichen und das matte Licht der Lampe erzittern machen. Und von Furcht geschüttelt, verberge ich den Kopf unter den Bettüchern. Ich weine von früh bis abends, an den lieben Aufenthalt auf Monte Ilice gedenkend, dort wo jeder Stein des Hauses mich kannte und mir zulächelte, dort, wo ich die Meinen bei mir hatte, in jenem schönen Sonnenschein, jener Luft der Freiheit. Und wenn mein Herz mehr denn je der Liebe und des Trostes bedarf, erblicke ich nichts um mich her als die Gesichter der Krankenwärterinnen mit ihren durch den steten Anblick des Leidens unbeweglich gewordenen Zügen. Selbst der Strahl, der sich durchs Fenster stiehlt, ist blaß, farblos, kränklich. Der Lenz ist lachend über die Erde dahingezogen, ohne mir auch nur

einen Schimmer seines Festglanzes in diesen Winkel der Schmerzen, des Leides, des Elendes zu senden.

Gestern kam ein ganz weißer Schmetterling und setzte sich auf eine Fensterscheibe. Du, Gesegnete des Herrn, die Du die Sonne siehst, die Luft der Freiheit in vollen Zügen athmest, Du kannst Dir keine Idee von dem zärtlichen Gefühl machen, welchen der Anblick eines Schmetterlings, der Duft einer Blume in der Seele einer armen Kranken hervorzurufen vermag. Es schien mir, als ob das ganze holdselige Gefolge des Lenzes, der Dufthauch der Blüten, das Grün der Wiesen, der Morgengesang der Lerche diesen Falter umschwebe und gekommen sei, die schmerzenreiche Stätte so vieler Elender zu erhellen. Ach! Nachdem sich der Schmetterling ein Weilchen auf dem blassen Zweig, der einer Steinritze am Fenster entsprossen, gewiegt, erhob er sich flügelschlagend und verlor sich im Blau der Lüfte, er war ja frei, heiter und hatte wohl all diese blassen Gesichter, all diese Thränen erblickt.

In zwei oder drei Tagen hoffe ich auf einige Stunden das Bett verlassen zu können. Ich werde alle meine Kraft aufbieten, damit man mir erlaubt, in meine Zelle zurückkehren zu dürfen, damit ich von diesem Aufenthalte erlöst werde.

Wer weiß, wenn ich Dich wiedersehen kann? Ich fühle mich so schwach, daß es mich oft bedünken will, als könne ich mich nie mehr von diesem Lager erheben.

Ich habe Dir in mehreren Absätzen geschrieben und doch machst Du Dir keinen Begriff, wie mich dieses Schreiben angegriffen hat. Dennoch hat es mir einen großen Trost gewährt, den einzigen Trost, der mir geblieben ist. Ich vermag dieses Aussprechen gegen Dich nicht mehr zu entbehren, denn während ich schreibe, denke ich nicht daran, wie ich leide, daß ich hier bin — nicht an andere schlimme Dinge. doch nun ist meine Kraft erschöpft. Ich habe Dir einen langen Brief geschrieben, nicht wahr? Sehr lang für eine arme Kranke. Es wird Dir Mühe kosten, ihn zu entziffern, denn meine Hand zittert. Doch Du wirst errathen, was ich geschrieben und was ich nicht geschrieben habe.

Ich muß Gott auch für diese Krankheit danken. Ich bin wie betäubt, wie schlaftrunken, wie träumend, begreife noch nicht recht, was aus mir geworden ist. Wenn ich erwache, so wird mir Gott die Kraft verleihen — Addio!

---

27. Mai.

So habt Ihr mich also alle verlassen? Marianne, auch Du! Auch mein Vater! Ich bin hier, ganz allein, um in diesem öden Saale, ohne einen Sonnenstrahl, ohne ein liebes Angesicht, so unerhört zu leiden! Ich befinde mich in einem Zustand, der Steinen Erbarmen einflößen könnte. Ich muß sterben, meine Marianne! Deine arme Freundin stirbt und sie sieht Dich nicht mehr, sie sieht auch ihren Vater nicht mehr!

Ich hoffte auf Besserung; hoffte diesen furchtbaren Leidensort verlassen zu können. Ich bin kränker geworden und niemand verhehlt mir mehr die Gefahr meines Zustandes.

Wenn ich sterben muß! Hier! Allein! — Die Nacht! Wie sie grauenhaft ist, die Nacht, Marianne! Diese langen Stunden, die nie enden wollen! Dieses zitternde Lämpchen! Dieses Kruzifix, diese schattenhaften Bilder, diese halberstickten Wehklagen, dieses Schnarchen der im Lehnstuhl schlafenden Wärterinnen! Ich brenne vor Durst und wage nicht die Schwestern zu wecken, welche schelten, die Armen, wenn sie gestört werden. Während der letzten Nacht versuchte ich es, mich bis zu dem Tischchen zu schleppen, wo das Wasser steht, weil der Durst mir die Eingeweide zu verbrennen schien und ich vor Durst wahnsinnig zu werden fürchtete. Doch kaum hatte ich mich vom Bett erhoben, so fiel ich ohnmächtig zu Boden und schlug mir eine tiefe Wunde in den Kopf. Sie haben mich in einer Blutlache liegend gefunden.

Der Tag kommt farblos, lichtlos, ohne Glanz, ohne Lächeln. Die Nacht vertreibt ihn, von Grauen und Schreckbildern erfüllt. Ich denke an meinen Vater, an die meinen, an all das, was meine schrecklichen Leiden mildern könnte und ich weine, weine, und meine Brust schmerzt. Mein Gott! Wenn ich stürbe! Hier stürbe, ohne meinen Vater wiederzusehen!

Es muß ein sehr, sehr schlimmer Augenblick sein, Marianne! Ich zittere bei dem Gedanken, dann zu sein ohne jemand, der mich tröstet. Wenn ich nur meinen Vater sehen könnte! Erscheint es Dir nicht barbarisch, uns unsere Theuersten nicht einmal in diesem feierlichen Moment sehen zu lassen? Mein einziger Trost ist der, Dir zu schreiben. Aber wenn ich auch nicht zu schreiben vermag? Wenn mein Vater auch nur den hundertsten Theil von dem wüßte, was ich leide!

Was kostet es mich für Mühe, Dir zu schreiben! Während der wenigen Augenblicke, wenn ich mich ein wenig kräftiger fühle, raffe ich mich auf, um zwei oder drei Zeilen zu schreiben. Dies scheint mich ans Leben zu fesseln und ich versichere Dir, daß ich mich verzweifelt daran klammere. Doch bebt meine Hand so sehr, daß ich selbst meine Schrift nicht zu lesen vermag. Filomena, diese barmherzige Seele, kommt jeden Morgen, um mir Eure Grüße zu bringen. Gott segne die Gute für den Trost, den sie der armen Kranken gewährt. Du kannst nicht begreifen, was für meine verlassene Seele auch das kleinste Liebeszeichen bedeutet. Ich bedarf so sehr des Geliebtseins; ich liebe, liebe, bis mein Leben erlischt.

---

3. Juni.

O Marianne! Morgen wird man mir das Viatikum reichen! Also ist mein Zustand sehr hoffnungslos.

Und doch bin ich nicht bereit zu sterben. Mein Gott, Dein Wille geschehe!

Außerhalb dieses Fensters scheint noch die Sonne, hört man das Geräusch vieler Leute, welche kommen und gehen, welche leben. Ein Sonnenstrahl dringt durch die Scheiben und fällt auf mein Bett.

Wie viel ist doch in einem Sonnenstrahl enthalten! All das, was er sieht und in diesem Augenblick beleuchtet; so viel Freude, so viel Schmerz, so viel Menschen, die sich lieben — und ihn!

Auf dem First ist ein Schwalbennest — auch ihnen leuchtet die Sonne.

Mein Gott!

Aber wie kann ich denn sterben, ohne meinen Vater noch einmal zu sehen! Ich darf ihn nicht mehr sehen! Ich bin ja gefaßt aufs Sterben, aber laßt mich meinen Vater zum letzten Mal sehen! Er weiß es ja nicht, daß ich sterbe, der arme Papa! Warum benachrichten sie ihn denn nicht? Warum riefen sie ihn nicht? Wie wird er weinen! — Sterben! Sterben so jung! Noch bin ich nicht einundzwanzig Jahre alt!

O Gott, Gott!

Wann sterbe ich? Stürbe ich doch wenigstens recht schnell! Dieser Todeskampf der Seele ist schrecklich!

---

4. Juni.

Ich habe gebeichtet. Welches Entsetzen! Welches Entsetzen, Marianne! All diese Veranstaltungen redeten zu mir von einem anderen Leben und ich dachte noch an — ihn! Und ich hatte noch seinen Namen auf den Lippen, während die Schwestern um mein Lager her knieten und die Litanei sprachen.

Welch fürchterliche Ceremonie! Diese Kerzen, diese Glocke, dieser Baldachin, die Sterbegebete!

Addio, ihr alle, die ich liebe; mein Vater, Marianne, meine Schwester, Gigi — und Du! — Lebewohl!

O Marianne, sage es ihm, daß ich seiner gedacht auch in diesem Augenblick!

---

7. Juni.

O Marianne! Marianne!

Danke Gott mit mir; ich lebe noch. Ich bin nicht gestorben! Werde vielleicht am Leben bleiben!

Gott wird barmherzig sein und mich meine Geliebten wiedersehen lassen!

Sie haben mir gesagt, daß auch sogar diese Sehnsucht eine Sünde sei und daß ich mich dem göttlichen Willen zu fügen habe. Ich flehe um Deine Verzeihung, o Herr! Aber das Herz ist schwach und krank!

---

10. Juni.

O, Gott ist barmherzig! Ich werde nicht sterben! Der Arzt sagt, ich befinde mich besser. Ich werde leben! Marianne! Gott läßt mich leben! Ich bin so schwach. Ich bete — ich danke dem Herrn. Und wenn ich diesen Sonnenstrahl sehe, der dort auf der Fensterscheibe schimmert, so weine ich vor Rührung und das Weinen thut mir wohl. O Marianne! Meine Marianne!

---

13. Juni.

Welch ein Fest wird es sein, wenn ich den theuren alten Mann und alle Lieben wiedersehen werde! Welche Thränen! Welches Glück!

Sie verbieten mir, mich zu ermüden. Ich werde Dir nicht viel

schreiben. Ich habe auch gar nicht die Kraft dazu. Sähest Du, wie abgezehrt Deine arme Maria ist!

Sie sagen, ich soll ruhig sein. Doch ich kann meinen Gedanken nicht verbieten umherzufliegen, an alle jene Dinge zu denken, welche mich vor Freude weinen machen, kann es nicht hindern mich auf den Tag zu freuen, wenn ich ins Sprechzimmer hinabsteigen werde, um Euch alle zu sehen. Meine arme Seele ist so froh!

Doch wenn Ihr nicht kämet! Wenn Ihr mich aufs neue hier allein ließet! Allein! — Mein Gott! Mein Gott!

---

24. Juni.

Gott sei gelobt! Ich habe endlich meinen Vater gesehen! Du weißt, wie sehr ich den Arzt und die Aebtissin bitten mußte, damit sie mir diese Gnade bewilligten. Gestern endlich erhielt ich Erlaubniß, den Krankensaal zu verlassen.

Das Wetter war schön. Ich fühlte, wie meine arme kranke Brust sich ausdehnte im Athmen der belebenden Morgenluft. Filomena gab mir ihren Arm. Wir durchschritten den Garten, wo die Sonne hell auf die Blumen schien. Ich hatte so sehr in diesem fast dunklen Raume gefroren! Das Laubwerk rauschte kaum, da der Wind nicht über die so hohen Mauern dringt, der Sand der Wege knirschte unter unsern Schritten und einige Schmetterlinge flatterten von Blume zu Blume. Das alles war wohl recht wenig, aber Du weißt, was dieses Wenige für eine arme Nonne bedeutet! Dort drüben in einem Fenster des Schlafsaals schlug ein Kanarienvogel so sanft. Er ist freilich in seinem Bauer eingeschlossen, der Arme! Und wenn er es verstände, wenn er wüßte, daß er vergeblich weint! Und diese unscheinbaren Dinge, die für viele gewiß unbemerkt vorübergehen, bilden Schätze süßer Empfindungen für jene, denen an Feld, Wald, Leben nur die Erinnerung geblieben ist und machen das Herz, wenn schon den Geist nicht, lächeln.

Wenn man in diesem zum Kloster gehörenden Erdwinkel die Augen schlösse, so könnte man vergessen, wo man sich befände und sich der Vorstellung hingeben, man sei von freier Flur, von Licht, Luft umgeben, man lebe in der Freiheit. Doch erblickt man dann die hohen Mauern, die vergitterten Fenster — so krampft sich das Herz unwillkürlich zusammen.

Sieh, so bin ich nun! Wenn ich denke, daß dieser Winkel von einem Garten hier, ein Eckchen Himmel, ein Glas mit Blumen mir genügt hätte, mich alle Seligkeit der Welt kosten zu lassen, wenn man mir die Freiheit nicht gezeigt und damit jenes verheerende Feuer der Sehnsucht in meinem Herzen nach jenen Freuden entzündet hätte, die sich außerhalb dieser Klostermauern befinden! Und wenn mir der Gedanke kommt, daß ich wieder krank, daß ich wieder in diesen Krankensaal eingeschlossen, auch dieses Gärtchens, dieser wenigen Blumen, auch dieser Sonne beraubt werden könnte, welche nicht diesen armen Kranken zu scheinen wagt, aus Furcht, daß ihre Strahlen traurig werden könnten!

O Marianne, was empfand ich, als ich zu meinem angebeteten Vater eilte, der mich im Sprechsaal erwartete! Was ich empfand, als

sich meine zitternden Hände an jenes Gitter klammerten! Ich wüßte Dir nicht einmal zu sagen, ob es Schmerz oder Freude war. Der theure alte Mann konnte sich der Thränen nicht erwehren, als er mich so blaß und abgemagert sah. Auch Gigi weinte, selbst Giuditta — und ich, die ich so schwach bin, die ich um nichts in Thränen zerfließe, ich brach in Schluchzen aus, welches mein Herz erleichterte.

Ich hätte mich in seine Arme werfen mögen, aber da stand jenes harte, kalte Gitter zwischen uns, zwischen Vater und Tochter, die nahe daran gewesen waren, sich nie mehr wiederzusehen — und nie zuvor hatte ich so ganz und tief empfunden, was hassenswerthes in dieser Absperrung liegt.

Nachdem wir unsere Thränen getrocknet, ließ sich mein Vater die kleinsten Einzelheiten meiner Krankheit mittheilen. Er versuchte zu lächeln, mich zu trösten, und von Zeit zu Zeit erstickte Schluchzen seine Stimme und die Thränen rannen, ohne daß er es gewahr wurde, in seinen grauen Bart. Wie krampfte sich mir das Herz zusammen! Und das hatte ein Fest sein sollen! Giuditta sah so blaß aus, sie weinte; auch sie weinte! Ich mußte sie immer wieder ansehen, als ob ich in ihrem Wesen etwas neues, undefinirbares entdeckte. Ich hätte laut in ihren Armen weinen mögen und fühlte dabei, daß ihre Liebe mir weh that im Herzen; indem ich sie ansah, füllten sich meine Augen mit Thränen, und durch diese Thränen zeigte mir die Anfechtung ein todtblasses Antlitz an ihrer Seite. — —

O Marianne, es ist die Hinfälligkeit, die mir nach meiner langen Krankheit geblieben ist! Es sind Hallucinationen, die der Dämon mir zeigt.

Herr Gott, erbarme Dich meiner! — —

Und als ich meine Geliebtesten wiedersah, auch während dieser unaussprechlich geweihten Minuten, stand eine Nonne, die mir zur Begleitung gegeben, fremd, gleichgiltig gegen diese Freude, diesen Schmerz, diese Thränen neben mir — haben denn nicht auch die Thränen ihre Verschämtheit? Meine Stiefmutter verbot mir endlich das Weinen unter dem Vorwand, daß es mir schade. Unter all diesen kalten, harten, widrigen Dingen waren doch die Eisenstäbe des Sprachgitters das mindest Schreckliche.

Wie verflossen doch mit Blitzesschnelle die zwei Stunden, welche man mir gestattet hatte im Sprechzimmer zu verweilen! Endlich mußten alle die theuren Personen, die ein Theil meines Selbst sind, mich verlassen. Ich folgte ihnen mit den Augen bis zur Thüre, doch als sie die Schwelle überschreiten wollten, schien es mir, als müsse mein Herz in der Brust zerspringen; ich rief den Papa mit lauter Stimme, außer mir, als solle ich ihn nie mehr wiedersehen; ich suchte nach einer Ausrede, ihn noch einige Minuten zurückzuhalten, wußte keine und brach in Thränen aus. Alle weinten und keiner sprach ein Wort. Papa versprach mir am nächsten Tage wiederzukommen und dieses Mal ging er wirklich fort und das Geräusch der sich hinter ihm schließenden Thüre schnitt mir ins Herz. Ich riß mit krampfhafter Anstrengung an dem eisernen Gitter und starrte auf die geschlossene Thüre. Was für furchtbare Augenblicke waren dies! Die Nonnen

führten mich in meine Zelle zurück und als ich da allein war, stürzte ich auf meine Kniee nieder, um mich auszuweinen.

Jetzt bin ich ruhiger. Ich habe den Herrn gedankt, daß er mich hat meinen Vater wiedersehen lassen, ich habe ihn meines Schmerzes wegen um Verzeihung gebeten, denn dieser Schmerz ist Sünde, da ich mich diesem Leben der Entsagung hingegeben und geschworen habe, nur Gott allein mich zu weihen. Und doch umschlingt mich die Welt mit ihren Ketten fester denn je!

Barmherziger Gott! Ist es denn meine Schuld, wenn ich nicht die Kraft besitze, diese Ketten zu zerreißen?

Marianne, wirst Du nicht an einem dieser Tage kommen, die arme Kranke zu besuchen? Ich bedarf Deiner so sehr!

---

28. Juni.

Was magst Du wohl von mir denken, von einer Nonne, die sich beklagt, die jammert, die Dir heimlich schreibt? Wenn ich über mich selbst nachdenke, finde ich mich so schuldig, so schlecht, daß ich nicht begreifen kann, wie Du mir die Gnade Deiner Freundschaft noch zu gewähren vermagst. Meine Sünde ist riesengroß, das ist wahr, doch ich fühle, daß in meinem Elend etwas enthalten ist, welches an Schuld die meine überragt. Gott verzeihe mir diese Auslegung. Es giebt Momente, in welchen, wenn ich Dir nicht schriebe, das Ungeheure, was ich leide, mit lautem Wehgeschrei aus allen meinen Poren dringen müßte.

Wisse es denn, Marianne, wisse es! Diese Versuchung ficht mich noch immer an! Jene Schlange lebt noch, da, in meinem Herzen! Wenn ich zu Dir von gleichgiltigen Dingen rede, um Dich und mich dadurch zu trügen, dann nagt sie mich am meisten, schlägt ihre Giftzähne in mein Fleisch. Ich fürchte verdammt zu werden; ich ringe mit dem Dämon und er beherrscht mich mehr und mehr. Er besitzt mich, verstehst Du? Beherrscht mich! Jetzt, da die Krankheit mich abgemattet hat, fehlt mir die Kraft zu kämpfen. Ich mag nicht sterben, weil ich mich vor der Hölle fürchte. Weil — ich meine Sünde liebe!

O vergieb mir, Schwester! Ich schaudere ja auch vor dem, was ich schreibe, vor dem, was ich denke. Ich kann nicht mehr zu Gott beten, weil ich die Stirne nicht mehr zu ihm zu erheben wage.

Mein Gott! Was habe ich gethan? Was that ich denn?

Ich liebe ihn noch! Mehr als früher; liebe ihn bis zum Wahnsinn! Und bin Nonne! Und er ist Gatte! Gatte meiner Schwester! Es ist grauenhaft! Schaudervoll! Ich bin verloren, bin verflucht! Doch welche Schuld habe ich dabei? Wie habe ich denn eine so harte Strafe verdient? Nun ich hier lebendig in mein Grab geschlossen bin, ist diese Liebe zum Delirium, zur Wuth, zur Raserei geworden. Ich gedenke nicht mehr jener paradiesischen Augenblicke, ich empfinde jene scheue Freude nicht mehr — ich habe immerfort hier vor meinen Augen, in meiner Seele, in meinem Herzen ein entsetzliches Gesicht, welches mich in Angst und Leidenschaft erlodern macht. Ich vernahm eine Stimme, die von jenseit des Grabes kommt und mich ruft. Ich höre sie: „Maria! Maria!“ Der Name, mit dem man mich in der Welt

draußen rief. Nun ist Maria gestorben, sie erbebt, der Schweiß gefriert zu Eis auf ihren Gliedern, da sie das Mahnen des Dämons fühlt, der sie an den Haaren in den Abgrund zerrt.

Alle diese reinen, unschuldigen Jungfrauen im Gebete knien zu sehen und sich als die einzige Schuldige unter ihnen zu wissen! Und die Reue verbergen zu müssen, wenn sie am heftigsten nagt! In der tröstendsten Religionsübung nur noch eine größere Sünde der Verlorenen zu erkennen! Verurtheilt zu sein, Gott selbst zu betrügen!

Jeden Sonntag gehe ich zur Beichte und kniee vor Gottes Richterstuhl nieder. Doch, ach, mir fehlt die Kraft, jene ungeheure Sünde zu bekennen. Ich erfinde Sünden, die ich nie verbrochen habe, um einen Ersatz für das zu bieten, was ich nicht auszusprechen wage, was ich eifersüchtig in mein Herz verschließe, wie eine Wölfin ihre Jungen in ihrer Höhle birgt.

Marianne, ich fürchte, wahnsinnig zu sein. Ich möchte mein Haar zerraufen, meine Brust mit den Nägeln zerfleischen, heulen wie ein wildes Thier; an diesen Eisenstäben möchte ich rütteln, welche meinen Leib einkerkern, meinen Geist foltern und mein Nervensystem irritiren.

Mein Gott, wenn ich in der That wahnsinnig würde! Ich fürchte, ich fürchte mich so! Ein Schauder überrieselt mich, das Blut wird zu Eis in meinen Adern.

Ich fürchte mich vor jener armen Schwester Agate, welche seit fünfzehn Jahren in der Zelle der Irren eingesperrt ist. Entsinnst Du Dich jenes blassen, abgemagerten, entsetzlichen Gesichtes? Jener verdummten, wilden Augen? Jener knochigen Hände mit langen Nägeln, jener nackten Arme und grauen Haare? Sie rannte ohne Aufhören in ihrem Gefängniß auf und ab, rüttelte am Gitter und umkrallte die Eisenstäbe wie ein wildes Thier, halbnackt, heulend, wüthend! Gedenkst Du auch noch jener grauenvollen Klostertradition, daß diese Zelle niemals leer sein darf, daß sie immer, sobald eine arme Tolle gestorben, sich wieder öffne für eine andere Unselige? Marianne! Ich fürchte, daß ich Schwester Agates Nachfolgerin sein werde, wenn Gott sie in Gnaden erlöst haben wird.

Ich habe das Fieber. Ich werde jung sterben. Ach, Gott wird mich nicht also strafen. Ich fürchte, fürchte mich vor jenen grauen Haaren, jenen Augen, vor jener Blässe, jenem Grinsen, jenen Händen; die sich an die Eisenstäbe krallen; wenn ich auch so würde! Mein Gott, nein! Nein!

Es ist Nacht. Alles ist Schweigen. Das Fenster ist geöffnet. Ich hörte einen Straßenverkäufer sich mit seiner Frau zanken und endlich schlug er sie! Glücklich! Glücklich sind sie! Man hört noch die Schritte eines späten Nachtwanderers. Er wird ein Daheim, Angehörige, geliebte Gegenstände besitzen. Warum denke ich über solche Dinge nach? Sie machen mich weinen. Warum bin ich kränklich, warum ist mein Kopf schwach, warum bin ich sündig? O, die Sünde! Ich will nicht mehr daran denken! Da fällt mir ein, wie furchtbar meine Sünde ist, wie sie sich unter allen Gestalten zeigt. Am Sonntag befand ich mich im Chore, um die Messe zu hören. Ich fühlte einen Frieden, eine Stille, eine Heiterkeit in der Brust! Ich glaubte,

Gott erbarme sich endlich meiner und vergebe mir. Ich betete, betete und heftete meine Blicke auf einen Mann, der da unten an eine Säule gelehnt stand. Er hatte seine Gestalt, sein schwarzes Haar, er hatte gewisse Bewegungen, die seiner Art sich zu bewegen glichen. Ich hätte gern die wenigen Lebenshoffnungen, die mir geblieben sind, darum gegeben, wenn er einmal den Kopf zum Chore emporgerichtet hätte. Ich starrte ihn an — und endlich deuchte es mir, er müsse es ohne allen Zweifel sein — und da fing mein Blut mir im Hirn zu toben an. Am Schluß der Messe schritt er hinweg und flehte zur Jungfrau, daß sie ihm sein Gesicht zu ihrem Bild aufheben lassen möge, welches sich dicht neben dem Chor befindet, damit ich seine Züge sehen könne. Doch er entfernte sich, ohne daß ich mich hätte überzeugen können, ob er es gewesen. Ich stand da wie zu Stein erstarrt, wie lange, weiß ich nicht, die Augen unverwandt nach jener Säule gerichtet, an welche sich vielleicht ein Unbekannter gelehnt gehabt.

---

5. Juli.

Ich will ihn sehen! Ich muß ihn sehen! Einen Augenblick nur! Mein Gott! Ist es denn so große Sünde, ihn nur zu sehen? Ihn nur sehen — durch die Jalousien, von fern. Er wird mich nicht sehen, nicht ahnen, daß hinter jenen Stäben diejenige steht, die seinetwegen den Tod der Verdammniß stirbt!

Warum haben sie ihn mir entrissen? Warum haben sie ihn mir geraubt, meinen Nino? Mein Herz, meine Liebe, meinen Antheil am Paradiese? Mörder! Mörder! Ihr tödtetet meinen Leib und martert nun noch meine Seele!

O, wie ich ihn liebe! Wie ich ihn liebe! Ich bin Nonne, ich weiß es! Was thut es? Ich liebe ihn! Er ist vermält und Gatte meiner Schwester — ich liebe ihn! Es ist Sünde, grauenhaftes Verbrechen — ich liebe ihn! Ich liebe ihn!

Ich muß ihn sehen! Ich will ihn sehen! Wäre es auch zum letzten Male! Ich werde ihn am Fenster des Glockenthurmes, das nach der Straße geht, erwarten. Jeden Tag werde ich ihn erwarten. Er wird vorüberkommen — einmal, ein einzig Mal. Gott wird ihn dieses Weges führen. Gott?

O Marianne! Wie dieses Wort mich entsetzt! Delirium, Du siehst es! Ich bin außer mir. Ich weiß nicht, was mit mir vorgeht. Es wird das Fieber sein; die Nerven werden es sein. Ich werde wahnsinnig.

---

28. Juli.

Ich habe ihn gesehen, Marianne! Ich habe ihn gesehen! Auch dieses Furchtbare habe ich erfahren! Gott sei gelobt!

Er ging mit einigen seiner Freunde vorüber. Er hat nicht einmal die Augen aufgeschlagen; vielleicht sich nicht einmal erinnert, daß in diesem Kloster seine Maria, seine arme Maria vom Monte Ilice verborgen sei, seine Maria, welche so blaß geworden, welche so viel weint, im Fieber schaudert, stirbt, ihn, ihn stets und immer hier in ihrem Herzen trägt. Die Funken, welche aus meinen Augen stoben, haben ihn nicht geblendet. Er sprach, lachte, hatte die Cigarre im

Landschaft am Jordan. (Aus Hartlebens „Orient“.)

Digitized by Google

Munde und der Rauch derselben stieg bis zu meinem Fenster. Ich habe ihn gesehen, ja, ja — ihn, sein Gesicht, seine Kleider, seine Bewegungen, und Grauen hat mich erfaßt vor diesem lachenden, rauchenden, mit seinen Freunden plaudernden Mann. War das nicht ein schreckliches, ungeheuerliches Ding?

Dann ist er verschwunden, ist um die Ecke einer anderen Straße gebogen und ich habe ihn nicht mehr gesehen. Wo war er? Wohin ging er? In sein Haus? Zu meiner Schwester — seiner Frau? Ah! Ein Tiger, ein Dämon möcht ich sein! In Fetzen möcht ich mir dieses Fleisch zerreißen. Diese Luft möcht ich mit meiner Verzweiflung vergiften! Diese Sonne mit meinem Jammer auslöschen!

Fluch! Fluch mir, ihm, allen! O Gott, Gott! Was wollt ihr von mir?

---

5. August.

Marianne, ich flehe um Deine Verzeihung! Verzeihung aller, denen meine Sünden weh gethan, so wie ich das Erbarmen des barmherzigen Gottes herabgefleht habe. Was habt Ihr von mir gedacht? Von dieser elenden Sünderin, welche ihr Leben zu Füßen des Kreuzes hinbringen wird, um ihre Sünden unter Gebet und Thränen zu tilgen?

Wir haben einen außergewöhnlichen Kursus religiöser Uebungen durchgemacht. Ein ganz besonders berühmter Prediger kam zu uns. Gottes Donner erscholl uns aus seinem Munde durch das Halbdunkel der schwarzverhangenen Kirche entgegen. Wie fürchterlich ist es doch, das Wort Gottes! — Nein! — Fürchterlich sind nur meine Sünden und mein geängstigtes Gewissen; meine Reue ist es, die es mir entsetzlich erscheinen läßt. Denn mein Herz sagt mir, daß das Wort eines guten Gottes nicht anders tönen könne, als Liebe und grenzenloses Erbarmen.

Welchen Eindruck haben diese Predigten bei mir hinterlassen! Schauder, Schreck, ja ich könnte sagen, Gott ist mir in der Gestalt des Schreckens erschienen. Ich habe den Zorn des Himmels vom Altar herabblitzen sehen; ich habe das Wimmern der verlorenen Seelen in der Kuppel vernommen und erblickte den Schatten der teuflischen Fledermausflügel im Dunkel der Arkaden. Gott sprach von der Hölle, von den Verdammten, und es deuchte mir während der ganzen Nacht, als höre ich das Jammern der Gemarterten, die Eulenrufe aus andern Welten und ich fürchtete mich, fürchtete mich vor mir, vor meiner Sünde. Jetzt sucht mein Herz vergeblich die Gnade Gottes. Meine Sünde ist riesengroß. Kann mir je vergeben werden? Der Prediger sprach in unbestimmten Ausdrücken. Er nannte wohl vielerlei Sünden, doch unter denen, auf deren ungeheure Last die himmlische Rache am furchtbarsten herniederblitze, wagte er die meine nicht einmal zu vermuthen. Seine Seele würde vor deren Größe zurückgebebt sein.

Was ist aus mir geworden, guter Gott? Ich habe nicht einmal mehr das Recht, Dich anzurufen! Verloren in der Schuld, verdammt von Deinem Zorn, darf ich wagen noch Dein Wort zu hören? Darf ich mich noch zu Deinen Füßen werfen inmitten dieser Jungfrauen, die Deine Erwählten sind?

Meine Marianne, wie furchtbar! Verlassen auch von Gott! Und doch wie oft flüstert mir die Versuchung zu, ich sei unschuldig; es sei keine Schuld in meiner Sünde; Gott könne mir verzeihen. Weßhalb bin ich verloren? Was habe ich denn gethan? Es ist der Böse, der mir diese Zweifel zuraunt. Der Böse, der Besitz von mir genommen.

Ich sehe mich als Verdammte an. Ich schaudere vor mir selbst. Ich bin ganz Reue und Entsetzen. Und doch liebe ich Gott noch und möchte zu Füßen des Kreuzes meine unendliche Schuld sühnen, die Angst meiner Seele stillen.

Ich kann nicht, ich kann nicht — ich bin verloren. Diese Nächte! Wüßtest Du, welche Nächte das sind! Das verlöschende Licht, der zitternde Schatten, die Möbel, welche knistern und knacken, die von Geflüster und undeutlichem Getön erfüllte Luft sind voll von tiefem Grausen, vom Geheimniß der Grüfte, vom Gestöhn der Dämonen, dem Heulen der Verdammten, vom Flügelschlage verfluchter Geister. Diese weiten, stillen, düstern Gänge, die Verstorbenen, welche unter unseren Füßen schlafen, diese Kirche, diese Lampen, diese Gemälde, alles, alles ist todtenhaft. Man sieht an den Wänden den Schattenriß ungeheuerlicher Gestalten am Kopfende des Bettes; zu Füßen des Kruzifixes starrt jener Todtenschädel uns an, man fürchtet sich vor der Luft, die man athmet, vor der mit unheimlichem Gelispel erfüllten Stille, vor den Bettlaken, die auf unserm Körper liegen. Ich wage nicht zu schreien, aus Furcht grausige Echostimmen zu wecken; ich wage die Augen nicht zu schließen, weil ich fühle, daß sich schauerliche Dinge in tausendfacher Form auf mich stürzen wollen. Schlafe ich doch ein, so ängstigen mich schreckhafte Traumgebilde; ich erwache mit lautem Aufschrei, schweißbedeckt, unter Thränen.

Warum war jene Predigt so furchtbar? Warum ist Gottes Wort schrecklich?

Mein Gott! Gnade auch für die Verdammte! Gnade für die Verlorene!

---

17. August.

Herr! Erbarmer! Dank Dir, Dank! Ich fühle mich wiedergeboren, fühle mich gereinigt durch Deine Vergebung! Welch eine Luft des Friedens und der Seelenruhe! Ich habe so viel geweint und gebetet, daß mein Jammer Dein Erbarmen geweckt hat. Nun bin ich gefaßt, bin beruhigt. Ich will nicht mehr denken, will nicht mehr allein sein. Das Denken ist unser Uebel, unsere Versuchung. Ich werde Dir nicht mehr schreiben, Marianne, denn um Dir schreiben zu können, müßte ich mich erinnern. Ich will mich Deiner, meines Vaters, keines Menschen mehr erinnern! Verzeiht mir, meine Theuren — — das Herz birgt eine große Gefahr in sich. Könnte ich mir mein Herz aus der Brust reißen, wäre ich Gott näher.

O, der Herr wird mir die Kraft dazu geben!

Könnte ich in diesem Augenblicke sterben, so würden mir die Engel lächeln. Doch nein, meine Marianne! Auch dieser Wunsch ist eine Sünde. Ich muß hienieden ausharren, so lange der gute Gott es will. Meine Seele, die feig und verzagt ist, möchte so gern von

hinnen eilen, daß ich mit sündhafter Freude die rapiden Fortschritte beobachte, welche die Krankheit von Tag zu Tag macht.

Sähest Du mich, meine arme Marianne! Ich bin ein Schemen geworden. Sähest Du mein Gesicht, meine Hände, meine Augen! Meine Brust ist eine einzige Fieberglut, die mich mit gierigen Zähnen verzehrt. Hörtest Du mich husten und ständest Du neben mir während jener Momente, da die Schmerzen meine Kraft übersteigen.

Besser ist es, Du siehst mich nicht mehr, meine Marianne! Keiner möge mich mehr sehen — keiner! Ich fühle sozusagen die Schamhaftigkeit meiner Krankheit. Nur mein Vater, der gute Alte, findet immer noch in seiner glücklichen Blindheit tausend Gründe sich zu täuschen und meinen Zustand nicht zu sehen.

Mein Gott, Dein bin ich, so wie ich bin, mit meiner Krankheit, meiner Schwachheit, meinen Irrthümern, mit meiner Schuld, mit der unaussprechlichen Liebe zu Dir. Gnade für mich. Mein Gott, Gnade für mich! Laß mich nicht denken, nicht denken! Das ist mein einziges Gebet, um mit dem Gedanken nur an Dich leben und sterben zu können!

---

26. August.

Mein Gott! Warum hast Du mich verlassen! Das, was ich leide, ist namenlos! Sich so schuldig zu fühlen! So die eigene Sünde zu fürchten und sich nicht von ihr frei machen zu können.

Welch eine Predigt! Welch eine Predigt! Immer diese furchtbare Stimme im Ohr! Welch ein Grausen! Die Hölle, welche mich erwartet, weit offen zu sehen! Gleich Satanas mich verloren zu wissen in der Unermeßlichkeit des Gottverlassenseins! Und immer — liebe ich Nino! Ich fürchte die Teufel, und denke an ihn! Ich habe den Kopf voll Geister, Flammen, Schreckgesichte und brenne für ihn! Ich wage die Arme flehend zum Altar zu erheben und sehe nur ihn, ihn, der die Sünde, die Versuchung, der Böse ist!

Höre, Marianne, was mir geschehen ist: Ich war auf dem Belvedere neben dem Kapellchen, welches wir mit Blumen zu bekränzen pflegen; die Sonne hatte sich kaum erhoben, man vernahm von fern den erwachenden Straßenlärm, den Gesang der Vögel; der Himmel war blau, das Meer leuchtete, eine süßduftende Balsamluft ließ meine kranke Brust erleichtert athmen. Ich dachte, dachte. Siehst Du, wie dieser Teufel der Versuchung, der sich Gedanke nennt, sich durch alle Poren unserer Wesens in unser Gehirn zu schleichen weiß. Ich dachte an die Blümchen, die ihren Perlenthau im Lufthauch abschüttelten, an den Rauch, der den Schornsteinen entstieg, an die Segel, die sich im Glanz des Meeres verloren, an den Gesang, der von der Straße emporklang. War's ein Traum? Ich weiß es nicht. Zwei Schmetterlinge haschten sich von Blume zu Blume. Die Flügel des einen schimmerten goldig, die des andern waren weiß. Jener mit den schneeweißen Flügeln versteckte sich in den Kelch einer Blume, die weißer war als er selbst, mit jener reizenden Schalkhaftigkeit, die allen jenen Wesen eigen zu sein pflegt, für welche Liebe nicht Sünde ist. Und sein armer Gefährte suchte, suchte, bewegte seine Goldschwingen so sehnsüchtig; wie erbebte das Thierchen, als es sich den Staubfäden

der schönen Blume näherte! Dann tauchte er in ihren Kelch, lauschte, lächelte vielleicht und dann versteckte er sich auch in der Blüte. Was sagten sie sich wohl? Was ging in ihren kleinen Seelen vor? Welch ein Glück umschloß wohl der zarte Blumenkelch? Ein Vögelchen zirpte auf dem Dach des Schreines und bewegte seine Flügel mit einer solchen Geschwindigkeit, daß seine Federn wie Goldfasern in der Sonne schimmerten. Es rief: Komm! Komm! Es schien, als ob es weine. Wer weiß! Vielleicht weinte es wirklich. Wen erwartete es? Wen rief es? Dann flog es dahin, geradaus, sicher. Wohin? Es war frei und flog! Auf einem Mauervorsprung sonnte sich eine kleine Lacerte, hättest Du gesehen, wie froh es war, das kleine Thier! Wie die kleinen Seiten athmeten, wie es sein Köpfchen drehte, wie seine Aeuglein glänzten! Es segnete vielleicht den Sonnenstrahl, der auch ihm ein Segen war und den Thautropfen, welcher von einem Blatte herabgetropft war. Wer hat wohl je alle Freude ermessen, die ihn von allen Seiten umgeben? All die Wonne, die auch der Wurm im Staube, selbst das unsichtbare Atom erfüllen? Dann hörte man das Geräusch eines Wagens, dessen Pferde Schellenhalsbänder trugen. Weißt Du, wie heiter das Schellengeklingel der Wagenpferde tönt? Es erzählt Dir von der Campagna, vom Grün der Wiesen, von staubigen Landstraßen, blumigen Wiesenpfaden, von Lerchen, die vor den Pferden auffliegen. Ich vernahm das Geräusch eines Brunnens und eine Stimme dazu; — eine frische Frauenstimme, welche eine jener Volksweisen sang, die fast keinen Sinn haben und doch so rührend sind. Ein Mädchen, welches Wasser am Brunnen holte, war die Sängerin. Warum war es so heiter? Warum sang es? Was dachte es wohl dabei? An sein Heimatsdorf? An die Sonntagsmesse? An den Kirchplatz, auf welchem sich die Dorfburschen im Festtagsputz versammeln? An jene gewisse Stimme, welche sonst vor ihrem Fenster jene alte Kanzone zu singen pflegte?

Und alle diese Dinge haben eine Sprache, sie reden nur ein Wort. Nino! Nino! — Ihn suchte ich mit den Augen ringsum und sah ihn an dem Fenster eines nicht fernen Hauses. Er war's! Mit den Ellenbogen auf das Fensterbrett gelehnt, die Pfeife im Munde, trank auch er all die Wonne des schönen Morgens ein. O, mein armes Herz! Mein armes Herz! Es fiel mir ein, daß man mir erzählt hatte, meine Schwester würde in einem in der Nähe des Klosters gelegenen Hause wohnen, doch Gott hatte mich dies gnädig vergessen lassen. Jetzt, da sah ich ihn! Da, da sah ich ihn, ihn selbst! O Gott, warum? Warum? Was that er dort? Was dachte er? Sah er mich? Nein! Nein! Seine Augen schienen zerstreut umherzublicken. Und doch hätte er mich sehen müssen, mit meinem schwarzen Kleid, dem weißen Schleier, die Arme ausgebreitet. Was fühlte dieser Mann in seinem Herzen? Mein Gott, soll ich Dir danken, daß Du mich ihn hast sehen lassen — o Gott, so laß mich nur — nur meine Schwester nicht sehen! Mein Gott, laß mich meine Schwester nicht sehen!

Nino! Nino! Ich bin hier! Ich bin's! Siehst Du mich nicht? Erinnerst Du Dich meiner nicht? Was hast Du? Was habe ich Dir gethan? O, mein armer Kopf! Nino! So sieh mich doch!

Sieh, wie ich blaß geworden! Fühle, wie meine Brust schmerzt! O Nino! Erbarme Dich meiner und sieh mich an! Er hat sich umgedreht. Ich sah einen Schatten hinter ihm — ein Gewand. Ich entfloh, weil ich meinen Verstand zu verlieren fürchtete. Gott! Gott! Welche Qual! Ich entfloh nach meiner Zelle, wie ein verwundetes Wild. Welch ein Feuer da innen! Welche Schmerzen! Mein armer Kopf!

Welch ein furchtbarer Tag! Immer diese Gespenster vor Augen! Immer diesen Krampf in der Brust! Warum? O Gott! Ich bin fast toll! Ich fühle etwas, was sich in mein Fleisch krallt und mich wieder hinaufzieht. Alle jene kleinen Gegenstände sind von seiner Hand berührt worden. Auf jenem Sessel hat er wohl hundertmal geruht. Warum ist jene Kammer jetzt leer? Sie scheint sich zu fürchten und ich fürchte mich vor ihr. Da öffnet sich eine Thür, eine Frau tritt ein. Sie. Meine Schwester ist's! Wie ist sie schön! Sie darf nun alle diese Gegenstände berühren, auf jenem Sessel sitzen. Sie tritt ans Fenster und hebt sich dunkel gegen das Licht ab. Grausame! Grausame, Du! Nun lehnt sie sich aufs Fensterbrett. Sie scheint mich anzublicken. Ich schaudere vor diesem nach mir emporgerichteten, beschatteten Gesicht. Ich verberge mich hinter das Kapellchen. Wie ich zittere! Wie mein armes Herz schlägt! Plötzlich tritt sie eilig zurück und geht, um die Thür zu öffnen, durch welche sie eingetreten war. Da ist er, er! Faßt ihre Hand, küßt sie auf den Mund! Mein Gott, laß mich sterben, sterben; wenn auch verdammt!

Du weißt nicht, welch eine berauschende, rasende Wollust darin liegt, sich grausame Martern zuzufügen. Sich selbst zu zerreißen, wenn man andere nicht zerreißen kann. Und ich habe es angesehen, wie dieser Mann diese Frau geküßt hat. Dieser Mann! Nino! Er, meine Schwester geküßt! Gesehen, wie er sich neben sie setzte, lächelnd ihre Hand erfaßte, ich empfand es, wie den scharfen Schmerz einer schneidenden Messerklinge.

Die Straßen waren noch belebt. Leute gingen und lachten, man hätte ihr Gespräch verstehen können, wenn man darauf geachtet hätte. Durchs Dunkel leuchtete jenes erhellte Fenster und sah mich an wie ein weitgeöffnetes Auge. Hundertmal habe ich seitdem nach jenem Fenster gestarrt, welches in eine erleuchtete Kammer schauen ließ, und habe dann zu errathen versucht, was an Glück, Sorge, häuslichen Vorkommnissen, Gesprächen und Zärtlichkeiten sich im Lichtkreis jener Lampe spiegeln möge. Doch jenes Fenster hatte einen Reflektor, welcher mich in Flammen setzte. Ich konnte es nicht ansehen, ohne alle meine Adern lodern zu fühlen. Er! Er! Sein Haus! Alles dort gehört ihm, ist ein Theil seines Lebens, seiner Liebe, seines Friedens, seines Familienglückes! Jene Kammer hatte eine blaue Tapete mit großen Blumen. Am Fenster stand ein Lehnsessel. Weiter zurück befanden sich auf einem Tischchen eine Menge Gegenstände, die sich nicht unterscheiden ließen, welche aber alle im Lampenlicht blitzten. Und immer muß ich dahin zurückkehren, um diejenigen zu sehen, an welche zu denken mir schon das Herz zerfleischt. Meine Tage möchte ich dort oben verbringen, um vor Schmerz sterbend, meine Augen nach jenem Fenster zu richten.

Ich versuchte an Gott zu denken, doch Gott erschien mir grausam. Ich wollte an jene Predigt denken, doch ich fand sie ungerecht. Alle Furien der Hölle sind in meinem Herzen erwacht. Höre, Marianne! Höre die Verdammte! Denn ich will verdammt, ich will verloren sein! In der Nacht, wenn alle schliefen, bin ich hinaufgestiegen auf die Terrasse, mit nackten Füßen, mit den Händen mein Herz zusammenpressend, damit die Nonnen sein Schlagen nicht hören sollten. Ich fürchtete mich, indem ich mich wie ein Gespenst durchs Dunkel schlich. Dieser Weg dauerte eine halbe Stunde, eine halbe Stunde der Angst, des Schreckens, des inneren Kampfes. Ich erzitterte beim leisesten Geräusch, hielt den Athem vor jeder Zellenthüre an und sank nach jeder Stufe kraftlos zusammen. Wenn er mich hätte sehen können! Dann, als ich oben angelangt war und die Sterne mir zu Häupten sah — und jenes Fenster im Lichtschimmer — was da in mir vorgegangen ist, vermöchte ich Dir nicht zu schildern. Höre! Ich will Dir sagen, was ich sah, Du wirst leiden wie ich — alle, die lieben müssen leiden. Es schlug elf Uhr — Diese Liebkosungen und Küsse — ich errieth all die süßen Liebesworte, sah, wie durch ein Wunder der Intuition die kleinsten, wechselnden Bewegungen seines Mienenspiels, sah den Ausdruck in seinen Augen. Niemand hatte das zu sehen vermocht, was ich sah. Meine Sehkraft war eine gesteigerte, mein Herz hatte zu schlagen aufgehört, ein Hauch des Satans war in mir. Und fast eine Stunde lang ertrug ich das! Eine Stunde fast stand ich dort, mit nackten Füßen, in Fieber brennend, zitternd vor Schauder; Todesangst, Verzweiflung, Wuth mit vollen Zügen einathmend. Ich legte mir diese grauenhafte Freude, diese Freude, sie zu sehen, selbst auf, ließ mich von ihren feurigen Zähnen zerreißen, stieg hinauf Abend für Abend, unter Gefahr, Fieber, Delirium — ich sah sie! Was that es, wie ich sie sah? Ich sah sie! Ich sah sie des Tages auch; wenn die glühende Sonne mir aufs Haupt brannte, stand ich dort, grausend von Qualen geschüttelt, schwindelnd, die Augen voll Flammen, den Leib in Fieber brennend, sah ich sie, oft nur einen Augenblick lang, dann nicht mehr. Ach, wenn der Schmerz tödtete!

---

10. September.

Mein Gott, mein Gott, laß mich sterben! Gott, laß mich sterben!

---

13. September.

Gnade! Erbarmen! Ich ertrage es nicht länger! Mein Gott!

---

15. September.

Marianne, ich bin krank! Ich habe Fieber im Gehirn; mein Kopf brennt. Ich höre in meiner Zelle das Heulen der armen Schwester Agate — es dünkt mich, ich müsse heulen wie sie, wie sie mit den Nägeln den Kalk von den Wänden kratzen!

Warum haben sie mich hier eingeschlossen? Was habe ich verbrochen? Wozu diese Eisenstäbe, diese Schleier, diese Riegel? Weßhalb diese schauerlichen Todtengebete, diese trüben Lampen, diese bleichen Gesichter, diese erschrockenen Mienen, dieses Dunkel, diese Stille? Was hab ich verbrochen? Mein Gott, was hab ich gethan?

Ich will fortgehen! Fort von hier will ich! Will nicht mehr hier bleiben! Will fliehen! Hilf, hilf mir, Marianne! Ich fürchte mich, ich bin rasend; ich brauche Licht, ich will entlaufen!

Marianne, warum verlässest auch Du mich? Sage doch meinem Vater, daß er mich aus diesem Grabe wegholt! Sag ihm, daß ich ermordet sterbe; sag ihm, daß ich mein Haupt an diesen Wänden zerschmettere. Sag ihm, daß ich gut sein, daß ich alle lieb haben, daß ich ihnen als Magd dienen, daß ich im Stall wohnen will. Aber fort von hier! Sag ihm, daß ich ihm nichts zu Leid gethan habe. Warum ist auch er so grausam mit mir? Hat keiner Erbarmen mit mir? Hilft mir keiner? Keiner von allen, die da mit freudvollem Herzen vielleicht zu einem Fest durch die Straße gehen, denkt daran, daß hier eine Unselige eingeschlossen ist, die verzweiflungsvoll stirbt. Schreie! Heule wie ich! Rufe zu Hilfe! Sage allen, die Dich hören können, daß ich gewaltsam hier festgehalten werde; daß ich nichts verbrochen habe, daß ich unschuldig bin. Sage, daß hier in diesem Orte der Tod wohnt, daß er erfüllt ist von Grabgeruch und dem Jammergeschrei der Wahnsinnigen!

---

18. September.

Die Wahnsinnige! Die Wahnsinnige! Auch sie will entfliehen, die Arme! Sie haben sie eingesperrt, eingeschlossen in eiserne Stäbe. Sie kann nicht schlafen, sie kann nicht sterben, sie rast vom Morgen bis zum Abend, wüthend, heulend in jenem kleinen Raume hin und her, den man ihr angewiesen hat. Die Arme! Die Arme! Wie schrecklich! Wenn sie mich wie Schwester Agate einsperrten! Welch Entsetzen! Wenn ich wahnsinnig würde!

Marianne! Ich möchte mich aus dem höchsten Fenster hinabstürzen. Aber sie sind alle mit Eisengittern versperrt.

Welch eine Marter! Welche Qual! Nicht einmal der Tod! Nicht der Selbstmord, nicht die Hölle! Was hab ich verbrochen? Ich bin schuldlos, ich schwöre es Dir!

Höre! Ich will ihn nicht mehr lieben, will ihn aus meiner Brust reißen; will seine Kinder wiegen — will weit hinaus in die Ferne fliehen — mögen sie mit mir thun, was sie wollen, alles, alles, nur mich von diesem Ort erlösen.

Von hier, wo sie mich zur Nonne gemacht, ohne daß ich wußte, was sie mit mir vorhatten, nicht wußte, daß ich immer hier Gefangene bleiben müsse, daß ich hier wahnsinnig, daß hier meine Seele verdammt werden sollte, daß mir nur eine so kurze, so sehr kurze Lebensfrist noch geblieben sei. Warum lassen sie mich denn nicht wenigstens in Frieden sterben?

---

24. September.

Gestern besuchte mich der Arzt. Warum hat man ihn gerufen? Er blickte mich auf eine so sonderbare Art an; befühlte meinen Puls. Ich bin wohl; ich bin nicht kränker als zuvor. Er stellte eine Menge Fragen an mich, die ich nicht verstand. Was soll das heißen? Was will man von mir? Er sah mir ins Gesicht, betrachtete mich dann von fern. Was mag geschehen sein? Wollen sie mir Furcht einjagen?

Ich sagte dem Doktor, daß ich diesen Ort zu verlassen wünsche; versprach ihm gut zu sein, zu arbeiten, alles zu thun, was man von mir verlange, wenn man mich freilasse. Der gute alte Mann lächelte und versprach mir, mit einer Gewißheit, die mich in Erstaunen setzte, alles zu erfüllen, was ich wünsche. Was meinte er damit? Was meinte er, Marianne? Ich bin allein, ich glaube zu träumen. Weiß nicht, was geschehen sein mag. Aber es muß irgend etwas unerhörtes, schauderhaftes sein!

Vielleicht entsteht meine Angst nur dadurch, daß ich das Heulen der armen Schwester Agate höre, welche einen ihrer Anfälle hat, die Arme!

Heute habe ich den Tag damit zugebracht, die Thüre zu betrachten, durch welche ich hier hereingetreten bin. Diese Thür, die kohlschwarz ist und große Riegel hat und die sich nur öffnet, um ein Opfer hereinzulassen, nie aber um eines wieder in die Freiheit zu geben. Und ich bin hereingeschritten durch diese Thüre! Ich war frei und stand draußen und schritt mit meinen Füßen über diese Schwelle! Niemand zerrte mich, niemand stieß mich hinein! Wie konnte dies geschehen? Mein Gott! War ich denn wahnsinnig? Schlief ich denn? Was ging in mir vor, da ich noch außerhalb dieser Thür stand? Wie mag es da draußen sein, was mag die Seele empfinden, wenn man aus dieser Thüre träte? Wie muß der Himmel im Lichte strahlen? Dort draußen ist Nino? Nicht wahr?

Sie wollen nicht, daß ich länger dablieb, um jene Thüre anzusehen. Warum? Auch das ist unrecht. Sie rissen mich hinweg. Ich will ja alles thun, was sie verlangen — ich bin fügsam; ich fürchte mich so sehr, fürchte, daß sie mich zu der Wahnsinnigen einsperren.

Ohne Datum.

Nino! Nino! Wo ist Nino? Ich will ihn sehen! Warum lassen sie ihn mich nicht sehen? Nur ihn allein will ich sehen! Weder meinen Vater, noch meinen Bruder, nicht meine Schwester — meine Schwester! Sie, die ihn mir geraubt hat? Wußte sie nicht, daß er mein war? Warum kann ich ihn nicht sehen? Sag ihm, daß er kommt! Sag ihm, daß er kommt, mich zu befreien! Wir wollen zusammen nach dem Monte Ilice gehen. Wollen uns im Kastanienwalde verbergen — allein — wie die Thiere des Waldes. Sag ihm, daß er kommt! Mit seiner Flinte bewaffnet! Damit wird er meinen Kerkermeisterinnen Furcht machen — es sind ja Frauen — die lassen sich einschüchtern. Er tödtet sie, wenn es sein muß! Mich errettet er! Mich findet er hier, in meiner Zelle. Ich fliege an seine Brust! Ach! Ach! Die Nonne! Ja! Eben die Nonne entflieht; entflieht mit ihm! Mit dem Manne ihrer Schwester; sie raubt ihn ihr. Wir gehen weit fort; wandern, wandern! Gehen über die Berge; in die Wälder, wir werden beisammen sein. Ich werde keine Angst mehr haben, nicht mehr das Geschrei der Schwester Agate hören. Dort werden die Sterne leuchten, es wird regnen, man wird das Ungewitter brausen hören, er wird ans Fenster klopfen; sie wird husten; er wird Maria rufen. Maria! Wer ist denn Maria? Mich dünkt, ich habe sie gekannt. Maria? Sie ist todt — entflohen. Wo ist sie? Ach, mein

armer Kopf! Höre, Marianne! Es ist jetzt Nacht. Alle schlafen — niemand wird mich sehen. Ich werde leise, leise hinabsteigen — durch den Garten gehen; es ist dunkel, der Sand der Wege wird nicht knirschen, weil er Erbarmen mit mir hat. Ich werde an die Thüre gehen — diese abscheuliche Thür wird nein sagen! Ich werde weinen, flehen, auf die Kniee fallen. Werde ihr sagen, daß Nino mich erwartet, daß ich ihn finden muß. Dann wird die Thüre Erbarmen mit mir haben, denn sie ist ja nicht Nonne! Sie wird mich hinausgehen lassen — durchs Schlüsselloch. Ich werde draußen sein, dort, wo die Sonne, das Licht, das Leben, die Welt, wo er ist! Dort, wo man schreien, laufen, weinen, wo man diejenigen umarmen darf, die man liebt. Ich werde fliehen — fliehen — denn wenn Schwester Agate mich sieht, so hält sie mich fest — bis an seine Thüre fliehen und ihm sagen: „Da bin ich! Da bin ich!“ Und er wird mir die Arme entgegenbreiten. Nein, das ist schlecht, das ist Sünde! Ich werde zu Giuditta sagen: „Ich bin Deine Schwester, Deine arme Schwester, die so viel gelitten hat. Sie wollten Dir Deine arme Schwester umbringen, wollten sie lebendig begraben, wollten sie zur Schwester Agate einschließen. Lasse mich hier, ich will Deine Magd sein, ich will ihn nicht mehr lieben — will ihn nur anschauen, durchs Schlüsselloch, dann wenn Du eingeschlafen bist und ihn nicht anzuschauen brauchst. O Gott! Wie glücklich bin ich, Marianne! Wie glücklich bin ich! Mein Gott, ich danke Dir! Ich danke Dir!

Ohne Datum.

Hilfe, Marianne! Zu Hilfe, mein Vater! Nino! Nino! Mörder! Mörder! Gigi! Giuditta! Zu Hilfe! Sie packen mich an den Haaren! Sie stoßen mich fort! Ach mein Haar! Meine Arme! Sie sind ganz blau — das ist Blut! Sie nennen mich wahnsinnig! Wahnsinnig! Ach, Schwester Agate! Was wollen sie? Was wollen sie alle? Warum packen sie mich an? Ich bin schuldlos — wollte niemand ein Leid thun — wollte nur fortgehen — wollte fliehen. Es sind die Todten! Es sind die Dämonen! Ich habe Angst! Gott hat mich verlassen. Verlaß Du mich nicht auch! Nino! Nino! Du bist muthig! Hilf Du mir! O, ich habe keine Kraft mehr. Sie zerren mich fort, sie schleppen mich hinweg! Wohin? Wohin? Mein Gott!

In die Zelle der Wahnsinnigen sagen sie? Ach nein, Erbarmen, ich bin nicht verrückt! Ich fürchte mich nur! Ich thue es nicht mehr; will gut sein, will beten. Was wollt ihr denn? Ruft meinen Vater, ruft Marianne! Sie werden's Euch sagen, daß ich nicht wahnsinnig bin! Ah, Nino! Nino! Welch Heulen! Welch Kreischen, welche Thränenflut! Schaum vorm Munde! Blut! Nino! Hilfe! Hier, hierher! Hilfe! Ich wehre mich mit den Zähnen, ich beiße! Ach, Erbarmen! Nino! Nino!

Hochgeehrte Signora Marianne!

Jene arme Schwester Maria — Gott gebe ihrer armen Seele Ruhe — hat mich beauftragt, beifolgendes kleine silberne Kruzifix und

die wenigen beschriebenen Blätter, welche ich Ihnen durch unsern Pförtner zusende, in ihre geehrten Hände gelangen zu lassen.

Ehe ich aber einen Entschluß in einer so zarten Gewissensangelegenheit zu fassen mich entschloß, habe ich lange gezögert. Der letzte Wunsch der Verstorbenen war gewiß ein geheiligter für mich; doch unsere Regel verbietet uns, auch im Falle des Todes, über irgend einen Gegenstand, sei es was es sei, ohne die Autorisation der Mutter Aebtissin eine Verfügung zu treffen. Ich hoffe, daß der heilige Geist mir die Gnade erwiesen hat, mich zu erleuchten und folgendes ist mir als das Beste erschienen zur größeren Ehre Gottes und im Dienste des Nächsten.

Ich habe mich eines Auswegs bedient, um diese Erlaubniß zu erhalten, ohne welche ich sie wohl schwerlich erlangt haben würde. Ich theilte der Mutter Superiorin den letzten Wunsch der Schwester Maria mit und zeigte ihr das Kruzifix, über welches die Aermste im Fall ihres Todes verfügt hatte, zugleich mit jenen Blättchen Manuskript und zwar so, als ob letztere zu nichts anderem, als zum Einwickeln des kleinen Vermächtnisses dienten. Ich weiß nicht, was jene Blättchen enthalten. Ich bezweifle aber, daß wenn sie gelesen worden wären, die Erlaubniß erfolgt sein würde, sie fremden Händen zu überliefern. Ebenso nehme ich an, daß, falls sie im Kloster aufgefunden sein würden, sie Anlaß zu großem Aergerniß und dem Andenken und Seelenheil der Entschlafenen zum Nachtheil gereichendem Urtheil hätten geben können.

Die ehrwürdige Mutter Aebtissin, welche die Gegenstände für sehr geringwerthig erkannte, ertheilte leicht die erbetene Erlaubniß, ohne es für nöthig zu erachten, zuvor die Ansicht des Pater Kaplan zu hören, und so habe ich heute die Genugthuung, die mir auferlegte Liebespflicht zu erfüllen, ohne irgend eine weitere Verantwortung dabei zu wagen.

Sie, hochgeehrte Signora, empfangen das kleine Päckchen in demselben Zustande, in welchem es die gute Seele hinterlassen hat. Es sind neun Blättchen; vier davon von blauem Papier; zwei sind Briefbogen und die anderen drei sind beschriebene, alte Briefcouverts. Alle sind genau numerirt, das Ganze ist mit einem schwarzen Schnürchen umwunden und enthält:

1. Ein kleines Kruzifix von Silber.
2. Eine Haarlocke.
3. Einige Rosenblätter.

Wenn meine arme Freundin während ihrer letzten Augenblicke nicht eine so große Zärtlichkeit für diese zwei oder drei trocknen Rosenblätter gezeigt hätte, so würde ich mir die Freiheit nicht genommen haben, auch diese mitzuschicken, da es Ihnen wohl als ein unerlaubter Scherz von meiner Seite hätte scheinen können. Doch die Sterbende verlangte die Blätter zu küssen, als die Schmerzen, welche sie tödteten, den höchsten Grad erreicht hatten, und sie starb mit diesen welken Blättern auf den Lippen.

Möge Gott sie den Qualen des Fegefeuers entheben für das, was sie litt hienieden, die arme Märtyrerin!

Sie ist verschieden wie eine Heilige. Gesegnet sei sie!

An jenem verhängnißvollen Tage, als sie irrthümlich für wahnsinnig gehalten, erhielt ihre schon sehr geschwächte Gesundheit den Todesstoß. Jesus Maria! Welch ein Tag war das! Wie litt die Aermste! Sie war so zart, so schwach! Sie konnte sich kaum aufrecht halten und doch genügten vier Laienschwestern nicht, um sie nach der für die Geisteskranken bestimmten Zelle zu schaffen. Ich höre immer noch ihr Geschrei, welches nichts menschliches mehr hatte und sehe noch ihr von Schmerz verzerrtes, in Thränen gebadetes Gesicht mit dem herzzerreißenden Ausdruck. Als wir die Zelle wieder öffneten, war sie ohnmächtig. Sie ließen sie da — auf dem kalten, nackten Fußboden. Gott mag mir verzeihen, aber ich glaube, daß Schwester Agate, die arme Tolle, die einzige gewesen ist, die Mitleid mit der Ohnmächtigen gehabt hat, denn sie wagte nicht, ihr ein Leid zuzufügen. Sie sah sie mit ihren blöden Augen an und knieete dann neben ihr auf den Fußboden nieder, befühlte und rüttelte sie, als ob sie die Ohnmächtige zum Leben erwecken wollte. Als der Arzt kam, fand er beide noch in derselben Lage. Er ordnete dann an, daß man die Kranke nach dem Krankensaal schaffe, und als die ehrwürdige Mutter Aebtissin im Interesse des Allgemeinwohles hiergegen Bedenken äußerte, erklärte er, daß es nur für kurze Zeit sein werde. Und in der That, es war nur für kurze Zeit! Im Krankensaal erlangte die Ohnmächtige ihr Bewußtsein wieder und Sie können nicht glauben, wie herzzerreißend der entsetzte Blick war, den sie auf uns richtete. Denn sie konnte sich nicht mehr bewegen, die Aermste! Ihre Kraft war erschöpft. So währte es noch drei Tage; drei Tage Todeskampf. Sie bewegte sich nicht, sprach nicht mehr. Blieb, wie wir sie aufs Bett gelegt hatten, mit weitaufgerissenen, entsetzten Augen, immer zitternd und mit einem furchtbaren Röcheln in der Luftröhre.

Endlich, am Morgen des dritten Tages gab sie mir mit den Augen zu verstehen, daß sie ihr Angesicht nach dem Fenster gewendet zu haben wünsche, und da sie den Himmel sah, füllten sich ihre Augen mit Thränen.

Arme Schwester Maria! Sie war schon nur noch ein Leichnam. Nur in den Augen war noch ein Lebensfunke; es waren immer noch ihre schönen, armen Augen. Sie sagte mir so viel, indem sie mich anblickte, und der Schmerz durchzuckte das letzte Aufflackern ihres jammervollen Daseins. Als ich ihr den Kopf emporrichtete, sah sie mir in einer gewissen Weise in meine Augen — in einer Weise, die mir die Thränen hervorquellen ließen. Sie versuchte es, den Arm um meinen Hals zu legen, doch sie hatte nicht die Kraft dazu und seufzte; da ergriff ich ihre Hand und sie drückte die meine und drückte sie so, als ob sie spräche.

Gegen zehn Uhr reichte man ihr das Viatikum. Sie kommunizirte mit einer Seelenruhe, einem Glauben, daß es schien, als ob alle Heiligen und Engel des Paradieses ihr Bett umschwebten. Gesegnet, gebenedeit sei sie! Während des ganzen Tages blieb sie so, indessen die Sterbegebete für sie gesprochen wurden. Als die Sonne im Untergehen war, schien sie von großer Beängstigung befallen, ihre Thränen flossen in so großer Menge, daß eine der Laienschwestern Mitleid mit ihr empfand und ihr Angesicht trocknete, welches ganz in Thränen

gebadet war. Hierauf bewegte ſie die Lippen, als wolle ſie rufen. Ich bog mich über ſie, da näherte ſie mit größter Anſtrengung ihre Lippen meinem Ohre und flüſterte mir mit herzzerreißender Mühe ihre letzten Wünſche zu, während das Röcheln ihrer Bruſt ſie zu erſticken drohte. Ich errieth mehr, als daß ich ihre Worte verſtand, eilte das Päckchen zu holen, welches ſie mir bezeichnet hatte und als ſie es in meinen Händen ſah, lächelte ſie, wie die Engel des Paradieſes lächeln. Sobald das Röcheln ein wenig nachließ, flüſterte ſie zu wiederholten Malen: „Für ihn! Für ihn!“ Ich glaube, ſie ſprach dieſe Worte im Delirium. Dann wollte ſie den Inhalt des Päckchens ſehen und ich zeigte ihr alles: die Blätter, die Haare, das Kruzifix, die welke Roſe; dieſe küßte ſie, ſie küßte ſie ſo heftig, daß eines der welken Roſenblätter nach ihrem Tode noch an ihrer Lippe haftete.

Hierauf wandte ſie den Kopf leiſe ein wenig nach der anderen Seite, ſeufzte erleichtert auf — es ſchien, daß ſie ſanft eingeſchlafen — ſie war wirklich eingeſchlafen für immer.

Arme Schweſter Maria!

Doch ſie iſt nun unter den Seligen und bittet den Herrn für uns armen Sünder, die wir uns der Schwachheit hingeben, um ſie zu weinen. Ich muß auch noch zum Lobe der Mutter Aebtiſſin und der ganzen Kloſterſchweſterſchaft, ſo wie zum Troſte derer, die ſie im Leben geliebt, hinzufügen, daß ihre Exequien aufs rührendſte abgehalten worden ſind. Mehr als dreißig Meſſen wurden an allen Altären der Kirche geleſen und beim De-profundis brannten mehr als hundert Kerzen.

Ich bitte Sie, mich in Ihren Gebeten dem Herrn zu empfehlen und zeichne mich mit Achtung

Ihre ganz ergebene Dienerin

Schweſter Filomena.

Ludwig Uhland.

Zu seinem hundertjährigen Geburtstag. Von Rich. Jul. George.

(Mit Porträt.)

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das Höchste doch.
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Schiller.

Ludwig Uhland ist ein Name, bei dessen Klange sich das Herz jedes Deutschen freut; seine Lieder und Balladen werden gesungen, so weit die deutsche Zunge klingt; sie gehören zu den größten Schätzen unserer nationalen Literatur, und sie haben auf die Denk- und Empfindungsweise unseres Volkes den segensreichsten Einfluß ausgeübt.

Ein Jahrhundert ist am 26. April seit der Geburt dieses Dichters verflossen; das Leben, Wirken und Dichten desselben ist ein so sonnenklares, ein so edles, daß es uns eine wahre Herzensfreude ist, anläßlich dieser Jubelfeier einen Blick auf dasselbe werfen zu können.

In der Sitte und Denkart des väterlichen Hauses liegt der Schlüssel zu den herrlichen Eigenschaften des Gemüthes und des Charakters, die wir an Ludwig Uhland in überreichem Maße zu bewundern Gelegenheit haben; er singt über sein Elternhaus:

„Zu stehen in frommer Eltern Pflege,
O, welch' ein Segen für ein Kind!
Ihm sind gebahnt die rechten Wege,
Die andern schwer zu finden sind."

Diese Worte charakterisiren am besten die Grundsätze, nach welchen der Vater Uhlands seinen Sohn erzog; ersterer war Universitäts-Sekretär in der guten Schwabenstadt Tübingen. Hier erblickte unser Dichter das Licht der Welt, und hier an dem klaren Neckar, der so freundlich ernst durch das Städtchen fließt, entwickelte sich in dem redlichen, wahrhaften und frommen Gemüthe des Knaben jener zarte Sinn für Natur, der uns in den Erzeugnissen seiner Muse so anzieht. Schon 1802 bezog Uhland, wie dies damals Sitte, als fünfzehnjähriger

Jüngling die Universität der Vaterstadt. Zu dem Corpus juris, das er studirte, fühlte er wenig Neigung in sich, er widmete sich der Rechtswissenschaft nur, weil äußere Verhältnisse dieses Studium ersprießlich erscheinen ließen.

Neben der Jurisprudenz, welche Uhland stets als eine drückende Last empfand, studirte derselbe sehr eifrig das Französische, das Englische, die nordischen Sprachen, das Portugiesische und Spanische. Vor allem schlug sein Herz jedoch für die mittelalterliche Poesie und Sage und in diese drang er mit rastlosem Fleiße tiefer und tiefer ein. Ueber das lateinische Gedicht Walther von Aquitanien, das sich Uhland lieh, schreibt er entzückt: „Das hat in mich geschlagen! Was die klassischen Dichterwerke trotz meines eifrigen Lesens mir nicht geben konnten, weil sie mir zu klar, zu fertig dastunden, was ich an der neueren Poesie mit all ihrem rhetorischen Schmuck vermißte, das fand ich hier: frische Bilder und Gestalten mit einem tiefen Hintergrund, der die Phantasie beschäftigte und ansprach!"

Bei diesem Studium entdeckte Uhland die Stoffe, welche sich für die poetische Bearbeitung eigneten; denn schon während seiner Universitätszeit, namentlich in den Jahren 1805 bis 1807, entstanden sehr viele von den Liedern, Balladen und Romanzen, die jetzt in aller Munde sind. In Uhland, der allerdings verschlossen, schweigsam und stille war, war nichtsdestoweniger der Sinn für Freundschaft stark entwickelt; und so trat er denn auch auf der Universität mit dem gleichgesinnten Justinus Kerner und Karl Mayer in eine sehr enge Verbindung, welche sich bis zum Tode erhielt.

Obwohl Uhland die Rechtswissenschaft nicht liebte, studirte er dieselbe doch sehr fleißig, so daß er im Mai 1808 das Fakultätsexamen cum laude bestand und am 12. Oktober dieses Jahres an Karl Mayer betreffs des Advokatenexamens schreiben kann: „Mein Examen ist überstanden und so, daß ich zufrieden sein kann, wenngleich nicht splendid."

Das Jahr 1809 und die ersten Monate von 1810 benutzte Uhland, um eine Reihe köstlicher Perlen unseres Liederschatzes zu schaffen. Unter dieser Beschäftigung hatte seine Doktordissertation zu leiden, die nicht recht vorwärts kommen wollte. Sie behandelte das Thema: „De juris Romanis servitutum natura dividua vel individua." Uhland reichte sie am 1. April 1810 ein und wurde drei Tage später mit Ehren zum Doctor juris promovirt.

Schon einen Monat später finden wir ihn auf der Reise nach Paris; hier sollte er den Code Napoléon und die Justizpflege des kaiserlichen Frankreich studiren. Er selbst gesteht jedoch, daß er das Palais de justice weniger besucht habe, als die Bibliothek, wo er sich tief in das Studium der alten französischen und deutschen Manuskripte versenkte. Uhland traf in Paris zufällig Varnhagen von Ense, den er von Tübingen her kannte, und wurde durch ihn mit Chamisso bekannt. In produktiver Beziehung war der Aufenthalt in Paris sehr günstig für Uhland; er brachte aus der französischen Hauptstadt mit: „Der nächtliche Ritter", „Das Reh", „Amors Pfeil", „Schicksal", „Das Ständchen", „Graf Eberhards Weißdorn", „Die Jagd von Winchester", „Todesgefühl" ꝛc.

Als Uhland Februar 1811 wieder in Tübingen angelangt war,

fühlte er sich sehr vereinsamt; seine Studiengenossen hatten alle die Vaterstadt verlassen; einigermaßen Ersatz für sie fand er in Gustav Schwab, mit dem er damals zusammenkam. Dazu kam, daß die Prozeßschriften, welche er 1811 bis 1812 verfertigte, wenig geeignet waren, ihn zu erheitern. Ende 1812 trat er als unbesoldeter Sekretär in das Justizministerium in Stuttgart, fühlte sich jedoch gar nicht wohl in demselben, was schon aus der Charakteristik hervorgeht, welche er von seinem Chef, den Freiherrn von der Bühe giebt: „Ein bewegungsloses Gesicht, Statuenaugen", beschreibt er denselben.

Hatten die Jahre 1811 und 1812 31 und 23 Gedichte aufzuweisen, so finden wir deren 1813 nur 5. Die monotonen Bureauarbeiten, welche fast seine ganze Zeit in Anspruch nahmen, lähmten seinen Geist so, daß ihm die Stimmung zu dichterischem Schaffen fehlte. Als man ihm dazu noch 1814 das Gesuch um Besoldung abschläglich beantwortete, gab er im Mai seine Stellung im Ministerium auf und ließ sich in Stuttgart als Advokat nieder. An Mayer schrieb er damals: „Freilich bin ich nicht zum Advokaten geboren, es fehlt mir besonders das Talent zum Erwerb."

Sehr schmerzlich hatte es Uhland berührt, daß er als Württemberger den Kampf gegen Frankreich nur mit seinen Wünschen begleiten konnte. Wie heiß diese für das deutsche Vaterland die Befreiung herbeisehnten, zeigen die Gedichte: „Vorwärts" und „An das Vaterland". Mit dem Gefühl der wiedererlangten Unabhängigkeit erwachte auch in Uhland die Sangeslust aufs neue, so daß das Jahr 1814 das liederreichste unseres Dichters ist. Im Sommer 1815 hatte derselbe die Freude, daß seine Gedichte bei Cotta erschienen. Diese erste Auflage zeigte im wesentlichen denselben Inhalt, wie die, welche bei Uhlands Tode herauskam, wenn schon die späteren Jahre noch manche Perle brachten. Es dürfte daher ganz am Platze sein, jetzt einen Blick auf die Bedeutung Uhlands als Lyriker zu werfen.

Die ungeheure Popularität, welche sich Uhland durch seine Lieder, Balladen und Romanzen ersungen, basirt in erster Linie darauf, daß er ein durch und durch deutscher Dichter ist, welcher in jedem seiner Verse deutsche Eigenart, deutsches Wesen und deutsche Gemüthstiefe wiederspiegelt. Er selbst äußerte sich zu Riehl über diesen Punkt: „Für eine Poesie für sich, vom Volke abgewandt, eine Poesie, die nur die individuellen Empfindungen ausspricht, habe ich nie Sinn gehabt. Im Volke mußte es wurzeln, in seinen Sitten, seiner Religion, was mich anziehen sollte."

Uhland steht in seiner Lyrik namentlich im Anfange seiner poetischen Laufbahn ganz unter dem Einflusse der Romantik, die bei ihm jedoch nie in die Verschwommenheit und die Phantasmen ausartet, welche sich einige Anhänger dieser Richtung haben zu Schulden kommen lassen. Sehr lebendig ist in Uhland der Sinn für Natur:

„Ich bin ein Kind und mit dem Spiele
Der heiteren Natur vergnügt.
In ihre ruhigen Gefühle
Ist ganz die Seele eingewiegt"

singt unser Dichter in den „Sanften Tagen".

„Die Eigenthümlichkeit seiner dichterischen Anschauung", sagt O. Jahn in seinem Werke über Uhland, „beruht wesentlich in seinem lebendigen Sinn für Natur. Diese wurde ihm zum Symbol der sittlichen Welt, er lieh ihr das Leben seines eigenen Gemüths und machte die Landschaft, dem echten Maler gleich, zum Spiegel seiner dichterischen Stimmung. Wie aber die beseelte Landschaft die menschliche Gestalt als nothwendige Ergänzung fordert, so belebt und individualisirt auch Uhland das Bild der Natur durch den Ausdruck menschlichen Seins und Handelns. Und hier macht sich nun seine Vorliebe für die Erinnerungen deutscher Vorzeit geltend. Die Empfindungen, welche ausgesprochen werden, die Situationen, die Charaktere gehören nicht der Vergangenheit an, sie haben die ewige, jugendfrische Wahrheit aller echten Poesie; aber der Dichter sucht mit Recht, diese einfachen Gestalten von allgemeiner Geltung dem gewöhnlichen Kreis der täglichen Erfahrung zu entheben und hüllt sie in den Duft mittelalterlicher Reminiscenzen. Seine Kunst, die verschiedenen Elemente der gemüthlichen Stimmung, des landschaftlichen Bildes und der mittelalterlichen Staffage zum Ganzen einer künstlerischen Komposition im knappsten Rahmen mit den einfachsten Mitteln zusammenzuschließen, ist bewunderungswürdig, und auf ihr beruht wesentlich der Reiz seiner vollendetsten und beliebtesten Gedichte. Auch ist sie seinen Liedern und Balladen gleichmäßig eigen; die nahe Verwandtschaft beider ist darin begründet, nur die Mischung der Elemente ist eine andere."

Diese Worte Jahns charakterisiren die dichterische Eigenart Uhlands so vortrefflich und erschöpfend, daß wir denselben nichts hinzuzufügen haben. Neben seiner Wirksamkeit als Lyriker dürfen wir jedoch auch die als Dramatiker nicht vergessen. Bereits beim Beginne seiner Tübinger Studien wendet sich Uhland auch dem Drama zu; er lehnt sich zuerst ganz an seine klassischen Studien an.*) In seinem „Thyest" nach Annäus Seneca steht er noch in der Abhängigkeit des Uebersetzers. Um 1805 beschäftigte er sich mit einem Drama „Achilleus Tod", von dem sich nichts erhalten hat. In diesem wollte er in hellenischem Kostüm die moderne Idee zum Ausdruck bringen, daß, wenn auch das Schicksal die Ausführung unserer Entschlüsse verhindert, sie doch vollendet sind, wenn wir sie nur ganz und fest erfaßt haben, d. h. etwas, was in Wirklichkeit Bruchstück ist, kann in der Idee ein großes Ganze sein.

Die klassischen Gestalten fesselten Uhland bei seinen dramatischen Entwürfen nicht lange; von ihnen wandte er sich ab, um zur Romantik überzugehen. Auch was er unter dem Einflusse dieser Richtung geschaffen, ist Fragment oder Entwurf geblieben. So der „Speerwurf", „Helgo" (1807), „Alfer und Auruna" (1807—1808), „Francesca da Rimini" (1807); letzteren Stoff, zu dem Dantes Comedia divina die Anregung gegeben, hat bekanntlich vielfach zur Dramatisirung angereizt, wobei wir nur an Paul Heyses, an Silvio Pellicos Schöpfungen zu erinnern brauchen. Der romantischen Richtung gehören ferner an: „Eginhart oder die Entführung"; ein Theil dieses Dramas ist unter dem Titel „Schildeis" den Gedichten in der allgemein bekannten

*) Vergl. Keller, Uhland als Dramatiker. Stuttgart 1877.

Ausgabe beigefügt; ferner das ergötzliche Singspiel „Der Bär", das Uhland in Gemeinschaft mit Justinus Kerner verfaßte. Entwürfe, respektive Fragmente blieben „Tamlan und Jannet" (1809), „Der eifersüchtige König" und das Lustspiel „Serenade". Vollendet ist das Trauerspiel „Benno" (1809), das insofern besonderes Interesse verdient, als Uhland in Bezug auf dasselbe am 21. Januar 1810 an Kerner die für ihn so charakteristischen Worte schrieb: „Bei meiner inneren Unruhe, bei meiner sonstigen so verschiedenartigen Beschäftigung war mir bisher nichts größeres, ausgeführteres möglich. Und mein Talent zum Drama?"

Wie ungerechtfertigt der Zweifel ist, den Uhland somit in seine Fähigkeit als Dramatiker setzt, zeigt uns der „Normännischer Brauch" (1814—1815). Die Idee, welche demselben zugrunde liegt, hat der Dichter altfranzösischen Fabliaux entnommen; so beginnt z. B. das Diz dou soueretain de Cluny von Jehan li Chapelain bei Méon, nouveau recueil de Fabliaux mit den Versen:

„Usages est in Normandie
Que qui herbergeriez est qu'il die,
Fable ou chançon die à l'oste
Cette costume pas n'eu oste
Sire Jehans li Chapelains etc. etc."

„Normännischer Brauch" ist ein kleines Meisterwerk, in das Uhland so viel Herzlichkeit, Gemüthstiefe in knappem Rahmen zum Ausdruck bringt, daß wir uns wundern müssen, daß dieses Drama so selten aufgeführt wird. In Stuttgart ist es z. B. am 9. April 1874 und Oktober 1876 mit bestem Erfolge zur Darstellung gebracht worden.

Im „Normannischen Brauch" haben wir den letzten Nachklang der Romantik zu sehen. Das Fragment „Karl der Große" (1814) gehört schon der historischen, vaterländischen Richtung an, der Uhland nun in seinen Dramen treu blieb. Sehr zu bedauern ist, daß der „Konradin" unvollendet blieb. Unser Dichter glaubte sich, wie aus einem Briefe hervorgeht, diesem Thema, das an dreißig Bearbeiter begeistert hat, nicht gewachsen zu sein. In die Jahre 1816 bis 1817 fällt sein Trauerspiel: „Ernst, Herzog von Schwaben", in dem uns in ergreifender Weise die unerschütterliche Treue dieses Helden gegen seinen Freund Werner von Kyburg geschildert wird. Dieses Drama ist 1819 in Hamburg und Stuttgart über die Bühne gegangen. Eine edle Sprache vereinigt sich in ihm mit der vollendetsten Darstellung edler Charaktere; bühnenwirksam kann jedoch das Drama nicht genannt werden, da ihm spannende, energisch fortschreitende Handlung, packende Leidenschaft fehlen. „Die Weiber von Weinsberg", die „Nibelungen" (1816) blieben wieder Fragmente. Erst das Jahr 1818 brachte uns in „Ludwig dem Bayer" das zweite größere vollendete Drama. Den Inhalt desselben bildet die Rückkehr Friedrichs des Schönen in die Gefangenschaft seines einstigen Freundes und späteren Gegenkönigs Ludwig, welcher ergreifende, für den Charakter unseres Volkes so bezeichnende Moment der deutschen Geschichte auch Schiller zu seinem herrlichen Gedichte „Deutsche Treue" begeistert hat. Die Vorzüge und Mängel dieses Uhlandschen Dramas sind dieselben wie die in „Ernst von Schwaben"

enthaltenen. Nach „Ludwig dem Bayer“ vollendete unser Dichter kein Drama mehr. „Welf“, „Der arme Heinrich“ (1818), „Otto von Wittelsbach“, „Bernardo del Caprio“ (1819) und Johannes Parricida“ (1820) sind uns nur in Entwürfen und Fragmenten überliefert.

Die dramatische Thätigkeit Uhlands, welche wir im vorstehenden im Anschlusse an Keller skizzirt haben, wird vielfach ganz falsch und tadelnd beurtheilt. Gerade deßhalb hielten wir es für nöthig, diese Seite Uhlands ausführlicher zu beleuchten. Sagt doch Ludolf Wienbarg in den Dramatikern der Jetztzeit“ (Altona 1839) mit Recht: „Man ahnt nicht, daß Uhland den Dramen seine Jugendkraft geschenkt und daß man, wenn man gerecht sein will und sein Urtheil nicht bloß durch die Vollendung der Form leiten läßt, in ihnen den treuen, starken, unverfälschten, keck und sinnig gestaltenden Dichter für ebenso einzig und eigenthümlich auf dem dramatischen Gebiete anerkennen muß wie auf dem lyrischen.“

Wir sind überzeugt, daß diese Worte das Richtige treffen und wenden uns, nachdem Uhland als Dichter gewürdigt, nunmehr wieder seinen weiteren Lebensschicksalen zu.

Seit dem Jahre 1816 nahm Uhland den lebhaftesten Antheil an den Verfassungskämpfen in seinem engeren Vaterlande, wobei seine entschieden demokratische Gesinnung hervortrat. Die Bewerbung um eine Staatsstelle, welche seine Eltern, die um die Zukunft des Sohnes besorgt waren, lebhaft wünschten, hielt er für unmöglich, da er angesichts der obwaltenden politischen Verhältnisse dem Könige nicht den Eid der Treue leisten zu können glaubte. Bei diesem Entschlusse beharrte er, obwohl er sich als Advokat in sehr bedrängten Finanzverhältnissen befand. Das Gedrückte in seiner damaligen Stimmung zeigen uns die wehmüthigen Gedichte „Mailied“, „Klage“, „Rechtfertigung“ (1816). Im allgemeinen haben jedoch die poetischen Erzeugnisse jener Zeit ein entschieden politisches Gepräge; war Uhland doch Feuer und Flamme in dem Kampfe um „das alte gute Recht“, von dem er begeistert singt:

„Wo je bei altem guten Wein
Der Württemberger zecht,
Da soll der erste Trinkspruch sein:
Das alte gute Recht.

Das Recht, das unser Fürstenhaus
Als starker Pfeiler stützt,
Und uns im Lande ein und aus
Der Armuth Hütten schützt.

Das Recht, das uns Gesetze giebt,
Die keine Willkür bricht,
Das offene Gerichte liebt
Und giltig Urtheil spricht.“

Dieselbe Gesinnung spiegeln die Gedichte wieder, die betitelt sind: „Die neue Muse“, „An die Bundschmecker“, „Gespräch“, „An die Volksvertreter“, „Ernst der Zeit“, „Schwindelhaber“ „Hausrecht“, „Das Herz für unser Volk“. Auch in seinem Leben hat Uhland allzeit be-

wiesen, daß ihm „der Männerstolz vor Königsthronen" in Fleisch und Blut übergegangen war; so vor allem auch während seiner Wirksamkeit als Abgeordneter für Tübingen in der Württembergischen Ständekammer von 1819 bis 1826. Stets war sein Augenmerk auf das Wohl des Volkes gerichtet, das ihm ohne Institutionen wie: Oeffentlichkeit der bürgerlichen Rechtspflege, vollständige Freiheit der Presse nicht denkbar schien.

Am 29. Mai 1820 heiratete Uhland Emilie Vischer, mit der er eine sehr glückliche, wenn auch kinderlose Ehe verlebte. Dieses Bündniß enthob unseren Dichter aller äußeren Sorgen; in seiner alten Sangeslust zeigte er sich jedoch nur noch zweimal; 1829 bis 1830 entstanden: „Der Mohn", „Bertram de Born", „der Waller", „Ver sacrum", „Münstersage", „Merlin der Wilde", „Der Graf von Greyers", 1834 schenkte er uns: „Die Bidassoabrücke", „Die Geisterkelter", „Die versunkene Krone", „Das Glück von Edenhall", „Das Singenthal". Von diesem Zeitpunkt an schwieg die Uhlandsche Muse fast ganz.

Schon während der ersten Periode, welche unser Dichter der Ständekammer angehörte, vertiefte sich Uhland in die Poesie des Mittelalters; das Resultat dieser altdeutschen Studien, bei denen er in dem Freiherrn von Laßberg einen Gesinnungsgenossen und eifrigen Förderer fand, war die Schrift über „Walther von der Vogelweide" (1822). Diese wirkte so epochemachend, daß Uhland als Professor der deutschen Literatur an die Universität Tübingen berufen wurde. Hiermit wurde ein Lieblingswunsch Uhlands erfüllt, der sich nicht allein nach der Vaterstadt, wo seine bejahrten Eltern lebten, sehnte, sondern auch für eine akademische Lehrthätigkeit geschaffen war.

Die Vorträge Uhlands, die derselbe mit seiner markigen, kraftvollen Stimme hielt, waren die Frucht vieljähriger Forschungen; er las über die Geschichte der deutschen Poesie im 13., 14., 15. und 16. Jahrhundert, sowie über romanische und germanische Sagengeschichte. Die Vorträge wurden später in den „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" veröffentlicht; sie glänzen durch die Durcharbeitung des Stoffes und durch die vollendete, schwungvolle Darstellung; sie zeigen uns Uhland als gelehrten Forscher, lassen uns jedoch auf jeder Seite den kunstsinnigen Dichter erkennen, in dem sich gediegenes Wissen mit dem feinsten Sinn für das Schöne und Erhabene zu einem harmonischen Ganzen vereinigen.

Im Jahre 1831 verlor Uhland seine beiden Eltern, die uns in den aufbewahrten Briefen als treue, herzliche, echt deutsche Gestalten entgegentreten; unser Dichter wurde von ihrem Ableben aufs Tiefste erschüttert und brach in die wehmüthige Klage aus:

„Zu meinen Füßen sinkt ein Blatt,
Der Sonne müd', des Regens satt;
Als dieses Blatt war grün und neu,
Hatt' ich noch Eltern, lieb' und treu.

O, wie vergänglich ist ein Laub,
Des Frühlings Kind, des Herbstes Raub!
Doch hat dies Blatt, das niederbebt,
Mir so viel liebes überlebt."

Auch der liebgewonnenen Lehrthätigkeit mußte Uhland nach kurzer Zeit entsagen. Er war von seiner Vaterstadt zum zweiten Male in die Ständekammer gewählt worden (1832); hier trat er unerschrocken ein für Preßfreiheit, Vereins- und Versammlungsfreiheit, stimmte gegen die übermäßige Belastung des Militäretats und sprach warme Worte für Hebung des Volksunterrichts, für die Rechte der Volksvertretung. Dieses freisinnige Vorgehen veranlaßte die Regierung ihm den Urlaub, der zum Eintritt in die Kammer nöthig war, zu versagen, worauf Uhland am 16. November 1833 seine Professur niederlegte und dem Staatsdienst für immer entsagte.

Dieses mannhafte Auftreten eroberte Uhland die Herzen, welche seiner Sangeskunst widerstanden hatten. Es that dem wackeren, treuen Manne unendlich wohl, daß ihm in Tübingen Studenten- und Bürgerschaft zujauchzte, und daß seine Dichtungen, wie die fortwährend nothwendigen Auflagen zeigten, tiefer und tiefer in das deutsche Volk drangen, wozu namentlich auch die glücklichen Kompositionen Glücks, Silchers, Kreuzers und Mendelssohns das Ihrige beitrugen.

Neben seiner parlamentarischen Wirksamkeit, welche bis 1838 dauerte, waren es wieder altdeutsche Studien, die Uhland in den nächsten zwölf Jahren beschäftigten. In jedem Sommer unternahm er, meist in Begleitung seiner Frau, ausgedehnte Reisen in alle deutsche Gaue. Diese hatten nicht allein den Zweck der Erholung; Uhland wollte auch auf ihnen nicht allein das von ihm so heißgeliebte deutsche Vaterland kennen lernen, sondern vor allem sammelte er auf diesen Reisen Volkslieder und studirte in den Bibliotheken die alten Manuskripte, was ihm stets eine Lieblingsbeschäftigung gewesen ist. Früchte dieser Studien waren „Ueber den Mythus vom Thôr" (1836) und „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder" (1844); diese Schriften, zu denen sich später die Abhandlung über das Volkslied reihte, gehören zu dem Vortrefflichsten, was wir auf diesem Gebiete besitzen, so daß Uhland verdient, neben den eng mit ihm befreundeten Gebrüdern Grimm als Germanist genannt zu werden.

Aus der Ruhe seines wissenschaftlichen Bestrebungen gewidmeten Lebens wurde Uhland durch das Revolutionsjahr 1848 gerissen. Als dieses auch den morschen deutschen Bund in seinen Grundfesten erzittern ließ, war Uhland einer der siebzehn Vertrauensmänner, die nach Frankfurt a. M. gingen, um den festgefahrenen Bundeskarren wieder ins Geleise zu bringen. Später wurde er als Vertreter von Tübingen-Rottenburg mit 7086 von 7682 Stimmen in die erste deutsche Nationalversammlung gewählt. Daß er in dieser seine demokratischen Ansichten zum Ausdruck brachte, versteht sich nach dem Gesagten wohl von selbst. Zu bemerken ist jedoch, daß Uhland in seiner Demokratie „neben der Festigkeit im Beharren seiner Rechte, auch kein Recht verletzen" wollte. Bei der Wahl eines Reichsoberhauptes griff Uhland mit kräftigen Worten in die Debatte. Er erklärte sich für die periodische Wahl eines verantwortlichen Reichsoberhauptes durch die Volksvertretung und stimmte gegen das preußische Erbkaiserthum unter Ausschließung Oesterreichs. Unter Hinweis auf den volksthümlichen Ursprung der neuen Gewalt schloß er seine Rede mit den bekannten Worten: „Glauben Sie, es wird kein Haupt über Deutschland leuch-

ten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt ist.“ Uhland begleitete das sogenannte Rumpfparlament bis nach Stuttgart, sah hier den deutschen Einheitstraum verwehen und zog sich dann 1850 ganz von dem politischen Leben zurück, um in der Stille seiner Frau, seinem Pflegesohne, seinen Freunden und seinen wissenschaftlichen Studien zu leben, mit denen wieder die ausgedehntesten Reisen abwechselten.

Ein hohes und kräftiges Alter war Ludwig Uhland beschieden; die schlichte Einfachheit seines Wesens ließen ihn mit Konsequenz jede Auszeichnung zurückweisen, so lehnte er 1853 den Orden pour le mérite ab, obwohl Friedrich Wilhelm IV. ihn schon als Ritter desselben bestätigt hatte. Uhland genoß wegen der fleckenlosen Reinheit seines Charakters, wegen der seltenen Treue, die er in seinen Ansichten, in seinem Handeln gezeigt, die Achtung aller Parteien im höchsten Maße; edel, bieder, fromm, kühn, treu, fest und rein ist er durch das Leben gewandelt. In allen Stadien dieser langen Lebensbahn hat er tiefste Religiosität, rastlosen Fleiß, kraftvolle Männlichkeit bewiesen; er war streng gegen sich, mild, wohlthätig und nachsichtig gegen andere; er war mit einem Wort das Ideal eines urdeutschen Mannes.

Als Ludwig Uhland am 13. November 1862 die treuen Augen in seiner Vaterstadt schloß, durchzitterte ein Schmerzensschrei Alldeutschland. Ebenso tief, aufrichtig und herzlich werden die Aeußerungen der Freude sein, zu denen die Jubelfeier am 26. April dieses Jahres Anlaß geben wird. Der Inhalt all der zahlreichen Gedächtnißreden, die man an jenem Tage halten wird, läßt sich in die Worte Hermann Kletkes kleiden, mit denen auch wir schließen:

„Er war ein Mann; ein Dichter voll und ganz!
Legt ihm aufs Grab den immergrünen Kranz!
Und wie er selbst so treu, so fest und echt,
So eifr' ihm nach der Zukunft neu Geschlecht!“

Aus dem Gebiete der Keramik.

Von R. Raab.

Das hohe Alter der Thonwaarenindustrie oder Keramik geht nicht nur aus erhaltenen Ueberbleibseln sehr früher Perioden, sondern auch aus der bei vielen Völkern wiederkehrenden Sage hervor, nach welcher der Mensch von Götterhand aus dem Thon erschaffen ist.

Dr. Schliemann nennt die Topfwaaren sehr schön: „Das Füllhorn archäologischer Weisheit für jene dunkeln Zeitalter, die wir, im Zwielicht einer unvordenklichen Vergangenheit unsicher tastend, vorgeschichtlich zu nennen pflegen.“ Der berühmte Gelehrte hat bei seinen Ausgrabungen in der Troas riesige Massen von Thongeschirr zutage gefördert und auch damit der Kulturgeschichte wesentliche Dienste geleistet. In der Mehrzahl der prähistorischen Städte von Hissarlik, der wenige Kilometer vom Hellespont entfernten Stätte, wo nach Schliemann das homerische Ilion zu suchen ist, giebt es Thonsachen, wie man sie vielfach in Ungarn und Siebenbürgen, in Ost- und Mitteldeutschland, ja selbst in den Pfahlbauten der Schweiz antrifft. Die Völker, die in dem Zeitalter, für welches gleichzeitige geschriebene Dokumente nicht existiren, den Hügel von Hissarlik bewohnten, verfertigten aus gebranntem Thon alle Geräthe für das alltägliche Leben sowohl, als für das Begräbniß der Todten. Statt hölzerner oder steinerner Särge verwendeten sie Graburnen aus Terrakotta. An Stelle der Keller, Kisten oder Büchsen hatten sie große 4 bis 7 Fuß hohe Krüge, die in den Boden eingegraben wurden, so daß nur die Mündung sichtbar war, und die zur Aufbewahrung von Speisen oder als Behälter für Oel, Wein oder Wasser dienten. Statt der Waschkübel benutzten sie große Terrakottabecken. Aus gebranntem Thon bestanden alle ihre Geräthe zum Kochen, Essen und Trinken, die Nährflaschen und verschiedenes Spielzeug für Kinder, aus gebranntem Thon sogar ihre Kleiderhaken, die Handhaben ihrer Bürsten, ihre Weihgeschenke, die Gewichte an ihren Fischernetzen. Von Kinderspielzeug wurden tief aus dem Schoße der Erde hervorgeholt: ein Brummkreisel aus Terrakotta, eine merkwürdige, mit eingeschnittenen

Linien verzierte Klapper von schwarzem Thon, deren Griff zum Aufhängen durchbohrt ist, und eine andere Klapper in Gestalt eines Weibes, das die Hände auf der Brust hält. Beide Klappern enthalten kleine Metallstücke. Selbst ein Stück von einer sechssaitigen Lyra aus Terrakotta hat Dr. Schliemann aufgestöbert.

Der zweiten von ihm ausgegrabenen Stadt, dem anscheinend durch eine gewaltige Feuersbrunst zerstörten eigentlichen Troja, dem „Ilios" der homerischen Legende, sind 15 Millimeter dicke, vollkommen gebrannte, glänzend dunkelrothe Thonplatten eigenthümlich, deren Bruchstücke man in ungeheuren Massen in dem Schutt der Stadt findet, die aber in keiner der anderen Ansiedelungen in Hissarlik vorkommen. Bei allen zeigt der Rand eine Krümmung, woraus sich schließen läßt, daß die Platten die Fragmente großer, fast flacher Teller oder Schalen sind, die mehr als einen Meter im Durchmesser gehabt haben müssen. Diese Schalen dürften, auf ein Holzgestell gesetzt, als Tisch gedient haben und zeugen von der Reinlichkeit nicht minder, als von dem guten Geschmack der Trojaner.

Unter den in den Schuttmassen der trojanischen Ortschaften aufgefundenen zerbrochenen Thongeräthen ist keine Spur von Dachziegeln zu entdecken. Es scheint deßhalb sicher, daß, genau wie die Häuser der jetzigen Bewohner der Troas, auch die der hier aufeinander folgenden vorhistorischen Städte mit flachen Dächern und Balken gedeckt waren, über welche man eine dicke Lage Thon breitete.

Während den Ruinen von Troja nur mit der Hand gemachte, unbemalte Töpferwaare mit eingepreßter oder eingeschnittener Ornamentation entstiegen ist, fand Dr. Schliemann in Tiryns und Mykenä phantastisch geformte Vasen, Kannen, Töpfe, Teller, Näpfe ꝛc., die alle auf dem Töpferrade gedreht und gewöhnlich auf hellrothem Grunde mit den verschiedenartigsten gemalten, lebhaft rothen Verzierungen geschmückt waren.

Die uralte Citadelle von Tiryns, jetzt Paläocastron genannt, lag in der südöstlichen Ecke der Ebene von Argos, auf der niedrigsten und flachsten jener Felshöhen, welche dort eine Gruppe bilden und sich wie Inseln aus der sumpfigen Niederung erheben, nur gegen 1500 Meter vom Golf von Argos entfernt. Sie stand in hohem Ansehen als Geburtsort des Herkules und war durch ihre „cyklopischen" Mauern berühmt. Nach alter Tradition wurde Tiryns von Proetus (circa 1400 v. Chr.) erbaut, welcher der erste König der Stadt war und dessen Sohn Megapenthes sie an Perseus, den Gründer von Mykenä abtrat. Perseus gab sie an Elektryon, dessen Tochter Alkmena, die Mutter des Herkules, den später von Sthenelus, dem Könige von Argos und Mykenä, vertriebenen Amphitryon heiratete. Herkules eroberte Tiryns und hatte lange Zeit hier seinen Wohnsitz, weßhalb er häufig der Tirynthier genannt wird. Tiryns wurde 468 v. Chr. von den Argivern zerstört.

Die Gründung der 1¼ deutsche Meilen von Argos entfernten Stadt Mykenä schreibt die Sage Perseus, dem Sohne der Danaë und des Zeus, zu. Perseus zeugte mit Andromeda den Sthenelus, welchem er das Königreich hinterließ. Die Dynastie des Perseus endete mit Eurystheus, dem sein Onkel Atreus, der Sohn des Pelops, folgte.

Von Atreus überkam das Königreich sein Sohn Agamemnon. Aeschylos und Euripides behaupten, Agamemnon sei mit seinem Wagenlenker Eurymedon, der Prinzessin Cassandra und ihren Begleitern nach der Rückkehr von Troja verrätherischerweise von Klytämnestra im Bade ermordet worden. Pausanias giebt an, die ermordeten Personen wären in der Akropolis von Mykenä begraben. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die von Dr. Schliemann in Mykenä entdeckten Gräber die irdischen Ueberreste der Getödteten enthalten, und daß die aufgefundenen riesigen Schätze mit den Leichen in die Erde gebettet wurden.

Die Baustelle von Mykenä ist mit Tausenden von Topfscherben übersäet, die nichts von ihrer Farbenfrische verloren haben, obwohl sie seit mehr als 2300 Jahren der Sonne und dem Regen ausgesetzt gewesen sind.

Die Mykenier scheinen Musiker gewesen zu sein; denn Schliemann fand das herrlich verzierte knöcherne Bruchstück einer Leier und drei Bruchstücke einer Flöte, die an derselben Stelle, aber in verschiedener Tiefe lagen und augenscheinlich zu einem und demselben Instrumente gehören. Das obere Stück der Flöte besteht aus Knochen, das untere aus Terrakotta, das Bruchstück der Röhre aus Topfstein, dem lapis olloris des Plinius.

Bemerkenswerth ist, daß in Hissarlik sowohl, als in Tiryns und Mykenä eine Unzahl von Terrakotta-Idolen gefunden wurden. Der Thon stand also auch im Dienste der Religion.

Was versteht man denn nun unter Terrakotta?

Das italienische Wort bedeutet nichts als gebrannte Erde. Der Thon oder die thonige Masse erlangt nur durch starkes Erhitzen die Eigenschaft, hart, weniger porös, überhaupt brauchbar zu werden. Es werden daher alle aus Thon angefertigten Gegenstände gebrannt. Nur vereinzelte Ausnahmen hiervon finden wir jetzt noch bei Völkern, deren Kenntniß der Töpferei auf sehr untergeordneter Stufe steht. Beispielsweise werden die von den Bewohnern Südamerikas und Mittelafrikas angefertigten, zur Aufbewahrung von Getreide und sonstigen trocknen Sachen dienenden Thongeschirre nur an der Sonne oder aber künstlich nicht einmal bis zur Verflüchtigung des gebundenen Wassers getrocknet. Im Alterthum unterblieb das Brennen bei vielen Thonwaaren, so bei den Mauersteinen, aus denen Wälle von noch heute existirenden Städten in Asien erbaut wurden, bei Urnen und Vasen, die in römischen Gräbern sich fanden.

Die gewöhnliche Terrakotta bekundet den ersten Fortschritt, den die Thonbildnerei bei allen Völkern gleichmäßig gemacht hat; denn es mußte sehr bald die Ueberlegung darauf führen, die zuerst nur an der Luft getrockneten Thongebilde der wirksameren Hitze des Feuers auszusetzen, um sie zu härten. Die ältesten Ueberreste, die wir dem Schoße der Erde entnehmen, sind nichts als Terrakotten.

Im großen Publikum herrschen über die Terrakotta höchst wunderbare Vorstellungen. Sogar mit Chamotte, dem als Magerungs- und Lockerungsmittel dienenden grobkörnigen Pulver von gebranntem Thon, welches man aus gebrannten feuerfesten Steinen, Kapseln ꝛc. erhält, wird Terrakotta vielfach identificirt.

Man bezeichnet mit diesem Wort heute eine große Zahl sehr verschiedenartiger Produkte von erdiger, unglasirter, mattfarbiger Masse.

Da die verhältnißmäßig geringe Hitze, welche bei dem Brande angewandt wird, sowie die Abwesenheit eines schmelzenden Bindemittels die Konservirung der Form begünstigt, so führt man in Terrakotta häufig plastische Kunstwerke aus, die in solcher Behandlung eine wenig kostspielige Wiederholung gestatten. Sie werden entweder mit Hilfe von Formen hergestellt oder aus freier Hand modellirt.

Bei uns haben die Terrakotten vorzugsweise für die Architektur Werth erlangt, welche Ornamente, Gesimse, Rosetten, Statuen ꝛc. daraus herstellt. Auch Ziegelsteine (insbesondere Verblender), Fußbodenplatten, Mosaiksteine und die bekannten etruriſchen Vasen aus sehr feinem gelben, braunen oder schwarzen Thon gehören hierher.

Einen ehrenvollen Ruf hat sich auf diesem Gebiet die Thonwaarenfabrik von Ernst March Söhne in Charlottenburg erworben. Dieselbe wurde im Jahre 1836 von dem Vater der jetzigen Besitzer ursprünglich zur Fabrikation von Formen für die Zuckerraffinerie gegründet. Die Einführung der eisernen Formen zwang zur Aufgabe dieses Artikels; dagegen führte der Aufschwung, den die Bauthätigkeit zu Anfang der vierziger Jahre nahm, den künstlerisch veranlagten Fabrikanten zu einem Kultus — es liegt nichts überschwängliches in dem Worte — der Bauornamente, die bei seinem im Jahre 1847 erfolgten Tode dem Etablissement bereits eine hochgeachtete Stellung eingetragen hatten. Die beiden genialen Brüder, Dioskuren, die sich gegenseitig ergänzen und die Losung „Vorwärts“ auf ihre Fahne geschrieben haben, pflegen pietätvoll das Werk des Schöpfers der Fabrik und schaffen auf den von ihm vorgezeichneten Bahnen, das Kunstgewerbe mit herrlichen Erzeugnissen befruchtend, rüstig weiter. Spezialität des Instituts ist die Vervielfältigung plastischer Bildwerke zum Schmuck von Gärten, Parks, Gebäuden ꝛc. in Terrakotta; nirgends kann die Vereinigung von Kunst und Industrie schöner und effektvoller zum Ausdruck gelangen. Die Träger berühmter Namen: Die Professoren Albert und Wilhelm Wolff, der Bildhauer Lessing, die Bauräthe Ende, Adler, Orth und andere, zählen zu seinen Mitarbeitern. Aber auch hervorragende antike Skulpturen werden reproduzirt. Die Fabrik vereint in ihrem Schoße alle Dekorationsweisen, welche die heutige keramische Industrie der Architektur zur Verfügung stellt, und erzielt hocherfreuliche Resultate durch die Kombination der rohen Terrakotta mit der Majolikatechnik. Das wetterbeständige, den Marmor an Festigkeit übertreffende Material zeichnet sich durch die besondere Eigenschaft aus, daß es jede Farbennüance annimmt und die täuschende Nachahmung aller zu Skulpturen verwendeten Natursteine gestattet. Sandsteinkolorit herrscht vor. Ernst March Söhne haben in Berlin für das Kriegsministerium, für das neue Museum, die meisten neueren Kirchen, die Borsigschen Bauten in der Chausseestraße, das Rathhaus, für verschiedene Schulhäuser, für die Kaisergalerie (Passage) und mehrere andere, außerhalb z. B. für die Weichselbrücke bei Dirschau, die Nogatbrücke bei Marienburg, die Universitäten zu Königsberg, Rostock und Pest, für die Paulskirche in Schwerin, die Thonornamente geliefert. Der herrliche, eines fürstlichen Palais würdige Garten

des Etablissements bildet mit weitverzweigten sinnigen Anlagen den reizenden Ausstellungsraum für eine reiche Mustersammlung von hohem Kunstwerthe und steht dem Publikum zur Besichtigung offen.

Die Erfindung der opaken Zinnglasur als Ueberzug der Terrakottamasse ist nach den neuesten Untersuchungen uralt.

Die Glasur bezweckt, poröse, glanzlose Geschirre mit einem gegen das Einsaugen von Feuchtigkeit schützenden, weiche Geschirre mit einem harten Ueberzug zu versehen. In gewissen Fällen ist sie dazu bestimmt, die Farbe der Masse zu verdecken oder eine rauhe Oberfläche glatt zu machen. Die Masse für gewöhnliche Glasur besteht fast immer aus einem Gemenge von Bleioxyd (Glätte) mit Thon, Lehm oder Sand. Die Färbung bewerkstelligen verschiedene Metallverbindungen. Das Wesen der Glasur besteht darin, daß sie in der Hitze in Fluß geräth und sich in eine Art Glas verwandelt, welches die Poren des Thones ausfüllt und eine glatte Oberfläche erzeugt. Das für Glasur übliche Wort Email ist die französische Form des mittelalterlich-lateinischen smaltum, esmaletum, italienisch smalto, deutsch Smalte, Schmalte, Schmelz. Smaltum selbst wird von den meisten Sprachforschern auf das althochdeutsche Zeitwort smelzan, schmelzen, zurückgeführt und bedeutet ursprünglich Geschmelze von Gold und Silber, dann erst metallisches Glas. Die Kunst, farbige Glasfritte zu bereiten, scheint überall der eigentlichen Glasfabrikation vorausgegangen zu sein. An der glasigen Schlacke, welche bei der Aufbereitung der Erze zurückbleibt, mochte zuerst ihre Verwandtschaft mit vulkanischen Stoffen, z. B. dem Obsidian, auffallen; damit war die Anregung zu künstlicher Herstellung glasirter Substanzen aus Erden und Metalloxyden gegeben. Das Alter und die Herkunft der Schmucksachen aus Glasfluß, welche fast auf dem ganzen Erdboden bei Ausgrabungen verschütteter Städte, Oeffnen von Grabhügeln ꝛc. zum Vorschein kommen, sind streitig. Manches wird für moderne Handelswaare aus Venedig oder Böhmen gehalten. Stücke unzweifelhaft alten Ursprungs, welche an der Ostsee oder im Innern Deutschlands aufgefunden wurden, gelten keineswegs für einheimische Produkte, sondern für solche, die durch Karawanen aus dem Orient dahin gebracht worden sind. Daß aber die ältesten Völker des Orients das Schmelzglas gekannt und mannigfach verwendet haben, das beweisen die emaillirten Thonplatten, welche auf dem Boden der altassyrischen Städte, sowie im Innern ägyptischer Pyramiden entdeckt worden sind, die bei Mumien gefundenen Glaspasten ꝛc. Diese Funde, dazu die Nachrichten alter Schriftsteller von der Nachahmung der Edelsteine in Glasfluß, von der Kunst, gebrannten Thon in Smaragd zu verwandeln, die ausgegrabenen grünen Glasziegel, mit denen Fußböden von Zimmern belegt waren, auf der sogenannten Farnesischen Insel zwischen Rom und Viterbo sprechen für die Auffassung, daß unter den von den Alten erwähnten kolossalen Edelsteinen, so unter den saphirnen Ziegeln des Moses, Glasfluß zu verstehen sei.

Zu uns kam die Zinnglasur wahrscheinlich zuerst durch die Vermittelung der Mauren in Spanien, die noch unter der Herrschaft der Christen bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts fortfuhren, ihre goldschillernde, blumenreiche, wappengezierte Töpferwaare, zumeist

große Schüsseln, zu fabriziren. Ein Hauptsitz dieser Industrie war die Insel Majorka, woraus sich der Name Majolika erklärt. Ihr Stil ist noch mittelalterlich architektonisch, die Dekoration ein mit Blumen und Arabesken durchwirktes Flechtwerk, Nachahmung der ähnlichen Muster auf den Stuckwänden und Getäfeln der maurischen Gebäude.

Als Schöpfer der Majolika gilt der Bildhauer Lucca della Robbia*), der zum ersten Male in Italien zur Verzierung der Terrakotta ein undurchsichtiges, weißes, sehr schön glänzendes Email herstellte. In welchem Verhältnisse er zu den spanischen Töpfern stand, ist ungewiß. Seine Originalität wird dadurch verbürgt, daß in seiner berühmten Waare von den spanisch-maurischen Grundsätzen der Behandlung und der Dekoration nichts erkennbar ist.

Die sogenannte Terra invetriata des Lucca ist wirkliche emaillirte Fayence. Sie wurde von ihrem Erfinder zuerst an Stelle der Terrakotta für plastische und bauliche Zwecke verwerthet, sodann auch zu eigentlichem Töpferwerke, das nach einem der Hauptfabrikorte Faenza seinen Namen führt.

Majolika und Fayence sind ein und dasselbe. Die Paste dieser Erzeugnisse besteht aus gereinigtem Töpferthon, Thonmergel und Sand. Der Kalkgehalt beschränkt die Plastizität der Masse, macht sie bei gewissem Hitzegrade schmelzbar und vermindert ihre Resistenz bei Temperaturwechseln, giebt ihr indeß mehr Weiße und Härte. Die Fayence wird zweimal gebrannt, bei einer Glut zwischen Kirschroth- und Blaßrothhitze. Aus Majolikamasse bestehen unsere gewöhnlichen weißen Teller und Kaffeegeschirre, auch die feinen weißen Ofenkacheln. Mit Fayence bezeichnet man in der Regel die weißen oder weißgrundigen Geschirre. Majolika umfaßt nicht nur mit farbigen Glasuren und Malereien dekorirte Schüsseln, Gefäße und sonstige kunstgewerbliche Zimmerausstattungen, sondern auch die in ähnlicher Weise behandelten größeren Vasen und Dekorationsstücke für Gärten, sowie werthvolle farbige Friese, Reliefs und andere Bruchtheile für reichere Architekturen. Lucca de la Robbia's Arbeiten der letzteren Art an zahlreichen Gebäuden Norditaliens, sowie von demselben Meister herrührende, ebenso ausgeführte Altare in italienischen Kirchen — einzelne zieren jetzt unsere Museen — deuten darauf hin, daß man schon vor Jahrhunderten bestrebt war, den Fassaden mit Zuhilfenahme von wetterfesten eingebrannten Glasuren und Farben einen reichen mannigfaltigen Schmuck zu geben. Dies Verfahren ist seit etwa fünfzehn Jahren wieder an der Tagesordnung. Von Ernst March Söhne in diesem Genre ausgeführte Berliner Bauten: Das Kunstgewerbemuseum, die Postgebäude (Innenhöfe) der Spandauerstraße und die Hauptfassade in der Oranienburgerstraße, Café Helms beim königlichen Schloß, die Gymnasien in der Köpniker- und in der Parkstraße, bekunden eine außerordentliche Meisterschaft, welche Maß zu halten, grelle Farbenzusammenstellung zu vermeiden beflissen ist. Jedes Stück der Charlottenburger Fabrik, welches mit aufgebrannter Farbe und farbigen Glasuren behandelt ist, verdient die Bezeichnung Majolika.

*) Anmerkung. 1388—1430.

Im Innern der Gebäude kommen fast ausschließlich, bei billigen Putzbauten (mit Kalk abgeputzten Hausflächen gegenüber den Rohziegel- oder Sandsteinbauten) auch außen Stuckornamente aus Gips zur Verwendung. Sie bedürfen von Zeit zu Zeit eines neuen schützenden Oelanstrichs und verwittern trotz desselben nach einer Reihe von Jahren.

Prachtstücke in Majolika liefert die bereits 1755 vom Kurfürsten Klemens August von Köln gegründete rheinische Porzellan- und Steingutfabrik in Poppelsdorf bei Bonn, welche jetzt Ludwig Wessel gehört und nahezu 1000 Arbeiter beschäftigt. Verkehrte Ansichten sind in weiten Kreisen über Steingut und Steinzeug im Schwange. Kein Wunder! Tappen doch selbst Techniker hier vielfach im Finstern.

Was bei uns unrichtig Steingut genannt wird, weicht oft in nichts von der Fayence ab. Nach Jaennicke sind feine weiße Fayence und Steingut gleichbedeutend. In England geht das in fast unglaublicher Durchbildung der Formen auftretende Steingut außer unter den landläufigen Namen „Earthenware“ noch unter einer Unzahl anderer Benennungen.

Das Steinzeug enthält Bestandtheile kalkiger, alkalischer oder kieseliger Natur, welche mit dem Thone bei großer Hitze schmelzbare Verbindungen geben und im scharfen Feuer mindestens ein Zusammensintern der inneren Substanz bewirken. Sie geben der Masse einen nahezu muscheligen, scharfkantigen Bruch und eine Härte, die oft bedeutend genug wird, um dem Stahle Funken zu entlocken. Die Waaren dieser Gattung sind nur an den Kanten oder gar nicht durchscheinend und eignen sich nicht zum Gebrauche im Feuer. Der scharfe Brand schränkt die Farbenauswahl für die Bemalung ein. Von den in der Majolikamalerei Anwendung findenden Metallfarben können, soll nicht die Waare wiederholt gebrannt werden, nur die wenigen in Betracht kommen, welche Scharffeuer aushalten, wie z. B. Kobalt für Blau.

Das ordinäre oder gemeine Steingut (grès ordinaire, brown stone ware) besteht aus einem bei starker Hitze ohne Zusatz von Flußmitteln stark frittenden, nicht völlig feuerfesten, mehr oder weniger gefärbtem Thon (Pfeifenthon), welcher beim Brennen wenig schwindet. Mit Hilfe von Kochsalz wird eine einfache und billige Glasur hergestellt. Sie bildet sich durch das Zusammenwirken der Kochsalzdämpfe, der Kieselsäure des Thons und des in der Flamme enthaltenen Wasserdampfes. Der Wasserstoff des letzteren tritt an das Chlor, der Sauerstoff an das Natrium des Kochsalzes. Das Chlorwasserstoffgas entweicht; das Natron verbindet sich mit der Kieselsäure zu einem dünnen Ueberzug gebenden Glas.

Man fertigt aus ordinärem Steinzeug dem Feuer nicht auszusetzende Küchengeschirre, Krüge, Wasserleitungsröhren, Klosettrichter, Flurplatten ꝛc.

Bruno Kerl rühmt den englischen Fabriken, namentlich denjenigen der Vorstadt Lambeth bei London „eine seltene Vollkommenheit“ in der Anfertigung von ordinärem Steinzeug nach. „Sie liefern“, schreibt er, „Wirthschaftsgeräthe von eleganten Formen und großer Dauerhaftigkeit, und stehen unübertroffen da in der Fabrikation chemischer und technischer Geräthschaften.“ Wir wollen uns nicht in Rangstreitig-

keiten vertiefen, doch aber hervorheben, daß die aus dem Etablissement von Ernst March Söhne in Charlottenburg hervorgehenden Steinzeuggefäße und Apparate für technische und chemische Zwecke, z. B. Wannen für galvanische Bäder mit Steinzeughahn, Säurepumpen, deren Pumpenkörper und Kolben aus Steinzeugmasse bestehen, den englischen mindestens ebenbürtig sind. Nur in Bezug auf die „enormen Dimensionen" sei John Bull ohne weiteres der Vortritt eingeräumt.

Das feine Steinzeug entsteht aus plastischem, sich weiß brennenden, weniger feuerbeständigem Thon mit Zusatz von Quarz und feldspathartigen Substanzen. Wegen ihrer leichteren Schmelzbarkeit bedarf die Masse einer weit geringeren Temperatur zum Garbrennen, als das ordinäre Steinzeug. Die Temperatur wird in der Weise regulirt, daß die Oberfläche zu erweichen beginnt und einen Glanz erhält, der eine besondere Glasur entbehrlich macht.

Die unter dem Namen „Flandrisches Steingut" umlaufenden Steinzeugwaaren sind Fabrikate der Töpfer zu Siegburg, zu Raer in der Eifel und im Kannenbäckerlande. Das Krug- und Kannenbäckerland, in welchem dieser Industriezweig in großartigem Maßstabe gepflegt wird, liegt im Unterwesterwaldkreis im Reg.-Bez. Wiesbaden. Dort wird sehr primitive, aber auch künstlerisch vollendete Waare angefertigt. In letzterer Hinsicht zeichnen sich die Firmen Reinhold Hanke, Dümler & Breiden, Marzi & Remy, sämmtlich in Höhe, aus. Aus dem Hankeschen Musterlager haben mir eine gelbe Vase mit Neptuns Meerfahrt, ein braun und blau ausgeführter Krug mit einer Jagdscene und ein reich ornamentirter Humpen mit einem altdeutschen Ritter imponirt. Die Hankeschen glasirten Waaren in der sogenannten „Elfenbeinfarbe" finden allenthalben großen Anklang. Von der großen Zahl der in den Fabriken Dümler & Breiden hergestellten Kunstwerke erwähne ich die „Kaiserpinte" mit eingebrannten Farben und vortrefflicher Malerei. Das berühmt gewordene Stück zeigt auf der Vorderseite Kaiser Wilhelm in dem Kaiserornat des sechzehnten Jahrhunderts, zu beiden Seiten allegorische Figuren, die deutsche Reichsflagge, die Kaiserkrone Karls des Großen. Unten in den Eckmedaillons befinden sich die Miniaturköpfe der Gottheiten Mars und Pallas Athene, der Beschützer des Reichs.

Von den gewöhnlichen Steinzeugwaaren des Kannenbäckerlandes spielen die Mineralwasserkrüge, die immer von neuem in vollzähligen Regimentern aufmarschiren, die Hauptrolle.

Häufig genug hört man von Steingutkrügen sprechen, wie denn überhaupt ohne Unterscheidung die Benennungen Steingut und Steinzeug gebraucht werden, wo es nur Steinzeug heißen dürfte.

Esbouquet. *)

Blüthe in einem Akt von **Hans von Reinfels.**

Personen:

Julius Fleißher, Fabrik. — Manfred von Wildungen, Hofkammerjunker. — Elfriede Aschenfeld. — Klara Bornek.

(Das Stück spielt in einem eleganten Fabrikzimmer. Die Bühne wird etwa von der Mitte aus bis nach hinten durch eine Glasportière (eventuell auch durch einen dreitheiligen Bühnen) getheilt. In der linken Hälfte stehen wie hinten auch an der Seite hohe Spiegel mit Marmortischen, auf denen Toilettengegenstände aller Art (Bürsten, Bürsten, Scheren, Puderquasten, Pomaden ꝛc.) liegen. Große Fabrikerstühle stehen auf kleinen Teppichen davor. Links zwischen den beiden Spiegeln eine Kleiderbürste mit Garderobe, in der Mitte ein Bürsten, an dem kostbare Fabrikmäntel und Jagdmäntel hängen. Neben rechts man auf einem Tisch Pinselen auf Stäubern, darüber an der Wand einen Rahmen mit Spitzen, Schleifen ꝛc. Man sieht Journale auf elegannen kleinen runden Tischen liegen, die sowohl links als auch rechts, wo Platz vorhanden, postirt sind. Kleine Sessel und Fauteuils stehen dabei. Weiterer Einrichtung, was die linke hintere Fabrikerstube aufweist. In der rechten Hälfte befinden sich an der Seite Fenster mit Lichtquellungen. An der Mitte hinten Glasportière. Zwischen den zwei Fenstern ein Spiegel mit Blumentisch (eventuell auf einer Staffelei) Ein kleiner Waschtisch mit Service, wie man sie oft in den Schlafzimmern solcher Fabrikerstlosen findet. In beiden Seiten Fauteuils. Rechts und links von der Mitte Glasthüren der Eingänge mit Portièren, Fensterdraperien, Cassetten, Nebenfabrikaten, Necessaires ꝛc. Elegannter großer Teppich in der Mitte der rechten Hälfte. Links und rechts von der Thür breite hängen Divanen. Das Ganze muß, ohne überladen zu erscheinen, eine höhere Verbindung von Salon und Geschäftsstube sein. [Rechts und links vom Zuschauer aus].)

Erster Auftritt.

Julius. (Ein junger bildhöher Mann, ist mit einem Hausrock bekleidet, von der Thür eintritt und sich einen Augenblick Zeit lassend Zeitungen Bauer betrachtend.)

So, das wäre wieder besorgt, die letzte Karte des Abonnements abgelöst und ein neues an den Herrn Grafen für zwölf Mark verlaut. Das Sum mir eben recht, vielleicht kann ich davon ein paar Mark für meine ebenso reizende als unglückliche Nachbarin Klara abzwacken. (Er schaut von oben in Klara Bornek Fabrikzimmer.) Klara kauert gebeichen, auch sitzt ein wenigjes Fabrikchen wieder am Fenster gebeugt. Das ist so der indirecte Vortheil dieses Geschäfts. (Er klopft den Mantel zusammen und will Klopf die Treppe an der Glasthüren.) Ja, wenn man verheiratet

*) Der Bühnen gegenüber Manuskript.

Digitized by Google

wäre! Was könnte man allein an Waschgeld sparen. Aber, aber — die Einrichtung des Geschäfts läßt mich die ersten zwei Jahre noch nicht dazu kommen. Na, wenn meine Schwester erst hier ist, besorgt sie mir die Wäsche. (Er ordnet überall ein wenig, einmal dahin, einmal dorthin gehend.) Die Klara wäre schon so ein Mädchen für mich, hübsch, proper und gebildet. Ja, ja sie hat auch bessere Tage gesehen und könnte andere Ansprüche als auf einen simplen Friseur machen, aber die kranke Mutter, die kleinen Geschwister und dabei der karge Verdienst in den Tapisseriegeschäften! (Er horcht aufmerksam.) Na, da hör' ich schon wieder jemand die Treppe heraufkommen. Gott Lob, es ist bloß einer. Ich habe heute, wo der Gehilfe mir so plötzlich fortblieb, immer Angst, es könnten zwei oder drei Kunden zugleich kommen und wenn sie mich allein hier sehen, wieder fortgehen. Den Lehrling kann ich unmöglich schon arbeiten lassen. Er schneidet den Kunden beim Haarkürzen plötzlich 'ne Tonsur und beim Barbieren den schönsten Studentenschmiß.

Zweiter Auftritt.

Julius. Manfred.

Manfred. (Junger, eleganter Husarenoffizier, mit kleinem Schnurrbart, den er permanent dreht, wenn er spricht. Gutmüthig blasirt, ohne affektirtes Näseln. Er trägt ein Monocle. Tritt rechts ein.)

Julius. (Ihm höflich grüßend entgegen.) Morgen, Herr Baron.

Manfred. (Sich umschauend.) Morgen! — Verflucht nobel hier, im neuen Gehäuse, alte Schnecke. Haben wohl viel Geld. He? (Er schnallt seinen Säbel ab und stellt ihn in die Ecke.)

Julius. Nöthig, Herr Baron, nöthig. Alles auf Kredit. Das bringen einem die Parfümeriereisenden so ins Haus, wenn man einen ehrlichen Namen hat.

Manfred. Ist heute so 'ne Sache mit'm ehrlichen Namen.

Julius. Was befehlen der Herr Baron?

Manfred. Verflucht viel. Schnurrbart soll 'runter.

Julius. O, o!

Manfred. Nicht wahr? 's ist eigentlich 'n Blödsinn, was? Sehen Sie mich mal an, alte Schnecke. Ist es nicht 'n Kapitalverbrechen den Bart zu fällen?

Julius. (Etwas zutraulich, in denselben Ton verfallend.) Gewiß, Herr Baron, aber warum thun das der Herr Baron, vielleicht Bartflechte? Habe da 'ne famose Salbe. Sehr empfehlenswerth.

Manfred. (Kneift das Monocle ins Auge und sieht Julius von oben bis unten fragend an. Gedehnt, mit Betonung.) Sprechen ja 'n merkwürdigen Stil, alte Schnecke, 'mal Offiziersbursche gewesen? He?

Julius. (Bei Seite.) Verdammt. Habe mich vergessen.

Manfred. (Bei Seite.) Der Hieb saß.

Julius. (Verlegen.) Pardon, Herr Baron, bei meiner großen Offizierskundschaft gewöhnt man sich so einige ungehörige Redensarten leicht an.

Manfred. Alte Schnecke! Reden da wieder schönes Gewäsch durcheinander. Ungehörig, 'n Offizier spricht nie 'was ungehöriges. Verstanden? Wären Sie nicht so'n brillanter Friseur und armer Teufel, müßte man Sie in Ihrem Gehäuse ruhig schlafen lassen. Doch genug. Was sagen Sie zu dem Schnurrbart?

Julius. Stehen laſſen, Herr Baron.
Manfred. Nicht raſiren?
Julius. Nein.
Manfred. Verdienen dann ja nichts.
Julius. Ich bin meinen Kunden Wahrheit ſchuldig.
Manfred. Und was ſind Ihnen die Kunden ſchuldig?
Julius. Das Wiederkommen.
Manfred. Sonſt nichts? Manche vergeſſen's wohl ganz, was?
Julius. Bis jetzt noch nicht.
Manfred. Die Kreide reicht noch. He?
Julius. Nicht doch, Herr Baron, Diskretion Ehrenſache.
Manfred. Gefällt mir, Fleiſcher!
Julius. Danke für gütige Anerkennung. (Sie haben ſich beide nach links hinübergeſpielt.)
Manfred. Nun und der Bart?
Julius. Er thut mir leid.
Manfred. (Muſtert ſich im Spiegel.) Schade um ihn, brillantes Gewächs!
Julius. (Bei Seite.) Nur zu heurig.
Manfred. Wie? Sagten etwas?
Julius. Ich ſagte, es ſei abſcheulich.
Manfred. Was, der Bart?
Julius. Nein, der Gedanke ihn raſiren zu laſſen.
Manfred. (Halb für ſich.) So, ſo; ja der Bien' muß. Sie will's haben. Gletſcherhaft! Aergert ſich über den Fleck von Bart, zieht mich damit auf. Will mich nicht mehr anſehen. Götterweib, dieſe Elfriede! Muß ſie haben, muß ſie haben! (Laut und beſtimmt.) Kommen Sie, Fleiſcher, ſeifen Sie ein, 'runter mit den Borſten. Verfluchte Erfindung dieſe Haartouren unter der Naſe. Ewiger Aerger damit verbunden. (Er nimmt eine Zeitung vom Tiſch, wirft ſich lang in einen Seſſel vor dem zweiten Spiegel links und brennt ſich eine Cigarrette an.)
Julius. (Bringt Raſirtuch, das er ihm umbindet und ſchlägt Seifenſchaum.)
Manfred. (Bläſt Rauchwolken emphatiſch von ſich.) Wozu hängt der Lappen da? (Er zeigt auf die Portière.)
Julius. Die Gardine?
Manfred. Nu ja, das Dingsda von Portière. Soll wohl den Zug abhalten?
Julius. Nein, neugierige Blicke. Anſtandsſchirm nennen wir das.
Manfred. Famoſes Wort, ha, ha, ha! Anſtandsſchirm! Bin wirklich enchantirt von dem Wort. Wozu aber?
Julius. (Seift ihn ein.) Wenn Damenbeſuch kommt.
Manfred. (Greift nach dem Arm, ſo daß dieſer mit dem Seifen einhalten muß. Sich halb aufrichtend.) Damenbeſuch? Hier?
Julius. (Seift weiter.) Das kömmt öfter vor. Erſt geſtern war eine reizende Blondine hier.
Manfred. Schneidig?
Julius. Außerordentlich.
Manfred. So'n bißchen von Stand?
Julius. Sehr nobel und liebenswürdig.
Manfred. Zu Ihnen?
Julius. (Raſirt die rechte Hälfte ab.) Jawohl. Die eine Hälfte iſt 'runter, Herr Baron.

Eule mit Jungem.

Digitized by Google

Digitized by Google

Manfred. Gott hab' sie selig. Aber wo? Ich sehe ja nichts! (Sieht suchend mit dem Monocle auf die Erde.)

Julius. Nein hier, auf dem Messer.

Manfred. Ist doch nicht alles? Machen Sie keinen Spaß, alte Schnecke. (Richtet sich wieder in Position.)

Julius. Ich erwarte sie schon.

Manfred. Mich?

Julius. Nein, die Dame. Sie kommt gewiß noch.

Manfred. So? Das wär ja entzückend. Was wollte sie denn?

Julius. (Hält mit der Arbeit ein.) Erlauben, Herr Baron. Ich höre Schritte. Das sind Damenfüße.

Manfred. Verflucht feine Witterung, können 'mal mit auf Jagd kommen.

Julius. Ich täusche mich niemals. Das ist sie.

Manfred. (Erregt.) Gehen Sie, gehen Sie, halten Sie sie auf. Ich werde lauschen, kümmern Sie sich nicht um mich. Habe verfluchte Lust so'n bißchen zu charmiren. Ich lese hier.

Julius. Schön, Herr Baron, wie Sie befehlen. (Eilt nach rechts ab.)

Manfred. (Steht auf, wischt sich energisch die Seife von der linken Hälfte des Schnurrbarts, dabei wiederholt ein Handtuch in die Wasserkanne tauchend. Er zieht sein eigenes seidenes Taschentuch heraus, das er auf die Spiegelkonsole legt. Zieht den Rock vorn Spiegel zurecht und bürstet sich mit Doppelbürsten sein Haar, dann setzt er sich wieder, raucht und sieht in die Zeitung.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Elfriede.

Elfriede. (Junge hübsche Dame mit vollem blondem Haar. Elegante Toilette, heitere liebenswürdige Manieren.)

Julius. (Verbeugt sich respektvoll vor der Eintretenden.)

Elfriede. (Nickt gegengrüßend.) Nun, Herr Fleischer, ist es Ihnen gelungen, meinen Wunsch zu erfüllen?

Manfred. (Aufhorchend, bei Seite.) Donnerwetter, die Stimme!

Julius. Zu meinem lebhaftesten Bedauern nein, meine Gnädigste, ich hoffte immer, aber die Farbe Ihres Haars ist zu zart und selten.

Elfriede. O, das ist fatal, Sie haben mir so große Hoffnung gemacht. Nun kann ich die Zöpfe gar nicht bekommen?

Manfred. (Bei Seite.) Ich will verflucht sein, wenn das nicht Elfriede ist. Muß doch 'mal zusehen. (Er steht vorsichtig auf, schleicht sich an die Gardine, die er wenig auseinander schiebt.)

Julius. Wollen die Gnädige nicht Platz nehmen. (Er rückt ihr einen Fauteuil hin.)

Elfriede. (Setzt sich.) Ich habe mich so sehr darauf gefreut.

Manfred. (Bei Seite, zurückfahrend.) Bei Gott, sie ist es wahrhaftig. Und ich in dieser Situation, mit 'nem halben Schnurrbart.

Julius. Ich habe noch eine kleine Hoffnung, aber bis morgen wird es unmöglich sein.

Elfriede. Und doch möchte ich gerade morgen im Besitz der Zöpfe sein. Worauf hoffen Sie noch?

Julius. Es ist ein ganz besonderer Zufall, daß auf diesem Korridor eine arme kranke Wittwe wohnt, deren älteste Tochter wundervolles Haar fast von der Farbe des Ihrigen besitzt.

Elfriede. Ah, das ist interessant.

Julius. Ich glaube wohl, daß die junge Dame sich herbeilassen würde von ihrem Haarschmuck so viel einzubüßen, wie ich für den Kopf bedarf.

Manfred. (Bei Seite.) Also falsches Haar hat der Engel und bestellt Zöpfe auf Vorrath? Verfluchte Entdeckung!

Elfriede. Sie meinen gegen angemessene Entschädigung?

Julius. Ach nein, das möcht' ich dem jungen Mädchen unter keinen Umständen anbieten. Doch gegen ein gutes Wort Ihrerseits.

Elfriede. (Steht auf.) Was Ihre Schutzbefohlene thun würde, kann ich ja selbst, mein Herr.

Julius. Sie wollten Ihr schönes Haar — —?

Elfriede. Was thut man nicht für eine liebe Schwester? Und den halben Kopf wird's für ein Paar Puppenzöpfe nicht kosten. Warum haben Sie mir nicht gleich den Vorschlag gemacht?

Julius. Wie konnte ich annehmen — — —

Manfred. (Bei Seite.) Donnerwetter, das wird hübsch, die Situation ändert sich.

Elfriede. Sie müßten das süße kleine Kind kennen. Es liebt mich mehr als eine Mutter, die es leider früh verlor. Nun soll die letzte Weihnachtspuppe aber genau solche Zöpfe haben, wie ich sie trage, sonst will sie die Puppe nicht. Morgen ist der Geburtstag der Kleinen und ich wollte ihr zu gerne die Freude bereiten. Können Sie den Kopf fertig machen, wenn ich Ihnen das Haar gebe?

Julius. Gewiß, gnädiges Fräulein, wenn die Zeit auch etwas knapp ist. Ich bin heute ohne Gehilfen.

Elfriede. So, bitte, schneiden Sie das nöthige Quantum an der geeigneten Stelle nur gleich heraus. Mit meinem Haar bin ich bald fertig. (Sie nimmt schnell ihren Hut ab und löst ihr Haar auf, das bald in vollen Strähnen den Rücken herabhängt.)

Julius. Wie Sie befehlen.

Manfred. (Hat aufmerksam zugesehen. Als er das volle Haar sieht, entfährt ihm etwas laut der Ausruf:) Entzückend! Welche Pracht! (Er erschrickt über sich selbst, eilt nach seinem Stuhle, setzt sich schnell und hält sein Taschentuch an die abrasirte Stelle des Bartes.)

Elfriede. (Erschreckt.) Ist jemand hier? (Sie eilt vorne um die Ecke und sieht auf den verlegen aufspringenden Manfred.)

Julius. (Retirirt ängstlich an die Thüre.) Um Gottes willen, was nun?

Elfriede. Sie hier, Herr von Wildungen?

Manfred. Wie Sie sehen, gnädigstes Fräulein. (Er hält das Taschentuch fest unter die Nase.)

Elfriede. (Etwas pikirt.) Das ist ein sonderbares Spiel des Zufalls, fast möchte ich an eine Absicht denken. Sie erlauben, daß ich mich empfehle, Herr Lieutenant. Mein Auftrag, Herr Fleischer, bleibt einstweilen unausgeführt.

Manfred. (Vortretend, liebenswürdig.) Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, mein verehrtes Fräulein, wenn ich durch meinen vorlauten Ausdruck des Entzückens Sie beleidigt habe. Aber welcher Sterbliche kann bei solchen Reizen stumm bleiben. Seien Sie großmüthig.

Elfriede. Man kann Ihnen kaum im Ernste böse sein.

Manfred. Sein Sie es also auch nicht im Scherz.

Elfriede. So geben Sie zu, daß Sie von meinem Kommen unterrichtet waren?

Manfred. Das kann ich nicht, denn ich wußt' es parole d'honneur nicht. Aber hätte ich es geahnt, wäre ich sicher hier gewesen.

Elfriede. Sie sind aufrichtig; die einzige Tugend, die ich an Ihnen bisher bewundern konnte.

Manfred. Das ist wenig genug.

Elfriede. Und selbst diese üben Sie nicht immer.

Manfred. Sie wollen es nur nicht glauben. Wie oft habe ich Ihnen zum Beispiel schon gesagt, daß ich Sie grenzenlos —

Elfriede. (Ihm ins Wort fallend und sich an Julius wendend. Mit Betonung.) Haben Sie Jockeiklub, Ylang-Ylang, Heliotrop oder Eßbouquet? Am liebsten Eßbouquet. (Zu Manfred, mit Ironie.) Lieben Sie auch Eßbouquet?

Julius. Gewiß, gnädiges Fräulein, was Sie wünschen.

Manfred. (Bei Seite.) Warte, Du kleine Hexe. (Laut mit Emphase.) Es ist mein Lieblingsparfüm.

Elfriede. (Zu Julius leichthin.) So packen Sie mir einige Flaschen ein. (Zu Manfred.) Was fehlt Ihnen aber, Herr Lieutenant? Sie pressen ja mit seltener Ausdauer Ihr Foulard an die Lippe.

Manfred. (Verlegen.) Ich habe mir mit der Cigarrette die Lippe verbrannt, aber nur unbedeutend.

Elfriede. (Neckisch.) Man soll nicht mit dem Feuer spielen, guter Freund. Ihr Bart ist gewiß nicht versichert.

Manfred. Ich war in Gedanken versunken und führte die Cigarrette verkehrt in den Mund.

Elfriede. Ein wenig englisch Pflaster heilt alles. Ihnen schadet ein kleines Pflaster auf den Mund gar nichts.

Manfred. Wie Sie mich verkennen, Allergnädigste.

Elfriede. Fürchten Sie nichts. Ich halte Sie — — (Sie blickte auf Julius.) Waren Sie so freundlich?

Julius. Wie Sie befahlen.

Elfriede. Sie haben vielleicht die Güte, das Päckchen nach meinem Wagen zu senden, der vor der Thüre hält.

Julius. Sofort, gnädiges Fräulein. (Ab.)

Manfred. Ich bin begierig mich von Ihnen porträtirt zu hören.

Elfriede. Nun, Sie sind ein ganz hübscher Mann.

Manfred. Mein Kompliment.

Elfriede. Ein reicher Mann.

Manfred. Ohne meine Schuld.

Elfriede. Ein aufmerksamer Kavalier.

Manfred. Verfluchte (hält sich die Hand auf den Mund.) Pflicht und Schuldigkeit.

Elfriede. Etwas burschikos, ein wenig leichtsinnig und sehr eitel.

Manfred. Was sonst noch?

Elfriede. Von Herzensgüte gaben Sie noch keine eklatanten Proben.

Manfred. (Abwehrend.) Dann hat es mir an der Gelegenheit gefehlt.

Elfriede. Geistesgaben — — —

Manfred. (Einfallend.) — Habe ich noch nicht verrathen. Stimmt, denn ich bin ein dummer Teufel. Pardon, mein gnädiges Fräulein.

Elfriede. Weßhalb dumm?

Manfred. Weil ich Ihnen längst hätte zu Füßen liegen müssen,

um Ihnen meine Liebe zu gestehen. Sehen Sie, ich hole es gleich nach. (Er kniet nieder und bettelt mit zusammengelegten erhobenen Händen, das Taschentuch dazwischen haltend.) Bitte, bitte, erhören Sie mich!

Elfriede. (Sieht den abgeschnittenen Schnurrbart und lacht laut auf, wiederholt auf Manfred blickend, kann sie ihrem Lachen kaum Einhalt gebieten.) Ha, ha, ha! Ha, ha, ha!

Manfred. (Ist ganz erstaunt. Er sieht sich rechts und links um und steht dann wieder auf.) Sie lachen mich einfach aus, mein verehrtes Fräulein; ist meine Liebe denn gar so lächerlich?

Elfriede. Ha, ha, ha!

Manfred. Sie finden es ridikül, daß ich Ihnen hier in einem Frisiersalon meine Hand anbiete? Aber fragt denn die Liebe nach Formen, nach Ort und Zeit? Nie habe ich Sie allein sprechen können.

Elfriede. Ha, ha, ha! Sie sehen ja zu komisch aus, lieber Wildungen, blicken Sie doch nur in den Spiegel.

Manfred. (Blickt in den Spiegel und prallt selbst erstaunt zurück, lacht nun ebenfalls.)

Elfriede. (Stimmt mit ins Lachen ein, beide beruhigen sich bald.)

Manfred. Sie hätten mich nicht auslachen dürfen, mein verehrtes Fräulein, denn gerade dieser hochkomische halbe Schnurrbart mußte Ihnen meine Liebe bekunden.

Elfriede. (Aengstlich.) Herr Fleischer kommt.

Manfred. (Erregt.) Er muß wieder fort. Einen Augenblick. (Er nimmt rasch eine Karte aus der Tasche, wirft einige Zeilen darauf hin und überreicht sie dem eintretenden Julius.)

Julius. Das Päckchen liegt im Wagen.

Elfriede. Ich danke Ihnen.

Manfred. Alte Schnecke müssen nochmal hinunter. Bitte doch diese Karte durch Ihren Lehrling zu expediren. Sofort hierher!

Julius. Ganz recht. (Bei Seite.) Hier geht etwas vor. Man will mich fort haben. (Ab.)

Elfriede. Also mir zu Liebe opfern Sie wirklich den kostbaren Bart?

Manfred. Es hat mich genug Ueberwindung gekostet.

Elfriede. Das kann ich mir vorstellen. Doch Ihr Entschluß ist Ihnen wohl wieder leid geworden?

Manfred. Mein Fräulein, was denken Sie von mir!

Elfriede. Nun weil Sie auf dem halben Wege stehen blieben. Eine Hälfte ist dem Henkermesser entflohen.

Manfred. Daran tragen Sie die Schuld. Ihr Kommen unterbrach die herzensqualvolle Operation.

Elfriede. So waren Sie wirklich nur zufällig hier?

Manfred. Ganz zufällig. Erst morgen wollt' ich Ihnen mit abrasirtem Barte meine Aufwartung machen.

Elfriede. Ich danke Ihnen, Herr von Wildungen. Was ich vorhin von der Eitelkeit sagte, nehme ich wieder zurück.

Manfred. Das ist der ganze Lohn für mein Opfer?

Elfriede. (Heiter.) Einstweilen ja, doch wenn Sie wollen, werde ich mir zur Erinnerung an Ihre heroische That die noch stehen gebliebene Bartspitze in mein Medaillon legen. (Es klopft.) O weh, es kommt jemand.

Manfred. Treten Sie dort hinten hin, Fräulein.

Elfriede. Und Sie mit dem halben Schnurrbart?

Manfred. Verteufelte Situation, was machen wir. (Es wird zum zweiten Mal geklopft.) Es klopft schon wieder.

Elfriede. Gehen Sie nur wieder in Ihr Versteck. Herein!

Manfred. (Links ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Klara.

Klara. (Junges, zartes Mädchen, mit etwas angegriffener Gesichtsfarbe. Ihr Haar hängt in zwei langen Zöpfen herunter. Dasselbe hat die gleiche Farbe, wie das Elfriedens. Im bloßen Kopf und in einfacher Toilette. Schüchtern.) Herr Fleischer ist nicht zugegen?

Elfriede. Doch, doch. Er kommt sogleich zurück. Wollen Sie nur einige Augenblicke verweilen.

Klara. Ich kann wiederkommen.

Elfriede. Bleiben Sie nur, Fräulein. Sie wohnen hier auf diesem Korridor, nicht wahr? Wie geht es Ihrer kranken Mutter?

Manfred. (Bei Seite.) Verflucht! Hier Luft sein zu müssen, während dort zwei reizende Weibsbilder sitzen.

Klara. (Erfreut.) Sie kennen meine Verhältnisse? Da sind Sie vielleicht gar Fräulein Fleischer, die Schwester des Herrn, die er täglich erwartet.

Elfriede. (Bei Seite.) Warum nicht, vielleicht kann ich gutes stiften. (Laut.) Ja.

Manfred. (Wie oben. Suchend umhertrippelnd.) Ist denn kein Rasirmesser da? Ich muß die andere Hälfte fortschaffen.

Klara. (Freudig ihr die Hände darreichend.) O, wie mich das freut! Schon lange habe ich Sie recht lieb gehabt.

Manfred. (Wie oben.) Ich auch.

Elfriede. (Nimmt herzlich die dargereichten Hände.) Ich danke Ihnen. Also hat er Ihnen öfter von mir erzählt? (Zieht sie auf einen Fauteuil nieder und setzt sich zu ihr.)

Klara. Und mit welcher Liebe! Er ist ein sehr guter Mensch, ohne ihn sähe es bei uns noch trostloser aus.

Elfriede. So hat er Ihrer armen Mutter geholfen?

Klara. Schon vierzig Mark sind wir ihm schuldig. Ich weiß nicht, wie und wann ich sie ihm je abzahlen soll.

Elfriede. Darüber machen Sie sich keine Sorge. Er liebt Sie ja. (Bei Seite.) Nur immer frisch d'rauf los.

Manfred. (Bei Seite.) Woher sie das alles weiß. Die alte Schnecke fängt an mir fürchterlich zu werden. Jetzt nehme ich aber die erste beste Scheere. (Er nimmt eine Scheere und hantirt während der folgenden Scene damit vorm Spiegel an seinem Schnurrbart herum. Er schneidet wiederholt, durch den Spiegel getäuscht, in die Luft, wird dabei ärgerlich, flucht, stampft mit den Füßen, sich dann wieder besinnend, wo er ist ꝛc. Kurz und gut, er beschäftigt sich und das Publikum während des weiteren.)

Klara. (Schüchtern zu Boden blickend.) Er liebt mich. Ich glaubte es längst zu errathen, obwohl ich ihm niemals Hoffnung gab. Der arme Julius.

Elfriede. Weßhalb thaten Sie das, lieben Sie ihn nicht wieder?

Klara. O, so recht von Herzen, wie er es verdient. Aber durfte ich es ihm verrathen? Sollte er, ein junger Anfänger, selbst ohne Vermögen, sich an ein blutarmes Mädchen ketten, das für eine kranke Mutter und drei unerzogene Geschwister zu sorgen hat? O nein, ihm diese Last aufzubürden, würde ich für eine Sünde halten.

Elfriede. Sie gutes Kind.

Klara. Er hätte sich ins Elend gestürzt, hätte ich ihm nur mit einem Wort meine innige Liebe verrathen. Vielleicht führt der Himmel uns später zusammen. Doch wo er nur bleibt, ich hätte ihn so gern gesprochen. Die Zeit drängt. (Sie will aufstehen.)

Elfriede. (Drückt sie wieder nieder.) Darf ich Ihre Sorge nicht theilen?

Klara. Ja, liebes Fräulein, Ihnen will ich mich offenbaren. Mich führt bittere Noth hierher. Ich sagte Ihnen schon, daß Ihr Bruder mir hilfreiche Hand geleistet hat, uneigennützig, aus reinster Menschenliebe. Mein armes Mütterchen läge ohne ihn vielleicht schon auf dem Kirchhof. Heute befindet sie sich außer Gefahr, vielleicht auf dem Wege vollster Genesung, wenn unsere Armuth uns denselben nicht verschlösse. Der Arzt verlangt beste Pflege. Wein, Eier, Fleischbrühe und Austern. Hören Sie, Austern! Welcher Hohn auf unsere Armuth. Kaum, daß ich durch Nachtarbeiten die wenigen Groschen verdiene, um die armen Kinder zu sättigen, die das Elend unserer Lage noch nicht begreifen können. Sie scherzten, während mir das Herz brach. Sie lachten, während die Mutter mit dem Tode rang. O kindliche Unschuld! Die Miethe ist schon seit einigen Monaten nicht bezahlt, die besseren Gegenstände unserer Wirthschaft, meine Kleider sind verkauft, es ist nichts mehr vorhanden, was zu Geld gemacht werden könnte. Was bleibt mir nun zu thun übrig, wenn ich die Mutter retten und meine Ehre bewahren will? Nichts, nichts und doch noch etwas, an das ich erst in letzter Stunde gedacht. Herr Fleischer rühmt mein Haar, das Einzige, was unter den bitteren Verhältnissen nicht gelitten hat. Er hat wiederholt den Werth meiner beiden Zöpfe auf hundert Mark geschätzt. Hundert Mark. Welche Summe für einen Schmuck, den ich gern entbehre und den ich zehnfach für das Wohl der armen Mutter opfern wollte. Ich komme, um ihm mein Haar zu verkaufen. (Kleine Pause.)

Elfriede. Sie sind ein edles Kind. Verzagen Sie nicht.

Manfred. (Er ist bei der Erzählung Klaras aufmerksam geworden und tritt, nachdem er sich inzwischen mit der Scheere den Bart bis auf einige Reste abgeschnitten hat, leise durch die Portière in die rechte Salonhälfte. Er greift in die Tasche und entnimmt seinem Portefeuille eine Banknote. Nachdem Klara, die ihn ebensowenig wie Elfriede bemerkt hat, ihre Erzählung geendet, tritt er vor.)

Elfriede. Klara. (Beide stehen erschrocken auf, Klara sehr verlegen.)

Manfred. (Mit warmem innigem Ton.) Sein Sie nicht böse, mein verehrtes Fräulein, daß ein Unbekannter sich in Ihr Geheimniß gedrängt hat. Gott hat es so gewollt. Zwar ist Ihr Haar bei seiner Fülle und Pracht unbezahlbar, aber ich will für das geringe Honorar, das ich Ihnen biete, auch nur einen Theil Ihres schönen Schmuckes. Nehmen Sie mein Angebot ohne Zögern an.

Klara. (Verschämt.) Ich kann es nicht.

Elfriede. (Bewegt.) Sie dürfen es, Klara. Der Herr, der es Ihnen bietet, ist mein Verlobter.

Manfred. (Entzückt.) Elfriede! Mein herziges Mädchen! (Er will sich ihr nähern.)

Elfriede. Noch nicht, lieber Wildungen, erst wollen wir unsere junge Freundin beglücken. Nehmen Sie, Klara, und denken Sie dabei, es käme auch von mir.

Klara. (Sie nimmt das von Manfred ihr gebotene Geld, will es aber, als sie darauf

blickt, ihm wieder zurückgeben.) Tausend Mark! Mein Herr, Sie beschämen mich.

Manfred. Ich bedaure, den Kauf nicht mehr rückgängig machen zu können. Ich habe Anrecht auf Ihr Haar, von dem meine süße Braut zur Erinnerung an diese Stunde so viel abschneiden wird, als sie zu den Zöpfen für die Puppe ihrer kleinen Schwester bedarf.

Elfriede. Abgemacht! Lieber Freund, jetzt nehme ich auch mein Bedenken wegen der Herzensgüte zurück. Sie sind ein guter Mann.

Manfred. Du, wenn ich bitten darf, fortan nur Du. Und sollte Ihnen, Fräulein Klara, der Preis für das Haar zu hoch sein, so verwenden Sie den Ueberschuß zur Ausdehnung des Geschäfts, das Sie doch nun wohl mit Herrn Fleischer theilen werden. Für gute Kundschaft lassen Sie uns nur sorgen, nicht wahr Elfriede?

Elfriede. Gewiß und nun dem armen Liebhaber um den Hals gefallen. Da kommt er.

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Julius.

Julius. (Kommt athemlos mit einem großen Karton durch die Thüre.)

Manfred. (Eilt schnell auf ihn zu und nimmt ihm denselben ab.)

Klara. (Fliegt ihm entgegen und umarmt ihn.) Mein lieber, lieber Julius. Willst Du mich haben?

Julius. (Erstaunt.) Was ist das? Träume ich wirklich nicht? Klara, Du willst mein süßes Weib werden?

Klara. Und Dein Compagnon. Sieh hier, Herr von Wildungen und Deine liebe Schwester sind unsere Schutzengel gewesen.

Julius. (Erstaunt.) Herr von Wildungen, meine Schwester!?

Elfriede. (Giebt ihm ein Zeichen zu schweigen, das er versteht.) Später davon. Doch was hast (mit Betonung) Du denn dort noch, Manfred?

Manfred. Mein Verlobungsgeschenk. Hier. (Giebt ihr den Karton.)

Elfriede. (Oeffnet und entnimmt unter lautem Lachen dem Karton ein schönes, großes, sogenanntes Naturbouquet, bestehend aus Früchten ꝛc.) Was ist das?

Manfred. (Macht die Bewegung des Kauens.) Eßbouquet — mein Lieblingsparfüm. Guten Appetit.

Elfriede. (Drohend und mit Ironie.) Du wärest werth, daß ich mein Wort wieder zurücknehme, denn diese Geistesgabe — — —

Manfred. (Einfallend.) — — ist nur ein kleiner Rachescherz für Deine wohlriechende Unterbrechung meiner Liebeserklärung.

Elfriede. Nun, als solcher mag er gelten. Doch nun, Ihr jungen Brautleute, rasch zur kranken Mutter.

Manfred. Nicht, bevor ich endlich vernünftig rasirt bin.

Der Vorhang fällt schnell.

Die Ritter von der Nadel.

Eine tragikomische Geschichte.

Vor mehreren Jahren gastirte die Salonzauberin der großen Oper zu Mailand an einigen Abenden in N ..... und setzte die leicht entzündbaren Männerherzen daselbst in helle Flammen.

Signora Minutuccio war nicht nur schön, sondern auch tugendhaft. Wenn sie auch die ihr gebrannten Lorbeern und die ihr von allen Seiten zukommenden Geschenke mit großer Gelassenheit — nie etwas selbstverständlicher — einheimste, konnte sich doch niemand nur der geringsten Kühnheit von ihr rühmen. Nichts das kleinste Lächeln, nicht einmal ein Strauchdieb, und dieser war einer Handschuhnadel, nicht das kleinste Entchen eines Bändchens war ihr zu entlocken. Ein Lächeln war alles — und ein Lächeln ist unter Umständen blutwenig.

Da nahte sich das Ende ihres Gastspieles und Comte Spanfadello schwur hoch und theuer, er werde sich ein Andenken verschaffen, koste es, was es wolle!

Die Diva ließ ihn jedoch nicht vor; sie wäre unwohl, hieß es. Spanfadello gab aber nicht nach, das Mißerieu, die Zofe der Tänzerin, ihm eine Zusammkost auf Schapfpunkt kredenzt, ihr Herr thue wahre. Nun gab der entzückte Spanfadello der Zofe einen Dukaten und sie einen Kuß von ihrem reizenden Munde einen zweiten, mit welchen beiden Argumenten er selig über die Treppe stieg.

Nun beeilt der Comte einen leisernen Freund, mit dem er Glück und Unglück theilte. Sie berathen sich eiuig zusammen, eine Zofe darauf gemeinen, auch ihr Blut vermischt und dauon getrunken. Diese zwei Dinge aber, er von der Zofe erhalten, konnte und mochte er nicht theilen. So verlangte er das Eine und vom Andern, das heißt von der Nadel, ließ er eine gleiche aus Gold anfertigen, die einen Dukaten wog. Diese Nadel überließ er nun als wenigstens mäßiger Freund seinem Freunde Montepocolo gegen Vergütung der bezahlten Auslagen von drei Dukaten und die Zofe von Signora Minutuccio erhaltene Nadel. Auf diese Art hatte Spanfadello seine Schapfpunktnadel umsonst — er war gläcklich.

Doch auch der wackere Montepocolo hatte den gleichen Einfall; er ließ nach dem Muster seiner goldenen Nadel eine silberne anfertigen, die er dem reichen Juden Giuseppe D'Oro als echte Nadel der Tänzerin Minutuccio um vier Dukaten verkaufte. Er hatte alle Ursache mit diesem Handel zufrieden zu sein, denn er besaß — nach seiner Meinung — nicht nur die wahre Nadel, sondern hatte auch einen kleinen Nutzen gezogen. Auch der Jude Giuseppe d'Oro ließ sich den Handel nicht gereuen; er selbst behielt die feiner Ansicht nach echte Nadel, ließ aber 500 ganz gleiche anfertigen, die er als Minutuccio-Nadeln zum Preise von einen Dukaten für das Stück in den Handel brachte.

So sah man denn eines schönen Morgens die jungen Herren von A..... mit Mirafucile-Nadeln im Halstuch einherstolziren und der Volkswitz nannte diese Herren die „Ritter von der Nadel“. Auch unsere drei Freunde trafen sich auf der Promenade, jeder mit seiner Nadel. Im Anfange stutzten sie, dann brach jeder für sich in ein Gelächter aus, denn jeder hielt den andern für den Gefoppten. Der Umstand, daß der andere über die vermeintliche Nasführung des einen lachen konnte, versetzte jeden in immer erneute schrankenlose Heiterkeit. Als sie sich endlich ausgelacht hatten, trockneten sie ihre Thränen und nahmen sich gegenseitig aus Mitleid unterm Arm, um durch die Stadt zu promenieren. Da begegneten ihnen denn viele, die auch ähnliche Nadeln hatten, so daß der Verwunderung und Heiterkeit kein Ende war.

So erfuhr auch Signora Mirafucile in Mailand von den Mirafucile-Nadeln und war sehr verwundert darüber. Sie nahm sich vor, der Sache auf den Grund zu sehen. Die Gelegenheit fand sich bald dazu, da die Diva abermals der Einladung, in A..... zu tanzen, folgte. Nach dem Ballet versammelte sie ihre Verehrer in ihrem Hôtel zu A..... und sprach: „Dunque, signori, was trieb man während unserer Abwesenheit? — Man steckt sich Nadeln absonderlicher Form in die Krawatte — Dio mio, das sind ja Haarnadeln! Hahaha! — Man benennt diese Nadeln nach mir — — Ma, da hätte ich Euch doch geschmackvollere empfohlen! — Woher stammt doch diese bizarre Mode?“

Da warf sich der Jude Giuseppe d'Oro in die Brust, trat vor und sprach feierlich, auf seine silberne Nadel deutend: „Diese Nadel ist unter Brüdern eine Lira werth. Man kauft sie aber in Italien um einen Dukaten. Warum? — Reizende Diva, kennt Ihr diese Nadel? —“

„Wie sollte ich?“ fragte die Tänzerin erstaunt.

Montegocolo jedoch rief lachend dazwischen: „Giuseppe d'Oro giebt sich einem naiven Irrthum hin, wenn er glaubt, er besitze die echte Nadel der Diva. Ich gab ihm eine Nadel, die ich bei Foresto um eine halbe Lira kaufte. Er darf sich jedoch nicht beklagen, denn er machte trotzdem ein gutes Geschäft. Die wahre Nadel aber“, fuhr er triumphirend fort, „Eure Nadel, illustrissima signora, trage ich hier in meiner Krawatte — ecco —“

Giuseppe d'Oro war anfänglich bleich geworden, tröstete sich aber bald mit dem Gedanken, immerhin ein gutes Geschäft gemacht zu haben.

Das Staunen der Tänzerin aber wuchs.

„Ich verstehe Euch nicht! Hätte mir jemand gesagt, A..... habe sich in ein Narrenhaus verwandelt, ich würde mich weniger wundern. Ich trage weder silberne noch goldene Nadeln. Auch diese gehörte nicht mir. —“

Da blickte sich Montegocolo verblüfft und wie hilfesuchend um. Seine Blicke begegneten zuerst den höhnischen Blicken des Giuseppe d'Oro, dann den etwas ängstlichen Augen seines Freundes Spanfudelio, der sich eben halb zuversichtlich, halb ängstlich näherte, denn nun sollte der Verrath an dem Freunde offenbar werden.

Purpurroth im Antlitz neigte sich Spanfudelio vor der Tänzerin und flüsterte: „Wären Ihre Augen, Diva, so flink wie Ihre Beine,

sie hätten die echte Nadel gewiß schon entdeckt. — Beide Herren befinden sich im Irrthume. Von der echten Nadel habe ich mich nie getrennt — ich trug sie beständig in — der Krawatte. Ecco là quà! —"

Die Diva aber betrachtete den zuversichtlichen Conte Spanfudelio mitleidig und sagte weich: „Povero mio, wenn ich jemals derartige Nadeln getragen hätte, würde ich vielleicht Eure Behauptung gelten lassen. Fragt doch mein Mädchen —"

„Eben Eure Zofe", stammelte Spanfudelio mit gebrochener Stimme, „überbrachte mir die Nadel."

„Marietta, komm hierher", rief die Tänzerin, „gabst Du dem Herrn diese Nadel? —"

Die Zofe glättete mit den Händen ihre reich in Farben gestickte Schürze und sprach: „Der Herr wollte aus unserem Hause ein Andenken mitnehmen. Santa Maria vergine, was konnte ich ihm geben? Er dauerte mich. Ich zog eine Nadel aus meinem Haar, gab sie ihm und sagte —"

Ein vielstimmiges, schallendes Gelächter übertönte ihre Stimme. Spanfudelio fühlte sich vernichtet. Als sich die Heiterkeit gelegt hatte, sagte die Tänzerin halb verächtlich zu ihrer Dienerin: „Also Deiner Haarnadel verdankt die Herrenwelt von A..... eine absurde Mode, santa semplicità?"

* * *

Am nächsten Tage verschwanden die Nadeln spurlos aus den Krawatten der Herren und machten silbernen Eselein en miniature Platz. Es hätte mithin die ganze Angelegenheit weiter keine ernstlichen Folgen gehabt, wenn Montegocolo nicht darin einen Verrath an dem vom Conte Spanfudelio beschworenen Freundschaftsbunde erblickt hätte; er forderte also den verrätherischen Freund und man fand nachher beide wie Käfer gespießt — todt im Boschetto. Zu ihren Füßen stand ein Becher. Sie hatten sich nämlich gleichzeitig erstochen, ihr Herzblut in dem Becher vermischt, davon getrunken und waren dann versöhnt gestorben.

Auch aus dieser traurigen Begebenheit wußte Giuseppe d'Oro Nutzen zu ziehen, denn er ließ viele gleichartige Becher anfertigen, die er einzeln als echte Becher zur Erinnerung an diese seltene Freundschaft an Engländer theuer verkaufte.

So schlägt oft das Traurige zum Nutzen aus für einen spekulativen Menschen.

Friedrich Rottenbacher.

Wiener Brief.

Wien, 5. April.

Ausstellung kirchlicher Kunstgegenstände vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart, „Siebzehnte Jahres-Ausstellung im Künstlerhause, April- und Mai-Ausstellung im Kunstverein, Bienen-Ausstellung in der Gartenbaugesellschaft, Theaternovitäten und neue literarische Er-

scheinungen, das ist das Programm für meinen heutigen Wienerbrief und mit alledem soll man in zwei bis drei Seiten fertig werden — wie das möglich, ist mir nicht ganz klar — gelingt mir's, so verdiene ich unstreitig bei einem Berichterstatter-steeple-chase, wo es gilt im Rennschritt das Ziel zu erreichen, den Ehrenpreis. Die kirchliche Ausstellung nimmt für sich mehrere Säle im österreichischen Museum am Stubenring in Anspruch; sie repräsentirt nicht allein einen hohen Werth, sondern auch den Geschmack von der Entstehung des Christenthums angefangen, bis auf die heutige Zeit — interessant sind in derselben alte Handschriften und gedruckte Bücher auf Pergament mit und ohne Illustrationen. So z. B. der Codex Millenarius aus dem Stifte Kremsmünster — dann das Passionale der Aebtissin Kunigunde, das Gebetbuch Herzog Karl des Kühnen von Burgund mit farbigen Randverzierungen und eine große Anzahl übriger mehr oder minder vergilbter Druckwerke, unter denselben eine deutsche Bibel aus dem Jahre 1483, Albrecht Dürers kleine Passion, gedruckt zu Nürnberg 1511 — und die „Heiligen aus der Sipp Mag und Schwägerschaft des Kaisers Maximilian I." mit hundertneunzehn Holzschnittbildern nach Zeichnungen von Linhard Beck. Die textilen Arbeiten, Wandbehänge, Posamente, Stickereien und Spitzen aus alter und neuer Zeit sind sowohl durch ihre Menge als auch durch ihre Vielseitigkeit geradezu verblüffend. Aus bereits erwähnter Ursache können wir dem Leser von all diesen Genüssen des Auges nur Kaffeelöffelweise zu kosten geben und so wollen wir auch hier nur eines modernen Prachtstückes Erwähnung thun, welches gerade in der Jetztzeit noch besonderes Interesse hervorruft, ein riesiges Wandgobelin „Christus am Kreuze", ausgeführt von Fräulein Mathilde Jörres in München, in einem Rahmen von Goldstickerei auf dunkelrothem Sammetgrunde, welches im Schlosse zu Herrenchiemsee über dem Bett des unglücklichen Bayernkönigs hing und nach dessen Tode von der Dame zurückgekauft wurde. In den Holz- und Elfenbeinschnitzereien finden wir ganz prächtige Exemplare, so z. B. ein Tabernakel von Untersberger aus Gmunden in Cirbel-, Birn- und Palisanderholz ausgeführt; dann Schnitzereien aus dem Grödenthal in Tirol. Die Glasmalerei präsentirt sich verhältnißmäßig wenig, das, was sie bietet, ist aber lobenswerth. Eine so prunkvolle und umfassende Ausstellung kirchlicher Gegenstände ist allerdings nur in einem katholischen Lande denkbar, es ist aber das Fortschreiten in der Kunst mit dem Rückblicke auf die Vergangenheit vielleicht nie so grell zutage getreten, als bei dieser Exposition, in der sich die Fantasie und der Kunstsinn der Vergangenheit jenem der Gegenwart gegenüberstellt. Jedenfalls räumte man einst dem Gott des Hasses und der Verdammniß selbst im christlichen Glauben viel mehr Macht ein, und der Gott der Liebe, zu welchem man gläubig und hoffnungsvoll emporblickt, ist eine mit der steigenden Kultur an Macht und Ansehen gewinnende Gestalt.

Der Kaiser hat am 2. April die siebzehnte Jahresausstellung im Künstlerhause eröffnet, welche nicht nur durch die Menge des Gebotenen, sondern auch durch die Vorzüglichkeit dessen, was man bietet, allgemeines Erstaunen hervorruft. Die heimischen Künstler haben es endlich Gott sei Dank aufgegeben, ihr Licht unter den Scheffel zu

stellen; sie beschicken die Ausstellung und man sieht, was sie da Prächtiges leisten. Im großen Saale des linken Traktes zieht vor allem ein flottgemaltes historisches Gemälde des Wieners A. Seligmann unsere Aufmerksamkeit auf sich: „Leopold von Babenberg rettet Kaiser Otto das Leben." Es ist ein gutes Bild des jungen Künstlers, welches mehr verspricht. Unsere Porträtmaler haben sich in diesem Jahre besonders ausgezeichnet. L'Allemand mit einem vorzüglichen lebensgroßen Bilde des Grafen Erwin Neiperg. Beráton mit einem sprechendähnlichen Porträt des Sängers Blauwaert. Lebiedzki mit einem Bilde der Frau von Bräuning. Hermann Klotz bietet drei vortreffliche Holzreliefs. Unsere Bildhauer Tilgner, Weyr, Benk, Zumbusch überbieten sich in ihren Leistungen. Die wenigst gelungene ist Zumbuschs Marmorstatue des Kaiser Franz Joseph, bestimmt für das Treppenhaus der Universität. Weyrs Reliefe für das Grillparzer-Denkmal „Sappho" und „Der Traum ein Leben" sind Kunstwerke in des Wortes bester Bedeutung. Auch unsere Landschafter Joseph Hoffmann, Darnaut, Pausinger, Wiesinger haben sich brillant eingestellt; ebenso Karl, Eugen und Julius von Blaas mit „Venezianischen Mädchen", Kunstreiter auf dem Jahrmarkte" und „der Gefangennahme Andreas Hofers." Perez bietet uns einige seiner beliebten Genrebilder aus dem Land- und Soldatenleben. Das Genre ist in Oel und Pastell dieses Mal glänzend vertreten. Auch die ausländischen Künstler haben da prachtvolles geboten, so Chierici mit ein Paar klassischen, humorvoll aufgefaßten Scenen aus dem Kinderleben. Mathias Schmid mit seinen Gemälden „In der Galerie" und „Auf der Wallfahrt" u. s. w. Wir begehen ein himmelschreiendes Unrecht, indem wir von der Ausstellung im Künstlerhause nicht weit mehr und weit ausführlicher erzählen — aber was läßt sich denn thun, wenn der Raum so knapp bemessen ist. Noch einen flüchtigen Blick in den Kunstverein, in welchem wir uns übrigens ohne allzu große Gewissensbisse nur kurz aufzuhalten brauchen. Das Beste darin ist Professor Lindenschmids „Allarich nach der Erstürmung Roms" und Van der Busches „Einkleidung der Herzogin Luise de Lavalière als Büßerin bei den Karmeliter-Nonnen in Paris. Es ist dies ein in seiner anspruchslosen Einfachheit erschütternd schönes Gemälde; die anmuthige Gestalt der jugendlichen Herzogin, welche auf dem Betschemel kniet und der eine grimmig aussehende alte Nonne das prächtige Goldhaar abschneidet, treibt uns unwillkürlich einen feuchten Schimmer in die Augen. Von den übrigen Bildern läßt sich noch erwähnen das Gemälde Feszty's aus Budapest „Die Abgebrannten" wehmuthsvoll in seiner drastischen Naturtreue; und ein Cyklus von sechzehn Federzeichnungen von Emanuel Kratky „Das apostolische Symbolum". In den Sälen der Gartenbaugesellschaft wurde in den ersten Tagen dieses Monats die Bienen-Ausstellung eröffnet, welche in ihrer Art zu den interessantesten Expositionen der Saison gehört. Man kommt sich da erst recht zum Bewußtsein der Bedeutung der Bienenzucht und alle fünf Abtheilungen, lebende Bienen, Bienenwohnungen, Geräthe der Bienenzucht, Produkte zur Bienenzucht und Lehrmittel der Bienenzucht sind ein interessantes Studium und wurden vom In- und Auslande reich beschickt.

Die Theater bieten uns nicht viel neues; doch sollen im Laufe

dieses Monats noch allerhand Novitäten an die Tagesordnung kommen. Die Burg war während der Osterzeit geschlossen und nimmt nach derselben Reprisen auf. In der Oper gastirt Frau Marcella Sembrich — ruft bei dem einen Beifallsstürme, bei den Verehrern der Bianchi, wenn nicht Tadel, so doch Stillschweigen hervor. Vorbereitet wird an dieser Bühne Karl Pfeffers neue Oper „Harold". Im Karltheater verzeichneten wir als letzte Novität Karl Lauffs vieraktige Posse „Ein lustiger Einfall" und verdienen besonders Herr Witte und Herr Guttmann volle Anerkennung. Zu Gunsten der Wiener Wärmestuben fand unter dem Protektorate der Fürstin Pauline Metternich im Karltheater eine Matinée statt, in welcher die sächsische Kammersängerin Frau Schuch-Proska, dann der sächsische Kammersänger Paul Bulß, der Violinvirtuose Hans Wessely und unsere männlichen und weiblichen Komiker Alexander Girardi, Franz Tewele, Karl Blasel und Frau Marie Schwarz-Meysenbugg mitwirkten. Erzählen kann ich Ihnen von dieser Matinée nur das on dit, daß sie gefallen, weil ich nicht dabei gewesen bin und zwar nicht aus Saumseligkeit in meiner Rolle als Berichterstatter, sondern da ich keine Karte mehr bekam — was nebenbei bemerkt, durchaus nicht Schuld der Theaterdirektion ist. Im Theater an der Wien werden große Vorbereitungen getroffen für das In-Scene-gehen des Ausstattungsstückes von Julius Bauer, Isidor Fachs und F. Zell „Die Wienerstadt in Wort und Bild." Für das Theater in der Josephstadt steht die Burleske „Münchhausen" von Herold und Waldau auf dem Repertoire. Unsere Naive vom Burgtheater, Fräulein Hohenfels hat als Vorleserin sich jüngst wieder alle Herzen erobert und dem Vereinssäckel der Schriftstellerinnen und Künstlerinnen ein hübsches Stück Geld eingetragen. Man kommt in Verlegenheit, was man bei ihr am meisten bewundern soll, das klangvolle Organ, die feine künstlerische Auffassung, oder die unendlich einfache bescheidene Anmuth ihres Benehmens. Unser Kronprinz hat jüngst in dem illustrirten Prachtwerke „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild" eine interessante Schilderung „Eine Jagd in den Donauauen" publizirt und in dieser anschaulichen und poetischen Wiedergabe des Gesehenen von neuem sein feines literarisches Verständniß an den Tag gelegt. Ueber eine fürstliche Reise hat der Linienschiffskapitän August von Almstein sich auch kürzlich veranlaßt gesehen, unter dem Titel „Ein flüchtiger Zug nach dem Orient" ein Prachtwerk zu veröffentlichen, in welchem er die Reise unserer Kaiserin als Gräfin von Hohenembs schildert.

Ich wüßte Ihnen noch dieses und jenes zu erzählen, aber was nützt meine Wissenschaft, wenn ich nicht den Raum habe, dieselbe an den Mann zu bringen. — Für heute also leben Sie wohl. — Die Ergänzung folgt ein andermal.

Max v. Weißenthurn.

Nippsachen.

Eine Kuriositätenhöhle, welche die berühmte Mammuthhöhle von Kentucky weit übertrifft, wurde auf der Farm von John Davis bei Jacksboro, Campbell-County, Tennessee (Nordamerika), entdeckt. Nach den Berichten zu urtheilen, ist diese Höhle erfüllt von Seltsamkeiten. Bis jetzt ist nur theilweise eine einzige Kammer

durchforscht, in welcher sich vorgeschichtliche Mumien fanden, mit Sandalen an den Füßen, vollständig konservirt, einige verstümmelt, andere durch den Salzgehalt der Höhle erhalten. Die Wände dieses Raumes sind mit den Bildern ausgestorbener oder phantastischer Thiere bemalt. Ein von blinden Fischen wimmelnder großer Strom durchfließt diese Höhle. Davis hat in ihr eine besondere Art Schakal oder rothen Fuchs gefangen; sie ist erfüllt von thierischem und pflanzlichem Leben. Heimchen von Sperlingsgröße hüpfen und wandeln darin umher und Ratten so groß wie Kaninchen. Sehr schön gestaltete Fußspuren sind in dem erhärteten Schlamme erhalten geblieben, und Miniaturwälder mit schneeweißen Blättern und sehr sensitiven Blüten ziehen sich an den Ufern des Flusses hin. Alle diese Wunderdinge vermeldet die „Boston Post".

Eine chinesische Katharina. Einer amerikanischen Zeitung wird aus Peking u. a. das Folgende geschrieben: „Die wohllöblichen Censoren des kaiserlichen Hofes in Peking kommen aus dem Staunen über das Betragen ihrer erhabenen Souveränin, die nun schon seit mehr denn zwanzig Jahren die Zügel der Regierung führt, gar nicht mehr heraus. Die Kaiserin hat in letzter Zeit ganz und gar mit den strengen Regeln der Hofetikette gebrochen, trotz aller Vorstellungen der ehrenwerthen Censoren, die dadurch das Wohl des Landes bedroht sehen wollen. Sie hat es, allen Vorstellungen des Hofceremoniells Hohn sprechend, gewagt, ihre Residenz von dem langweiligen Winterpalais nach den prachtvollen kaiserlichen Parks mit ihren zierlichen Schlößchen und Pavillons zu verlegen. Und hier läßt sie sich in einer Weise gehen, die den strengen alten Herren die Haare zu Berge stehen macht. Ein jeder hat dort ungehindert zu ihr Zutritt, und sie unterhält sich mit jedem, ohne dabei in Erwägung zu ziehen, wie sehr durch derartige Freiheiten beim Volke die Ehrfurcht vor der göttlichen Macht des Kaiserhauses schwindet. Die Kaiserin ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die bis jetzt noch ziemlich streng gehandhabte Abschließung Chinas von den anderen Ländern und der europäischen Kultur sich nicht mehr durchführen läßt und daß in politischer, sozialer und religiöser Beziehung Reformen durchaus nothwendig sind. Den älteren Chinesen scheinen natürlich diese Anschauungen der Monarchin gottlos, und sie erblicken in ihnen den Beweis, daß ein Weib unfähig zum Regieren ist und nur unheilvoll auf die Geschicke des Landes wirken kann.

T'su Ch'i ist die dritte Frau, welche in dem Reiche der Mitte die Zügel der Regierung führt; eine erste Frauenherrschaft findet sich unter der Dynastie Han, als der Kaiser Kno Tsu die Krone niederlegte; damals ergriff, als der minorenne Sohn des entsagenden Herrschers den Thron bestieg, die erste Gemalin Kno Tsus das Staatsruder. Sie herrschte mit vieler Grausamkeit und machte sich besonders durch Verfolgung aller schönen Frauen, da sie von einer krankhaften Eitelkeit beseelt war, furchtbar. Die zweite herrschte zur Zeit der Tongs, während der Renaissanceperiode Chinas; sie beherrschte den blutigen Kaiser Wu vollkommen und soll seine grausamen Triebe noch befördert haben; sie zeichnete sich übrigens durch eine große und umfassende Bildung aus. Die jetzige Kaiserin T'su Ch'i ist jedenfalls eine der hervorragendsten Frauen, die je auf die Geschicke Chinas Einfluß ausgeübt haben."

Den enormen Aufschwung der Reichshauptstadt Berlin in den letzten 40 Jahren zeigt die letzte Volkszählung. Die Einwohnerzahl Berlins hat sich danach in dem gedachten Zeitraume um circa 800,000 Seelen vermehrt. Mit dieser Vermehrung hielt gleichen Schritt die Vergrößerung Berlins, wie aus folgenden authentischen Angaben ersichtlich ist. Damals umfaßte die Stadt innerhalb ihrer Ringmauern einen Flächenraum von 6017 Magdeburger Morgen, nicht ganz $^1/_2$ Quadratmeile. Sie bildete beinahe ein ungleichseitiges Viereck, ungefähr ein schiefwinkliges Parallelogramm, dessen größter Durchmesser etwa die Entfernung von dem Stralauerthore bis zum Neuenthore der Friedrich-Wilhelmsstadt war. Der kleinere Durchmesser vom Halleschen- bis zum Königsthore war etwa 1000 Ruten, also $^1/_2$ Meile, und ungefähr ebenso groß war die Entfernung vom Brandenburger- bis zum Landsbergerthore. Die große Friedrichstraße, welche die Stadt von der westlichen Seite, vom Oranienburger- bis zum Halleschen Thore durchschneidet, maß 840 Ruten.

Der vollständige Umfang der Berliner Stadtmauer betrug 3900 Ruten oder beinahe 2 Meilen. Innerhalb der Stadt war das Köpenicker Feld von 720 Morgen und das Feld zwischen dem Stralauer-, Frankfurter- und Landsbergerthore von we-

nigstens 300 Morgen, noch unbebaut. Die bebaute Fläche innerhalb der Ringmauer betrug etwa 5000 Morgen und der mit Häusern bedeckte Theil der nächsten Umgebung etwa 800 Morgen. Auf diesem Raume von 5800 Morgen standen 8380 bürgerliche Vorderhäuser, welche mit ihren Hinter- und Seitengebäuden bei der städtischen Feuersocietät mit 102,411,925 Thaler versichert waren, 181 königliche Gebäude zum Werthe von gegen 12,000,000 Thaler und 32 Kirchen. Berlin hatte 17 Thore, 294 Straßen und Gassen, 24 öffentliche Plätze und Märkte. Außer den benannten Gebäuden besaß Berlin 6 Gymnasien, 5 höhere Stadtschulen, 1 Gewerbeschule, 12 Kommunalarmenschulen und mehr als 250 höhere und niedere Schul- und Bildungsanstalten, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, 3 öffentliche Theater, ein Zeughaus, 15 Kasernen und eine große Menge von milden Stiftungen und Hospitälern. Wie bedeutend sich nur der Immobilienwerth Berlins gesteigert hat, zeigt die Thatsache, daß bei der städtischen Feuersocietät im laufenden Jahre Gebäude im Werthe von circa 2,500,000,000 Mark versichert waren. Dieser kurze Rückblick genügt, um zu beweisen, welche Ausdehnung Berlin in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume erhalten hat.

Unser Bildertisch.

Polnische Panzerreiter. (Mit Illustration.) Wir bringen heute eine gelungene Nachbildung eines Gemäldes des berühmten polnischen Malers Wladislaw Szerner, welches eine glänzende Kavalkade polnischer Panzerträger aus dem siebzehnten Jahrhundert darstellt. Es ist das keine leichte Reiterei, sondern eine Abtheilung schwerer Kavallerie, welche den späteren Kürassieren ähnelt. Das Haupt der Reisigen ist mit einem glänzenden Helm geschmückt, welcher mit dem den Leib bedeckenden Panzerhemde aus Eisendraht, nach Art der altpersischen Rüstung, in Verbindung steht. Unsere Panzerreiter sind auf einem Streifzuge während des polnisch-schwedischen Krieges ums Jahr 1658 begriffen. Der Anführer, der mit einem des Weges in der öden Gegend kundigen Bauern spricht, ist durch einen glänzenden Schild kenntlich, der zur linken Seite seines stattlichen Rappens hängt, während er in der rechten Hand einen mächtigen Feldherrnstab, nach Art des ungarischen Handbeils, hält. In ehrerbietiger Entfernung verharrt das Gefolge. Im Sonnenschein des heißen Sommertages blitzen die glänzenden Panzer und Waffen und die schimmernden Behänge der edlen Rosse — ein charakteristisches Bild kriegerischen Lebens vergangener Zeiten.

Landschaft am Jordan. (Mit Illustration.) Wer, so erzählt der Reiseschriftsteller Schweiger-Lerchenfeld in dem bei A. Hartleben in Wien erschienenen Prachtwerke „Der Orient", wer von Jerusalem nach Jericho, oder vielmehr nach dem heutigen elenden Dorfe Richa, herunterkommt, sieht von der felsöden Höhe des Jordanthales nach sechsstündigem beschwerlichem Ritte zum erstenmal das Todte Meer wieder. Ueber dreizehnhundert Fuß tief unter dem Spiegel des Mittelmeeres ist dieser sagenhafte, gefürchtete und gemiedene See eingesenkt, ein Wunder seiner Art auf unserm Planeten. Einen grausigen Eindruck macht das Gewässer, wenn man es aus der Ferne überschaut, freilich nicht. Der Spiegel ist von einem wunderbaren Hellblau, und die wild zerrissenen, vollständig kahlen Gebirgseinfassungen, die ihre Zacken und scharfen Stufen in der Tiefe spiegeln, erhöhen den romantischen Reiz des Bildes.

Anders wenn man zum Jordan hinabsteigt, um den Nordrand des Sees zu erreichen. Das breite, menschenleere und wüste „Ghor" ist ein wahrer Hexenkessel. Die Hitze ist zu Zeiten eine enorm hohe, die Luft heiß, wie über glühenden Metallplatten vibrirend. Nur am Gestade des heiligen Flusses ist vegetatives Leben, und das Rauschen des Jordan verhallt im Dickicht der Weiden und Oleander, der Tamarisken und des Lorbeer, der Akazien und der Erdbeerbäume. Wo der rauschende Strom in die See stürzt, findet die Vegetation ihr Ende. Ein Boot, das von hier in den See hinaussteuert, hat wohl hin und wieder frische Nordbrise und gleitet verhältnißmäßig rasch südwärts, immer zwischen nackten Höhen und todtstiller Wildniß. Wenn es aber später, zumal in der Tagesbitze, Menschenhände zurück rudern wollten, gäbe es harte Arbeit. Das Wasser ist ungemein schwer, und wenn die

Wellen an die Bordwände anschlagen, giebt es einen Ton wie von Hammerschlägen. Die furchtbare Hitze macht alle Kraft erlahmen, und als einst die amerikanische Expedition unter Lynch über den See fuhr, bedurfte es außergewöhnlicher Energie, um die Lebensgeister rege zu erhalten.

Eule mit Jungem. (Mit Illustration.) Daß Vögel vor nahender Gefahr ihr Junges in Sicherheit zu bringen wissen, indem sie, den Schützling mit den Füßen ergreifend, denselben forttragen, ist eine schon vielfach beobachtete Thatsache. Unser Bild stellt eine Eule dar, welche ihr Junges in die Fänge genommen hat und dasselbe in Sicherheit zu bringen sucht, da ihr Nest gefährdet zu sein scheint. — Die Eulen sind, um über diesen Vogel im allgemeinen etwas zu sagen, Weltbürger in der vollsten Bedeutung des Wortes. Sie bewohnen alle Erdtheile, alle Gürtel der Breite wie der Höhe, alle Gegenden und alle Oertlichkeiten. Von den eisigen Ländern um den Nordpol an bis zu dem Gleicher hin und von der Seeküste bis zu 15,000 Fuß über dem Meer sind sie beobachtet worden; ob sie im Himalaya nicht noch höher vorkommen, bleibt fraglich. Der Süden beherbergt selbstverständlich auch sie in größerer Artenzahl, als der Norden; dieser aber ist keineswegs arm an ihnen. Waldungen sind die eigentliche Heimstätte unserer Vögel; sie fehlen aber auch in den Steppen, Wüsten und selbst dem pflanzenlosen Gebirge nicht und ebenso wenig den volksbelebten Ortschaften und Städten; denn sie finden überall Ruhe und Versteckplätze, welche ihnen genügen, und hinlängliche Nahrung. Man nennt die Eulen auch Nachtraubvögel; der Ausdruck erfordert aber mindestens eine Erklärung. Allerdings beginnt die große Mehrzahl erst mit eintretender Dämmerung ihre Streifzüge; nicht wenige aber sind auch bei Tage thätig und keineswegs bloß diejenigen, welche den nördlicheren Erdgürtel bewohnen, sondern auch solche, welche in den Gleicherländern leben. Gewisse Steppeneulen gehen selbst in der Mittagszeit ihrer Nahrung nach und Verwandte von ihnen treiben sich angesichts der Sonne munter in den schattigen Urwaldungen umher; sie sind bei Tage mindestens ebenso thätig wie bei Nacht. Letztere freilich ist und bleibt die Jagdzeit der Gesammtheit. Die Eulen sind zu nächtlichem Wirken im höchsten Grade geeignet. Ihr für kürzere Entfernungen überaus scharfes Auge, ihr außerordentlich feines Gehör, ihr weiches Gefieder befähigt sie noch während des Dunkels zu erfolgreicher Thätigkeit. Lautlos fliegen sie in nicht eben bedeutender Höhe über den Boden dahin; das Geräusch der eigenen Bewegung beeinträchtigt ihr Gehör nicht im mindesten; sie vernehmen das leiseste Geräusch, das unbedeutendste Rascheln auf dem Boden; sie sehen ungeachtet des Dunkels das kleinste Säugethier. „Ich habe", sagt Brehm sen., „bei zahmen Eulen, welche die Augen ganz geschlossen hatten und also völlig schliefen, Versuche über die Festigkeit ihres Schlafes angestellt und war erstaunt, als ich erfuhr, wie leicht sie selbst durch ein entferntes, geringes Geräusch ganz munter und zum Fortfliegen bereit wurden . . . Ich habe auch die Eulen in ziemlich finstern Nächten gegen den Himmel fliegen sehen, in ganz finstern bald da, bald dort schreien hören und bin Zeuge gewesen, daß ein Rauchfußkauz, an welchen sich ein scharfsichtiger Freund von mir äußerst still und vorsichtig anschlich, um ihn von einer Tanne herabzuschießen, sogleich wegflog, als der Jäger über eine von Bäumen entblößte Stelle ging." Das Auge der Eule ist sehr empfindlich gegen das Tageslicht, und einzelne Arten von ihnen verschließen ihre Augen bis zur Hälfte und noch weiter, wenn sie dem vollen Licht ausgesetzt werden; ganz unbegründet aber ist die Behauptung, daß die Eulen am Tage nicht sehen könnten. „Sie sind", fährt Brehm sen. fort, „nicht nur imstande, bei hellem Tageslicht im Freien, sondern auch durch die dichtesten Bäume zu fliegen, ohne anzustoßen. Ich habe dies bei fast allen deutschen Arten bemerkt. Am hellen Mittag kamen die alten Ohreulen herbeigeflogen, wenn ich ihre Jungen ausnahm; am hellen Mittag entflohen die Eulen nicht selten, wenn ich sie schießen wollte; am hellen Mittag raubte ein Schleierkauz vom Schloßthurm zu Altenburg aus einen Sperling, der mit den Hühnern auf dem Schloßhofe fraß und trug ihn in seinen Schlupfwinkel."

Neueſte Moden.

Nr. 1. Morgenjacke.

Dieſe aus Flanell oder farbigem Wollenſtoff angefertigte Jacke hat loſe Vordertheile, welche am Hals etwas eingereiht werden. Der Stehkragen und der Gürtel ſind vom gleichen Stoff und mit Spitzen beſetzt. Der untere Rand der Jacke und der glatten Aermel iſt ebenfalls damit verziert

Nr. 1. Morgenjacke.

Nr. 2. Frühjahrshut.

Das Kopftheil dieſes Hutes beſteht aus rubinrothem Samt, und iſt mit einem Perlennetz überſpannt. Der Rand von Strohgeflecht wird vorn etwas zurückgeſchlagen und von einer, von innen herausgehenden, gewundenen Verzierung, welche oben am Kopfe des Hutes einen Zweig mit großen Blumen und langen Stielen

Digitized by Google

festhält und mit großen Puffen untermischt ist, gehalten. Die langen breiten Bindebänder sind von ellenbreitartigem Faltenbesatz.

Nr. 3. Capote.

Diese Capote hat einen weißen Kopf und beigefarbigen Faille und einen Rand von gleichfarbigem Atlasausschnitt. Die Faille ist mit einem Perlennetz überspannt und trägt in der Mitte eine weiße Blume mit zurückgebogenem Kelch, sowie mit verschiedenen Blättergewächsen verziert. Die breiten Bindebänder aus Faille-

Nr. 2. Frühlingshut.

band sind mit Perlengarnituren am Ende befestigt. Der etwas garnirtschattirte Schirm des Hutes hat innen eine Rüsche aus Doppelfalten.

Nr. 4. Promenaden-Anzug.

Der erste Rock dieses Anzuges besteht aus einfarbigem Wollenstoff und fällt auf einen unteren Rock aus Seide. Dieser einfarbige Rock ist mit drei breiten Sammetstreifen, von denen der unterste am äußeren Rande des Rockes angebracht ist, besetzt. Zwischen diesen Streifen befinden sich je drei sehr schmale Sammetstreifen. Die Taille aus garnirtstreifem Wollenstoff fällt ebenfalls tief an den unteren Rand des ersten Rockes herab, doch läßt dieselbe die rechte Seite desselben völlig frei, auf der linken drapirt sich die Tunika nach der Hüfte zu und bildet hinten einen Puff. Die Taille

Digitized by Google

aus gemustertem Wollenstoff ist in Jackenform geschnitten und vorn weit offen. Die Vordertheile derselben haben oben sehr breite, nach unten spitz zugehende Aufschläge von Sammet. Im Rücken befinden sich tiefe Doppelfalten. Die langen engen Aermel haben breite Sammetaufschläge. Auch der breite Stehkragen ist von Sammet. Die Weste von einfarbigem Wollenstoff ist vorn herab mit Knöpfen geschlossen und hat eine ziemlich lange Schnebbe. Großer hoher Hut mit sehr hoch an der Seite aufgeschlagener Krempe. Oben am Kopfe desselben sind zwei verschiedenfarbige schöne Federn angebracht, von denen die hellere auf den dunkeln Sammet des Aufschlages

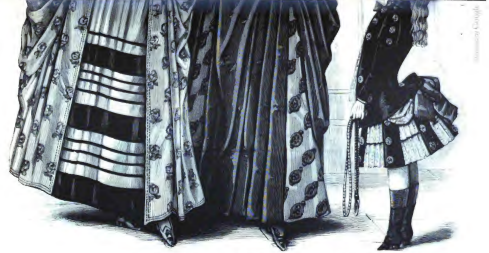
Nr. 3. Capote.

fällt, die dunklere Feder dagegen steht empor und wird von hellfarbigen Schlupfen aus Seidengaze gehalten, welche vermittels zweier Schnallen auf dem Hute befestigt werden. An Stoff zu diesem Anzug ist erforderlich: Ungefähr 5 Mtr. Seide zum untern Rock. 2 Mtr. einfarbiger Wollenstoff für die Seite. 1 Mtr. 50 Centm. zur Draperie. 2 Mtr. 50 Centm. zum Puff. 2 Mtr. für die Taille und 40 Centm. zur Weste. 50 Centm. Sammet zu den Streifen.

Nr. 5. Promenaden-Anzug.

Auf einem untern Rock aus Seide befinden sich zwei Theile aus Sammetdamast. Die Tunika aus glatter französischer Faille ist in der Taille eingereiht, an

Digitized by Google



Nr. 4. Promenaden-Anzug. Nr. 5. Promenaden-Anzug. Nr. 6. Anzug für Mädchen von 5 Jahren.

den Hüften erhoben und bildet hinten einen Puff. An der rechten Seite, von der Taille herab bis nach unten hin, ſind einige glatte Falten davon neben dem Damaſttheil angebracht. Die Taille aus Faille iſt weit offen und bildet unten eine Schnebbe. Die Vordertheile, welche durch einen breiten Aufſchlag bis unten begrenzt werden, gehen ſchräg übereinander und werden durch vier große ſchöne Knöpfe zuſammengehalten. Das glatte Latztheil mit Stehkragen und auch die Aermelaufſchläge ſind von Damaſtſammet. Die Capote mit ſehr hohem Kopf iſt mit einer

Nr. 7. Anzug für Knaben von 7 bis 9 Jahren.

dicken Spitzenrüſche eingefaßt und vornauf mit ſchönen Federn beſetzt. Zur Anfertigung dieſes Anzugs bedarf man an Stoff: Ungefähr 4 Mtr. Seide zu den Falten. 2 Mtr. Damaſtſammet zum Rock. 2 Mtr. 40 Centm. Seide zur Draperie 3 Mtr. zum Puff. 3 Mtr. für die Taille. 30 Centm. Damaſt zum Latz ꝛc.

Nr. 6. Anzug für Mädchen von 5 Jahren.

Ein Rock aus granatrother Seide iſt mit zwei Reihen Falbeln von beſtickter Spitze beſetzt. Dieſe Falbeln werden in gleichmäßigen Entfernungen von granatrothen Plüſchpatten, die mit Metallknöpfen auf dem Rock befeſtigt ſind, getrennt. Das Jacket iſt aus granatrothem Plüſch angefertigt. Der anliegende Rücken des-

Digitized by Google

festen enrigt in Doppelfalten und die langen glatten Vorderteile fielen unten offen. Ein eingereihtes Unterteil aus Stoffmuffel reicht in der Taille vermittels einer Schärpe aus Surah, welche unter den Schoßfalten eine dicke Schleife bildet, gehalten. Große Metallknöpfe sind zahlreich teweckt an den Vorderteilen, als auch an den Armelaufschlägen und eben an den Schleife angebracht. Der untere Teil, mit bunten aufgehogenen und mit Sammet belegten Kreuze, ist mit einem dicken Besatz Schlingen aus Federbaum, welche ebenfalls angebracht sind, ausgeschnitt. Der

Nr. 8. Anzug für Knaben von 3 bis 5 Jahren.

Anfertigung dieses Kleidchens braucht man: 1 Mtr. 50 Centm. Seide für den Kleid. 1 Mtr. Sammet. 5 Mtr. Spitze. 2 Mtr. Plüsch. 1 Mtr. Surah, sowie 35 Centm. Stickerstoff zum Besatz.

Nr. 7. Anzug für Knaben von 7 bis 9 Jahren.

Derselbe ist aus dunkelgrauem Tuch angefertigt. Die Beinkleider sind lang. Die Blouse ist im Rücken anliegend und fällt vorn lose heraus. Die Vorderteile gehen weit übereinander und sind durch zwei Reihen Knopflochstiche geschlossen. Der Gürtel ist von Tuch. Die Taschen sind unterhalb derselben angebracht. Die Aermel sind nicht sehr eng und haben einen imitirten Aufschlag.

Digitized by Google

Nr. 8. Anzug für Knaben von 3 bis 5 Jahren.

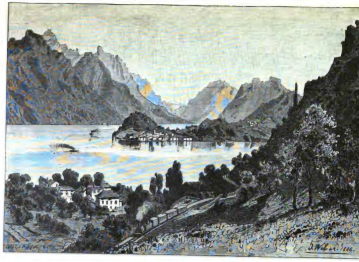
Dieser Anzug ist aus eisenfarbenem Tuch hergestellt. Derselbe ist im Rücken anliegend und hat ein langes Rockteil. Die Vorderteile gehen vorn übereinander und haben eine Reihe schöner großer Knöpfe. Ueberschlagkragen und lange Aermel. Die feine Mütze von gleichfarbigem Sammet ist vorn mit einem Aufsatz geschmückt.

Nr. 8. Knabenanzug.

Nr. 9. Wirtschaftsschürze.

Die aus bedruckter Leinwand angefertigte Schürze besteht aus einem geraden Stück, welches, oben in Falten gereiht, an einem Bund befestigt wird. Der untere Zipfel der Schürze ist mit langzottigen Fransen und mit breiter Stickerei versehen. Die kleinen Taschen sind eingereiht und mit einem bedruckten Bändchen verziert. Auch der Gürtel der Schürze ist bedruckt. Die Stickerei wird in Weiß und Blau oder auch nur blau abgestickt ausgeführt. Die Bänder zum Binden der Schürze sind glatt bestimmt.

Redaktion, Verlag und Druck von R. H. Payne in Neustadt bei Leipzig.



Oberhalb Menaggio gegen Bellagio. (Comer-See.)

(Aus „Europäische Wanderbilder", Heft 114—116: „Lugano" von J. Hartmichel. Verlag von Orell Füßli & Co., Zürich.)

Digitized by Google

Wie Gertrud von Frank einen Mann bekam.

Eine wahre Geſchichte von **Conſtance Baroneſſe v. Gaudy.**

„Greift nur hinein ins volle Menſchenleben,
Ein jeder lebt's, nicht vielen iſt's bekannt,
Und wo Ihr's packt, da iſt's intereſſant"

läßt Goethe ſeine luſtige Perſon dem Dichter zurufen, und auch mir tönt dies Wort, muthentfachend in die Seele. Freilich, ein Dichter ſein, und zwar ein rechter, von Gottes Gnaden iſt ein gar hohes, ſeltnes Glück in unſerer haſtenden, nivellirenden, nervöſen Zeit — ich darf keinen Anſpruch darauf erheben, aber erzählen will ich ſchlicht und recht, was ich vor nunmehr ungefähr zehn Jahren ſelbſt mit erlebt. Wenn dieſer „Griff ins volle Menſchenleben" meinen freundlichen Leſern dann wirklich „intereſſant" erſcheint, iſt mein Verdienſt dabei nur ein geringes; ich verſuche einfach wiederzugeben was die Wirklichkeit, die ſich noch immer als die wirkſamſte Rivalin aller Romanſchöpfungen erwieſen, mir, wenn auch nur in der Rolle eines Zuſchauers, gezeigt.

General z. D. von Frank war in der ganzen Stadt bekannt, von vielen wegen ſeiner echt ſoldatiſchen Kürze, Knappheit und Beſtimmtheit geſchätzt, von anderen, die ihn näher kannten, wegen ſeines oft recht böſen Jähzornes gefürchtet. Er ſelbſt kümmerte ſich weder um die einen noch um die anderen, ſondern ging, oder richtiger geſagt, „ſtapfte" ſeinen Weg in unwandelbarer Gradheit und Dezidirtheit weiter und fand es höchlichſt in der Ordnung, daß, wie früher ſeine Soldaten, jetzt ſeine Frau, Tochter und Dienſtboten abſolut keinen andern Willen kannten als den ſeinen.

Seiner Frau war das unbedingte Unterordnen niemals ſchwer geworden, ſie war eine kleine, feine, ſchmächtige Geſtalt und ebenſo ſchwach auch ihr Wollen und Vollbringen. Aus ſich ſelbſt heraus hätte ſie wohl niemals einen Entſchluß gefaßt und ausgeführt; Gehorchen, Unterordnen, Sichbeſchränken war ihrer Natur Bedürfniß, und in rührender Selbſtloſigkeit hielt ſie ſich ihr ganzes Leben hindurch ſtets zurück.

Anders ihre Tochter Gertrud, mit der ich durch lange Jugend-

freundschaft innig verbunden war. Gertrud besaß eine Feuerseele, in ihren Augen „glühte Lava“ wie alle ihre Tänzer einstimmig behaupteten. Ich erlaubte mir zwar bescheidentlich diesen Vergleich unrichtig zu finden, denn Lava bleibt bekanntlich zurück nach ausgebrannter Glut, und über Gertruds Leben war bis dahin weder der Wirbelwind der Leidenschaft gebraust, noch hatte sich das Feuer echter, wahrer Liebe in ihr entzündet — aber wozu dieser Einwurf? Die Herren der Schöpfung behalten ja doch recht, oft allen Beweisen vernünftiger Logik entgegen und „Lava in den Augen“ blieb das Signalement für Gertrud von Frank.

Sie war ein eigenthümliches Mädchen, nicht ein Charakter aus einem Guß, wie Romane und Novellen sie uns hauptsächlich vorzuführen lieben. An diesen überrascht nichts, da klappt alles, entweder: blond, sentimental, energielos „noch im Verbluten Seligkeit empfindend“ oder: stark, brünett, emanzipirt, stolz — das sind die Ingredienzien für unsere weiblichen Dichterfiguren. Gertrud paßte weder in die eine noch in die andere Kategorie. Es schlummerten viele Widersprüche in ihr, und was sie recht eigentlich sollte und wollte, wußte sie selbst zunächst nicht. Sie fühlte nur, daß sie nicht glücklich war in der etwas schwülen Atmosphäre ihres Elternhauses, daß sie weder volles Genügen fand in ihres Vaters kurzer herrischer Weise noch Verständniß für ihre suchende Seele bei ihrer zarten Mutter großer Aengstlichkeit und Schwäche. Einstweilen lachte sie alle ernsten Gedanken zurück, die ab und zu in ihr aufstiegen, um jugendfrisch und sorglos die „Feste zu feiern wie sie fielen“.

In unserer starken Garnison wurde sehr flott getanzt, Schlittenpartien, lebende Bilder, Kränzchen jagten einander täglich, und überall gehörte Gertrud, die federleicht tanzte und sich stets natürlich und einfach gab, zu den beliebtesten Damen. Ihre Tanzkarte war stets vorher dicht beschrieben. „Den fünften Eingeschobenen!“ rief sie oft in übermüthiger Heiterkeit, wenn auf der Schwelle des Ballsaales noch einer oder der andere der Herren mit „der unterthänigen Bitte berücksichtigt zu werden“ ihr entgegentrat. Natürlich waren es fast ausnahmslos Lieutenants mit denen wir tanzten, Civil und Militär standen sich damals leider noch nicht so gut in M. wie jetzt, und wir Soldatentöchter haben kaum jemals einen frackbewaffneten Herren kennen gelernt, Regierung und Gericht lebten wie in einer andern Stadt.

So vergingen die Jahre. Wir hatten nach Herzenslust getanzt, oft mokirten Gertrud und ich uns über die nachgerade etwas zu stereotype Form der Unterhaltung, die langweilige Reihenfolge des Gesprächsthemas. Ich besonders, wenn die Herren begannen, lachte gern: „Ja, ja, danke! mein Bruder in Berlin ist ganz munter“ (dies war stets Frage Nr. 1) — „Der alte Ofen im Ressourcesaal schwankt heute mehr als je“ (Nr. 2) und „nein, morgen laufe ich nicht Schlittschuh“ (Nr. 3) . . .

Gertrud nahm es mehr au grand sérieux.

„Du lachst immer, Lonni“, pflegte sie zu sagen, „aber ich bitte Dich, ist es nicht zum Verzweifeln? Immer dasselbe! Was soll daraus werden? Nun bin ich achtundzwanzig, und — ich schäme mich fast, es einzugestehen, aber Du weißt es ja ohnehin, noch kein

einziger Heiratsantrag! Nächsten Winter tanze ich nicht mehr, es ist zu lächerlich!

„Aber Gertrud, was schadet denn das? Sind wir nicht ganz zufrieden, gesund und guter Dinge? Ich bin freilich ein paar Jahre jünger als Du, aber ich denke überhaupt nicht ans Heiraten. Wenn 'mal in ferner Zeit uns Gott unsere lieben Eltern genommen, ziehen wir zusammen und werden schon einträchtig bleiben. Das Epitethon „alte Jungfer" schreckt mich nicht."

„Du hast gut reden", zürnte sie, „denn Du weißt nicht, niemand weiß es, wie trostlos es oft mit Papa ist. Er ist so — ich möchte es fast: empört nennen, daß ihm zwei Söhne gestorben, und wenn das Geringste ihn an diesen nie vernarbten Schmerz erinnert, ist sein Jähzorn geradezu maßlos. „Und dabei noch meine Tochter alte Jungfer werden sehen!" wie oft muß ich ihn das voll bittern Zornes ausrufen hören! Glaube mir, Lonni, kommt 'mal einer und will nicht nur mit mir tanzen, nein, will mich selbst, ganz und gar — ich sage ja, bedingungslos!"

Ihre Stimme bebte vor Erregung, Thränen stürzten ihr aus den Augen, und lange vermochte ich sie nicht zu beruhigen.

Eines Tages, es war etwas vor Weihnachten, hatten wir beide Lust, uns für unsere Lieben photographiren zu lassen und zwar in der neu erfundenen Weise der Emailbilder. Wie wir alles gemeinsam unternahmen, so auch diesen Gang zum Photographen, und nach mancherlei mißglückten Versuchen (ich besonders war nicht imstande, lange genug still zu stehen, das ganze Atelier schwankte nach wenigen Sekunden mit mir wie im tollsten Schwindel) erklärte der alte, komische Mann mit vielen Bücklingen und schwülstigen Redeweisen „den großen Wurf für gelungen."

Als wir dann nach einigen Tagen die Probebilder zugeschickt bekamen, waren wir selbst in hohem Maße befriedigt. Das heißt, ich sah aus wie immer, doch davon soll ja hier nicht die Rede sein, Gertrud aber hatte bei aller sprechenden Aehnlichkeit, einen wundervoll idealisirten Ausdruck, ihre suchenden Augen schienen einem bis auf den Grund der Seele zu blicken.

Sie hatte jeden gemalten Hintergrund verschmäht, ganz allein, von keinen trivialen Säulen, Fauteuils, unmöglichen Landschaften eingeschränkt, stand sie auf dem Bilde, welt- und traumverloren, das ungelöste „Wohin?" auf den, wie in leisem Verlangen halbgeöffneten Lippen.

„Das schicke ich Ella von Uhlenhorst nach N.", rief Gertrud, „sie hat uns ewig lange ohne Nachricht gelassen."

„Ihr Mann wird wohl nicht dafür sein, daß sie alle ihre Mädchenfreundschaften weiter kultivirt."

„Ach ja, die Glückliche hat Mann und Kind! O Lonni, uns bleibt das ein verschlossenes Paradies. Aber mein Bild soll sie doch haben, noch heute!"

Und so schickte ihr Gertrud die kleine Karte, nicht ahnend, daß sie damit das Schicksal heraufbeschwor, das ihr bis dahin einfaches, ereignißloses Dasein nun in gänzlich unbekannte Bahnen lenken sollte. So hängt gar oft ein ganzes Menschenleben von einer Kleinigkeit, einem

Nichts, möchte es erscheinen, ab. Wer will den rothen Faden verfolgen, entwirren? Wir vermögen es nicht, uns bleibt nur das eine, fest und unverbrüchlich zu glauben: „Gott macht es nicht, wie wir's gedacht, er macht es besser als wir denken." Aus lauter Kleinigkeiten besteht der Tag, das Leben, aber nicht blinde Willkür würfelt sie bunt durcheinander, nicht trostlos brauchen wir uns im All verloren zu glauben. Gott führt jedes seiner Kinder mit Vatertreue ans ewige Ziel, und scheint es uns gleich manchmal, als stände unser Leben still in Alltäglichkeit, oder als leuchte nach Todestrauer und Dunkel nie wieder die Sonne — sei nur getrost, „es ist alles zum Frieden."

Einige Tage waren vergangen, Weihnachtsvorbereitungen in unsern beiden Häusern hatten unser sonst fast tägliches Beisammensein unterbrochen. Da klingelt es eines Abends noch ziemlich spät, und herein stürzte Gertrud in großer Erregung.

„Ist Lonni in ihrem Zimmer? Ich muß sie sprechen!"

„Gewiß, gewiß", meinte beschwichtigend mein Bruder, der schon zum Weihnachtsurlaub bei uns eingetroffen war, „ich glaube, sie schmückt den Baum."

Damit öffnete er meiner Freundin die Thür und diese stand vor mir, so überwältigt von Aufgeregtheit wie ich sie nie gesehen.

„Um Gott, Gertrud, was ist geschehen?"

Ganz allmählich nur gelang es mir, aus diesem Chaos von Ausrufen, Lachen, Thränen, Umarmen, Verwundern zu verstehen, was Gertrud so spät noch zu mir getrieben — und der freundliche Leser kann nicht ungläubiger den Kopf schütteln, wenn er die nachfolgenden Zeilen liest, als ich selbst es damals gethan.

„Ella schreibt, ich soll sie besuchen."

„Nun, so thue es doch, was sagen Deine Eltern? Du kannst doch noch warten bis nach dem heiligen Abend?"

„Ja, ja! Aber höre: Ella hat mein Bild ins Album gethan, und an demselben Nachmittage haben sie Besuch gehabt. Ein Herr von Palocy, Gutsbesitzer aus Ungarn, ist auf einige Tage nach N. gekommen, um dort die Angehörigen seiner verstorbenen Frau zu besuchen. Das Album lag auf dem Tisch, Ella hat es ihm gereicht und gefragt, ob er die neue Art Emailbilder schon kenne? Da hat er todtenblaß auf mein Bild geblickt, das Album gar nicht wieder loslassen wollen und mit bebender, heiserer Stimme leise gesagt: „Dieses Mädchen muß meine Frau werden, oder ich erschieße mich."

„Aber um Gottes willen, Gertrud!" unterbrach ich entsetzt die leidenschaftlich Erzählende, „ist der Mann toll?"

„Das muß Ella von Uhlenhorst wohl auch gedacht haben, denn sie schreibt, sie und ihr Mann hätten vergebens versucht mit Ernst oder Scherz Herrn von Palocy aus seiner Ekstase zu befreien. Er habe ganz ruhig den Kopf geschüttelt und gesagt: „Es ist gut, bemühen Sie sich nicht, ich kenne nun mein Schicksal." Da hat denn endlich Ella ihrem Mann zugewinkt (Du weißt ja, wie sie alles Abenteuerliche immer gern gemocht) und hat gesagt, daß dies Bild eine ihrer Freundinnen darstelle, die gleich nach dem Fest zu ihr nach N. zum Besuch kommen würde.

Als Herr von Palocy das gehört, erwiderte er, er würde seine

beabsichtigte Rückreise nach Ungarn noch um acht Tage aufschieben — und nun schickt Ella heute den Droh- und Brandbrief: ich solle und müsse kommen!"

Ganz erschöpft und athemlos lehnte Gertrud sich an mich, ich umfaßte und liebkoste sie zärtlich.

„Willst Du denn wirklich fahren?"

„Ja, Lonni, ich will. Ach, mir ist's, als müsse ich hier zu Hause ersticken! Ist es nicht wunderbar? Aber die Eltern dürfen nichts ahnen, Papa würde ja schwören: Herr von Palocy sei verrückt — und siehst Du, sehen muß ich ihn!"

Was konnte ich sagen? Die Weihnachtstage vergingen uns wie ein Traum, unfaßlich war es mir immer, daß Gertruds Eltern so ohne alle Schwierigkeiten, mitten im Winter, die Erlaubniß zur Reise gaben. Vielleicht war es dem General gerade recht, ein Mal ein paar Wochen nicht so spät durch die Nacht zu schwärmen, vielleicht gönnte Gertruds Mutter ihr die kleine willkommene Abwechselung — kurz, Thatsache war, daß am zweiten Januar, in bitterer Kälte, bebend vor Erregung, und mich immer wieder leidenschaftlich küssend, Gertrud von Frank nach N. reiste.

Mehrere Tage waren vergangen, und immer umsonst hatte ich unsern alten, wunderlichen Postboten die verlangenden Hände entgegengestreckt, wenn ich ihn nach ungeduldigem, langem Warten endlich unser Haus betreten sah.

„Nüscht, nüscht!" sagte er und schüttelte, meine dringenden Fragen leise mißbilligend, sein altes eisgraues Haupt.

Wie war das möglich? Weßhalb schrieb Gertrud nicht, wie sie mir doch für alle, auch die „abenteuerlichsten" Fälle, hoch und heilig gelobt?

Da, es war spät eines Abends, ich konnte kaum meine Phantasie und Ungeduld mehr zügeln und warf jede Beschäftigung, die ich soeben erst aufgenommen, rastlos wieder hin, trat unsere Köchin mit dem Theeservice ins Zimmer und sagte beim Decken:

„Wissen gnä' Fräulein schon? Fräulein von Frank ist heute Mittag zurückgekommen."

„Fräulein von Frank? Weißt Du das gewiß, Alwine?"

„Ja, ihre alte Johanne hat es mir soeben drüben beim Kaufmann erzählt."

Gertrud war zurück, war denn das möglich? Und noch nicht zu mir geflogen? Was war nur geschehen? Eine Fülle chaotischer Vermuthungen drang auf mich ein, ich war so aufgeregt, daß die Meinigen ein übers andere Mal den Kopf schüttelten, und schließlich nur das Machtwort: heute wird nicht mehr zu Franks gelaufen! mich äußerlich wenigstens zur Raison brachte. „Also morgen denn!" dachte ich, „aber dann frage ich niemand."

Daß ich in der folgenden Nacht kein Auge schloß, war selbstverständlich, in meinen Ohren sauste und tönte ein ganzes Orchester, wie mir dies mein Leben lang bei großen Erregungen gegangen ist.

„Gertrud ist hier!" so klang es in allen Dur- und Molltonarten, nach jeder Melodie, die wir so oft gemeinsam à quatre mains bearbeitet.

Und endlich war es wirklich „morgen“. So eilig habe ich mich wohl nie angezogen, nie so hurtig alles besorgt, was zu Hause mir des Morgens oblag, und gerade wollte ich, brennend vor Ungeduld die Treppen hinuntereilen, da wurde ein kleiner, hastig mit Bleistift bekritzelter Zettel für mich abgegeben:

„Komm heute nicht — morgen alles nähere. Gertrud.“

Wie ich den Tag verbracht habe, wie ich mir hunderttausendmal Gertruds Erlebnisse in N. immer von neuem durchdachte, ausschmückte, verwarf, mich zweifelnd wunderte, liegt lange jetzt hinter mir! Vergessen kann ich es nie, und wer von meinen freundlichen Lesern solchen Tag peinlichsten Aufschubs durchgemacht, der wird wissen, wie an ihm sich Stunden und Minuten zu qualvollster Endlosigkeit ausdehnen, wie man sich martert und peinigt, alles verkehrt anfängt, um schließlich müde und resignirt zu sagen: „Es muß doch morgen werden!“

Das ist es denn auch geworden, und dieser Morgen mit all' seinen unglaublichen Neuigkeiten ist mir in die Seele gebrannt, ich weiß noch jede winzigste Einzelheit.

Als ich bei Franks klingelte, öffnete Gertrud mir selbst die Thür. Sie zog mich, ohne ein Wort zu sprechen, in ihr kleines trautes Zimmerchen, ihre Bewegungen hatten etwas so unstätes, abgerissenes, und sie selbst sah so zum Entsetzen bleich und starr aus, daß mein Herz vor Aufregung fast aussetzte zu schlagen.

„Frag' mich nichts, Lonni, Du sollst alles erfahren. Setz' Dich, höre zu.“

Dabei nahmen wir beide auf dem alten kleinen Sopha neben einander Platz, Gertrud verschränkte beide Arme fest ineinander, wie sie dies immer zu thun pflegte, wenn eine Angelegenheit sie ganz erfüllte, vermied es konsequent mich anzublicken und starrte nur unbeweglich vor sich auf den Teppich.

„Den ersten Abend war es sehr freundlich und gemüthlich bei Ella; ihr Mann hatte mich selbst von der Bahn abgeholt, Du weißt, er ist ein liebenswürdiger, feiner Mensch, mit dem man sich gut unterhalten kann. Der kleine Josef war noch ein Stündchen bei uns im Wohnzimmer und wurde dann zu Bett gebracht. Er ist ein lieber, prächtiger Bursche mit langen, blonden Locken.“

„Schön, schön, Gertrud — aber weiter —?“

„Du mußt mich nicht unterbrechen, Lonni, sonst geht's nicht“, klang die Antwort eigenthümlich eintönig zurück, „Du wirst schon hören. Am ersten Abend sprachen Ella und ich nicht eine Silbe von Herrn von Paloch; ich versichere Dich, ich wäre eher gestorben als daß mir sein Name über die Lippen gekommen! Ich erzählte von meinen Eltern, Weihnachten, im allgemeinen, Ella von ihrer angeregten Geselligkeit in N. und so trennten wir uns ziemlich früh, weil ich trotz der nicht langen Eisenbahnfahrt nur einen Wunsch hatte: zu ruhen, zu schlafen, aufhören zu denken.

Am folgenden Morgen frühstückten wir ohne den Major von Uhlenhorst, der schon im Dienst war. Auch da suchte ich nach tausend Gesprächsthemen, um nur das eine, das mir, nun ich in N. war, in einem ganz andern Lichte erschien, zu vermeiden. Endlich stand Ella auf und sagte: „Entschuldige, wenn ich für die nächsten Stunden in

die Küche muß. Mein Mann ist ziemlich anspruchsvoll, und außerdem erwarten wir heute um drei Uhr Herrn von Palocy zu Tisch."

Ich glaube, ich bin glühend roth geworden, dann wohl wieder blaß, denn Ella umfaßte mich und sagte in ihrer alten, tändelnden Weise: „Aber Kind, immer gemach! Du hast ja noch nicht ja gesagt!"

Das Wort klang wie Erlösung in all den Sturm meines Innern. „Ella hat recht", meinte ich zu mir selbst, „Herr von Palocy ahnt ja nicht, daß ich nur seinetwegen gekommen (Ellas Diskretion, das weiß ich, ist bewährt und unverbrüchlich) und ich kann ja nein sagen."

Dieser Gedanke, der mir sonderbarerweise noch nie zuvor gekommen, beruhigte mich wunderbar, ich wurde wieder ganz ich selbst, spielte stundenlang mit dem muntern kleinen Josef und sagte mir von Zeit zu Zeit: „Du antwortest nein und reist bald wieder nach Hause."

Dann wurde es Mittag, ich hatte schwarze Seide angezogen und nur im Haar einen kleinen Granatenstrauß . . ."

„Wie auf dem Bilde", fiel ich athemlos ein.

Gertrud nickte leise.

„Ja, ja, genau so. Ich stand in Ellas Boudoir, da hörte ich Schritte, Major von Uhlenhorst trat rasch ein, Herrn von Palocy an der Hand. Lonni — in diesem Augenblick ging mir unsagbares durch die Seele — eine tiefe Bitterkeit gegen mein eigenes Beginnen überfiel mich, o, wäre ich tausend Meilen weit gewesen! Ich hatte die Augen geschlossen, wie um nichts wahrzunehmen, mechanisch öffnete ich sie als eine fremdklingende Stimme dicht neben mir sagte: „Beim ewigen Gott, das ist sie!"

Dann legte Herr von Palocy ohne ein Wort der Frage meinen Arm in den seinen und führte mich zu Tische. Von der Mahlzeit weiß ich nichts mehr, wie durch Wasserbrausen und Tosen drangen die einzelnen Worte des Gesprächs an mein Ohr, ohne mein Verständniß zu wecken. Mir ist, als haben wir ziemlich lange gegessen und getrunken, ich antwortete 'mal ja, 'mal nein, ohne zu wissen worauf? und habe gewiß auf alle den Eindruck einer Schlafwandelnden gemacht. Bald nach Tische wurde der Wagen gemeldet, wir fuhren ins Theater. Denke Dir, sie gaben Lohengrin, meine liebste, schönste Oper! Ich konnte mich nicht freuen, ich war wie im Bann, nie habe ich fühlloser Musik mit angehört, wie an jenem Abend. Nach dem Theater speisten wir noch in einem eleganten Austernrestaurant. Lonni, als auch dies vorüber, fiel ich wie gerädert in meinem Zimmer um. Ob ich Ella auch nur „Gute Nacht!" gewünscht — ich ahne es nicht.

Am nächsten Morgen hatte ich meine schönsten Kopfweh, Du kennst sie, Du weißt, dann hilft mir nichts, nichts als absolute Stille und Dunkelheit. So blieb ich im Bett bis gegen Abend, da riß es mit einem Mal wie Nebel vor meinen Augen, und mir war nun leicht und frei wie lange nicht. Ich stand auf, und als ich in Ellas Zimmer kam, sah ich ein köstliches Bouquet an meinem Platze, daneben die Karte: Stefan von Palocy-Szolnók.

Major von Uhlenhorst erzählte mir, daß derselbe zu seinem lebhaftesten Bedauern mich heute früh verfehlt habe, sich aber am Abend nochmals die Ehre geben würde nach meinem Befinden zu fragen.

Und bald darauf kam er. Er ging rasch auf mich zu, als gäbe es gar nichts weiter als mich auf der Welt, faßte nach meiner Hand, die er küßte und sagte leise: „Gertrud, ich liebe Sie. Sie müssen die Meine werden."

Ganz ruhig, fest. Schwanken, Zweifel gab es nicht für ihn, zum ersten Mal sah ich ihn voll an — Lonni — Lonni!"

Gertrud schlug in plötzlich ausbrechender Leidenschaftlichkeit die Hände vors Gesicht.

„Gott ist mein Zeuge", hauchte sie leise, „dieser Augenblick war mir wie das ewige Gericht. O, wäre ich nicht gekommen!

Ich konnte ihm nicht antworten, Ella kam mir zur Hilfe. „Freit man so in Ungarn?" rief sie lachend, „gönnen Sie meiner Freundin doch Zeit. In unserm Hause giebt es für Sie keinen andern Bescheid, das sehe ich schon, als den obligaten: sprechen Sie mit meinen Eltern. Nicht wahr, Schatz?" fügte sie schmeichelnd hinzu und küßte mich auf Stirn und Wangen.

Und dabei blieb es denn. Der Abend verging, ohne daß ich Dir besonderes davon zu sagen wüßte, aber ich fürchte Major von Uhlenhorst hat in mir einen sehr unbequemen Gast gefunden, ich war so still und leblos wie nie. Als Herr von Palocy sich um zehn Uhr empfahl, fragte er nochmals:

„Wann darf ich zu Ihren Eltern kommen?"

„Morgen früh reise ich nach Hause."

Das habe ich denn auch gethan. O Lonni, diese drei Tage, ist es denn möglich? Können sie so ein ganzes Menschenleben verwandeln?"

Gertrud sprach es leise, rathlos, hilflos und schaute mich angsthaft an, nie war sie mir rührender erschienen als in diesem Bekenntniß, das nur zögernd über ihre Lippen kam.

„So liebst Du ihn, Herz? Und wirst glücklich sein?" und ich umschlang sie in inniger Zärtlichkeit.

„Nein, nein, eben nicht! Das ist es ja, ich kann nicht. Ach, in N. war ich im Bann, das Bewußtsein, weßhalb ich gekommen, schlug mich in Fesseln, ich war gar nicht ich selbst. Das eine nur wußte ich: nach Hause! nach Hause! da muß Dir besser werden! und so reiste ich. Ich telegraphirte an die Eltern und kam vorgestern Mittag hier an."

„Weßhalb aber ließest Du mich nicht gestern zu Dir?"

„Weil er ja kommen wollte, weil ich Dir nicht hätte ins Auge sehen können — weil ich nicht konnte!"

„Gut, gut. Aber sage nur, wie es weiter wurde. Kam er?"

„Ja — aber wie!"

Gertrud wurde todtenhaft bleich, ein Schauer überlief sie.

„Lonni, gestern glaubte ich wahnsinnig zu werden." Sie strich mit der Hand wie geistesabwesend über ihre Stirn, seufzte aus tiefstem Herzen und fuhr dann leise, tonlos fort:

„Den Eltern hatte ich gesagt, wie es ja auch Wahrheit ist, daß zu Tisch bei Ella ein ungarischer Herr von Palocy mein Nachbar gewesen, der gleich am nächsten Tage um meine Hand geworben habe.

Papa war außer sich vor Freude, schloß mich in die Arme, küßte mich auf die Stirn und rief ein ums andere Mal:

„Bravo! famos! veni, vidi, vici! Wo ist er? Wann kommt er?"

Mama war ganz still, sah aber auch so selig verklärt aus, daß ich nicht imstande war, ein Wort in meiner Herzensnoth und Bangigkeit hinzuzufügen. Ich dachte immer nur: lieber Gott, laß es nie morgen werden! Ich habe die Hände gerungen — ich — nein, kein Wort mehr. Gott weiß, ob ich vorgestern und in der Nacht nicht meine unbesonnene Reise mit tausend Qualen gebüßt habe.

Am Morgen, ich hatte nicht eine Minute geschlafen, kam endlich Ruhe über mich, es stand nun fest in mir, ich wollte nein sagen, ihn bitten abzureisen, mich zu vergessen. Das muß doch möglich sein, er kennt mich ja so gut wie gar nicht. Wenn ich nun gar nicht das Mädchen bin, das er in mir zu finden glaubt? Nein, ich kann nicht!

Als er gemeldet wurde, stand ich auf, um das Zimmer zu verlassen. Er war aber schon auf der Schwelle, ergriff, ohne eine Silbe zu mir zu sprechen, meine Hand, die er küßte, und wandte sich an Papa:

„Excellenz, ich bitte um die Hand Ihrer Fräulein Tochter —" Da, in demselben Augenblick sah ich ihn schwanken, seine große Gestalt taumelte — ich schrie laut auf — Lonni — denke Dir, Herr von Palocy war ohnmächtig auf den Fußboden gestürzt!

Die Eltern, die Leute trugen ihn ins Nebenzimmer auf ein Sopha, ich war wie paralisirt. Großer Gott, ist er todt? dachte ich immer nur. Todt? Und bin ich schuld? Papa in seiner Aufregung lief hin und her, schickte zum Doktor, begoß sein Gesicht mit Essig — Herr von Palocy rührte sich nicht. Man bat mich hereinzukommen, ihnen zu helfen — ich konnte nicht, ich kam mir vor, wie seine Mörderin — oder, als seien alle verrückt geworden!

Als nach einer vollen Stunde Doktor König erschien, schickte er uns aus dem Zimmer, Papa ging nur unter heftigem Widerspruch, trat dann zu mir und rief mehrmals zornig:

„Was soll denn nun werden? Mach' endlich den Mund auf!" aber in mir blieb alles starr und steinern. Und der Doktor sagte — Herr von Palocy würde das Nervenfieber bekommen und müsse sofort in ein Hospital transportirt werden."

„Großer Gott!" rief ich in namenloser Erregung.

„Sei nur still, laß mich fortfahren, Lonni. Papa war wie unsinnig bei dieser schrecklichen Eröffnung, Du weißt ja, wie entsetzlich ihm jeder Gedanke an Sterben, Krankſein, Ansteckung ist, Mama saß ganz gelähmt vor Schreck auf ihrem Stuhl und rang nur rathlos die Hände. Da erwachte mit einem Mal in mir meine alte Ruhe und Klarheit. Ich stand entschlossen auf und sagte zu beiden:

„Laßt mich nur machen. Herr von Palocy ist um meinetwillen hergekommen, ich werde für ihn sorgen."

„Aber, unglückliches Kind, er muß sofort aus dem Hause. Wir können ihn nicht behalten, unser enges Quartier —"

„Natürlich, Mama. Sei nur ruhig. In einer Stunde ist er fort."

Lonni, ich flog aus dem Hause, fuhr nach Bethesda, Du weißt ja, unser neues, schönes Krankenhaus vor dem Thor, und ließ mich bei der Oberin melden. Besuch von außerhalb, sagte ich ihr rasch, kurz und bestimmt, sei soeben ganz plötzlich bei uns ohnmächtig geworden und schwer erkrankt, Doktor König hielte eine sofortige Ueberführung in ein Hospital für dringend geboten. Ob sie Raum habe für einen kranken Herrn im Einzelzimmer?

Die Oberin, Gräfin Behr, war sehr freundlich, sagte aber: nein! alle Betten seien besetzt, und so viel sie wisse auch im Lazarusspital.

„Was soll ich dann thun?" fragte ich ganz ruhig, kühl, sachgemäß. Mir war viel besser, seit ich die Lethargie von mir geschüttelt und wieder handeln konnte, ich scheute nichts, was ich für ihn thun konnte, immer nur sagte ich mir leise: Du mußt ruhig bleiben — Kopf oben!

Die Gräfin erwiderte, daß dann nur noch das Militärlazareth bleibe, wo unter besonderen Umständen, d. h. wenn notorisch in den beiden anderen Krankenhäusern kein Raum mehr sei, auch Civilpersonen in Einzelpflege genommen würden.

Zuerst fuhr ich ins Lazarusspital. Auch hier der Bescheid von Bethesda: leider im Augenblick alles überfüllt! Ich dachte an die Unruhe der Eltern zu Hause — also ins Militärlazareth! Mein Kutscher wollte kaum noch pariren. Hier war Doktor König bereits vor mir eingetroffen, Du weißt, er ist leitender Oberarzt, er ließ mich in sein Empfangszimmer führen und verhandelte dann mit dem Arzt du jour. Im Pavillon lag im Augenblick niemand, dort waren einige Zimmer erster Klasse zur Reserve, und dort endlich konnte Herr von Paloey aufgenommen werden. Der Doktor fuhr selbst mit mir nach Hause, er war sehr theilnehmend und gütig, ein Krankenkorb verließ sofort mit uns das Lazareth, und dahinein haben sie ihn denn gelegt."

Gertrud verhüllte schaudernd ihr Gesicht.

„Von uns durfte niemand dabei helfen, die beiden Träger und Doktor König haben alles besorgt — wir haben Herrn von Paloey nicht mehr gesehen. Gestern Abend war der Doktor noch einmal hier, Herr von Paloey ist erst im Lazareth wieder aus der Todesstarre erwacht, d. h. nur um mit furchtbarer Heftigkeit in die eigentliche Krankheit zu fallen, ein hitziges Nervenfieber.

Doktor König fragte uns, ob wir die Angehörigen des Patienten kennten? Wo er abgestiegen sei ꝛc. Was konnte ich ihm antworten? Ich konnte ihm doch nicht den ganzen Sachverhalt anvertrauen? Zum Glück war Papa in seiner Empörung über mich, Herrn von Paloey, die ganze Welt, den Tag über nicht mehr aus seinem Zimmer gekommen, ich war mit Mama allein und hatte versucht, nachdem das Schrecklichste für mich überstanden, ruhige Gedanken festzuhalten. So konnte ich unserem alten, guten Hausarzt sagen, daß Herr von Paloey zweifelsohne im „Deutschen Kaiser" abgestiegen sei, daß der Wirth dort seine Sachen einstweilen unter Obhut nehmen müsse und ebenso im Lazareth alles für ihn auf Rechnung geschrieben werden solle. Von Angehörigen ahne ich nichts und hoffe recht sehr, daß die Krankheit einen möglichst guten Verlauf nehmen möchte, damit man niemand

weiter zu beunruhigen oder etwa gar aus Ungarn her zu citiren brauche.

„Und im andern Falle?“

Mir schwindelte vor dieser kurzen, kühlen Frage.

„Im andern Falle weiß ich nichts. Ich kann nicht mehr.“

Doktor König sah mir wohl an, daß ich nur mit äußerster Willensanspannung mich noch aufrecht erhielt, er empfahl mir Ruhe, Ruhe — und ging.

Das Zimmer, in dem Herr von Palocy über zwei Stunden bei uns bewußtlos gelegen, ist abgeschlossen worden, es darf niemand hinein. Die Fenster stehen Tag und Nacht offen, nach einer Woche soll es geschwefelt und gechlort werden, neu tapeziert, neugestrichen — was weiß ich? Wir sollen vier Wochen lang zu niemand gehen, niemand zu uns lassen, verordnete Doktor König. Aber, Lonni, einmal mußte ich Dich sprechen, ich wäre sonst toll geworden! Geh jetzt, vergieb mir, wenn ich Dich in Gefahr gebracht, ich bitte Gott ja so sehr, nicht Dich für meine Schuld leiden zu lassen! Du wirst nicht krank werden, gewiß nicht, und was mich angeht — mir ist alles gleich. Krankwerden, sterben — ich bin am Ende mit meiner Kraft. Geh, Lonni, wenn ich kann, schreibe ich Dir täglich.“

„Und Herr von Palocy?“ kam es nur zögernd von meinen Lippen.

Gertrud schauderte.

„Wie Gott will“, war die kaum vernehmliche Antwort.

Wie ich damals nach Hause gekommen — ich könnte es nicht mehr beschreiben, stundenlang, das weiß ich, lief ich trotz der scharfen Kälte in unserm Stadtpark spazieren. Alle Wege suchte ich mir auf, die ich so oft mit Gertrud zusammen durchschritten, wo wir immer harmlos und froh unsere kleinen Erlebnisse ausgetauscht — ach, wie so ewig fern lag dies alles! Immer wieder sah ich ihr starres geisterbleiches Gesicht vor mir, hörte ich ihre vor Erregung klanglose Stimme, und das entsetzliche Wort: Nervenfieber! klang mir erschütternd durch die Seele.

In wenigen Tagen durchlief ein Meer abenteuerlichster Geschichten meine liebe Vaterstadt. Der Typhus sei im Militärlazareth! hieß es, durch einen Magyarenfürsten eingeschleppt, andere meinten durch einen Zigeuner. Noch andere hatten Gertrud von Frank in einer Droschke kreuz und quer durch die Stadt fahren und sodann einen Krankenkorb nach ihrem Hause tragen sehen. Wen hatte man geholt? Weßhalb war sie so unvermuthet rasch aus N. zurückgekommen? Wer war der Fremde, dessen Gepäck auch den Zettel N. trug, der am Tage nach ihrer Heimkehr im Deutschen Kaiser abgestiegen, dann sehr bald fortgegangen, aber nie zurückgekehrt war?

Die Räthin Baumann mit ihren langen, scharlachrothen Hutbändern, die man immer stürmend um die Ecke fliegen sah, um alles zu ergründen, aufzuspüren, weiterzutragen, war mit ihrem Klatschlatein zu Ende, und auch die Abende in der Ressource, wo Whist und Skat sonst alle alten Herren einträchtig zu versammeln pflegten, verliefen

ohne den aufgeregten Einwohnern von M. das geringste Positive zu vermitteln. General von Frank erschien nicht mehr am Spieltisch, wochenlang wurde jeder Besuch bei ihnen abgewiesen, jede Einladung abgeschlagen. Nicht einmal im Park, oder beim Schlittschuhlaufen wurde Gertrud mehr gesehen — die Aufregung der ganzen Stadt hatte ihren Siedepunkt erreicht. Mit tausend Fragen stürmte man auf mich ein, die ich kaltblütig an mir abprallen ließ. Daß wir beide innig befreundet waren, war stadtbekannt, aber was wollte man machen, wenn ich immer wieder nur sagte, Gertrud sei wegen einer Erkältung schneller nach Hause gekommen, als sie vorher beabsichtigt, sie sei jetzt in der Genesung, aber auf Wunsch des Arztes solle sie bei der scharfen Luft nur möglichst wenig ausgehen? Daß dahinter ganz anderes verborgen lag, witterte die Räthin Baumann mit ihrem unfehlbaren Spürsinn sofort heraus — und als nach einigen Wochen Tischler und Tapezierer ihr Werk gethan, das gefahrbringende Zimmer bei Franks total gelüftet, renovirt, gestrichen, tapeziert, umgeräumt worden war und die verordnete Quarantänezeit vorüber, erfuhr das erstaunte Publikum nur, daß Gertrud wieder gesund, sowie ganz beiläufig, daß jener mysteriöse Typhusfall im Lazareth zum Glück vereinzelt geblieben und der Betreffende inzwischen, ob Magyarenfürst oder nicht, abgereist sei.

Abgereist, wirklich? Und mit Gertruds Jawort, oder ohne dasselbe? Nein, ohne, Gertrud hatte nach tausend Kämpfen und Qualen es nicht über sich vermocht ihm Hand und Herz zu versprechen.

Der arme Herr von Palocy hatte nach dreiwöchentlichem, schweren Krankenlager, sobald er klar zu denken vermocht Feder und Papier gefordert und täglich zwei-, dreimal an die plötzlich so heiß Geliebte geschrieben. Gertrud hat mir später die Briefe sämmtlich gezeigt, sie machten nicht nur in ihrer äußern Erscheinung — vielmals durchstochen, mit Chlor durchzogen, auf rauhem Lazarethpapier mit zitternder Hand hingeworfen — einen überaus eigenthümlichen Eindruck auf mich. Wie so ganz anders hatten wir uns seither Liebesbriefe geträumt! Wie furchtbar grell kontrastirte diese Wirklichkeit mit allem, was wir sonst in Freundeskreisen gekannt!

Er schrieb mit steifen Riesenbuchstaben: „Vergeben Sie den Schreck, den ich Ihnen gemacht. Nur wenige Wochen trennen mich jetzt von Ihnen. Dann aber nichts mehr, hören Sie wohl, Gertrud? Mein eiserner Wille beugt und bricht jeden Widerstand. Ich werde gesund, nur weil ich Sie liebe, und weil ich Sie liebe, müssen Sie die Meine werden."

Immer wieder nur dies eine, Gertrud war so in Furcht vor dieser Unerschütterlichkeit, die so gigantisch und unverständlich vor ihr lag, daß sie vollständig hysterisch wurde, wenn sie nur daran dachte.

„Nein, und tausendmal nein!" schrieb sie an ihn. „Ich appellire an Ihren Edelmuth, ertrotzen Sie sich nicht etwa die Einwilligung meiner Eltern, mein Herz hat kein Echo für Ihr Werben. Wenn meine Bitte etwas über Sie vermag, so reisen Sie ab, sobald Sie können, vergessen Sie mich."

„Nie", schrieb er zurück, „nie! Denn ich weiß es, Du bist mein Schicksal. Laß mich nur einmal Dich sehen, ehe ich von hier gehe,

einmal nur für mich selbst zu Dir sprechen, wie ja auch der zum Tode Verurtheilte sich eine Gunst erbitten darf — weiter erflehe ich jetzt nichts."

Und dann haben sie sich gesehen, Gertrud erzählte es mir am ganzen Körper erbebend in der erschütternden Erinnerung. Excellenz von Frank, dessen voller Jähzorn sich gegen „den Fremden" richtete, der es gewagt hatte so viel Schreck und Ungelegenheit über sein Haus zu bringen, und dem dann zum ersten Mal in seinem Leben ein gleich fester Wille wie der seine sich entgegenstellte, d. h. Gertruds beharrliches Nein, hatte mit kräftigsten Soldatenverwünschungen betheuert, daß Herr von Palocy über seine Schwelle nicht mehr dürfe. Frau von Frank, wie immer rathlos zwischen beiden Parteien schwankend, richtete mit all' ihren Bitten und Thränen gar nichts aus, und Gertrud, zum äußersten getrieben durch die gereizte Stimmung zu Hause und Herrn von Palocys unabläßiges, herrisches Werben, schrieb ihm endlich, daß, wenn er die Erlaubniß des Arztes habe, sie ohne Gefahr sprechen zu dürfen, und er ihr ganz bestimmt verspräche noch an demselben Abend abzureisen, sie auf eine halbe Stunde im Privatzimmer des Doktor König ihm erlauben wolle, sie noch einmal zu sehen.

„Soll ich mit Dir gehen, Herz?" fragte ich sie theilnehmend, „ich fürchte mich nicht, ich thue es Dir gern zu Liebe."

„Nein", erwiderte sie, „ich danke Dir, Lonni. Ich weiß, was ich will, ich habe mir allein alles zugezogen, nun will ich es auch allein zu Ende bringen."

Fünf Minuten hat das Gespräch zwischen beiden nur gedauert. Herr von Palocy hatte vorher alles dem Doktor anvertraut, damit dieser ohne etwaige peinliche Begegnungen Gertrud für die verabredete Zeit sein Empfangszimmer im Lazareth überließe, und der freundliche alte Herr, der wohl längst Beziehungen zwischen dem Fremden und Fräulein von Frank geahnt, geleitete sie in seinem Wagen selbst zur Stelle.

„Ich war kaum eingetreten", berichtete Gertrud und der Doktor promenirte in den langen Korridoren, „da ging die Thür wieder auf und herein trat er. Einer seiner Wärter hatte ihn hergeführt, er entließ ihn und wie ein hilfsbedürftiges Kind hob er flehend von dem Stuhl, auf welchen man ihn gesetzt, seine Hände zu mir auf. Lonni, ich muß doch recht schlecht sein — ich glaube, keiner außer ihm hätte sich in diesem Augenblicke vergebens an mich gewandt, aber ihm konnte ich nicht ja sagen. Er sah so abgezehrt und entstellt von dem langen Krankenlager aus, seine großen Augen glühten mich noch immer fieberhaft an, daß ich mit lautem Schrei zurückwich."

„Ich kann nicht, ich kann nicht!" stieß ich hervor, „was giebt Ihnen das Recht mich so zu quälen?"

Er wurde leichenblaß und rang mehrmals vergebens nach Worten.

„Sei es denn", hörte ich ihn endlich leise flüstern, „ich reise noch heute nach Ungarn heim. Leben Sie wohl."

Und hinaus flog ich, wie von Dämonen verfolgt.

Er ist gereist, Lonni, trotz seiner entsetzlichen Schwäche. Doktor

König, der ihn so gern noch ein paar Tage hat hier behalten wollen, erzählte mir, wie er nur gesagt:

„Ich muß fort, ich habe es ihr versprochen."

„Und nun komm endlich zur Ruhe, Gertrud", schloß ich tröstend, „vergiß ihn, denke es sei alles nur ein Traum gewesen."

„Ein Traum?" wiederholte sie mechanisch und strich wie so oft leise über ihre Stirn, „Gott weiß, ein entsetzlicher! Vergessen werde ich ihn nie."

Es vergingen einige Wochen, die Wintersaison war zu Ende. Gertrud hatte wieder Einladungen angenommen, auch der General war wieder in die Ressource gegangen, und alles erschien wie sonst. Doktor König bewährte seine alte Diskretion, Ella von Uhlenhorst hatte auf verschiedentliche Anfragen guter Bekannter auch nur geantwortet, daß Gertrud Frank damals zu ihrem lebhaften Bedauern durch heftiges Unwohlsein gezwungen gewesen sei, sobald wieder nach Hause zu reisen. Ob ein Magyarenprinz sich bei ihnen in N. aufgehalten, könne ihr niemand sagen.

„Et le combat finit faute de combattants."

d. h. die guten Bewohner meiner lieben Vaterstadt trotz aller brennenden Neugier erfuhren nichts mehr über jenen allarmirenden Patienten „aus der Fremde", und allmählich wandte sich die Zungenkraft und Medisance der guten Gesellschaft andern, leichter verständlichen Ereignissen zu.

Worin es lag, kann ich nicht beschreiben, aber ein Etwas war doch von damals an zwischen Gertrud und mir anders geworden. Ob es ihr fatal war, daß sie mir so rückhaltlos alles anvertraut, ob sie auch die Erinnerung daran ganz auslöschen wollte? Kurz, wenn wir zusammen waren, kam der alte Ton fröhlicher Sympathie und Zuneigung nicht mehr auf zwischen uns. Ich versuchte es wie früher Französisch und Englisch mit ihr zu lesen, aber ihr Interesse wurde nicht mehr wach, wie ehemals, Debatten über Situationen und Charaktere, die uns sonst stundenlang erfüllt und beschäftigt hatten, reizten sie nicht mehr.

„Wozu sich über Fiktionen echauffiren?" sagte sie einmal mit müdem Ton, „die Wirklichkeit ist schwer genug."

„Gertrud!" rief ich plötzlich wie inspirirt, „Du vermißt ihn! Dir fehlt Herrn von Palocys Liebe, möchtest Du ihn wieder haben?"

Da brach das Eis, laut schluchzend fiel sie mir um den Hals und rief, mich leidenschaftlich küssend:

„O Lonni, könnte ich mich nur selbst verstehen! Du denkst, seine Liebe fehlt mir? Nein, sie ist noch immer mein! Er weiß besser als ich, was er will. Er schreibt mir täglich — manchmal sehne ich mich danach ihm zu antworten, dann wieder überläuft's mich, und ich sehe ihn deutlich vor mir: nein, nein, ich vermag es nicht! Weißt Du, was er mir heute früh geschrieben? Er läßt mir noch drei Tage Bedenkzeit, wenn ich auch dann nicht antworte, will er den Kampf aufgeben. Er schreibt ganz ruhig und fest: „Ich will nicht wie ein Fluch Ihr Leben vergiften, wohl denn — seien Sie frei! Nur weiter leben ohne Hoffnung, ohne Ihre Liebe kann ich nicht. Habe ich bis zum

zehnten nicht ein liebes Wort von Ihnen, so werfe ich dies Dasein fort. Ich vermache Ihnen mein kleines verwaistes Mädchen, mein Vermögen, es wird alles geordnet werden, und Sie können dann wie Sie wollen darüber verfügen. Bis zum zehnten."

„Gertrud, was gedenkst Du zu thun?"

„Ich weiß es nicht", ganz starr blickte sie vor sich nieder, „mir ist, als könnte ich gar nicht mehr klar denken."

Und da, an jenem Abend geschah etwas entsetzliches. Meine Leser dürfen nicht abwehrend den Kopf schütteln und sagen: es sei unnatürlich, romanhaft — es ist alles Wahrheit was ich hier erzähle, und meine Feder fliegt dahin, ohne eignen Willen, unter dem Diktat der Wirklichkeit.

In dem Keller des Hauses, dessen erste Etage der General von Frank bewohnte, lebte eine bildhübsche, kleine Schneiderin, ein lustiges, frisches Ding, das trotz aller fleißigen Arbeit den ganzen Tag hell sang und lachte. Sie hatte natürlich einen Bräutigam, mit dem sie des Sonntags ausging. Er war ein ernster, junger Mann und ihr von ganzem Herzen zugethan, auch hatte er schon öfter versucht, den etwas leichten, flatterhaften Sinn seiner Geliebten von dem Geschmack an Tanz und Lustbarkeiten abzulenken. Am letzten Sonntag war Martha Brecht wieder ausgegangen, hatte in einem Balllokal bis gegen Morgen mit voller Herzenslust getanzt, und dann, glaube ich, eine ziemlich heftige Scene mit ihrem Schatz gehabt. Jedenfalls war sie ohne ihn nach Hause gekommen, und der junge Mann hatte sich seitdem an keinem Abend mehr unten bei ihr sehen lassen. Was zwischen den beiden vorgefallen, wußte niemand, am Abend des Tages aber an dem mir Gertrud ihres Herzens Rathlosigkeit geklagt, sah sie zum ersten Mal, als sie in wirren Gedanken an ihrem Fenster stand, das nach dem Hofe ging, den jungen Mann rasch über denselben schreiten. Er trat an das Fenster seiner Braut und pfiff leise bittend: Gute Nacht, Du mein herziges Kind! — aber nicht wie sonst wurde ihm bei diesen Tönen von innen geöffnet. Die Vorhänge blieben geschlossen, Martha Brecht war in ihrem Zimmer, aber sie rührte sich nicht. Noch einmal hörte man ihn leise pfeifen — dann, ein Blitz, ein Schuß — und zum Tode entsetzt sah Gertrud unten ein grelles Licht aufflammen, den jungen Mann mit zerschmettertem Kopf auf das Steinpflaster schlagen.

Am folgenden Morgen ging ein Telegramm nach Ungarn: „Ja!"

Einige Monate darauf war die Hochzeit. Das heißt Gertrud hatte ihn gebeten nicht vorher nach M. zu kommen, ein Bruder ihres Vaters, der sie ganz besonders lieb hatte und in Schlesien ansässig war, hatte vorgeschlagen ihr die Hochzeit auf seinem Gute auszurüsten. Dorthin ging Herr von Palocy, ich habe ihn nie kennen gelernt. Die Verlobung wurde gar nicht in unserer Stadt veröffentlicht, im Frühjahr schon reiste Gertrud mit ihren Eltern nach Hohenkirch, von dort datirten sie die Anzeige ihrer Vermälung.

Ich war damals an der See, Gertrud hatte mir seit ihrer Abreise nach Schlesien nicht mehr geschrieben, ich konnte es nicht begreifen. Ihr Verstummen war sehr schmerzlich für mich, aber ich war zu

ſtolz ein Vertrauen zu erbetteln, das bis dahin ſo rückhaltlos mein geweſen. Mehrmals ſchrieb ich an ſie — dann ſchwieg auch ich. Die Nachricht von ihrer geſchehenen Verheiratung fiel mir total unvorbereitet in die Hände, als ich eines Abends in ſprachloſer Wonne dem Untergang der Sonne zuſchaute — Thalatta! Thalatta! das ewige Meer mir zu Füßen.

Und dann vergingen zwei Jahre. Anfangs hatte ich mit quälender Unruhe und Sorge Gertruds gedacht, beſtimmt gehofft, daß ſie aus ihrem neuen Leben den Weg wieder zu mir zurückfinden würde, aber keine, auch nicht die geringſte Kunde war zu mir gedrungen. General von Frank war mit ſeiner Frau bald nach der Hochzeit in unſere Garniſon zurückgekehrt, um zu packen und ſeinen Wohnſitz nach Breslau zu verlegen und ſo verblaßte die Erinnerung an Gertrud allmählich bei unſeren Bekannten. Mir ſelbſt freilich blieb ſie immer lebendig, ich hatte ihr zu nahe geſtanden um leicht für ihr eigenthümliches, mir ſo liebes Weſen Erſatz zu finden. Aber mein eigenes Schickſal trat dann an mich heran und füllte mit ungeahntem Jubel mir Herz und Seele, Zeit und Leben aus.

Die geſchäftigen Zeitungen mögen die Kunde von meinem Glück wohl auch bis ins ferne Ungarland getragen haben, denn folgende Zeilen fand ich unter zahlreichen anderen Gratulationen eines Morgens auf meinem Schreibtiſch:

Szolnók, Komitat B., 2. Juli 187 .

„Glück auf, Lonni, alſo auch Du! Mein Mann will mit mir ausfahren, unſer Bube ſchreit — ich kann Dir nicht viel ſagen. Wozu auch? Das höchſte Glück hat keine Lieder.

Daß ich einſt meinen Stefan nicht geliebt, ich muß mich jetzt zwingen, um mich darauf zu beſinnen. Gott ſchenke Dir Herzensglück, aber wenn möglich ohne ſo heißen Kampf zuvor. Ich freilich tauſche mit niemand!

Deine Gertrud."

Frankreich im Lichte seiner Literatur.

Kritische Essays von Charles Fuster.

Autorisirte Uebersetzung von **Ewald Paul.***)

I.

Der naturalistische Roman.

Bei der gewaltigen nihilistischen Strömung, die am Schlusse unseres Jahrhunderts hereingebrochen ist, zu einer Zeit, da die pathologische Beobachtung alle Geister, selbst die anscheinend glücklichsten, ergriffen hat und Verneiner der Freude, Feinde des Lebens aus ihnen macht, war es natürlich, daß der Roman von Tag zu Tag immer mehr das wurde, was Balzac geträumt hat, das, was Flaubert in so gewaltigen Worten ausgedrückt hat — ein psychologisches Dokument, eine weitläufige Analyse, eine Photographie des alltäglichen, abgedroschenen Lebens. Unsere gegenwärtigen Romanschreiber lassen das Drama nicht mehr gelten; kaum daß sie noch die Komödie annehmen, die sie gleich dem Uebrigen getrübt und verdüstert haben. Die Wirklichkeit vorschützend und unter dem Mantel skrupulöser Wahrheitsliebe verwerfen sie alle Abschweifungen der Einbildungskraft, alle Reize liebenswürdigen Erfindens, alle Schauder, die die Erzählung eines tragischen oder kühnen Abenteuers in uns hervorruft. Sie lassen sich's an der Aufzeichnung wahrer

*) Anmerkung d. Uebers.: Charles Fuster, der angesehene Direktor der „Revue Littéraire et Artistique" fordert uns auf, seine kritischen Essays, die in Frankreich großes Aufsehen erregten und nächst ihrer Publikation in Zeitschriften auch eine zweifache Buchauflage erlebten, auch in Deutschland bekannt zu machen und wir leisten seinem Ansuchen an dieser Stelle gerne Folge, weil es sich um ganz vorzügliche, cavalièrement niedergeschriebene kritische Leistungen handelt, die dem talentvollen und noblen französischen Schriftsteller alle Ehre machen. Es ist sicher, daß dieselben auch in Deutschland Beachtung finden werden, denn sie behandeln ein Gebiet, das uns sehr nahe liegt und fürs zweite erfreuen sie sich eines Vorzuges: der Abstammung aus berufener Feder. Wir wenigstens haben in deutschen Blättern noch nirgends so gute und zuverlässige kritische Arbeiten gelesen als die hier vorliegenden. Noch eines will bemerkt sein, nämlich, daß wir den Essays aus naheliegenden Gründen eine andere Reihenfolge gaben als der nur das französische Publikum im Auge habende Verfasser und daß wir aus ähnlichen Rücksichten die eine oder andere Arbeit kürzen oder ganz auslassen mußten.

Worte, genauer Situationen, gesehener oder gehörter Dinge genügen, und wenn sie diese Arbeit des Zusammentragens einmal beendet und aus diesem Gemisch das, was ihnen originell und neu dünkt, hervorgezogen haben, zeigen sie uns das Leben, wie sie es verstanden und gefühlt haben, indem sie in den meisten Fällen versuchen, ihre in das Dunkel sich zurückziehende Person durch die Deutlichkeit der Nebenumstände zu verbergen. Die einen — wie zum Beispiel Guy de Maupassant — schildern den bäuerischen Egoismus oder die gemeinen, niedrigen Passionen der Bourgeoisie. Ihr gesammter Horizont läßt sich in ein heckenumsäumtes Feld, in das Gemach eines armen Beamten oder in eine melancholische und banale Geschäftsstube einschließen. Andere, und unter ihnen Paul Bourget, setzen für die Frauen besondere weibliche Romane zusammen, die von einer durchdringenden, aber im Uebermaße pessimistischen Analyse sind und die aus der menschlichen Natur den ergebenen Sklaven der dunkelsten Leidenschaften und der widerspruchvollsten Eindrücke machen. Einige — wie Édouard Rod — schreiben unter der Form eines Romans ein mehr oder minder aufrichtiges „intimes Journal" und bringen darin die Doktrinen Schopenhauers oder Hartmanns nebst den Erinnerungen Amiels und etlichem Hindu-Fatalismus unter. Noch andere endlich, so Élémir Bourges, liefern den dramatischen Roman, den ergreifenden und zuweilen an das Epische streifenden Roman, jene Art Roman, von der Émile Zola in Germinal ein so packendes Modell gegeben hat. Diese — so glauben wir — werden den ersten Platz gewinnen, denn da einmal der Naturalismus heute auf die Tagesordnung gesetzt ist, so ist es der Naturalismus von Élémir Bourges, um den sich die feinfühlenden Geister zu schaaren haben, weil dieser Naturalismus dadurch, daß er ungekannte Reize auffand, allein von dem zu profitiren wußte, was die voraufgegangenen Schriftstellerschulen ewiges und großes besessen haben. Élémir Bourges hat zwei Romane veröffentlicht: „Unter dem Richtbeil" und „Die Götterdämmerung", die dem Datum nach der letzte der beiden Romane, jedoch der zuerst niedergeschriebene ist. „Unter dem Richtbeil" ist eine Episode aus dem Vendeer Kriege, eine bewegte, leidenschaftliche, ergreifende Episode, die jedoch durch eine gewisse Verwandtschaft mit Victor Hugos „Dreiundneunzig" eine relativ geringere Bedeutung hat. Wir wollen uns daher an dieser Stelle nur mit der gewaltigeren Schöpfung von Élémir Bourges — der „Götterdämmerung" beschäftigen.

Sicherlich ist das ein herber und düsterer Titel. Die „Götterdämmerung" ist nicht allein die antike Fabel, welche uns die vom Olymp vertriebenen Götter zeigt, wie sie aus den griechischen Bergen fliehen, den Meth und Weihrauch der Menschen vergessen, ihren Ruhm und ihre Liebe zurücklassen, um barfüßig, elend, frierend, aber noch erhaben, in jene Wälder Galliens zu entweichen, wohin sie M. de Banville versetzt; darin liegt nicht bloß der stumme Schmerz dieser Verbannung in schreckhafte Einsamkeit, über die nun die Melancholie der Dämmerung hereinbricht, nicht allein das unheilbare Entsetzen dieses Sturzes, noch der unwiderstehliche Schauder dieser Sonne, welche dahinscheidet, und der sterbenden Götter. Das ist mehr, viel mehr, das ist der Leichenzug untergegangener Königspracht, ehemaliger und moderner

Reiche, die unter der Beschimpfung des empörten Volkes erlagen; das ist ein Unterliegen ohne Größe, ein erbärmliches, demüthiges Unterliegen, welches wehklagt und unter Seufzern zu Ende geht; das sind die Throne, welche zusammenstürzen, die großen Namen, welche sich besudeln, die Erinnerungen, welche Flecken haben, der in Verfall begriffene Adel, ein schändlicher Niedergang, die königlichen Geschlechter, die in den Schmutz gerathen und sich im Blute wälzen. Die Götterdämmerung — das bedeutet eine schreckliche Verderbniß, eine Verdammung ohne Appell, eine Schmach, in die man sich fügt — die Nacht, die sich bereits über diese muthlose Betrübniß ausbreitet.

Daudet hat uns in seinen „Königen im Exil" noch vor Élémir Bourges das gezeigt, was Bossuet mit seiner majestätischen biblischen Ausdrucksweise „diese beklagenswerthe Umwendung der menschlichen Dinge" heißen würde. Aber es scheint, als ob Daudet, der den anekdotischen Roman schafft und der das Leben an seinen niederen Seiten packt, der in die Einzelheiten der alltäglichen Psychologie eingeht, als ob Daudet nicht imstande war, einen derartigen Gegenstand zusammenzubringen und eine gleiche Epopoe zu schreiben. Sicherlich enthält sein Werk schöne Scenen, solche, die ergreifender und fesselnder sind als jene, in denen sich Élémir Bourges gefallen hat, aber der Eindruck, den man daraus empfängt, ist doch weder so gerecht noch so traurig und man fühlt nur selten in ihm den bitteren und wühlenden Abscheu, der über der „Götterdämmerung" schwebt. Rund herausgesagt, der Roman Daudets deutet auf mehr Talent, aber in demjenigen von Élémir Bourges ruht ein gewisses Etwas, ein brutaler und zugleich beredter Anhauch, der uns an Genie denken läßt, falls eben das Genie darin besteht, herbe Dinge hart herauszusagen und schmerzhaft die Herzen erzittern zu lassen.

An die Spitze seines Romans hat Élémir Bourges als eine Bekennung des Glaubens etliche Verse von Agrippa d'Aubigné gestellt. Agrippa d'Aubigné war es, der einst auch eine „Götterdämmerung" seiner Zeit schrieb. Darin führt er den tollsten Haß vor, das blutüberströmte Frankreich, das Land, wie es den Händen der königlichen Lieblinge überantwortet ist, die Niedermetzelungen der Hugenotten, den glühenden Wahnsinn, wie er allen als eine gräßliche Mordlust ins Gehirn stieg, die Todesangst dieses Jahrhunderts, in dem alles aufs Spiel gesetzt war und wo so viele Größen den Todtentanz tanzten. Aber Agrippa d'Aubigné war als Poet in die Enge des Verses gebannt und hatte zudem weder die lebhaften Farben, die bei unseren zeitgenössischen Schriftstellern im Gebrauch sind, noch die Energie des gegenwärtigen Realismus zu seiner Verfügung, daher er denn nur eine verhältnißmäßig kühl gehaltene Epopoe zustande brachte, ein Heldengedicht, in dem die Uebertreibungen der Form der Macht des Schreies schaden. Uebrigens ist sein Werk ein Werk des Glaubens, während jenes des modernen Schriftstellers ein verzweifeltes und verzweifelndes ist und den ganzen schmerzlichen Reiz des Zweifels hat, der da glauben möchte.

Gleich zu Anfang der Arbeit präsentirt sich der Herzog Karl von Este, der erste des Namens, Herrscher eines deutschen Kleinstaates. Derselbe wohnt einer Vorstellung des „Ring der Nibelungen" bei, zu

deren Leitung Wagner selbst herbeigekommen ist. Man befindet sich gerade beim dritten Akte, als ein Courier in die Loge des Fürsten stürzt. Die Preußen, gegen die er einst — und das war 1866 — Partei ergriffen, sind in seine Besitzungen eingerückt. Er muß abreisen. Der vertriebene Herzog will nach Paris gehen, diesem obersten Zufluchtsort für vernichtete Königsmacht und gefallene Monarchen. Alles ist in Bereitschaft gesetzt, jedoch vor der Abreise läßt Karl von Este Wagner herbeirufen, beglückwünscht ihn zu seiner Schöpfung und fragt ihn, wie der Titel des vierten Aktes laute. Wagner antwortet unter einer Verbeugung: „Die Götterdämmerung, Ew. Hoheit." Und von Stund' an schwebt dieses Wort, bald traurig, bald schändlich, bald schreckensvoll über dem ganzen Werke. Wir sehen nichts mehr als eine Kette von Gräueln im Fieber dieses Pariser Lebens. Familienhaß, Ehebruch, Diebstahl, Mord, Blutschande, alle möglichen Herabwürdigungen folgen einander, unglücklicherweise durch diesen Niedergang einer Rasse herbeigeführt, deren Nerven verbraucht sind, deren Blut schlecht ist und die sich den krankhaften Passionen überlassen hat. Der Sohn Karls von Este, der sein Nebenbuhler geworden, versucht ihn zu tödten; diese ganze gemeine Geschichte zeigt sich blutbefleckt bis zu dem Tage, wo der Herzog, von allen verlassen und alle hassend, zu Bayreuth in seiner Loge während der ersten öffentlichen Aufführung der „Götterdämmerung" stirbt. In der Zwischenzeit führt uns der Autor durch Paris, zeigt uns den Kaiser, den Wahnsinn verfehlten Lebens, alle Verbrechen und Betrübnisse von Wesen, die ihren geschwächten Nerven überlassen sind, aber auch eine gewisse mysteriöse Rache, die diese zu Ende gehende Rasse heimsucht und so, als ob sie damit besser den Beweis erbringen wollte, um wie viel verächtlicher und unabwendlicher der Untergang ohne Stolz ist. Er führt uns den grausamen Triumph des Weibes vor, welches den Willen beherrscht, weil es die Sinne erregt und das, ich weiß nicht was für ein entsetzliches Vergnügen daran findet, den Sturz derer zu beobachten, die es zu Falle bringt. Und wir finden auch in diesem menschlichen Dokument, in dem so viele Schauer der betrübendsten Sinnenlust oder ohnmächtiger Angst sich bemerkbar machen, wir finden darin selbst unter dem unzüchtigen Gewande der Beschreibungen, selbst unter der völlig modernen Neuheit der mitleidlosen Analyse, die biblische Idee, nach welcher der Himmel die Entarteten verfolgt, oder — wenn man besser will — die antike Vorstellung vom Geschick, das die Schuldigen selbst in der falschen Freude des Sinnentaumels oder im Rausche des Verbrechens verfolgt.

Ohne Zweifel ist das Werk für unsere dermalige Literatur eine Ausnahmeschöpfung, eines jener Werke, die Epoche machen können. Gewiß, es ist nicht hohl und gehaltlos, denn es umschließt eine schmerzlich bittere Lektion und beschwört eine beklagenswerthe Wahrheit herauf. Ich weiß nicht, was Élémir Bourges in Vorbereitung hat und ich kann nicht sagen, ob er jemals zu gleicher Höhe der Leistung oder noch höher ansteigen wird, aber ich habe wenigstens die Behauptung gewagt, daß seine erste Schöpfung eine vielleicht unfreiwillig ausgedrückte ewige und ergreifende Lektion birgt. Sie lehrt uns, was den Rassen, auch denen von königlichem Geblüt, widerfährt, wenn sie sich

herabwürdigen und beschmutzen. Sie ruft uns in das Gedächtniß zurück, daß die thörichten Vergnügungen, indem sie die Nerven verbrauchen, auch den Willen ertödten, das Gewissen ersticken, das Herz vernichten, das Hirn ausdörren und schließlich den Wahnsinn oder die Schande nach sich ziehen. Und — ob man wolle oder nicht — dieses Werk eines Mannes unserer Zeit führt uns, in dem es den Verfall in allen seinen Schrecklichkeiten bloßlegt, bei aller Verzweiflung zu einer entweder verlassenen oder noch in Dunkel gehüllten Wahrheit, aber zu einer Wahrheit, die uns aus diesem Schmutz und Blut erretten kann.

Dieser Koth und dieses Blut — dieser Gassenschmutz namentlich ist es, den wir im letzten Roman von Camille Lemonnier „Happe Chair“ (Häscher) finden.

Camille Lemonnier verwendet seine Aufmerksamkeit nicht wie Élémir Bourges auf die Größen, welche sich erniedrigen. Die Verkommenen, von denen er uns berichtet, haben niemals eine Größe gehabt. Das ist nicht mehr die groteske und zugleich stolze romantische Vergrößerung, die alles übertreibt, alles in heldischen Proportionen und tragischem Lichte erscheinen läßt, nein, das ist die genaue, aufrichtige aber herbe und widerwärtige Beobachtung der niedrigen schmutzigen Instinkte. Durch das ganze Werk dieses Schriftstellers zieht es sich wie ein Brechreiz und man fühlt, daß sich ihm das Herz im Leibe gehoben hat im Unwillen über den Anblick der menschlichen Bestialität.

Zur Zeit unseres Krieges, jenes schrecklichen Krieges, der uns die Ehre aus der Brust gerissen hat; während jenes Gemetzels, in dem der französische Ruhm nach etlichen herzzerreißenden Erschütterungen abgethan ward, im Augenblick, wo eine Armee und ein Kaiser, in einem Thalgrunde in die Enge getrieben und von achthundert Feuerschlünden bedrängt, die eine ihren Geist und der andere sein Schwert aufgab — nach jenem Unglück von Sedan besuchte Lemonnier die von der Schlächterei noch warme Kampfstätte. Er sah noch die Hügel erbeben von dem Donner der verschwendeten Salven; er sah die brennenden Dörfer, die aufgerissenen, bodenlosen Straßen, die in den Wegevertiefungen verlorenen Leichen, die Pferde mit aufgerissenen Leibern und hängendem Gedärm, die unter Massen menschlichen Fleisches zermalmten Fahnen, die zertrümmerten, beschmutzten Kanonen, die abgerissenen Köpfe, das umhergespritzte Gehirn und die starrenden offenen Wunden; er trat in die von Gewimmer erfüllten und mit fauligen Gerüchen durchdrungenen Feldlazarethe, sprach zu den Sterbenden und hob aus dem gerötheten Schmutz den Brief auf, der dem armen Burschen durch sein Mütterlein oder die Braut geschrieben war; er erfuhr von dem nächtlichen Gesindel, das sich in der Dunkelheit, nach dem Gemetzel, aufmacht, um Finger abzuschneiden und den blutenden Gliedern die Ringe zu entreißen; dieser lebendige Schrecken erstand vor ihm und er, der das bislang nicht gekannt, lernte die ganze häßliche und unverbesserliche menschliche Verworfenheit verstehen. Bis dahin hatte er nur harmlose Geschichten geschrieben, Erzählungen aus flämischem Lande, Sachen, die mehr kunstreich und weniger stoffschwer waren, nunmehr aber schuf er unter dem Eindruck jener Abscheulich-

keiten seine „Charniers“ (Beinkammern). Hier zeigt sich zum ersten Male jener unbändige Realismus, den er seitdem in Gebrauch und Mißbrauch genommen und an den er sich gewöhnt zu haben scheint wie der Soldat, der nach anfänglichem Widerstreben toll die schwarze Cartouche zerkaut. Hinfort bewahren seine sämmtlichen Schöpfungen das Gepräge und die herbe, lebendige Erinnerung jener blutigen Tage. Weder in seinem „Mâle“ (Männlich), noch im „Mort“ (Tod), noch im „Hystérique“ (Hysterisch) und am allerwenigsten im „Happe Chair“ (Häscher) läßt sich etwas anderes erkennen als thierische Typen, wilde Gelüste, widerwärtige Landschaftsbilder, nichts weiter als eine erstaunliche Epopoe wüster Niedrigkeit. Ob er uns die Liebschaften eines Waldläufers oder den langsamen Todeskampf einer von Visionen Heimgesuchten, die Abscheu erregenden Schamlosigkeiten eines Bauernweibes, oder die unsauberen Ehebruchsgeschichten einer Dirne aus dem niederen Volke entrollt, ob er uns die trübseligen Wälder oder die Nebelschleier des „schwarzen Landes“ vormalt, er verfolgt dabei nur einen Gegenstand, nur eine Idee und das ist die, den Menschen, der den Gelüsten der Bestie fröhnt, niedriger zu stellen. Für ihn giebt es nichts edles in uns, nicht einmal den religiösen Glauben, nicht einmal die erhabenen Leidenschaften wie die Liebe und der Zorn.

Zola bringt in „Germinal“ eine großartige Gemüthsbewegung hervor, indem er den tollen Zug jener Empörten im flachen Lande wachruft, die das Beil gleich dem Messer einer Köpfmaschine handhaben und denen die sich in Blutwellen spiegelnde Sonne auch in blutigen, feurigen Strahlen untergeht. Aus dieser eingeschalteten Schilderung weht ein Hauch des Hasses, der betroffen macht, aber dem Leser einen Ausruf von verblüffter Bewunderung abringt. Im „Häscher“ findet sich nichts dergleichen. Alle diese Persönlichkeiten bewegen sich unter einer Art dichtem Nebel, der die Thaten kleiner erscheinen läßt und die Stimme behindert: Das Ganze ist die volle Einförmigkeit des Lasters und der Traurigkeit, es ist die Photographie des Verbrechens, anstatt dessen geheimnißumwobene und ergreifende Hervorrufung zu sein. Eine einzige Scene ergreift Euch, erschreckt Euch, schnürt Euch die Kehle zusammen und das ist jene, in der Jacques Hurtiaux sein Weib sammt ihrem Liebhaber auf die Straße wirft. Zuvor, danach, ringsum begegnen wir nur dem trivialen Leben, einem Leben, das gemeiner noch ist, als es jemals in Wirklichkeit gewesen, niedriger, als es jemals in Wirklichkeit sein könnte. Alle diese Frauen, die uns der Schriftsteller vorführt, sind nichts anderes als Bettelweiber, cynisch ohne Größe, unsauber, abschreckend, verkommene, zerlumpte Seelen in Fetzenkleidern, Fleischbündel in schmutzigen Unterröcken. Nichts, das erhebt, nur ein wenig erhebt, nein, wir sind geringer als die Erde, denn alles fehlt uns, die Luft und die Bewegung und man empfindet das Eingehen in dieses Werk wie das Hinabsteigen in einen Graben. Aber der Graben ist noch dunkler, als man ihn sich vorgestellt hatte, man stößt darin auf so viel Unrath, geräth in so viele schmutzige Winkel und fühlt sich in einer so widerstrebenden Atmosphäre, daß man für immer angeekelt daraus hochsteigt. Draußen freilich glänzt der Himmel noch, die Blätter rauschen und die Wasser fließen, Sonnenschein liegt auf den braun-

farbigen Dächern, Vögel trillern in den Bäumen und der Staub der Landstraßen bewahrt einen guten Geruch regengenetzter Erde hinter sich; die Springbrunnen treiben ihr lustiges Spiel und die Menge tummelt sich herum — überall zeigt sich Bewegung und Licht und das ist das Leben. Und wie freudig begrüßt man es, wie lieb hat man dieses Leben, welches man wiederfindet, wenn man dem dunklen Schoße der Erde entsteigt, wenn man ein Buch zuklappt, das so tief traurig und so düster ist als das erwähnte — dieses Leben, welches fortschreitet, welches anspricht, welches handelt und das eben lebt! Wie es einem da jung erscheint und herrlich und besser als die Bücher!

Ja, besser als die Bücher. Ehedem — und das ist noch nicht allzulange her — ehedem und zwar nicht in den Tagen, da Königin Bertha am Spinnrocken wob, sondern ganz einfach zu jener allbekannten Zeit, in der die Romantiker mit langen wallenden Haaren auf die Thürme von Notre-Dame stiegen, um den Mondaufgang zu beobachten — in jenen glücklichen Tagen, wo man noch so vieles zu bewundern hatte, waren die Bücher besser als das Leben. Das Leben war traurig, zunächst, weil die großen Erschütterungen genug Geister gebrochen und viele Gemüther verstümmelt hatten, und dann, weil die Metzeleien des Kaiserreichs fast alles, was noch an jugendlicher Lebendigkeit in dieser schon erschöpften Rasse vorhanden war, ertödtet hatten. Nach diesen Stößen bedrückte eine vollkommene Stille die Herzen. Fragt einmal das entmastete alte Schiff, ob es nicht duldet, weil es keine Fregatte sein kann! Das Leben war also traurig zu jener Epoche der Entkräftung, aus freien Stücken trübe bei den einen und unfreiwillig trübe bei den anderen, aber immer erniedrigend und melancholisch. Und dennoch — wie erheben uns diese Schöpfungen vom Anfang unseres Jahrhunderts heute noch! Wie erwecken sie in uns eine Liebe, die wir nicht ahnten, einen Zorn, über den wir uns soeben lustig machten, eine Begeisterung, die uns bis zur Ermüdung und Betäubung mitnimmt! Wie sind sie warmherzig und edelmüthig und wie hallen sie nach, diese Werke, in denen Victor Hugo seinen unvergleichlichen Feuergeist entfaltete, wo Lamartine seine zärtliche Liebe für alles große kundthat und in die Musset seine Leidenschaft hineinwarf; diese Werke, in denen Casimir Delavigne die Freiheit pries, Gautier die Kunst rühmte und Vigny den Gedanken und die Ehre; an die Dumas sein unerschöpfliches Genie verschwendete und Janin, ohne, als echter Edelmann, der er war, dabei zu rechnen, seine Paradoxen ausgab, und wo man schon mit dem erhabenen Schwung der George Sand die lebendige aber hehre Stimme Barbiers erräth! Gewiß — während dieses Zeitabschnittes mächtiger literarischer Lebenskraft, zu dieser Epoche flachen und gleichsam gebrochenen Daseins waren es die Bücher, die für das Leben entschädigten. Man suchte in ihnen die großen Erinnerungen und Hoffnungen, die Liebe, den Glauben, den Ruhm, den Zorn und oft den Haß, aber immer jenen heldenmäßigen, zu tollen Streichen geneigten Sinn, der die aus sich heraus entstehenden edelmüthigen Werke zeitigt. Ich bilde mir ein, daß die jungen Leute von 1830, die die blutigen Tage der Revolution und des Kaiserreichs hinter sich hatten und die nun in eine schwüle Ruhe zurückgeführt waren, ich stelle mir vor, daß diese jungen

Leute in den zeitgenössischen Werken etwas anderes erblickten, als bloße literarische Schöpfungen.

Sie sahen in Victor Hugo, in Lamartine, in Casimir Delavigne die beredten und hingerissenen Sänger der Ideen, welche ihnen theuer waren, die sie nicht nüchtern zu vertheidigen gewagt hätten, die aber in schöne Versform gegossen oder als eine eiserne, erhabene Dichtung in ihnen als ebenso viele Trompetensignale nachhallten. Hernani war die Empörung der wilden, ungezähmten Freiheit gegen die königliche Majestät, Didier bedeutete das gesammte Volk, das Volk, welches die Ehre nach seiner Art auffaßt, aber für diese Ehre zu sterben weiß; unter Triboulet ist die erhabene Häßlichkeit zu verstehen; Saint-Vallier, das war die Empörung des Rechts gegen das Verbrechen, eine phrasenhafte Empörung vielleicht, und sicherlich unwahrscheinlich, aber dennoch bewundernswerth wie ein entrüstetes Kapitel aus Tacitus — und überall in solcher Schöpfung, in den Oden wie in den Dramen, im Roman wie in den glühenden Reden war das, was die Jugend jener Zeit beklatschte, das, von dem sie sich begeistern und hinreißen ließ, die Hervorrufung der höchsten Tugenden und die Lobpreisung stolzer Ideen — es war das Vergessen des niedrigen, alltäglichen Lebens.

Heute ist alles anders geworden. Das Leben ist vielleicht traurig, aber es ist weder fade noch gering. Wir sind an einem Punkte angelangt, an dem in der gesellschaftlichen Ordnung wie in der wissenschaftlichen Ordnung und der des reinen Denkens alles aufs Spiel gesetzt ist. Um dieser furchtbaren Probleme, die vor uns errichtet sind, Herr zu werden, um all den aufgeworfenen Fragen ins Gesicht zu sehen, bedürfte man einer Generation, die mit jener Lektüre gesättigt ist, an der sich unsere Väter einst erbauten. Gewiß sind wir Weise in jenem Sinne, wie ihn die primitiven Völker diesem Worte geben. Wir gehen allen Dingen auf den Grund, wir zergliedern unsere Gefühle und kennen sie, soweit man sie erkennen kann. Wir sind groß im Hautabziehen und im Bloßlegen der Nerven. Wir gehen mit Renan von einer Religion zur anderen über und prüfen sie alle, ohne jedoch irgend eine anzunehmen; mit Taine treiben wir den verzweifeltesten Schlüssen des wissenschaftlichen Pessimismus entgegen; mit den Romanciers der naturalistischen Schule haben wir den Ehebruch unter allen seinen Formen und von allen Gesichtspunkten studirt; mit den Poeten, die das Ende unseres Jahrhunderts gezeitigt, haben wir uns in einer mehr oder minder mystischen und krankhaften Melancholie entnervt. Und wenn wir mit schwerem Kopfe aus solchem, uns übelmachenden Lesestoffe hervorgehen, dann — nun, dann geschieht es wohl, daß uns der Himmel anlacht und wir einen Blick hinabwerfen auf das Menschenleben unten in der Straße und daß wir dann die seltsame Idee bekommen, das Leben sei doch besser als es die Bücher darstellen.

Und es ist wahr — das Leben ist besser. Man findet schon noch im Leben große Seelen und gesunde Herzen. Man kann Bürgerin aus der Provinz sein, ohne Madame Bovary zu werden; man kann zu Paris und selbst in dessen am wenigsten orthodoxen Quartieren Häuser finden, die nichts mit dem aus Pot-Bouille gemein haben; die Bauern sind nicht alle so gemein als die, die uns Guy de Maupassant vorführt, und die Frauen von Welt sind nicht alle so naiv komplizirt

als die von Paul Bourget; man hat nicht nöthig, im Gefolge von Pierre Loti unter exotischen Himmeln nach ungezähmter Liebe und bei den gemeinen Negerinnen nach großen aufrichtigen Passionen zu suchen, denn es giebt in unserer nächsten Nähe gewiß Frauen von zärtlicher Hingebung und Männer, welche stolz sind, Wesen, welche ihre Herzen in der Brust schlagen lassen und das Leben mit vollen Lippen und vollen Lungen genießen, welche sich in Enthusiasmus berauschen und sich noch mit köstlichen einfältigen Späßen und herrlicher Naivetät durchhelfen. Für alle diese gilt das Leben mehr als ihm in den Büchern zuerkannt wird. Was sage ich? für diese allein? Nein, für euch, für mich, für alle. So unglücklich man sich auch ein menschliches Wesen vorstellen mag, es giebt dennoch keines, dessen Herz niemals für ein Weib gelitten oder für das Vaterland gepocht und das nicht zuweilen in edlen Stunden erhabene Schauer der Liebe oder des Stolzes oder des Zornes oder selbst des äußersten Hasses gehabt hat beziehungsweise noch haben wird. Der moderne Roman verschweigt diese Schauer. Wohlan — jedoch man findet sie im alltäglichen Leben wieder. Ehemals entschädigten die Bücher für das Leben, heute aber, zur Stunde höchster Verderbniß, ist es das Leben, welches uns für die Bücher entschädigt.

Und hier liegt die Ursache, warum der naturalistische Roman bestimmt ist, aufzuhören. Er wird zu Grabe gehen, nicht etwa weil er unmoralisch ist, nicht, weil er falsch ist und auch nicht, weil er gegen das künstlerische Prinzip sich richtet, sondern einfach, weil er uns derart betrübt, daß er uns einen Widerwillen gegen ihn einflößt. Man bewahrt sich davon etwas wie eine Erinnerung an eine frühere Uebelkeit: man kann ihn bewundern, aber indem sich das Herz dabei hebt. Mit freudiger Empfindung hingegen und tiefaufathmend, weil man sich wohler und größer dabei fühlt, bewundert man die wahrhaft unvergänglichen Werke, die Schöpfungen der Phantasie.

Der Traum, die Phantasie — — das ist es, was unsere Romanciers, was unsere gegenwärtigen Dramaturgen verbannen wollen. Als ob man das Leben verbannen könnte! Das Träumen verbannen? — geht doch! Aber der Traum widersteht, der Traum bleibt unwandelbar, der Traum füllt alle schönen Verse und alle hohen wohlklingenden Phrasen: er ist die Seele dieser Harfe oder dieser Trompete, er ist deren Melodie und zugleich auch deren Kraft. Der Traum ist es und allein der Traum, der uns Corneille so groß erscheinen läßt. Zugegeben, daß Corneilles Verse schwulstig oder leer sind, daß sie unwahrscheinlich, deklamatorisch und zuweilen schlecht sind, aber sie sind bei aller ihrer Schlechtheit doch erhaben. Und warum diese stolze und unbegreifliche Schönheit? Woher diese Kraft, die man sich nicht erklären kann und der man sich mit Erstaunen unterwirft? Warum bilden alle diese kläglichen Einzelheiten ein so bewundernswerthes Ganze? Einfach, weil sie mehr und besseres besitzen als plastische Schönheit, mehr und besseres als das klassische Theater, mehr und besseres als Aristoteles und das ist die große und oberste Beredsamkeit des Herzens, welches zum Herzen spricht, das ist die wundervolle Sprache, die der Traum gebärt. Der Cid bedeutet die spanische Ehre, eine phrasenhafte und ungeschliffen sich gebende Ehre, aber eine solche,

die selbst in ihrer Uebertreibung bewundernswerth rein erscheint. Dies ist der Traum von der Ehre. Auguste verzeiht, wie man nicht verzeihen darf, wie man nicht verzeihen könnte und wie man nie verziehen hat: das ist der Traum von der Milde. Der alte Horaz findet einen Ausruf wilden, unbändigen Stolzes und das ist der Ausdruck der Vaterlandsliebe, die bewundernswerthe Narrheit der Opferung. Polyeuct stirbt als Märtyrer für einen Glauben, dem er alles geopfert hat: dies ist die Leidenschaftlichkeit, die Tollheit, die Sucht nach dem Tode. Und alles das — Leidenschaftlichkeit, Tollheit, Wahnwitz, erhabene stolze und kurze Worte, begeisterte Regungen, oratorische Posen, Ausartung der Form, und Uebertreibung des Gefühls — alles das packt euch, bewegt euch, lenkt euch, und zwingt euch in die Arme des Idealen. Und alles das ist auch falsch, aber so glänzend und so stolz bei seiner Unrichtigkeit! Es liegt auch besseres darin als die episodische Genauigkeit, besseres selbst als die absolute psychologische Wahrheit, nämlich eine Genauigkeit, die unseren niedrigen Berechnungen trotzt, eine höhere Wahrheit, eine Idee, die Flügel hat, um sich im weiten Himmelsraume zu verlieren.

Der Traum hat, bald melancholisch, bald hochmüthig und rauh, unsere ganze Literatur erfüllt. Was ist denn, wenn man es recht ansieht, die Marseillaise anders als der feurige Appell eines in Wuth gerathenen Traumes, eines Traumes, der Frankreich gegen Europa aufwarf, weil Europa eben diesen Traum nicht annehmen wollte? Was ist denn die dramatische Poesie Viktor Hugos anders als ein Traum in vierzig Akten, ein Traum des Erbarmens, ein Traum ritterlicher Noblesse, ein Traum hochherziger einfältiger Aufopferung, ein Traum, in welchem die Gestalten wie Schatten in den großen Umrissen und mit der fernen Stimme der Erscheinungen, die uns zuweilen in schwülem Nachtschlafe bedrücken, vorübergleiten?

Dieses ganze Werk ist also nur ein Traum, aber ein Traum der mehr gilt als die schmutzige Wirklichkeit und die alltägliche Betrübniß. Und mag diese dramatische Poesie immerhin wenig scenisch sein, mag sie uns zuweilen durch beklagenswerthe Unwahrheiten ein Aergerniß geben, sie wird dennoch nicht unterlassen, uns in Erstaunen zu setzen, uns leidenschaftlich einzunehmen; sie bemächtigt sich unser wie ein Alpdruck oder wiegt uns wie ein glorreicher süßer Traum, sie birgt Lockungen helltönender Trompeten, sie birgt das Geräusch von Küssen und Thränen, sie birgt den Widerhall von Fanfaren — ohne Zweifel ist das nicht das Leben, aber es ist dessen geniale Erhebung, dessen übermenschliche Hervorrufung.

Die Beschwörung des Lebens . . . Uns scheint, als müsse hier der Endzweck dieser literarischen Werke liegen, die uns zwar über unsere höchste Bestimmung nichts lehren können, die uns aber wenigstens trösten und dieses mit Vorsatz heruntergesetzte Dasein besser und stolzer gestalten sollen, dieses Dasein, welches der Roman und das Theater unserer Zeit in den Schmutz der Gräben ziehen und sich dort selbst überlassen.

Gewiß — der Graben ist da und in dem Graben modern allerlei Trümmer, fault allerlei Kraut unter der verzweifelt klaren, scharf herabstrahlenden Sonne; aber daneben befindet sich auch die Straße,

die Straße mit ihren Ueberraschungen, ihrer Unendlichkeit und ihrem Ziel, das man nie erreichen kann, über das man jedoch mit ganzer Seele, mit allen Gedanken, mit dem vollen Leben nachsinnt. Wir wissen, daß das Endziel immer zurückweichen und daß mit jeder neuen Station das Licht immer niederdrückender sich geltend machen, die Beschwerde immer empfindlicher sein wird; wir wissen, daß das Leben trübe und gering und vor allem trivial ist und eigenthümlich ausdörrend und lastend auf die entnervten Wanderer, die wir sind, wirkt ... Und dennoch kann uns eins noch begeistern und dieses eine ist der Traum. Das ist es, warum wir von der Literatur mehr und besseres verlangen, als ins Kleinste gehende, sozusagen mikrographische Beobachtungen und weitschweifige, kleinliche Analysen, mehr und besseres als den Abstieg in einen Graben, dessen Geruch uns schon übel macht: wir verlangen von ihr die Luft, die uns fehlt, jene Welt, zu der uns ein unstillbares Verlangen zieht, jenen Lichtstrahl, der uns beim Lesen eines großen Werkes wenigstens das Herz täuscht, indem er es in Flammen setzt. Das ist es, warum wir, so echt und genau auch die Wissenschaft sein mag, in der man lebt, ihr dennoch die Leidenschaftlichkeit vorziehen, die Gemüthsbewegung, an der man stirbt.

Es liegt ein Rausch darin, Glut zu athmen, und ein schöner Wahnwitz, der Sonne ins Angesicht zu schauen.

„Hier vor dem Haus die alte Linde —“

Hier vor dem Haus die alte Linde
Hat mir den ersten Gruß gerauscht —
Und was die Mutter sang dem Kinde,
Das erste Lied hat sie erlauscht!

Wie nun die Zweige leise — leise
Herniederrauschen, vollbelaubt,
Da spielt die alte, süße Weise
Mir mächtig wieder um das Haupt —

O grabet unter dieser Linde
Dereinst mein stilles, kühles Grab —
Dann rauscht sie mir im Abendwinde
Das alte Schlummerlied herab.

Paul Warncke.

Zur Naturgeschichte des Schauspielers.

Skizze von Silvester Frey.

Der Souffleur einer Bühne sagt zu einem als Gast auftretenden Schauspieler: „Aber verehrter Herr Soundso, wenn ich Ihnen so laut souffliren soll, so hört mich ja das Publikum Wort für Wort.“ — „Ach was Publikum“, erwidert unser Mime. „Für einen tüchtigen Schauspieler existirt das Publikum überhaupt nicht.“ — Mag diese Anekdote nun auf Wahrheit beruhen oder erfunden sein, in jedem Falle charakterisirt sie unsere modernen Bühnenkünstler sehr gut und legt eine bedenkliche Schwäche derselben bloß: das übertriebene Selbstbewußtsein. Wie hinderlich diese für den Verkehr werden kann, weiß ein jeder, welcher jemals mit der Bühne zu thun gehabt. Nimmt der Schauspieler keine Stellung ein, so darf man gewiß sein, daß er sich in allerhand Klagen und Lamentationen ergeht. Er ist ein verkanntes Genie, dem sein Direktor, die Kollegen oder das Publikum nicht wohl wollen. Oder auch die Kritik, und diese letztere ist es zumeist, auf welche unsere Schauspieler sehr selten gut zu sprechen sind. Noch schwieriger aber gestalten sich die Beziehungen zu sogenannten berühmten Künstlern. Sie beanspruchen eine Ausnahmestellung, zu welcher sich leider die Gesellschaft heute nur zu bereitwillig versteht. Ihr Erscheinen in der Oeffentlichkeit oder im Salon ruft ein Aufsehen hervor, welches auf keine Weise gerechtfertigt ist. Kurzum, wir stehen vor der Thatsache, daß der darstellende Künstler, sei es nun, daß er mit dem gesprochenen oder mit dem gesungenen Wort wirkt oder gar im Ballet durch Pose und Geste — daß dieser also Ansprüche an die Gesellschaft stellt, welche weder mit seinen Leistungen, noch mit seiner geistigen Bedeutung, noch auch mit der Würde der ersteren auch nur im entferntesten in Einklang gebracht werden können.

Schuld daran tragen vor allem die übertriebenen Gagen, welche unsere Favoritdarsteller augenblicklich beziehen. Einige verbürgte Beispiele werden das beweisen. Jenny Lind erhielt von ihrem Impresario Barnum innerhalb eines Jahres 175,000 Dollars ausgezahlt. Die Malibran verdiente in London während der Saison 1833, welche zehn

Wochen währte, 140,000 Franken. Henriette Sonntag nahm daselbst bei einer Benefiz-Vorstellung 50,000 Franken ein. Die Rachel hinterließ nach einem an Extravaganzen und Leidenschaften jeder Art überreichen Leben ein Vermögen von 1,274,371 Franken 9 Centimes. Sarah Bernhardt hat von ihrer amerikanischen Tournée im Jahre 1880—81, welche hundert Vorstellungen umfaßte, eine und eine halbe Million Franken heimgebracht. Die größten Honorare aber erhält augenblicklich wohl Adeline Patti. Jeder Abend, welchen sie im Jahre 1883 in Amerika sang, trug ihr mit Abzug aller und jeglicher Kosten für sie und ihren unebenbürtigen Partner und seitherigen Gemal Nicolini das runde Sümmchen von 20,000 Franken ein.

Man wird vielleicht entgegnen, daß diese Gagen nicht bedeutender sind als jene, welche erwiesenermaßen schon früher, selbst im grauen Alterthum, den Bühnenkünstlern gezahlt wurden. Solche Beispiele existiren allerdings, nur bildeten sie damals eine ungeheuerliche Ausnahme, während heute die Honorare selbst in Europa und an regelrechten, finanziell geordneten Bühnen von den sonstigen wirthschaftlichen Verhältnissen grell abstechen. Im allgemeinen waren unsere Väter, zumal hier in Deutschland, nicht so dumm, daß sie sich zu Gunsten der Repräsentanten einer Kunst ruinirten. Bei aller Achtung vor derselben deuchte ihnen die Wirklichkeit denn doch werthvoller und würdiger einer Rücksicht, als das Scheinleben auf der Bühne. Konrad Eckhof (1720—77) erhielt durch geraume Zeit wöchentlich 1 Thaler 16 Groschen. Iffland war mit 4 Thalern für den Monat angestellt. Bei Schönemann, einem der berühmtesten Theaterdirektoren jener Zeit, betrug per Woche der gesammte Gagen-Etat seiner Truppe 16 Thaler 8 Groschen. Davon entfielen auf Ackermann und die Schröder allein je 2 Thaler. Und Schönemann ließ diese berühmte Tragödin ziehen, als sie eine Erhöhung ihres Einkommens um volle 12 Groschen verlangte. Friedrich Ludwig Schröder (1741—1816), Balletmeister, Direktor, Schauspieler, Sänger und Tänzer, vor allem aber, wie sein Name besagt, Mitglied jener hochberühmten Künstler-Dynastie, welche mit der großen Schröder-Devrient von den Brettern verschwand, bezog trotz der Vielseitigkeit seines Talents nicht mehr als 16 Thaler für die Woche. Die Neuberin, welche im Vereine mit Gottsched die deutsche Bühne bekanntlich vom Hanswurst befreit hat, zahlte ihrem ersten Heldendarsteller, dem trefflichen Kohlhardt, 5 Gulden wöchentlich; und als sie die Gage Kochs auf 9 Gulden — immer wöchentlich gerechnet — aus freien Stücken erhöhte, erregte dieser Akt der Großmuth innerhalb der gesammten deutschen Kunstwelt geradezu Sensation.

So nimmt sich die Regel aus, während Fälle, wo die Gagen bedeutende Ziffern aufweisen, als Ausnahmen aufgeführt werden müssen. Gewiß ist es Thatsache, daß eines der ältesten Balletmädchen, die antike Dionysia, schon 200,000 Sestertien Jahreseinnahme erhalten hat. Aber diese Nachricht stammt aus einer Zeit und aus einem Volke, wo man die Kunst zum Nachtheil der Gewerbe pflegte, wo der staatliche und wirthschaftliche Ruin durch das Katzengold der Bühne überfirnißt wurde. Die berühmte Gabrielli verlangte von Katharina II. für den Monat ein Honorar von 5000 Dukaten. Die Kaiserin fand die Summe zu hoch mit dem Hinweise, daß kein Marschall einen solchen Gehalt be-

ziehe. Darauf soll die Sängerin die oft zitirte Antwort gegeben haben: „So mögen Eure Majestät einen Marschall anstatt meiner singen lassen.“ Wenn die Kaiserin gleichwohl diese Summe bewilligte, so liegt der Grund eben darin, daß sie der Sängerin bedurfte. Ihre Kosaken sollten einen Begriff von menschlicher Kultur bekommen; der Hof des damals noch völlig asiatischen Reiches mußte sich den Firniß europäischer Kunst selbst um einen hohen Preis herbeischaffen. Nicht anders lassen sich die exorbitanten Summen begreifen, welche Napoleon I. seinen Künstlern bewilligte. Der junge Thron bedurfte eines Glanzes. Nur aus diesem Grunde gab er der Mars, welche von dem „Théâtre français“ schon die respektable Summe von 30,000 Franken für das Jahr bezog, nochmals dieselbe aus seiner Privatschatulle und ließ der Catalani für zwei Monate eine Gage von 100,000 Franken anbieten. Sie schlug dieselbe jedoch aus, weil sie gewohnt war, vor wirklichen Fürsten zu singen. Diese jedoch haben sich, wenigstens bei normalen Verhältnissen, allezeit gehütet, die Geldgier der Theaterprinzen und -Prinzessinnen zum Schaden der Allgemeinheit zu befriedigen. Der beste Beweis auf diesem Gebiet ist ein Ausspruch, welchen einst Friedrich II. von Preußen gethan: „Die Opernleute seindt solche Canaillenbagage, daß ich Sie Tausendmahl müde bin. Ich jage Sie zum Teufel und Solche Canaillen Kriegt man doch wieder, ich Mus Geld zu Kanonen und kann nicht so vühl Geld vor Faselanten verthun. Ich wollte, daß Sie der Teufel Alle holete, die Canaillen bezahlt man zum Plaisir und nicht Friesirerei von Ihnen zu haben!“ ... Und dem großen Monarchen wird man doch gewiß nachrühmen, daß er für die darstellende Kunst in all' ihren Zweigen Verständniß sowohl als auch eine stets gebebereite Hand besessen hat.

Daraus erwachsen denn all' die Eigenschaften, aus denen die Naturgeschichte des Schauspielers besteht. Vor allem ein Luxus, wie ihn sich gewiß kein Stand erlauben kann, welcher aus dem mehr oder minder täglichen Verdienst sein Einkommen bezieht. Natürlich sah es nicht immer so wie heute in dem Heim aus, welches sich die Fürstinnen der Bretter zu gestalten belieben. Die Schauspielerin Burgdorff, welche unter Goethe eine Hauptstütze der Bühne in Weimar war, schrieb eines Tages an ihn: „Was bleibt mir nach Bezahlung meiner Schulden, die sich auf fünfzig Reichsthaler belaufen, nach Ankauf eines Oberrockes, den ich so nöthig brauche, da ich nichts warmes, nicht einmal ein warmes Unterkleid, nicht einmal ein warmes Halstuch habe, da ich sogar noch einen Koffer kaufen muß, da auch dieser mir fehlt.“ ... Man vergleiche damit den Luxus, in welchem sich heute unsere Bühnendarstellerinnen gefallen. Als sich Mademoiselle Schneider, Offenbachs erste „Boulotte“ und „Großherzogin von Gerolstein“, vom Theater zurückzog, konnte sie sich einen Palast bauen, um welchen sie von Fürsten beneidet werden durfte. Adeline Patti besitzt Diamanten von einem Werth, wie dieselben höchstens noch die Mitglieder der uralten Dynastien Europas ihr Eigen nennen. Wenn sie in einer Stadt gastirt, übergiebt sie ihre Kassetten gewöhnlich einem Versicherungsinstitut, damit dieses für dieselben einstehe. Jede neue Rolle, welche sie einstudirt, setzt ihre Lieferanten in Aufregung. Die Kostüme, welche sie sich anschafft, die Roben, welche ihr für jede neue Tournée geliefert werden,

stellt sie stets aus wie den Trousseau, welchen eine fürstliche Braut in die Ehe mitzunehmen gedenkt. Dieser Aufwand der Künstlerinnen geht von ihrem privaten Leben auch allmählich auf die Bretter über. Sie treten in Kostümen auf, welche zu dem Geist der Rolle oftmals in krassestem Widerspruch stehen. Antonie Janisch löste ihren Kontrakt mit dem Burgtheater in Wien, weil ihr die Direktion desselben nicht die Mittel gewährte, deren sie bedurfte, um ihre Putz- und Modesucht zu befriedigen. Man ließ sie ziehen, weil die Ansprüche der Dame um vieles größer waren, als ihr gewiß allgemein anerkanntes Talent. Noch mehr Aufsehen erregte ein Fall, welcher sich vor einigen Jahren in Paris ereignete. Fräulein Jullien strengte einen Prozeß an wider Koning, den Direktor des Gymnase, weil dieser sie nicht von ihrem Kontrakt entbinden wollte. Sie erhielt 4500 Franken Jahresgage, behauptete jedoch vor Gericht, daß sie 6000 Franken für Kleider, 1000 für Hüte, 1000 für Handschuhe, 3000 für Wohnung und 8000 für Kost brauche. Das Gericht war vernünftig genug, die unsinnigen Forderungen dieser talentvollen jungen Dame einfach abzuweisen. Natürlich tragen die Direktoren zum großen Theil selber die Schuld an solchen Zuständen. Statt den maßlosen Ansprüchen der ersten Kräfte vereint, vielleicht durch ein Kartellbündniß, entgegen zu treten, übertrumpfen sie sich vielmehr in der Anstrengung, solchen „Star" für ihr Institut zu gewinnen. So spielen sie mit ihrer Existenz meistens immer Vabanque. Die nothwendige Folge ist der fortdauernde Krach so vieler oft ansehnlichen Bühnen. Die Hof- und Landestheater entgehen demselben gewöhnlich nur durch die Subventionen, welche ihnen gewährt werden. So kostet die Oper in Budapest für eine jede Vorstellung dem Lande rund 2600 Gulden. Da muß jeder Unbefangene die Frage aufwerfen, ob man nicht diese ungeheure Summe vortheilhafter verwerthen könne, als daß sie unter dem lächerlichen Vorwande, wie wenn dadurch die Kunst unterstützt werde, diesen Nimmersatten von Sängern und Sängerinnen in den Schoß fließt. So bezieht die Turolla beispielsweise allein eine jährliche Einnahme von 35,000 Gulden. Mit einem solchen Einkommen, welches durch die andauernden Gastspiele noch um ein Erkleckliches erhöht wird, kann man freilich luxuriös leben. Allerdings frißt der Aufwand das meiste hinweg. Man weiß, daß Sarah Bernhardt trotz der Millionen, welche sie verdient, von dem Exekutor wie von ihrem Schatten verfolgt wird. In Paris starb vor einigen Jahren die Schauspielerin de Bongars im tiefsten Elend. Dabei erhielt sie die größten Gagen, welche damals einer Bühnenkünstlerin gezahlt zu werden pflegten. Als sie in Petersburg gastirte, gab sie dort einen Ball, welcher durch eine Bizarrerie das Tagesgespräch der fashionablen Kreise bildete. Wie Marguerite Gautier für Kamelien, so schwärmte nämlich die de Bongars für Kirschblüten. Mit Zweigen dieses Baumes von der ersten aufbrechenden Knospe bis zur prächtig entwickelten Frucht war nun der ganze Speisesaal dekorirt. Man kann sich denken, welche Kosten dadurch — es war mitten im Winter und eine mörderische Kälte — verursacht worden. Am nächsten Morgen kehrten die Diener allein für 10,000 Franken Kirschkerne zusammen. Solche maßlose Verschwendung mußte sich natürlich denn auch rächen.

Wie die Alten summen, so zwitschern auch die Jungen, was, auf

das Bühnenleben angewendet, etwa heißt: wie es die berühmten Künstlerinnen vormachen, wollen es auch die unberühmten nachthun. Da sie natürlich die entsprechende Gage nicht beziehen, suchen sie dieselbe oftmals durch Nebeneinkünfte zu ergänzen. Das ist eins der trübsten Kapitel unserer modernen Theaterverhältnisse. Die Musen halten sich die Ohren zu, wenn wir darauf zu sprechen kommen. Besser als tausend Beispiele charakterisirt das eine einzige hübsche Anekdote, welche man von einer „renommirten" Ballettänzerin neulich kolportirte. Sie kam zu ihrem Arzt und klagte ihm ihr Leid. „Doktor", sagte sie, „ich werde so stark, daß ich bald nicht mehr tanzen kann! Was ums Himmels willen soll ich dagegen thun?" — „Oh, mein Fräulein, da weiß ich Rath! Versuchen Sie es, zwei Monate allein von Ihrer — Gage zu leben!"

Mit dieser Gewinnsucht Hand in Hand geht eine andere bedauernswerthe Eigenschaft, welche aus jener resultirt: der Mangel an Patriotismus. Wir begegnen demselben vielleicht in keiner Klasse der modernen Gesellschaft so oft und in so anstößiger Weise, wie gerade bei den Bühnenkünstlern. Wir weisen nur auf das eine Beispiel hin, wo ein Mitglied des Burgtheaters zu Wien — der Name bleibe verschwiegen — im Jahre 1866 bei dem Kriege zwischen Oesterreich und Preußen demjenigen einen Preis aussetzte, welcher die erste Fahne des „feindlichen" Heeres erobern würde. Und dieser „wackere" war ein geborener Preuße. Das geschah zu einer Zeit, wo die beiden Völker blutige Thränen über den unseligen Bruderkrieg weinten und die Fürsten selbst mit tiefem Weh im Herzen daran gingen, die Waffen über streitige Fragen entscheiden zu lassen. Man muß den französischen Künstlern nachrühmen, daß sie in dieser Hinsicht mehr Charakter zeigen, als die meisten ihrer deutschen Zunftgenossen. Ihr Groll gegen die Sieger von Straßburg und Metz geht gewiß zu weit und ist in seinen überspannten Ausfällen oft albern, aber er steht ihnen immer noch besser als etwa der Mangel einer jeglichen Anhänglichkeit an die Heimat oder gar ein charakterloses Verleugnen derselben. Wir brauchen nur zu erinnern, wie sich Friedrich von Flotow, der Komponist der „Martha", beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges benahm. Der geborene Mecklenburger bekundete damals einen Chauvinismus, um welchen er von Herrn Déroulède, dem bekannten Führer der französischen Patriotenliga, beneidet werden dürfte. Und die Heldenthaten Meister Hans von Bülows, welcher in Prag mit den die Deutschen so mißachtenden Tschechen in so wenig würdiger Weise liebäugelte, haften doch noch in aller Erinnerung. Beide sind freilich eigentlich keine Bühnenkünstler, aber bei den innigen Beziehungen, welche sie zu den Brettern unterhalten, können sie mit Fug dazu gerechnet werden. Man sieht dann auch, daß der Dunstkreis, welcher daselbst herrscht, ihre Anschauung entsprechenderweise beeinflußt hat. Man werfe nicht ein, daß die Kunst international sei und solche ängstliche Rücksichtnahme nicht verträgt. Dieser Grundsatz ist nur sehr bedingt wahr; die Kunst soll vielmehr eher als jede andere Thätigkeit des Volksgeistes den Ort und die Zeit wiederspiegeln, welche sie produzirt haben. Und selbst wenn jener Satz unbedingte Geltung besäße, so hat der Künstler selbst kein Recht, ihn auch auf seine Person in Anwendung zu bringen. Er gehört der Nation zu, welche ihm Bildung,

Engaso vom Jenkijoch aus.

Aus „Europäische Wanderbilder", Heft 109—110: „Hochgebirge und Seen". Zürich und Leipzig, Orell Füssli & Co., Verlag.

Digitized by Google

Lebensunterhalt und Heimatsrecht gewährt hat. Jedes Streben, jeder Versuch, aus Reih' und Glied zu treten oder sich so zu recken, daß er über die Mitlebenden hinausragt, bleibt eine Anmaßung, welche gerügt werden muß. Der Künstler hat so selten ein Vaterland, weil er keins mag. Lilli Lehmann war mehr als ein Jahrzehnt Mitglied der Berliner Hofoper. Der Beifall, den man ihr zollte, die Anhänglichkeit, welche sie genoß, wußte sie nicht besser zu lohnen, als indem sie fahnenflüchtig wurde und das Land der Dollars aufsuchte. Die Wilt hat mindestens eben so lange in Wien gewirkt. Das hindert sie jedoch nicht, trotz des augenscheinlichen Bruchs, wie er zwischen den Deutschen und Tschechen besteht, auf der Bühne der letzteren ihre Abkunft zu verleugnen. Dieselbe Konzession machte die Bianchi, welche ihren ersten künstlerischen Ruf Karlsruhe verdankt, in Budapest den Magyaren, und der Tenorist Schott, ein ehemaliger deutscher Offizier, singt in Stockholm in jedem Idiom, nur nicht in dem seiner Heimat. Man hat sich oft über die Gleichgiltigkeit, wenn nicht Abneigung gewundert, welche Fürst Bismarck der darstellenden Kunst gegenüber an den Tag legt. Wir meinen, die Deutung liegt auf der Hand. Wahrscheinlich widert den echt deutschen Mann, den groß angelegten Charakter, ein solcher Mangel an Gesinnung und Patriotismus derart an, daß er die Sünden Einzelner mehr oder minder auf den ganzen Stand überträgt.

Hand in Hand damit geht eine schrankenlose Selbstüberschätzung, ein Stolz, welcher keine Grenzen kennt, eine Eitelkeit, welche die köstlichsten Kapitel liefern würde zu einem Werke über die menschlichen Narrheiten. Der berühmte französische Sänger Garat war der verhätschelte Liebling des frischgebackenen Hofes unter Napoleon I. Aber er war eben so maßlos eitel, wie er bezaubernd schön sang. Seine Putzsucht übertraf diejenige der Weiber. Als er nun eines Tages, bis zur Lächerlichkeit hergerichtet, auf den Hofwagen wartete, welcher ihn zu einer Soirée abholen sollte, und statt der stolzen Karrosse, die er erhofft, nur ein Fiaker erschien, weigerte er sich, in diesen zu steigen. Vergebens bat ihn der Huissier, diesmal mit einem solchen Gefährt vorlieb zu nehmen, da sämmtliche Hofwagen in Beschlag genommen seien. Garat wüthete wie ein Besessener und erklärte, bei dem Hofkonzert nicht mitwirken zu wollen. „Ich habe aber den Auftrag Seiner Majestät", versetzte der Huissier, „und ich werde denselben unter allen Umständen vollstrecken. — „Das soll heißen: wenn ich nicht gutwillig gehe ..." — „So muß ich zu meinem größten Bedauern Zwang anwenden", erwiderte der Abgesandte des Hofes. Zugleich streckte er den Arm aus, um Garats Hand zu ergreifen. „Sie wollen mich also wirklich zwingen, in jenem abscheulichen Wagen zu fahren?" rief dieser in der höchsten Extase. „Wohlan, so sei es!..." Dabei springt er — nicht etwa in den Fiaker, sondern auf die Straße, welche — es war Winter, und ein Regen, untermischt mit Schnee, hatte die Erde gelockert — einer Kothpfütze glich. Mit beiden Füßen, welche in zierlichen, seidenen Strümpfen steckten, tritt er mehrmals in derselben herum und stellt sich dann, von oben bis unten bespritzt und beschmutzt, vor den Huissier. „So, mein Herr", sagt er dann, „jetzt bin ich bereit! Führen Sie mich also in die Tuilerien!" Dem Huissier blieb natürlich nichts übrig, als ohne Garat den Heimweg anzutreten, und der

eitle Künstler setzte somit durch, was er sich in seinem beleidigten Stolze in den Kopf gesetzt.

Diese Anmaßung und Ueberhebung scheint im Laufe der Zeiten geradezu gewachsen zu sein. Ein Beispiel möge das beweisen. Das neu engagirte Mitglied eines Berliner Theaters ließ sich im Kaffeehause die Zeitungen des Ortes geben, wo er ehedem geweilt. „Ach", sagte ein Kollege, der neben ihm saß, „Sie möchten wohl wissen, wie Ihr Nachfolger gefällt?" — „Mein Lieber", antwortet unser Mime mit Stolz, „ich habe überhaupt keinen Nachfolger!" ... Und noch ein fernerer Fall, welcher unsere Behauptung beinahe noch köstlicher illustrirt. Ein junger Schauspieler von jener Spezies, deren Naturgeschichte wir hier zusammenstellen, erkältete sich und hustete einige Male während der Probe. „Sie scheinen sich stark erkältet zu haben!" bemerkte der Direktor besorgt. „Sie ersehen daraus", erwiderte der Mime selbstbewußt, „daß auch wir Künstler nur sterbliche Menschen sind ..." Noch schwieriger gestaltet sich der Verkehr mit den Vertreterinnen des schönen Geschlechts. Lumly, der Impresario der italienischen Oper in „Her Majestys Theatre" zu London, erzählt in seinen Memoiren, welche er im Jahre 1864 veröffentlichte, daß ihm in seiner an Verlegenheiten und Verdruß so reichen Laufbahn nichts im Leben so viel Mühe verursacht habe, als das Arrangement eines **Pas de quatre**, in welchem er der Londoner Gesellschaft die vier berühmtesten Tänzerinnen des damaligen Europas vorzuführen gedachte. Nach Beseitigung von unzähligen Hindernissen und durch den Aufwand von unglaublichen Kosten gelang es ihm endlich, in der Saison von 1846 Marie Taglioni, Lucile Grahn, Carlotta Grisi und die Cerito in London beisammen zu haben. Doch nun, wo alles erreicht zu sein schien, begannen erst die wirklichen Schwierigkeiten. Es lag in der Natur dieses **Pas de quatre**, daß der theatralische Effekt sich allmählich steigerte und daß somit die zuletzt erscheinende Tänzerin gewissermaßen die wichtigste Rolle spielte. Jede der vier Jüngerinnen Terpsichores wollte somit die letzte sein; nach den mühsamsten Verhandlungen ward diese Ehrenstelle in Berücksichtigung des Weltruhms, welchen sie genoß, der Taglioni eingeräumt. Nun hoffte Lumly gewonnenes Spiel zu haben. Der Abend für die Vorstellung kam; man riß sich um die Billets. Aber kaum eine Stunde vor Beginn des Ballets eilte der Regisseur zu dem im Glücke schwelgenden Impresario: Die Vorstellung könne nicht stattfinden — die Cerito wolle durchaus nicht vor der Grisi tanzen und die Grisi nicht vor der Cerito ... Einen Augenblick war auch Lumly wie niedergeschmettert. Dann aber zeigte sich seine Welterfahrenheit und Geistesgegenwart im glänzendsten Lichte. „Sagen Sie", antwortete er mit stoischer Ruhe, „den Damen, daß bei so gleichen Talenten natürlich der Aelteren von ihnen der Vorzug gebührt." Der Regisseur begriff die Lösung; mit pfiffigem Lächeln auf den Lippen kehrte er auf die Bühne zurück. Die beiden Rivalinnen zogen es denn auch vor, sich seinen Anordnungen zu fügen, statt ihren Taufschein zu produziren. So kam denn endlich ein **Pas de quatre** zustande, wie die Welt noch keines gesehen und wie sie es vielleicht nie wieder sehen wird.

Ueberhaupt ist das Alter eine Mahnung, welche den Bühnenkünstlern manchen Kummer verursacht. Die Art und Weise, wie man

sich damit abfindet oder dieselbe zum Schweigen bringt, hat manche launige Anekdote gezeitigt. Der verstorbene Alfred Meißner erzählte oft, welche Verlegenheit Emil Devrient empfand, wenn er einmal, bevor er richtig „hergerichtet" war, von einem Besuche überrumpelt wurde. Wenn nun schon der Mann so eitel ist, um wie viel mehr nicht erst die Frau! Nichtsdestoweniger giebt es immer einige Plaudertaschen, welche die Geheimnisse des Toilettentisches weiter erzählen. Wir selber sind in der Lage, das Alter einiger berühmten Schauspielerinnen dem Leser mitzutheilen. Danach zählt Sarah Bernhardt 42, Christine Nilsson und Adeline Patti 43, Pauline Lucca 46, Jenny Lind 50 Jahre. Besonders das Ballet steht in dem Rufe, daß die Vertreterinnen desselben eine ansehnliche Last von Jahren bei ihren Pirouetten und Entrechats mit sich herum kreiseln. Natürlich kommt das nur in der dritten oder vierten Quadrille vor, während die beiden ersten, welche dicht an der Rampe getanzt werden, vor Jugend und Schönheit strahlen. Fräulein B. vom Corps de Ballet einer großen Oper kommt eines Morgens unvermuthet zu ihrer Kollegin, Fräulein C., und trifft diese gerade bei der Toilette. „Was", ruft die erstgenannte Ballerina, „Du hast bereits graue Haare!" — „Ja", erwiderte Fräulein C. in einiger Verlegenheit. „Sie sind mir in einer einzigen Nacht infolge eines großen Schmerzes grau geworden!" Am nächsten Tage kommt Fräulein B. wieder zum Besuch. Diesmal aber hat die Kollegin ihre Toilette bereits beendet, und mit Hilfe der diversen bewährten Tinkturen erglänzen ihre Haare wieder wie sonst in schönstem Schwarz. „Ah", ruft etwas boshaft die leichtbeschwingte Berufsgenossin, „heute sind Deine Haare ja wieder schwarz!" — „Ja", erwiderte Fräulein C., „die sind in dieser Nacht infolge einer großen Freude wieder schwarz geworden."

Ein ferneres Merkmal des gesammten Schauspielerstandes ist der Mangel an Kollegialität. Der Trieb, sich hervorzuthun, hat der darstellenden Kunst ohnehin schon manchen harten Schlag versetzt. Ihm verdanken wir das moderne Virtuosenthum, jene ewigen Gastspieler und Gastspielerinnen, welche in ihren Parade-Rollen von Ort zu Ort reisen, nur darauf bedacht, Ruhm und vor allem natürlich — Geld zu ernten. Gerade der echt künstlerische Eindruck einer Aufführung, das Zusammenspiel, wird dadurch vernichtet. In dem Schauspieler selbst erstehen allerhand irrige Anschauungen, nicht nur bezüglich der Kunst, welcher er angehört, sondern auch in Betreff seiner eigenen schätzenswerthen Persönlichkeit. Er hebt sich über den Rahmen hinaus, in welchen er gehört; er verlernt eine der wichtigsten Eigenschaften, welche jedem Stande der modernen Gesellschaft eigen sein soll: den Sinn für Kollegialität. Wir brauchen nur die Namen Sarah Bernhardt, Adeline Patti, Ludwig Barnay, Theodor Wachtel zu nennen, um von unseren Lesern sofort verstanden zu werden. Eine Reihe di minorum gentium, welche der Ruhm jener nicht schlafen läßt, eifert ihnen in diesem Herumirren von einer Stadt zur andern nach. Unter einander aber liegen sich die berühmtesten Künstler eben so gut in den Haaren, wie die unberühmten. Lori Stubel und Franziska Raberg haben sich dieselben einmal thatsächlich hinter den Coulissen ausgerauft. Veranlassung zu diesem merkwürdigen Frauenkampf bot der Beifall ihrer Anbeter, welcher nach der Ansicht dieser ruhmbedürftigen Prima-

donnen der Operette ungerecht vertheilt worden war. Bei diesem Duell soll thatsächlich Blut geflossen sein. Etwas milder fiel das Intermezzo aus, welches die Mallinger und Lucca etwa vor einem Jahrzehnt in Berlin auf der Bühne des Opernhauses veranstalteten. Man gab die „Hochzeit des Figaro" — eine Oper, welche durch das Zusammenwirken der beiden damals auf dem Gipfel ihres Ruhmes stehenden Sängerinnen eine überaus große Anziehungskraft ausübte. Das hinderte die Mallinger nicht, eine Skandalscene der ärgsten Art herbeizuführen. Sie sang die Susanne, die Lucca den Cherubim. In der Scene nun, wo die Kammerzofe dem Pagen wegen seiner Schelmereien einen leichten Backenstreich zu geben hat, vernahm man eine schallende Ohrfeige. Man kann sich die Bestürzung des Publikums denken. Die Lucca schrie laut auf, um dann hinter die Coulissen zu stürzen. Der an sich schon peinliche Vorfall hatte insofern noch seine bedauerlichen Konsequenzen, als Berlin dadurch seiner beiden Primadonnen beraubt wurde. Es war also wieder einmal die Kunst, es war das Publikum, welches leiden mußte. Auch sonst giebt es manche kleine Bosheit, mit denen sich die Heldinnen der Bretter das Leben würzen und — vergällen. Die Nilsson, welche wenigstens den Schein der Jugend zu bewahren wußte, bewundert gern die Stimme der Patti „bei solchem Alter." Die Patti, welche doch keinesfalls jünger ist, wie wir oben mitgetheilt, meint nichtsdestoweniger, daß sie überglücklich sein werde, im Alter der Nilsson „noch" so zu singen, wie jene. Und Etelka Gerster, welche doch auch schon eine hübsche Reihe von Jahren hinter sich hat, seit sie bei Kroll in Berlin „entdeckt" wurde, spricht mit Entzücken von ihrer „Kinderzeit", wo sie dem herrlichen Gesange der Patti und Nilsson lauschte. Man sieht, welche liebenswürdige Herzlichkeit die Damen für einander entwickeln. Welches Bouquet von feinstichelnden Bosheiten aller Art müßte erst zu Tage treten, wenn es gelänge, all' diese ersten Größen der Bühne zu einem Kaffeeklatsch beisammen zu wissen!

Andererseits können sie freilich auch bezaubernd liebenswürdig sein. Natürlich hat solche Anwandlung zumeist ihren guten Grund. Sie verstehen es vorzüglich, dem Direktor sich unterzuordnen, wenn es sich darum handelt, eine gute Rolle zu bekommen, oder die Gerechtigkeit der Kritik zu rühmen, wofern sie selbst von dieser mit Lob bedacht worden. Um ihr Ziel zu erreichen, übertünchen sie sogar die eigene Eitelkeit und geben sich Mühe, die Schwächen anderer zu ergründen und zu — überrumpeln. Heinrich Marschner, der berühmte Komponist des „Hans Heiling" und des „Vampyr", litt an einem Selbstbewußtsein, um welches ihn mancher Schauspieler jener und der heutigen Zeit beneiden dürfte. Bei der Stellung, welche er in den Kunstkreisen Hannovers inne hatte, besaß er natürlich bei Engagements die Ausschlag gebende Stimme. Beides erfuhr der Tenorist Nigelli, als er sich um eine Stelle bei dem dortigen Hoftheater bewarb. Nun entwarf er folgenden Plan. Er ging in die Wohnung Marschners und ließ sich anmelden. Er wurde auch angenommen. Nigelli klopft leise und zaghaft an. „Herein!" erschallt es aus dem Arbeitszimmer des Komponisten. Nigelli aber folgt dem Rufe nicht, sondern wiederholt nach einer Pause das Klopfen. Wieder ertönt aus dem Innern des Zimmers ein „Herein!", nur kräftiger, als vorhin, wohl aber mit demselben Erfolg. Der Tenorist

öffnet noch immer nicht, sondern klopft zum dritten Male. Da hört er drinnen einen Stuhl zurückschieben, einen kernigen Fluch und rasche Schritte. Im nächsten Augenblick wird die Thür hastig aufgerissen, Marschner erscheint und ruft den Wartenden barsch an: „Zum Donnerwetter, Herr, sind Sie denn taub!“ Zitternd wankt Nigelli zurück, lehnt sich an die Wand und stammelt in höchster Befangenheit: „O, o — Ver—zei—hung, meine — meine — meine Ver—messen—heit!“ Marschner tritt näher, mustert den Zitternden und sagt theilnahmsvoll: „Sind Sie krank? Ist Ihnen etwas zugestoßen?“ — „O nein! — Aber — meine Kühnheit! Bitte! Lassen Sie mich gehen!“ Der Komponist, neugierig gemacht, nöthigt den seltsamen Besucher in sein Zimmer und bietet ihm einen Stuhl an. Zögernd folgt ihm Nigelli. „Nun? Wird Ihnen wohler“, fragt Marschner. — „Ach nein! Ich habe mich überschätzt! Ich will lieber doch gehen“, versetzte Nigelli. — „Ueberschätzt? Wie das?“ — „Ich stellte es mir leichter vor, dem größten Musiker aller Zeiten gegenüber zu stehen. Ich wollte meine Stimme von ihm prüfen lassen! Und jetzt, wo ich mich in seiner Nähe befinde, fühle ich mich schwach wie ein Kind! In kurzen, abgerissenen Sätzen stieß der Tenorist diese Worte hervor, während seine Blicke an dem Boden hafteten. „Nun, fassen Sie sich, lieber Freund“, erwiderte Marschner wohlwollend. „Ich glaube Ihnen gern, daß Sie aufgeregt sind und kann mir Ihre Befangenheit sehr gut erklären. Aber nur Muth! Sie sehen, daß große Männer nicht so unnahbar sind, wie Sie glauben!“ — „Mein Gott! Ich bin also wirklich hier in den geheiligten Räumen, wo die Kunstwerke entstanden sind, in denen mitzuwirken ich das Glück hatte!“ — „Sie haben in meinen Opern mitgewirkt“, unterbrach Marschner den schlauen Tenoristen. „Dann müssen Sie mir etwas vorsingen! Kommen Sie schnell ans Klavier!“ Nigelli sang, und am nächsten Morgen hatte er einen dreijährigen glänzenden Kontrakt in seiner Tasche.

Friedrich Haase, der außerordentliche Bonvivant und Charakterspieler, gilt unter seinen Kollegen für das Nonplusultra der Liebenswürdigkeit. Besonders die Damen wissen seine Ritterlichkeit nicht genug zu verhimmeln. Trotz des Vorraths von Schmeicheleien, über welchen er verfügt, kommt es vor, daß er bei seinen Huldigungen dieselben Manöver anwendet. Dadurch hat er einmal einen heillosen Unfrieden angestiftet. Eine Heldenmutter und eine Soubrette rühmten sich ihrer — natürlich nur freundschaftlichen — Beziehungen zu dem großen Kollegen, wobei eine jede erzählte, Haase habe ihr tief, recht tief in die Augen geschaut und mit weicher, vibrirender Stimme gemurmelt, dieselben gleichen zwei ungeschriebenen Novellen. Man kann sich die Enttäuschung der beiden Damen denken, als sie zu der Ueberzeugung kamen, daß der galante Kollege ihnen nur dasjenige Kompliment gemacht, welches vielleicht noch ein Dutzend anderer vernommen hatte. In jedem Fall ist Höflichkeit im Verkehr hinter den Coulissen sonst nicht immer die Regel. „Höre Du“, sagt ein Schauspieler zum andern, „das muß doch wieder eine verdammte Arbeit gewesen sein, zu Deiner heutigen Leistung die Kanone auf den Schnürboden zu schaffen!“ — „Kanone? Welche Kanone?“ — „Nun die, unter welcher Du gespielt hast!“ Am mißlichsten ist jedoch bekanntlich das Verhältniß der

Bühnenkünstler zu der Kritik. Dieses Thema ist so ernst und weit, daß wir es hier nur streifen können. Auch muß man leider zugeben, daß mit dem Urtheil nicht immer Leute betraut sind, welche verdienen, daß sie ein solches fällen dürfen. Nur zu oft werden von sensationslüsternen Blättern Privatangelegenheiten des Bühnenkünstlers, welche mit seinem Beruf absolut nichts zu thun haben, in die Oeffentlichkeit gezerrt. Hier waltet noch ein Absolutismus, dessen heilsame Beschränkung ein jeder willkommen heißen muß, welcher ein ernstes, wahrhaftes Gedeihen der darstellenden Kunst vor Augen hat.

Vorläufig findet man dies Ziel bei den meisten der Schauspieler selbst am allerwenigsten angestrebt. Ihre Person steht ihnen höher als die Kunst. Sie treten lieber in sogenannten Paraderollen auf als in Stücken von wahrhaft ethischem oder literarischem Werth. Sie wagen es sogar, ein solches zu verstümmeln oder umzugestalten, wenn sie sich dadurch in den Vordergrund des Interesses rücken können. Als Marie Seebach, einst Deutschlands berühmtestes Klärchen und Gretchen, auf der Höhe ihres Ruhmes stand und von Ort zu Ort zog, um sich in diesen beiden Rollen bewundern zu lassen, schrumpften Goethes betreffende Bühnenwerke bis zu den Scenen zusammen, in welchen sie auftrat. So wurde der ganze Theil des „Faust" geopfert, welcher vor dem Kirchgange Gretchens liegt. Zuweilen hat solche Verunstaltung eines Bühnenstückes noch ganz andere Motive. Als die Nilsson auf ihrer letzten großen amerikanischen Tournée auch das Gretchen in Gounods „Faust" sang, trug sie die herrliche Ballade vom „König von Thule" nicht etwa am Spinnrocken vor, sondern an einer Nähmaschine, welche den Namen des Fabrikanten in großen elektrisch erleuchteten Buchstaben zeigte. Die „Künstlerin" soll für diese Art von Reklame, für welche sie sich hergab, eine erkleckliche Summe verdient haben. Mitunter freilich liegen zwingende Gründe vor, wenn man sich daran macht, ein Bühnenstück umzugestalten. Oft findet auch die Komik ihre Stätte. So brachte ein kleines Provinzialtheater in Oesterreich jüngst Schillers „Fiesko" zur Darstellung. Die Scenerie bereitete der Truppe, welche in einem Restaurant spielte, manche Schwierigkeit. Zumal konnte man sich mit dem letzten Akt, wo der Graf in das Meer gestürzt wird, nur sehr schwer abfinden. Eine Versenkung war natürlich nicht vorhanden; ebensowenig konnte eine Erhöhung hergestellt werden. Im Schoße der Schmiere wurde nun lange Zeit hin und her berathen. Endlich kam ein findiger Künstlerkopf auf das allein Richtige. Man ließ im gegebenen Augenblick eine Bank hereinbringen, auf diese wurde der Held gelegt und ihm mit dem Rohrstock gutgezählte fünfundzwanzig Hiebe aufgedrückt. Das Publikum soll sich ganz vorzüglich dabei unterhalten haben. Ob aber die Musen mit dieser Interpretation eines der Werke ihres Lieblings einverstanden waren — das wissen die Götter!

Aber am schwierigsten wird es stets den Direktoren und Regisseuren fallen, mit diesen durch das Talent oder irgend einen andern Umstand auf den Gipfel des Ruhmes gehobenen Kindern des Glücks auszukommen. Man mag über den verstorbenen Generalintendanten Botho von Hülsen denken wie man will: aber anerkennen muß man jedenfalls die eiserne Disziplin, mit welcher er die vielen ihm unter-

stellten Bühnen leitete. Wenn der Laie ein Bühnenstück sieht, wie es sich so glatt abwickelt und all die tausend Einzelheiten, wie durch einen natürlichen Organismus bewegt, ineinander greifen, vermuthet er schwerlich, wie viele Menschen, direkt und indirekt, dazu ihre Kräfte hergegeben haben. Und wahrscheinlich ist mit allen leichter auszukommen gewesen als mit den wenigen Menschenkindern, welche sich in dem Besitze einer sogenannten Hauptrolle befinden. Die Annalen der Bühne sind angefüllt mit ärgerlichen Scenen, welche durch den Eigensinn der Darsteller herbeigeführt wurden. Lulli zerschlug seine Violine auf dem Kopfe eines widerspenstigen Sängers, und Händel jagte eine kapriciöse Künstlerin von der Bühne hinweg. Am meisten hatte wohl seiner Zeit Gluck in Paris zu leiden. Bei den Proben zu „Orpheus" versetzte er einem Darsteller solche Rippenstöße, daß dieser heulend davonlief. Denn Gluck war groß und stark, eine echte Reckenfigur, welche sich mit den Intriguen der Coulissenwelt sofort physisch auseinander setzte. Als Vestris, der Gott des Tanzes, wie er sich selber nannte, behauptete, daß er nach der Musik des deutschen Maëstro keinen Fuß bewegen könne, packt ihn dieser, hebt ihn auf seinen Arm, trällert eine Melodie aus der eben komponirten Iphigenie in Aulis und läßt den sich Sträubenden wohl oder übel nach derselben herumspringen. „Sehen Sie wohl, Monsieur Vestris", sagte er dann, „daß es sich nach meiner Musik sehr gut tanzen läßt." Allerdings durfte sich das Gluck nur erlauben, weil ihm die junge Königin Maria Antoinette bei seinen musikalischen Reformen zur Seite stand. An der Wiener Hofoper kam übrigens vor einigen Jahren ein kaum minder energisches Intermezzo vor, als der Oberregisseur Tetzlaff die Altistin Rosa Papier, welche sich weigerte bei der Aufführung die Stelle einzunehmen, welche er ihr anwies, kurzweg beim Arme packte und dorthin führte. Damals schwebten ernstliche Krisen über dem ausgezeichneten Ensemble dieser Musterbühne. Es schien, daß dieselbe entweder die jugendfrische Stimme der Sängerin oder die bewährte Kraft des ausgezeichneten Regisseurs einbüßen werde. Wer nachgab, war natürlich die Künstlerin; eine andere Lösung hätte den scenischen Organismus an dieser Bühne für lange Zeit geradezu unmöglich gemacht. Zuweilen genügt auch die List, um solche widerspenstige Primadonna zur Nachgiebigkeit zu veranlassen. Vor einigen Jahren besaß das Theater an der Wien in Zerline Drucker eine Sängerin, welche sehr viel Stimme, aber wohl noch mehr Launen aufwies. Besonders in der Kunst des „Absagens" war sie eine Virtuosin. An Gründen fehlte es ihr niemals; der Zweck war jedenfalls zumeist nur, der Direktion oder dem Publikum ihre Unentbehrlichkeit plausibel zu machen. So wandelte sie wieder einmal die Lust an, der für den nächsten Tag festgesetzten Vorstellung ihre Mitwirkung zu entziehen. Nun besaß eben jene Bühne an dem Tenoristen Joseffy ein Mitglied, welcher gerade die Eigenschaften besitzt, welche man in der Naturgeschichte der Schauspieler leider in den seltensten Fällen antrifft. Joseffy hörte nun gerade, wie die Drucker ihrer Garderobière den Auftrag giebt, daß sie die Direktion von ihrer Absage sogleich verständige. Der Künstler, welchen das empört, thut, als ob er nichts vernommen, sondern wendet sich scheinbar gleichgiltig an einen Kolle-

gen. „Weißt Du schon", sagt er ganz laut zu diesem, „daß König Milan morgen zu uns in das Theater kommt?" Das wirkte. Das noch eben „erkrankte" Fräulein Drucker rief schnell ihre Garderobière zurück und flüsterte ihr etwas in das Ohr. Am nächsten Abend war die Künstlerin eine der ersten hinter den Coulissen. Sie legte sich die schönste Schminke auf und fragte in allen Zwischenakten sämmtliche Theaterleute vom Portier bis zum Regisseur: „Ist der König schon da?" König Milan kam natürlich nicht, aber Fräulein Drucker hat gesungen, die Vorstellung war nicht gescheitert, und Herr Josefy lachte sich ins Fäustchen.

Uns blendet das Flittergold der Bühne zumeist derart, daß wir denen, welche es tragen, ein ungerechtfertigtes Interesse zuwenden. Mit dem Gelde, welches die Bouquets am Benefizabende einer Diva kosten, könnte man der Armuth manche Thräne stillen und viele Laib Brod kaufen. In Berlin hat ein Verehrer seiner Schönen innerhalb einer Hülle von Rosen und Veilchen einen Hund auf die Bühne reichen lassen. Die Dame, welche eine bevorzugte Stelle am Walhallatheater einnahm, hatte sich ein solches Thier, natürlich von der edelsten Rasse, gewünscht, und unser Seladon war geschmacklos genug, sich dieser Art von Huldigung zu bedienen. Noch ein merkwürdigeres Geschenk erhielt die Sängerin Leonhardi jüngst in Padua. Sie bekam einen ganz winzigen Veilchenstrauß geschenkt; allein die Hülle, welche diesen umgab, bestand in der Anweisung auf eine jährliche Rente von 1000 Lire. Dafür solle sich die Dame, wie der anonyme Spender anräth, ihren Bedarf an Veilchen kaufen, welche sie ja so sehr liebe. Der Tenorist Götze, die Zierde der Oper zu Köln, wollte im verflossenen Jahre seinen Kontrakt mit dieser Bühne lösen. Er nahm aber von diesem Vorhaben abstand, da ihm ein Millionär in Köln mittheilte, er werde ihn zum Erben seines kolossalen Vermögens einsetzen, wenn er sich verpflichte, in Köln zu bleiben. Und Amerika, das Land der Extreme aller Art, geht sogar so weit, daß es die Lokomotiven mit den Namen seiner großen Bühnenkünstlerinnen belegt. All' das sind Exzentrizitäten, durch welche die Selbstüberhebung derselben nur noch gesteigert werden muß. Wir sind weit davon entfernt, den Rath zu ertheilen, daß man unsere Menschendarsteller wieder zu jener Pariastellung herunterdrücken möge, in welcher sie sich ehedem befunden habe. Aber dieses olympische Dasein, welches sie jetzt zumeist in der Gesellschaft genießen, können wir ebensowenig für gerechtfertigt halten. Bei den sozialen Reformen, mit denen man sich heute so gern beschäftigt, vergesse man ja des Schauspielerthums nicht. Hier giebt es gar viel zu bessern und zu modeln, sonst könnten die Bäume in der That einmal in den Himmel wachsen!

Also wer trägt die Schuld an dieser Ueberhebung eines Standes, welcher gerade durch seine engen Beziehungen zu der schönsten aller Künste, der Darstellung des Menschen, dazu berufen sein sollte, sittlichend und veredelnd zu wirken! Gewiß das Publikum, wenn es in einem überspannten Enthusiasmus Sängerinnen die Pferde aus dem Wagen spannt, um selbst die entwürdigende Arbeit des vierbeinigen Lastthiers zu übernehmen. Wobei übrigens hervorgehoben werde, daß den Vertreterinnen des Dramas als der edelsten Art der darstellenden

Kunst solche Gunstbezeugung viel seltener zutheil wird als jenen Kolleginnen, welche das Metall ihrer Kehle auf so geschickte Weise in wirkliches umzusetzen verstehen. Ein neuer Beweis, daß unser Geschmack in Kunstfragen gegenüber denjenigen früherer Epochen entstellt und irre geleitet ist. Natürlich die große Menge, welche ihren Lieblingen auf der Bühne alle Unarten, sogar alle Sünden verzeiht, um sie dafür mit Beweisen der Gunst, wie dieselben oben aufgezählt wurden, geradezu zu überschütten! Aber der Urgrund dieses Uebels liegt anderswo. Er geht von einem Theil der Presse aus, welcher seine Aufgabe darin erblickt, die Kunst selbst unter den Künstler herabzudrücken und wie diesen über den eigenen Werth, so vor allem das Publikum über den des letzteren zu täuschen. Besonders die großen Metropolen bilden einen gefährlichen Herd für solche Anschauungen. Es giebt in Berlin, Wien und Paris eine ganze Reihe von Zeitungen, welche es sich zur Aufgabe gemacht, das Publikum mit allerhand Nachrichten zu füttern. Der Mops der Niemann-Raabe, der Schwan der Wolter, der Kanarienvogel der Lucca — das sind weltbewegende Fragen nach der Ansicht der Herren, welche mit der Redaktion betraut sind. Das vor allem die Schilderungen der Kostüme, in denen eine Diva auftritt, wichtig erscheinen, ist nachgerade selbstverständlich; eine solche Kritik wird gewissenhafter abgefaßt als jene, welche sich mit dem Geist der Rolle beschäftigen soll. Hier Zeilen, da Spalten; hier Phrasen, da Studien: das etwa ist das Verhältniß zwischen beiden Arten der Abwägung. Ein Berliner Blatt, welches sich besonders in dieser Hinsicht hervorthut, veröffentlichte im Sommer ein Feuilleton, welches sich mit der Villegiatur bekannter Schauspieler beschäftigte. Wir fragen gewiß im Sinne unserer Leser: was in aller Welt geht das die Menschheit an, ob Niemann in Kissingen und die Voggenhuber in Karlsbad weilt, ob Herr Oberländer eine Entfettungskur gebraucht oder Frau Mallinger auf irgend einer Rax ihre geschwundenen Kadenzen und Triller wieder zu gewinnen hofft! Natürlich fehlen auch die Pikanterien aus der Coulissenwelt nicht. Wenn es schon mißlich genug ist, daß das Privatleben so vieler Bühnenmitglieder von demjenigen abweicht, welches sonst der Durchschnittsmensch führt und führen darf — warum in aller Welt es noch in die Oeffentlichkeit zerren und zum Zweck einer sehr zweifelhaften Reklame mit allerhand pikanten Zuthaten verbrämen!

Wer die Verhältnisse, wie sie zwischen dem Theater und der Tagespresse bestehen, etwa beleuchtet, würde zugleich einen der bösen Krebsschäden bloßlegen, an welchen die letztere krankt. Ihr zumeist ist es zu danken, daß das Theater gesellschaftlich und literarisch ein Uebergewicht gewonnen, welches betrübende Aussicht in die Zukunft gewährt. Der Werth der geistigen Produktion ist verschoben und entstellt worden. Lohnend erweist sich nachgerade nur noch diejenige für die Bühne. Wenigstens wird die andere in keinem Verhältniß zu der letzteren geachtet und honorirt. Ein werthvolles Buch, welches eben auf den Büchermarkt gelangt, wird todt geschwiegen, wenn nicht irgend welche Umstände, die verschiedener Natur sein können, eine Besprechung erzielen. Dafür läuft aber die Notiz, daß in Buxtehude oder in Teterow Francisca Elmenreich mit Erfolg gastirt hat, sofort durch sämmtliche

Zeitungen. Selbst berühmte Namen müssen unter diesem Vorzug leiden, welchen die Tagespresse dem Theater einräumt. Eine Novelle von Hans Hopfen, ein Roman von Gottfried Keller wird gewiß selten eine so ergiebige Besprechung finden, wie etwa eine Novität von Moser oder Schönthan. Und wir huldigen nun einmal der Ansicht, daß Hopfen und Keller auf dem deutschen Parnaß denn doch eine wichtigere Stellung einnehmen als die Herren von Moser und von Schönthan.

Wenn nun der eben skizzirte Theil der Tagespresse schon ein Unrecht begeht in der Bevorzugung der Bühnenliteratur vor der übrigen, so wird dieses nachgerade zur Sünde, wenn man bedenkt, wie die darstellende Künstlerschaft über das Schriftstellerthum gehoben erscheint. Man legt eine Bresche in den eigenen Stand; man erniedrigt ihn zu Handlangerdiensten für einen andern, welcher nur sehr bedingter Weise besser ist. Er ist es in der That in dem geschäftlichen Gemeinsinn, im engen Zusammenhalten der einzelnen Individuen zu einer großen, nach außen hin abgegrenzten Körperschaft im Vertuschen und Vertheidigen der Schäden oder Schwächen, in der Bereitwilligkeit sich gegenseitig zu helfen, wenn Noth oder Unglück einmal Einkehr halten. Oder hat etwa das Schriftstellerthum einen Verband, welcher sich auch nur im entferntesten mit der Genossenschaft der deutschen Bühnenangehörigen vergleichen ließe! Der arme Schriftsteller ist dem Proletariat ausgesetzt, der Schauspieler in gleicher Lage findet in der Stunde der Noth eine angemessene Unterstützung. Die Errichtung dieser Genossenschaft bleibt eine That, durch welche sich die Schauspieler Deutschlands weit über die Schriftstellerwelt unseres Volkes gehoben haben. Damit bewiesen sie, daß sie neben allem Sinn für Aeußerlichkeiten auch Thatkraft und Umsicht besitzen. Ueberdies muß man ihnen nachrühmen, daß, wenn der Stand ungerechtfertigterweise angegriffen wird, stets alle wie ein Mann zur Abwehr bereit stehen. Selbst den Frauen mangelt nicht der Muth. Als Lilli Lehmann vor einigen Jahren in unqualifizirbarer Art in den Spalten eines Berliner Blattes, das sich hauptsächlich vom Theaterklatsch nährt, in ihrer Ehre angetastet wurde, verstieg sie sich im Akte der wohl etwas amazonenhaften Selbsthilfe bis zu der viel besprochenen Ohrfeige, mit welcher sie die Wange ihres Angreifers bedachte.

So finden sich auch Lichtwellen zwischen die Schatten gestreut, welche dieser Stand wirft. Ueberhaupt macht uns gar mancher Zug auch als Menschen die Leute lieb, welche wir auf den Brettern als Künstler bewundern. Niemanns echte deutsche Gesinnung, die eheliche Treue der Mallinger, die kleinbürgerliche Tüchtigkeit der großen Altistin Marianne Brand — gewiß, das sind allerliebste Einzelheiten, welche das Publikum gern vernimmt und daran es sich freut. Räthselhaft bleibt es nur, wie solche Künstlerinnen, welche in dem Rufe eines makellosen echt bürgerlichen Lebens stehen, andererseits dann doch keinen Anstand nehmen, sich in Kostümen photographiren zu lassen, zu welchen sich eine achtbare deutsche Frau, zumal für die öffentliche Schaustellung schwerlich entschließen würde. Doch dies ist eben einer von den vielen Widersprüchen, welche ja gerade die „Naturgeschichte des Schauspielers“ ausmachen!

An das Schicksal.

Laß mich für eines Dir, o Schicksal, danken,
Ob auch mein Glück längst ruhet bei den Todten,
Und mich von denen, die mir Liebes boten,
Auf ewig trennen himmelhohe Schranken.

Ob auch die Säulen meines Tempels sanken
Und meiner Hoffnung Flämmchen drin verlohten,
Mich Riesenschrecken grauenvoll bedrohten —:
Du ließest mir der Seele Lichtgedanken.

Und es gab Zeiten, da ich bang gezittert
Und tief im Herzen Höllenschauer fühlte;
Da über mir des Wahnsinns Flug gewittert

Und schon sein Hauch in meinen Sinnen wühlte;
Da ich — o Dank! — erkannte, daß auf Erden
Der Elendste noch elender kann werden.

Leo Hanin.

Ein vergessener Hakt.

Skizze von A. v. Winterfeld.

Es ist in Nizza ausnehmend heiß, und die Leute, die heute noch Karlsbad geplant, bereuen es bitter, daß sie nach Karlsbad wollten und fühlen sich nun entsetzlich.

„Morgen kommen sie auch Karlsbad!“ sagte ich, „Leute weiß ich hier einen Freudenschuß bekommen.“

Sie sind wohl ein Karlsbadbesitzer?“ rief einer mich.

Da brauche der Zag weiter fort. Nein, ich bin in Nizza einen Freundin besucht, braucht man doch nach sein Karlsbadbesitzer zu sein! ... anwesenheit als mein Besuch können scheinen, sondern einem wahren Freunde galt, einem längst gestorbenen, der hier begraben liegt. Ich meine den früheren Direktor Lessenau, der so plötzlich gestorben ist. Er ist wirklich gestorben, noch ehe seine Erwachsenheit so offen ergaßt. Als er es aber that, war er ein alter Mann geworden. Ich weiß seine früheren Gedanken ist abgeschlossen, nahmen sie so durchaus nicht aber, sondern ein heimliches Schwanken gilt über das heilige Mannesmanngefühl und bes alte Herz verlachte einige schnellere Schläge zu machen. Und scheint die Sonne noch so schön, am Ende muß sie untergehn.

So war Gott, den Lessenau der Welt Wie sagte. Sie war ihn genügen eine andere geworden, die sie nicht mehr verstand. Schon die letzten zehn Jahre, die er hier als Gast und Bibliothekar des Grafen Waldstein verlebte, machte er sich manche Erinnerung gelassen lassen. Wenn einmal die alte Lebensluft über ihn kam, trat er der Werkzeugmacherin gegenüber, um den Hundsaag mit ihr zu tanzen. Also die tägliche Bohnen war keine durchfällige Eigenwiese und den Grafen bes leidgeringen Zustand. Dieses hatte man ihn benutzt, bez zog Lessenau nun auch.

Er sprach nicht mehr bis das neue Jahrhundert, beschloß trat er ab, als das alte bereits zu dämmern begann. Mit die Natur wieder im dunklen Grün kunkt, schlief er ruhig ein, während das Jahrhun-

Digitized by Google

dert einen lärmenden Abschied nahm, der noch lange hinübergrollte in das neue Säkulum.

Ich mache gern diese Besuche bei Verstorbenen und fahre nie wissentlich jemand vorbei, der mein Freund gewesen, ohne daß ich ihn im Leben gekannt. Das sind oft die Besten, weil man sie immer in einer halben Verklärung sieht. Wir lernen weniger den Menschen kennen, wie den Geist.

Mein Koffer war das einzige Stück, das man abgeladen hatte; er lag traurig und verlassen auf dem Perron. Als ich mich ihm nahte, trat auch ein Mensch hinzu, der ihn tragen wollte.

„Wohin wünschen Euer Gnaden?" fragte er mich.

„Welches ist denn hier das beste Hôtel?"

„Wir haben hier die „Krone" und das „Roß", beide herrschaftlich."

Ich entschied mich für das „Roß" und wir wanderten los. Der Träger mit dem Koffer vorn und ich hinterher.

Da der Bahnhof hoch liegt, konnte ich die Gegend deutlich überschauen. Im Hintergrunde erhebt sich der seltsam geformte Biliner Borschee, und in ziemlich entgegengesetzter Richtung leuchten die rothen Dächer des Klosters Ossegg aus alten Bäumen hervor. Die Hitze flimmerte, und unsere Schritte weckten trägen Staub aus seinem Schlaf. Er richtete sich auf und senkte sich wieder, um gleich weiter zu schlummern.

Die Stadt ist ein elendes Nest, wie ich es seit meinem Aufenthalt in Polen nicht gesehen. Größtentheils einstöckige, unsaubere Häuser, aus denen unsaubere Gestalten blicken. Vor den Thüren kauern Mädchen und Knaben, im bloßen Hemd, oft nur in einem Fragment desselben. Kleine Schweine laufen grunzend über den Weg, und manchmal bellt ein häßlicher Hund mich an, als wollte er fragen, was ich hier zu suchen hätte. Bis jetzt waren wir noch keinem Menschen begegnet; Männer und Frauen waren in den Gruben und Fabriken beschäftigt, die zurückgebliebenen alten Weiber schliefen auf der Ofenbank, die Kinder sonnten sich und warfen sich mit Sand. So ging's die ungepflasterte Straße immer hinab. Da kam ein zweistöckiges Haus, über dessen Thür etwas abgebildet war, das ich für eine Waschschüssel hielt.

„Das ist die Krone!" erklärte mein Führer.

Ich war froh, daß ich dies Hôtel nicht gewählt, denn eine schlechtere Spelunke war mir selten vorgekommen.

„Ist das „Roß" ebenso gut?" fragte ich.

„O ja! Da werden Sie schon zufrieden sein!" lautete die beruhigende Antwort.

Nach einer viertelstündigen Wanderung mündete die Straße endlich auf den Markt, an dem das Hôtel zum Roß liegt. Da ich noch keinen rechten Muth zum Eintreten hatte, bezahlte ich den Träger, stellte meinen kleinen Koffer auf die grüne Bank, die unter einem grünen Baum stand und setzte mich neben ihn.

Nach einer ganzen Weile kam ein Mann heraus, der mich verwundert ansah.

„Was wollen Sie denn hier?" fragte er.

Als ich ihm meinen Wunsch äußerte, hier die Nacht bleiben zu

wollen, ward er freundlich und trug meinen Koffer auf den Flur. Mich selbst nöthigte er ins Gastzimmer, wo ich Gesellschaft finden würde. Sie bestand aus einem Herrn, der aus dem Fenster sah und gar keine Notiz von mir nahm.

„Wünschen's auch zu speisen?" fragte mich der Wirth.

„Was haben Sie denn?"

„Ein recht gutes Backhähndel könnte ich Ihnen empfehlen."

Das hätte ich mir denken können; Schnitzel und Backhähndel, weiter giebt's in Oesterreich nichts, und noch einen Auflauf dazu; alle drei Speisen aber von einer Vortrefflichkeit, daß der Deutsche sie nicht nachzumachen versteht. Ich bestellte also Backhähndel.

„Auch Salat?" fragte der Wirth.

„Versteht sich, auch Salat."

„Und was wünschen's zu trinken? Einen ausgezeichneten Melniker könnte ich Ihnen empfehlen."

„Schön! Bringen Sie ihn."

„Eine Halbe oder eine Ganze?"

„Eine Ganze, selbstverständlich, bei der Hitze."

Auf den Wein freute ich mich nicht, weil ich ihn nicht kannte — nur von der Bühne her — aus Wallensteins Lager.

Der Wirth entfernte sich, und ich legte mich ins Fenster neben den Herrn, der keine Notiz von mir nahm. Er that es auch noch nicht. Als ich hinausschaute, fiel mir ein Vers ein, den ich einmal gelesen:

„Es war einmal eine kleine Stadt,
Die einen großen Marktplatz hat."

Gerade gegenüber lag ein mächtiges, gelbes Haus und daneben eine weiße Kirche.

„Was ist das?" fragte ich meinen Nachbar.

„Eine Kirche", war die lakonische Antwort.

„Ah! Das andere."

„Ein Schloß."

„Aha! Wohl dem Grafen Waldstein gehörig."

„Ja!"

„Wo Casanova zehn Jahre gewohnt hat."

„Kenne ich nicht."

„Soso! Sie sind wohl weit her?"

„Von Aussig."

„Weiter nicht?"

„Nein!"

„Danke!

Ich sah ihn von der Seite an; er hatte ein langweilig, mürrisches Gesicht und schien sich über mich zu ärgern.

Mein Backhähndel ließ nicht lange auf sich warten. Als der Wirth mich rief, stand es appetitlich neben einem Napf krausen Salats, lauter Kern, nicht so welke, grüne Blätter wie bei uns. Auf dem Etikett der Flasche war eine strotzende Traube abgebildet. Das Huhn war trefflich, der Wein auch, beinahe schwarz, wenn man ihn einschenkte, aber gegens Licht gehalten erschien er vom dunkelsten Roth. Und wie er schmeckte. Da fiel mir wieder ein Vers ein:

„Z'Mühlheim, in der Post,
Tausi Sappermooß!
Giebt's da nit a gude Wi?
Fließt er nit wie Baumöl i."

Ich hatte Lust mir zum Käse noch 'nen Schoppen geben zu lassen; aber ich bezwang mich. Mit unbekannten Weinen muß man vorsichtig sein.

Als ich fertig war, zündete ich mir eine Cigarre an und legte mich wieder ins Fenster neben meinen Freund.

„Gesegnete Mahlzeit!" sagte ich.

Er sah mich groß an, wahrscheinlich weil er noch nicht gegessen. So mußte es ihm allerdings geklungen haben, wie: Ich gratulire Ihnen zu meinem Geburtstag!

„Kommen Sie mit ins Schloß?" fragte ich, nachdem die Cigarre dem Erlöschen nahe.

Er verneinte. Ich hätte es mir denken können — so ging ich denn allein, erst auf dem Vorhof, dann in den Park. Von der Hinterfront hatte man einen weiten Blick über alte Bäume hinweg in romantisches Land. Aber alles still und todt, wie entschwundene Größe. Ich klopfte hinten an die Scheiben, ohne daß jemand kam. Aha! vorn war eine Klingel, die ich in Bewegung setzte, daß sie laut durch den weiten Raum klöterte. Nach einer Weile trat ein müder Mann heraus, der mich unfreundlich ansah — wahrscheinlich der Kastellan.

„Was wünschen Sie denn?" fragte er, wie vorhin der Wirth zum „Roß".

„Ich möchte mir das Schloß ansehen."

Erst schien er's nicht zu glauben. War ihm wahrscheinlich noch nicht vorgekommen.

„Bitte!" sagte er endlich mit einer Handbewegung.

Ich trat ein und ging ziemlich gleichgiltig durch die Räume des Museums. Auf manche Gegenstände tippte der Kastellan mit dem Finger und erklärte sie mir. Unter anderen auch die Partisane, mit der Wallenstein in Eger niedergestoßen wurde. Sie interessirte mich nicht, weil auf allen Wallensteinschen Schlössern Partisanen gezeigt werden, mit denen in Eger der Mord begangen. Welches war also die rechte? Vielleicht keine. Von da kamen wir in die Bibliothek — schöne, helle Räume, alles sauber gebunden und aufgestellt.

„Hier war Casanova Bibliothekar?" sagte ich.

Der Kastellan zuckte die Achseln.

„Man sagt es", meinte er.

„Wie? Man sagt es? Er ist ja erst 1798 gestorben, darüber müßte doch Gewißheit sein."

Keine Antwort. Das Thema schien ihm unangenehm. Man genirte sich vielleicht heutzutage vor dem damals gern gesehenen Gast. Er sollte vergessen werden. Aber ich ließ nicht ab.

„Sind keine Andenken mehr von ihm vorhanden?"

„Nichts."

„Die Zimmer, in denen er wohnte."

„Unbekannt."

„Vielleicht ein Bild von ihm?"

Er schüttelte.

Ich wußte es aber besser. Der Professor Sonnenschein hatte mir einmal bei Trarbach in der Weinstube erzählt, daß er in der Bibliothek, zwischen Gardine und Fenster versteckt ein kleines Bild gefunden habe. Wahrscheinlich kannte man es gar nicht im Schloß — es war vergessen worden.

Ich suchte alle Fenster durch — richtig! — da hing es — eine schlechte Lithographie, so groß wie ein Rasirspiegel.

So hatte ich mir den schönen Venetianer nicht gedacht. Der Kopf ist im Profil dargestellt, ein altes welkes Gesicht, mit gepuderter Perrücke, das die auffallendste Aehnlichkeit mit Friedrich dem Großen in seinen späteren Lebensjahren hat.

Unter dem Bilde stehen folgende Worte:

„Altera nunc rerum facies, me quaero, nec adsum: Non sum, qui fueram, non putor esse qui fui. Jacob Hyeron. Casanovus, Venetus."

Auf Deutsch:

„Die Dinge haben andere Gestalt angenommen; ich suche mich, aber ich finde mich nicht. Ich bin nicht, der ich war, und man glaubt mir auch nicht, daß ich sein konnte, der ich war."

Aus diesen Worten spricht allerdings ein wehmüthiger Kummer, eigentlich aber nur das egoistische Bedauern, daß die Zeit des Genusses vorüber und dem reflektirenden Alter gewichen ist. Das ist freilich ein Loos, dem wir alle anheimfallen, das aber Casanova schmerzlicher empfand als viele andere, weil er das Leben mehr genossen und daher mehr geliebt.

Ich würde vor Casanovas Bild mit Befriedigung fortgetreten sein, wenn nicht die Jahreszahl über demselben mich mit unangenehmen Zweifeln erfüllt hätte. LXIII. also 1763. Wie stimmte die Zeitangabe mit dem Porträt überein? Da Casanova 1725 geboren war, so stand 1763 er in seinem achtunddreißigsten Lebensjahr und mußte also noch ein hübscher vollkräftiger Mann sein. Woher kommt also das Greisenantlitz mit dem matten Auge?

An einem freistehenden Tisch stand eine Schieblade offen. Ich trat näher; es lagen beschriebene Papiere darin, alles durcheinander wie Makulatur. Ich nahm ein Blatt heraus; es war in Quartformat, grobes Papier mit feiner, zierlicher Schrift bedeckt. Ich las Ein Brief an den Grafen Waldstein, seinem Gönner, in französischer Sprache, über kabbalistische Fragen; zuletzt das Bedauern, nicht zum Diner gekommen zu sein, da Unwohlsein ihn verhindert. Unterschrieben war der Brief Jac. Casanova de Seingalt. Da das Blatt nicht zusammengefaltet war, konnte es unmöglich abgeschickt sein.

Der Kastellan trat hinzu und verbot mir die fernere Lektüre.

„Wissen Sie, daß das Schriften von Casanova sind?" fragte ich ihn.

„Was geht's mich an?" war die übellaunige Antwort. Dann schob er die Lade zu und verschloß sie.

Freilich; was ging's ihn an? Vielleicht liegt da noch manches Interessante über Casanovas alte Tage. Die Memoiren reichen nur

Zerstreuung.
Nach dem Originalgemälde von E. Prentice.

Digitized by Google

bis zu seinem letzten Aufenthalt in Paris. Die Mittheilungen des Prinzen de Ligne lieferten einige Ergänzungen. An der Tafel des venetianischen Gesandten sprach Casanova mit so empfehlender Sicherheit über Kabbala und Alchimie, daß der anwesende Graf Waldstein ihm eine Bibliothekarstelle auf seinem Schlosse zu Dux anbot. Der endlich müde gewordene Abenteuerer nahm sie an und schrieb hier mit alter Hand und jungem Herzen seine berühmten Memoiren.

Vielleicht kommt einmal wieder jemand nach Dux, der die Schieblade weiter aufzieht und den Schatz hebt — wenn er freigegeben wird; denn Casanova müßte ja dann noch einmal mit dem Schlosse zu Dux in Verbindung gebracht werden.

Ich fragte noch nach dem Kirchhof, der ein ganzes Stück vom Marktplatz liegt. Nebenan wohnte der Todtengräber, der natürlich keine Auskunft geben konnte. So war ich denn aufs Suchen angewiesen. Bei katholischen Kirchhöfen ist das nicht so schwer, weil sie nicht so ausgedehnt sind: Man rückt die Schläfer dichter aneinander; selbst die Familienbegräbnisse nehmen in der Regel nur wenig Raum ein. Ich fing beim ältesten Theil des Leichenhofes an und stieß bald auf einen halbversunkenen Stein, der aussah, als wäre er dem Grabhügel zu schwer gewesen. Die vertieften Buchstaben der Inschrift waren kaum noch lesbar. Regen und Wind hatten sie verwaschen und die ehemalige Vergoldung abgeleckt. Es mußte im Leben etwas hervorragendes gewesen sein, was jetzt da unten zu Erde geworden. Ich kratzte den Staub aus noch erkennbaren Lettern. Es war Casanova; einzelne zusammenhängende Buchstaben und das Datum seines Todes ließen keinen Zweifel übrig. Vergessen und verdorben. Wer hätte auch wohl seine Ruhestatt in Ordnung halten sollen? Die ihn geliebt, waren alle todt, und hier in Dux hatte man nur über ihn gelacht, wenn er in seidenen Kniehöschen durch den stillen Schloßgarten ging. Lebe wohl, Du bist deßhalb nicht besser und nicht schlechter geworden.

Auf dem Heimweg schlugen seltsame Klänge an mein Ohr, eine bullerende Trommel, eine schrille Pfeife und dann klatschte es manchmal dazwischen, wie ein paar Becken.

Bald darauf begegnete ich einer elenden Seiltänzergesellschaft, die ihren Umzug hielt, um zur abendlichen Vorstellung Besuch zu locken. Voran ein tappsender Bär, wie man ihn früher bei uns auf den Jahrmärkten sah, von einem braunen Bengel an der Kette geführt. Zwei andere spielten Trommel und Pfeife, und der auf dem Bären hockende Affe schnitt Gesichter und schlug die Becken dazu. Ein Herkules führte die Kleinsten an der Hand und auf einem mageren Gaul ritt ein junges Mädchen, dem die engen Tricots zu weit waren. Unter der Schminke lächelte sie und warf Kußhändchen rechts und links, aber es war ein Lächeln, als wenn der Tod sie gekitzelt. Die andern folgten in verblichenen Kostümen hinterdrein.

Ich wohnte natürlich der Vorstellung bei. Außer mir waren auf dem dritten Platz noch sechzehn Personen. Die Uebrigen standen d'rum 'rum und bezahlten nicht.

Welche Anstrengungen, um eine Brodrinde zu verdienen! Die Kunst in so tiefer Verkommenheit hat etwas tragisches. Die ganze

Nacht träumte ich von diesen wehmüthigen Gestalten, bis mich am Morgen froher Hörnerklang erweckte.

Ich dachte erst, mir würde ein Ständchen gebracht — mein Gott! — was kann einem nicht alles passiren? Als ich aber aufgestanden war und nach dem Kaffee geklingelt hatte, erfuhr ich, daß des Kaisers Geburtstag sei, deßhalb die Morgenmusik und dann Vorbeimarsch.

Ich zog das Rouleau auf und sah sie stehen, lauter hübsche Uniformen mit grünen Hahnenfedern auf dem Hut.

Eine Stunde später brach ich auf. Als ich ins Gastzimmer trat, um meinem Gesellschafter Adieu zu sagen, lag er wieder im Fenster und sah mich nicht.

Ich zupfte ihn am Rock und als er sich umsah, drückte ich ihm die Hand.

„Leben Sie recht wohl", sagte ich; „es ist mir sehr angenehm gewesen, Ihre werthe Bekanntschaft gemacht zu haben."

Diese seltene Anhänglichkeit schien ihn zu rühren, denn ich sah etwas in seinem Auge, das einem Lächeln glich.

Ich habe ihn nie wieder gesehen — schade! Das wäre vielleicht noch ein ganz netter Mensch geworden.

Entwurf.

Eine politische Tendenzschrift von Theodor Mundt.

Es ist endlich in einer Zeit, wo der Skandal gebietet, daß man sich über Alles ausspreche, auch an der Zeit, daß man sich über Alles ausspreche, auch an der politischen Tendenz, welche der neuen Gesellschaft innewohnt, und auf der sie beruht, ein Wort zu sagen. Es ist an der Zeit, daß man sich über Tendenzen und Zwecke ausspreche. Gerade auf diesen Punkt kommt es Allem an, was in Literatur und im Leben sich bewegt, und gerade auf diesen muß man die Politik so scharfen Augenmerk richten.

Wenn man in den Monat des Jahres 1848, in diesen ein Jahr, zurückgeht, so erinnert man sich, daß es die Zeit war, wo die Bewegung in ganz Europa anhob. Diese Zeit war bedeutend, weil

---

*) Der Entwurf ist allerdings neu, in der Form seiner Abfassung ist er ursprünglich für eine Zeitung, die Berliner Reform, bestimmt und geschrieben gewesen. Doch ist Theodor Mundt's Gesinnung dieselbe geblieben. Eine Aenderung, die, wie wir glauben, nicht zu seinem Vortheile ist, hat sich nur in seinem Urtheile über Preußen vollzogen. Wir haben ihn in seinem Entwurfe, der vor dem 18. März 1848 geschrieben ist, als einen Mann kennen gelernt, der Preußen, Preußens Mission und Preußens Zukunft mit Begeisterung verehrte. Wir haben ihn in seinem Entwurfe, der nach

Weit hinter dem Dorfe dehnte sich zwischen den Gebirgen ein Thal aus, welches von einem kleinen Fluß durchschnitten und mit grünen Wiesen bedeckt war. Dorthin führte man die Kühe und Ochsen aus dem Dorfe zur Weide, und dorthin kamen auch die dünnfüßigen Störche zur Jagd auf die abends quakenden Frösche.

Auf der Westseite hatte das Dorf einen Wasserdamm, hinter welchem die Weichsel floß, und hinter der Weichsel wieder erhoben sich nackte Kalkhügel.

Jedes der Bauernhäuser, mit grauem Stroh bedeckt, hat ein Gärtlein und in dem Gärtlein ein paar Pflaumenbäume, inmitten welcher man den durch den Ruß schwarz gewordenen Schornstein und die kleine Feuerleiter sehen kann. Diese kleinen Leitern sind erst kurze Zeit eingeführt und die Leute glauben, daß dieselben die Hütten besser wie früher die Storchnester vor Feuer schützen werden. Und darum wundern sie sich auch, wenn eines der kleinen Häuschen von den Flammen verzehrt wird, aber sie retten es nicht.

Es ist klar, daß es eine Fügung Gottes ist gegen diesen Wirth*), sprechen sie unter sich; er ist abgebrannt, obwohl er eine neue Leiter hatte und trotz der Strafe, die er für die alte, welche zerbrochene Stufen hatte, bezahlen mußte.

In solch einem Dorfe wurde Antek geboren. Man legte ihn in eine bemalte Wiege, die von seinem verstorbenen Bruder übriggeblieben, und er schlief in derselben zwei Jahre lang. Später kam die Schwester Rosalie und da mußte er ihr den Platz räumen und als schon erwachsene Person auf die große Bank ziehen.

Dieses ganze Jahr hindurch wiegte er seine Schwester, und während des nächstfolgenden sah er sich in der Welt um. Einmal fiel er in den Fluß, das zweite Mal bekam er von einem durchfahrenden Fuhrmann Prügel dafür, daß ihn die Pferde fast zertreten hätten, und das dritte Mal haben ihn die Hunde so zerbissen, daß er durch zwei Wochen krank auf dem Ofen lag. Dafür schenkte ihm sein Vater in seinem fünften Lebensjahr eine Tuchweste mit einem Messingknopf, und die Mutter ließ ihn die kleine Schwester auf dem Arm herumtragen.

Als er fünf Jahre alt war, gebrauchte man ihn schon zum Hüten der Schweine. Aber Antek sah nicht viel auf diese. Er zog es vor, auf die andere Seite der Weichsel hinüber zu schauen, wo hin und wieder sich etwas hohes und schwarzes seinen Augen zeigte. Das kroch wie aus der Erde auf der linken Seite heraus, stieg in die Höhe und fiel wieder von der rechten Seite herunter. Dem ersten folgte gleich ein zweites und drittes, welche gerade so schwarz und so hoch waren.

Inzwischen krochen die Schweine nach ihrer Gewohnheit in des Nachbars Kartoffeln hinein. Die Mutter, als sie dies erblickte, kam eilig gelaufen und machte sich so um die Tuchweste Anteks zu schaffen, daß der Junge nachher kaum Athem holen konnte. Aber da er in seinem kleinen Herzen keinen Groll trug, weil er ein liebes gutes Kind war, fragte er die Mutter, nachdem er sich satt geschrieen und die Weste

*) So nennt man einen Bauer in Polen, der eine eigene Wirthschaft hat.

ausgekratzt hatte: „Mütterchen! Was ist das Schwarze, was da hinter der Weichsel hervorguckt?“

Die Mutter schaute in der Richtung, die der Finger Anteks beschrieb, verdeckte die Augen mit ihrer Hand und erwiderte:

„Dort hinter der Weichsel? Siehst Du denn nicht, daß da eine Windmühle geht? Und das zweite Mal hüte die Schweine, sonst werde ich Dir die Haut mit Brennnesseln schmieren!“

„Aha, eine Windmühle! Und was ist das, Mütterchen?“

„Ei, Du bist blöde“, erwiderte die Mutter und eilte zu ihrer Arbeit. Wo hatte sie die Zeit und den Verstand dazu, um Erklärung über die Windmühlen zu ertheilen?

Aber die Windmühle ließ dem Jungen keine Ruhe. Antek sah sie jeden Tag; er sah sie auch während der Nacht in seinem Traum. Und so wuchs in dem Jungen eine so große Neugierde, daß er sich eines Tages in den Kahn, welcher die Leute auf die andere Seite des Flusses hinüberführte, einschlich und sich über die Weichsel hinüberschiffen ließ.

Dann kletterte er auf den Berg, gerade an jener Stelle, wo eine Inschrift stand, daß das Betreten dieses Platzes verboten sei, und sah die Windmühle. Dieses Gebäude kam ihm wie ein Glockenthurm vor; nur in der Mitte war es dicker, und dort, wo am Glockenthurm ein Fenster ist, hatte es vier starke Flügel, die übers Kreuz gestellt waren. Anfangs verstand er gar nichts. Was ist das und wozu ist das? Aber die kleinen Hirten erklärten ihm bald die Sache und so erfuhr er alles. Zuerst, daß der Wind die Flügel aufbläst und sie wie die Blätter herumdreht; dann, daß man in der Windmühle das Korn und Mehl mahle und endlich auch dies, daß bei der Windmühle ein Müller sitze, der seine Frau prügelt und der so klug ist, daß er genau weiß, wie man die Ratten aus den Speichern herausbringt.

Nach diesem perspektivischen Unterricht kam Antek auf demselben Wege wie früher nach Hause zurück. Die Flößer versetzten ihm ein paar Schläge auf den Kopf, die Mutter gab ihm noch etwas auf seine Tuchweste für ihre bittere Arbeit, aber das hatte keine Bedeutung weiter. Antek war zufrieden, weil er seine Neugierde befriedigt hatte, und obwohl er sich hungrig schlafen legen mußte, träumte er doch die ganze Nacht hindurch bald von der Windmühle, die das Korn mahlt, bald von dem Müller, der seine Frau prügelt und die Ratten aus den Speichern hinaustreibt.

Dieses winzige Ereigniß hatte entschieden einen Einfluß auf das ganze Leben des Jungen ausgeübt. Von dieser Zeit an schnitzelte er mit dem Messer kleine Stöckchen vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne und legte sie kreuzweise übereinander. Dann machte er sich eine kleine Säule, bastelte, hobelte, stellte die Stäbe verschieden auf, bis er endlich eine kleine Windmühle, die im Winde sich so wie die hinter der Weichsel drehte, fertig gebaut hatte.

Was war das für eine Freude! Jetzt fehlte dem Antek nur noch eine Frau, die er prügeln könnte und er wäre schon ein rechter Müller.

Bis zu seinem zehnten Lebensjahr hatte er beinahe vier Messer verdorben, aber er schnitzelte auch ganz merkwürdige Sachen mit den-

selben. Er konstruirte Windmühlen, Leitern, Brunnen und sogar ganze Bauernhütten. Die Leute wunderten sich sehr und sagten zu der Mutter: „Der Antek wird entweder ein großer Meister oder ein großer Lump werden!“

Während dieser Zeit bekam er noch einen kleinen Bruder Wojtech, die Schwester wuchs heran, und der Vater wurde im Walde durch einen großen Baum erschlagen.

In der Hütte selbst war Rosalie eine große Aushilfe. Im Winter kehrte das Mädchen die Stube aus, trug das Wasser und verstand sogar eine Graupensuppe zu kochen. Im Sommer schickte man sie auf die Weide zum Vieh mit Antek, weil der Junge fortwährend mit dem Schnitzeln beschäftigt war. Was hatte man ihn nicht zusammengeprügelt, angefleht, wie oft über ihn sich ausgeweint! Der Junge schrie, versprach, weinte sogar mit der Mutter zusammen, und das Vieh machte immer weiteren Schaden im Felde.

Erst als die Schwester mit ihm zusammen das Vieh auf die Weide führte, wurde es besser. Er schnitzelte die Stöckchen und sie hütete die Kühe.

Manchmal, wenn die Mutter sah, daß das Mädchen, trotzdem daß sie jünger war, mehr Verstand und guten Willen zur Arbeit zeigte wie Antek, rang sie die Hände über den Kopf und jammerte vor dem alten Gevatter Andreas:

„Was werde ich Unglückselige mit diesem Antek, mit diesem aus der Art geschlagenen Taugenichts anfangen? Weder thut er etwas in der Hütte, noch hütet er das Vieh ordentlich, fortwährend schnitzelt er nur die Stöckchen, als ob etwas in ihn hineingefahren wäre. Mein lieber Andreas, aus ihm wird sehr wahrscheinlich kein Wirth werden, nicht einmal ein Bauernknecht, nur ein unnützer Brodesser, allen Menschen zum Gespött!“

Andreas, der in seinen jungen Jahren dem Flössenstand angehört und so viel von der Welt gesehen hatte, tröstete die bekümmerte Wittwe:

„Freilich, wird aus ihm schon kein Landwirth werden, es fehlt ihm sogar der richtige Verstand dazu. Darum müßte man zuerst ihn in eine Schule geben und dann zu einem Handwerksmeister. Er wird aus dem Buche lernen, wird ein Handwerk betreiben und wenn er kein Lump werden wird, kann er für sich ruhig leben.“

Die Wittwe antwortete darauf, immerwährend die Hände ringend:

„O, lieber Gevatter, was sprecht Ihr nur da. Ist es nicht eine Schande für den Sohn eines Wirthes, daß er ein Handwerk lernen und für den ersten besten auf Bestellung arbeiten soll?“

Andreas blies den Rauch aus seiner hölzernen Pfeife heraus und sagte:

„Freilich, es ist wohl eine Schande, aber es giebt keinen anderen Rath.“

Dann wendete er sich zu Antek und fragte:

„Nun sprich Du, Schlingel, willst Du ein Landwirth werden oder zu einem Handwerksmeister gehen?“

Darauf sagte Antek:

„Ich werde Windmühlen bauen, die das Korn mahlen.“

Und das war immer seine Antwort, trotzdem man über ihn den Kopf und manchmal auch den Besen schüttelte.

Er war bereits zehn Jahre alt, als einmal seine Schwester Rosalie, die damals ein achtjähriges Kind war, schwer erkrankte. Nachdem sie sich eines Abends ruhig schlafen gelegt hatte, konnte man sie am andern Morgen kaum aufwecken. Sie hatte einen heißen Körper, irre Augen und sprach wie von Sinnen.

Die Mutter dachte zuerst, daß das Mädchen sich verstelle und gab ihr ein paar Rippenstöße. Aber als das nichts geholfen hatte, rieb sie sie mit heißem Essig ein und den andern Tag bekam sie Branntwein mit Wermuth zu trinken. Aber dies alles taugte nichts und verschlimmerte nur den Zustand des Kindes, denn nach dem Branntwein zeigten sich blaue Flecke auf dem Körper. Da ging die Wittwe in ihre Kammer, schüttelte alle Lumpen, die sich nur in ihren Koffer befanden, durch, suchte sechs Groschen heraus und rief die Frau Georg, eine berühmte Quacksalberin, zur Rettung herbei.

Die weise Frau besichtigte die Kranke aufmerksam, bespuckte den Fußboden rings um sie her, wie es sich gehört, schmierte sie sogar mit einer Salbe ein, aber das half nichts.

Dann sagte sie zu der Mutter:

„Gevatterin, heizt nur den Ofen, wo Ihr das Brod bäckt, ein. Man muß dem Mädchen gehörig zum Schwitzen eingeben, da wird die Krankheit weggehen."

Die Wittwe heizte ordentlich im Ofen ein, scharrte die Kohlen heraus und wartete auf weitere Befehle.

„Nun jetzt", sagte die Quacksalberin, „muß man das Mädel auf ein Kiefernbrett hinlegen und dieses auf den Ofen stellen so lange, wie drei Ave Maria dauern, dann wird sie bald ganz gesund werden."

Und in der That legte man die kleine Rosalie auf ein Kiefernbrett; Antek schaute sich aus der Ecke des Zimmers dies neugierig an und stellte dasselbe zuerst auf den Ofen.

Als die Hitze das Mädchen umwehte, erwachte sie.

„Mütterchen, was macht Ihr denn mit mir?" schrie sie.

„Sei ruhig, Du dummes Ding, das wird Dich ja gesund machen."

Die zwei Weiber hatten schon das Brett bis zur Hälfte auf den Ofen gerückt; das Mädchen aber fing sich zu werfen an wie ein Fisch im Netz. Sie stieß die Quacksalberin von sich weg, faßte die Mutter mit den beiden Händen um den Hals und schrie himmelhoch:

„Ihr werdet mich doch wirklich verbrennen, Mütterchen!"

Man hatte sie schon ganz hinaufgerückt, vor den Ofen ein Brett gelegt und die beiden Weiber fingen an die drei Gebete zu sprechen: „Ave Maria, Du voll Gnade . . .

„Mütterchen, mein Mütterchen", stöhnte das unglückliche Kind. „O Mütterchen!"

„Der Herr ist mit Dir, Du bist gesegnet unter den Weibern!"

Jetzt lief Antek zum Ofen und ergriff die Mutter bei dem Rock.

„Mütterchen!" rief er weinend, „es wird sie ja dort zu Tode schmerzen."

Aber er erreichte nur so viel, daß er einen Kopfstoß bekam, weil er das Gebet störte. Auch hörte die Kranke auf, an das Brett zu

schlagen, sich zu werfen und zu schreien. Inzwischen hatten sie schon die drei Ave Maria gebetet und das Brett vom Ofen weggenommen. Auf demselben lag eine Leiche, mit einer rothen, hier und da kahl gewordenen Haut.

„Jesus!“ schrie die Mutter, als sie das Mädchen, welches einem Menschen nicht mehr ähnlich sah, erblickte. Und ein so heftiger Schmerz um das Kind bemächtigte sich ihrer, daß sie kaum der Quacksalberin helfen konnte, die Leiche auf die Pritsche zu tragen. Sie kniete in der Mitte des Zimmers nieder und mit dem Kopf an die Dreschtenne schlagend, rief sie:

„Ach, Frau Georg, was habt Ihr da Gutes gethan?“

Die Quacksalberin wurde verdrießlich.

„Eh! Möchtet Ihr lieber still sein; Ihr denkt vielleicht, daß das Mädel von der Hitze so roth geworden ist? Das ist die Krankheit, die aus ihr herausgekommen ist, nur war es ein wenig zu plötzlich und so hat sie das arme Ding getödtet. Das alles kommt doch von der Gottesmacht.“

Im Dorfe wußte niemand, was die Ursache des Todes der kleinen Rosalie war. Das Mädel ist gestorben, was konnte man dazu thun? Sichtlich war das schon so vorher bestimmt. Stirbt etwa nur ein Kind während des Jahres im Dorfe!

Am dritten Tage legte man die kleine Rosalie in einen frisch gehobelten Sarg mit einem schwarzen Kreuzchen. Dann stellte man denselben in einen Wagen, welcher sonst zum Mistfahren dient und brachte ihn mit zwei Ochsen hinter das Dorf, dorthin, wo über die eingefallenen Grabhügel morsche Kreuze und weiße Birken wachen. Auf dem holperigen Weg neigte sich der Sarg ein wenig nach der Seite hin und Antek, der hinter dem Wagen gehend sich an die Falten des Rockes der Mutter hielt, dachte: „Es muß doch dem kleinen Rosalchen unbequem sein, wenn sie sich so auf die Seite umdreht!“

Dann besprengte der Geistliche den Sarg mit Weihwasser, vier Bauernknechte ließen ihn auf vier Tüchern in das Grab hinunter, warfen Erde darauf und das war alles.

Die Hügel mit dem rauschenden Wald und die Höhen, auf welchen Nußbäume wuchsen, blieben dort, wo sie waren. Die Hirten spielten wie früher auf ihren Flöten, im Thale ging das Leben weiter seinen Weg, obwohl im Dorfe ein Mädchen fehlte.

Während einer Woche sprach man von ihr, dann vergaß man sie und verließ das frische Grab, über welches nur der Wind seufzte und die Grillen zirpten.

Und noch ein wenig später fiel der Schnee darauf und scheuchte sogar die Grillen fort.

Im Winter gingen die Kinder der Bauern in die Schule. Und da die Mutter von Antek keine Hilfe in der Wirthschaft erwartete, vielmehr nur ein Hinderniß in ihm erblickte, holte sie sich bei dem Gevatter Andreas Rath und beschloß darauf den Jungen in die Schule zu schicken.

„Und werde ich in der Schule lernen Windmühlen bauen?“ fragte Antek.

„Oho! Man wird Dich lehren in der Kanzlei zu schreiben, wenn Du nur willig sein wirst."

Die Wittwe wickelte vierzig Groschen in den Knoten ihres Taschentuches ein, nahm den Jungen bei der Hand und ging mit ihm zum Schullehrer. Als sie in das Zimmer hineintrat, traf sie diesen beim Flicken seines alten Pelzes an. Sie machte eine tiefe Verbeugung vor ihm, händigte ihm das mitgebrachte Geld ein und sagte:

„Ich begrüße gehorsamst den Herrn Lehrer und bitte recht schön, daß Euer Hochwohlgeboren diesen Schlingel da zum Unterricht annimmt und bitte, lassen Sie es sich nicht leid thun und schonen Sie nicht Ihre Hand, nur gebrauchen Sie sie, wie ein leibhaftiger Vater."

Der hochwohlgeborene Herr, dem das Stroh aus den durchlöcherten Stiefeln herausschaute, nahm den Antek beim Kinn, blickte ihm in die Augen und klopfte ihm auf die Schulter.

„Ein hübscher Junge", sagte er, „und was kannst Du?"

„Freilich, das ist wahr, daß er schön ist", erwiderte die geschmeichelte Mutter, „aber er wird wohl gar nichts können."

„Wie ist denn das, Ihr seid seine Mutter und wißt nicht, was er kann und was er gelernt hat?" fragte der Lehrer.

„Und woher soll ich denn wissen, was er kann? Ich bin ja nur eine arme Frau, diese Sachen gehen mich gar nichts an. Und was er gelernt hat, mein Antek, das weiß ich wohl. Er hat gelernt das Vieh auf die Weide zu führen, das Holz zu spalten, Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen und das wird wohl alles sein."

In dieser Weise wurde der Junge in der Schule installirt. Aber da der Mutter die ausgegebenen vierzig Groschen leid thaten, sammelte sie, um sich zu beruhigen, vor ihr Haus ein paar Nachbarn und fragte sie, ob es gut sei, daß Antek in die Schule gehe und daß sie eine solche Ausgabe für ihn gemacht habe.

„Nu!" sagte einer von den Bauern, „es heißt wohl, daß man den Lehrer von der Gemeinde aus bezahlt, und folglich wenn Ihr durchaus nicht wollt, so braucht Ihr ihm gar nichts zu geben. Aber er mahnt immer und unterrichtet diejenigen, die ihm nicht besonders zahlen, immer schlechter."

„Und ist er denn ein guter Lehrer?"

„Nun, es macht sich! Wenn man mit ihm spricht, scheint er sogar ein bißchen dumm zu sein, aber er unterrichtet doch, wie es sich gehört. Mein Junge zum Beispiel geht doch erst das dritte Jahr in die Schule und er kennt schon das Alphabet, von oben nach unten und von unten nach oben."

„Eh! Was bedeutet denn das Alphabet?" fragte ein zweiter Bauer.

„Freilich, es bedeutet etwas", sagte der erste. „Ihr thut so, als ob Ihr es nicht gehört hättet, was unser Vogt sagt: „Wenn ich wenigstens das Alphabet könnte, würde ich von solch' einer Gemeinde mehr wie tausend Rubel Einkommen haben, gerade so viel wie der Schreiber."

Ein paar Tage darauf ging Antek zum ersten Male in die Schule. Sie kam ihm fast so vor, wie das Zimmer in der Schänke, wo das

Branntweinfaß steht, und die Bänke standen dort so hintereinander, wie in der Kirche. Nur der Ofen war gespalten und die Thür ging nicht ganz zu, folglich fror er ein wenig. Die Kinder hatten rothe Gesichter und hielten die Hände in den Aermeln. Der Lehrer ging in einem Pelz und mit einer Schaffellmütze auf dem Kopf herum. Und aus allen Winkeln guckte der weiße Frost hervor und sperrte seine funkelnden Augen weit auf.

Man setzte Antek neben diejenigen, die noch keinen Buchstaben kannten, und die Lektion fing an.

Antek, durch die Mutter feierlich ermahnt, gelobte sich, daß er sich auszeichnen werde.

Der Lehrer nahm die Kreide in die durch die Kälte erstarrten Finger und malte auf der Tafel, die in einem trostlosen Zustande sich befand, ein Zeichen hin.

„Schaut, Kinder!" sagte er, „dieser Buchstabe ist sehr leicht zu behalten, weil er so aussieht, als ob jemand einen Kosak tanzen möchte und man liest ihn A. — Ruhig dort, Esel! . . . Wiederholt a . . . a . . . a . . ."

A! . . . a! . . . a! . . . riefen im Chor die Schüler der ersten Abtheilung. Ihr Rufen übertönte die Stimme Anteks. Aber der Lehrer hatte ihn bis jetzt noch nicht beachtet.

Der Junge war ein wenig verletzt, sein Ehrgefühl wurde gereizt.

Der Lehrer zeichnete ein zweites Zeichen auf die Tafel.

„Dieser Buchstabe", sagte er, „ist noch leichter zu behalten, weil er wie eine Bretzel aussieht. Habt Ihr schon einmal eine Bretzel gesehen?"

„Der Wojtech hat schon eins gesehen, aber wir noch nicht", erwiderte einer von den Schülern.

„Nun so denkt, daß eine Bretzel diesem Buchstaben ähnlich ist, der B. heißt. Nun sagt laut be! be!"

Der Chor rief be! be! Aber Antek zeichnete sich diesmal wirklich aus. Er ballte die beiden Hände wie eine Trompete zusammen und blökte wie ein einjähriges Kalb.

Ein schallendes Lachen hallte in der Schulstube wieder; nur der Lehrer bebte vor Zorn.

„He!" schrie er Antek an. Bist Du denn so frech, daß Du aus der Schule einen Kälberstall machst? Bringt ihn nur hierher, ich werde ihm eine Erwärmung geben."

Der Junge wurde ganz starr vor Verwunderung, aber bevor er zu sich kam, hatten ihn schon die beiden Stärksten aus der Schule bei den Armen ergriffen, zogen ihn in die Mitte des Zimmers und legten ihn auf die Erde.

Antek hatte noch immer nicht recht verstanden, um was es sich handele, als er plötzlich ein paar tüchtige Schläge fühlte und die folgende Warnung vernahm:

„Wirst Du nicht mehr blöken, Du Hallunke? Blöke nicht mehr."

Nun ließ man ihn los. Der Junge schüttelte sich wie ein Hund, der aus dem kalten Wasser herausgeholt wird, ab und ging auf seinen Platz zurück.

Der Lehrer zeichnete den dritten und vierten Buchstaben auf, die Kinder riefen sie chorweise nach, und darauf folgte das Examen.

Der erste, der antwortete, war Antek.

„Wie heißt dieser Buchstabe?“ fragte der Lehrer.

„A!“ erwiderte der Junge.

„Und der zweite?

Antek schwieg.

„Der zweite heißt be. Wiederhole, Du Esel!“

Antek schwieg beharrlich.

„Wiederhole, Du Esel, be!“

„Bin ich denn dumm!“ murmelte der Junge, der gut in der Erinnerung behalten hatte, daß man in der Schule nicht blöken dürfe.

„Was, Du Schlingel? Du bist noch frech? Bringt ihn her zur Erwärmung!“

Und wieder ergriffen ihn dieselben Kollegen, die es schon früher gethan hatten, bei den Armen, legten ihn hin und der Lehrer ertheilte ihm dieselbe Zahl von Schlägen, diesmal schon mit der Warnung:

„Sei nicht frech! Hörst Du, sei nicht frech!“

Eine Viertelstunde nachher fing der Unterricht der oberen Abtheilung an, und die untere ging in die Küche des Lehrers. Dort schälten die einen unter der Leitung der Frau des Lehrers die Kartoffeln, die anderen trugen das Wasser, die dritten die Nahrung für die Kuh und bei dieser Beschäftigung verging ihnen die Zeit bis zum Mittag.

Als Antek nach Hause kam, fragte ihn die Mutter:

„Nun, was hast Du gelernt?“

„Ich habe gelernt!“ erwiderte der Knabe stolz.

„Und hast Du was bekommen?“

„O! Und wie, zweimal!“

„Für das Lernen?

„Nein, nur eine Erwärmung.“

„Siehst Du, das ist der Anfang. Erst später wirst Du auch für das Lernen bekommen“, tröstete ihn die Mutter.

Antek wurde nachdenklich und Kummer erfüllte seinen Geist.

„Ach, da giebt es wohl keinen Rath“, sagte er sich im stillen. „Er schlägt, das ist wohl wahr, aber er wird mir wenigstens zeigen, wie man die Windmühlen baut.“

Seit dieser Zeit lernten die Kinder der untersten Abtheilung immerfort die vier ersten Buchstaben und dann gingen sie in die Küche und auf den Hof, um der Wirthschafterin des Lehrers bei ihren Arbeiten behilflich zu sein. Von den Windmühlen war jedoch keine Rede.

Eines Tages war der Frost draußen leichter geworden, auch das Herz des Schulmeisters thaute einigermaßen auf und er wollte seinen jüngsten Zöglingen den Nutzen der Schrift erklären.

„Schaut, Kinder“, sagte er, indem er auf der Tafel das Wort „Haus“ schrieb, „was das Schreiben für eine kluge Sache ist. Diese vier Zeichen sind so klein und nehmen so wenig Platz ein, und doch bezeichnen sie ein Haus. Wenn Du nur einen Blick auf dieses Wort wirfst, da siehst Du gleich vor den Augen ein ganzes Gebäude, die

Thüren, die Fenster, den Flur, die Zimmer, die Oefen, die Bänke, die Bilder an den Wänden, kurz gesagt, Du siehst das Haus mit allem, was sich darin befindet."

Antek rieb sich die Augen, reckte sich von seinem Platze hervor, schaute sich das auf der Tafel geschriebene Wort genau an, aber er konnte keineswegs darin ein Haus erkennen. Endlich stieß er seinen Nachbar an und fragte:

„Siehst Du diese Hütte, von welcher der Lehrer spricht?"

„Ich sehe sie nicht", erwiderte der Nachbar.

„Das muß wohl eine Lüge sein!" schloß Antek.

Den letzten Satz vernahm der Magister und schrie:

„Was ist eine Lüge! Wo ist da eine Lüge!"

„Nämlich das, daß sich auf der Tafel ein Haus befindet. Es ist doch nur ein wenig Kreide auf der Tafel, aber ein Haus ist nicht zu sehen", antwortete Antek naiv.

Der Lehrer griff ihn beim Ohr und zog ihn in die Mitte des Zimmers.

„Bringt ihn hierher, ich werde ihm eine „Erwärmung" geben!" schrie er, und nun wiederholte sich bis auf die kleinsten Einzelheiten die dem Jungen schon wohlbekannte Ceremonie.

Als Antek nach Hause kam, roth und verweint, fragte ihn die Mutter wieder:

„Hast Du was bekommen?"

„Und denkst Du vielleicht, Mütterchen, nicht?" stöhnte der Knabe.

„Für das Lernen?"

„Nicht für das Lernen, nur so eine „Erwärmung"!"

Die Mutter machte eine Handbewegung.

„Ja!" sagte sie nach einer Pause, „Du mußt noch warten, so wird man Dir dort einmal auch für das Lernen geben."

Und später murmelte sie vor sich, indem sie das Holz in die Küche legte:

„So geht es immer einer Wittwe und einer Waise in dieser Welt. Wenn ich dem Lehrer etwa einen halben Rubel und nicht vierzig Groschen geben könnte, würde er sich gleich mit meinem Jungen beschäftigen. Und so schäkert er nur mit ihm und das ist alles.

Und Antek dachte sich, als er dieses hörte:

„Nu, nu! Wenn er so mit mir schäkert, wie wird es dann noch werden, wenn er mit mir zu lernen anfangen wird?"

Zum Unglück oder zum Glück, sollten die Besorgnisse des Jungen sich nie erfüllen.

Eines Tages, es war schon zwei Monate, nachdem Antek in die Schule eingetreten, kam der Lehrer zu seiner Mutter und fragte sie nach der üblichen Begrüßung:

„Meine liebe Frau, was wird denn aus Eurem Jungen werden? Ihr habt für ihn vierzig Groschen gegeben, aber das war gleich am Anfang, und jetzt ist schon der dritte Monat vorüber und ich sehe keinen Heller mehr! Das ist doch nicht recht und billig; zahlt schon, wenn es so sein muß, vierzig Groschen, aber doch jeden Monat."

Die Wittwe antwortete darauf:

„Woher soll ich es nehmen, wenn ich nichts habe. Jeder Gro-

schen, den ich verdiene, alles geht an die Gemeinde. Es reicht sogar nicht einmal, um den armen Kindern irgend einen Fetzen zu kaufen."

Der Lehrer erhob sich von der Bank, setzte die Mütze im Zimmer auf und antwortete:

„Wenn dem so ist, so braucht Antek nicht die Schule zu besuchen. Ich denke nicht daran, umsonst meine Hand für ihn anzustrengen. So ein Unterricht wie meiner, ist nicht für arme Kerle."

Er ging hinaus, die Wittwe blickte ihm nach und dachte bei sich: „Freilich, das ist wahr. So lange die Welt steht, haben nur herrschaftliche Kinder die Schule besucht. Und wie könnte ein gemeiner Mensch das erreichen."

Wieder holte sie sich beim Gevatter Andreas Rath, und nun fingen beide an, den Jungen zu examiniren.

„Was hast Du, Schlingel, durch die zwei Monate gelernt?" fragte ihn Andreas. „Die Mutter hat ja für Dich vierzig Groschen ausgegeben."

„Jawohl!" fügte die Wittwe seufzend hinzu.

„Was soll ich dort gelernt haben!" antwortete der Junge. „Man schält die Kartoffeln in der Schule gerade so wie zu Hause, man giebt den Schweinen auch genau so zu essen. Nur das eine, daß ich ein paar Mal dem Lehrer die Stiefeln geputzt habe; aber dafür haben sie mir den ganzen Anzug bei diesen „Erwärmungen" zerrissen."

„Nun, und vom Lernen hast Du nichts erhascht?"

„Wer wird da was erhaschen!" sagte Antek. Wenn er mit uns lernt, dann lügt er. Er schreibt sich da auf der Tafel ein Zeichen auf und sagt, daß das ein Haus mit Zimmern, mit einem Flur und mit Bildern ist. Der Mensch hat doch Augen und sieht doch, daß das kein Haus ist. Und wenn er uns wieder schulmäßig lernt, da versteh' ihn der Kuckuck! Es sind dort ein paar ältere Schüler, die schulmäßig Lieder singen, aber die jungen können zufrieden sein, wenn sie ein wenig fluchen lernen."

„Versuche nur noch einmal, so garstig zu reden, da werde ich Dir was geben!" mischte sich die Mutter hinein.

„Nun, und zur Landwirthschaft wirst Du nie Lust bekommen?" fragte Andreas.

Antek küßte ihm die Hand und sagte:

„Schickt mich nur dahin, wo man die Windmühlen bauen lernt."

Die Alten zuckten mit den Achseln wie auf Befehl.

Die unglückselige Windmühle, welche auf der anderen Seite der Weichsel das Korn malte, blieb so tief in der Seele des Jungen haften, daß sie keine Macht mehr daraus entfernen konnte.

Nach einer langen Berathung beschloß man zu warten. Und man wartete.

Eine Woche nach der andern, ein Monat nach dem andern verging, endlich wurde der Junge zwölf Jahre alt, aber in der Wirthschaft leistete er noch immer ganz unbedeutende Dienste. Er schnitzelte seine Figürchen und machte sogar wunderliche Figuren. Und erst als das Messer verdorben war und die Mutter kein Geld gab, um ein neues zu kaufen, vermiethete er sich zur Arbeit. Einmal hütete er die Pferde eines Bauern auf der Wiese während der Nacht, die Gedanken

ganz in den Abendnebel vertieft und in die Sterne blickend. Einem andern Bauer führte er die Ochsen beim Ackern. Manchesmal ging er in den Wald Beeren oder Pilze zu suchen, und verkaufte dann einen vollen Korb für ein paar Groschen dem Schänkwirth Mordechai.

In der Hütte ging es inzwischen schlecht vonstatten. Eine Wirthschaft ohne Mann ist ein Körper ohne Seele; und wir wissen schon, daß Anteks Vater seit ein paar Jahren dort auf dem Hügel ruhte, wo durch die mit rothen Beeren bedeckte blühende Hecke im Frühling die kleinen Kreuzchen herausgucken.

Die Wittwe miethete einen Bauernknecht, damit er ihr die Aecker in Ordnung bringe; den Rest des Geldes mußte sie ins Gemeindehaus abtragen, und erst von dem, was ihr übrig blieb, ernährte sie sich und die Jungen.

Sie aßen nur jeden Tag eine saure Brodsuppe (Barscht) und Kartoffeln, manchmal auch Grütze und Klöße, viel seltener Erbsen und Fleisch, höchstens zu Ostern. Manchmal fehlte auch dieses in der Hütte, und dann flickte die Wittwe die Bauernkittel ihrer Söhne, da sie nicht die Küche zu besorgen brauchte. Der kleine Wojtech weinte und Antek fing aus Langeweile während der Mittagszeit die Fliegen; nach solch' einem Festmahl ging er dann wieder auf den Hof, um seine Leitern, Hecken, Windmühlen und Heiligen zu schnitzeln. Anfangs schnitzelte er die Heiligen freilich ohne Gesichter und Hände.

Endlich verschaffte Gevatter Andreas, ein treuer Freund der verwaisten Familie, dem Antek eine Stelle beim Schmied des benachbarten Dorfes. Eines Sonntags ging er mit der Wittwe und dem Jungen hin. Der Schmied nahm sie leidlich auf. Er prüfte den Jungen in den Händen und im Kreuz, und nachdem er gesehen hatte, daß er für sein Alter ziemlich stark, nahm er ihn zu sich in die Lehre, ohne Bezahlung und nur auf sechs Jahre.

Dem Jungen war es schrecklich und überaus traurig anzusehen, wie die weinende Mutter und der alte Andreas, nachdem sie von ihm und von dem Schmied Abschied genommen hatten, hinter den Obstgärten verschwanden, als sie nach Hause gingen. Es wurde ihm noch trauriger zumuthe, als er die erste Nacht unter einem fremden Dache schlief, in der Scheune zwischen den ihm unbekannten Lehrlingen des Schmiedes, welche sein Abendbrod aufgegessen hatten und ihm noch für die Nacht ein paar Faustschläge als Unterpfand einer guten Freundschaft gaben.

Aber als sie den andern Morgen, zugleich mit dem Sonnenaufgang, schaarenweise nach der Schmiede gingen, als sie das Feuer schürten, Antek anfing in seinen dicken Blasebalg zu blasen und die anderen mit ihren Hämmern das erglühte Eisen zu schmieden begannen, fröhliche Lieder singend, da erwachte in dem Jungen ein ganz neuer Geist. Der Klang des Metalls, das rhythmische Getöse, das Lied, welchem der Wald mit einem Echo antwortete, alles dies berauschte den Jungen. Es schien, als ob des Himmels Engel in seinem Herzen neue Saiten aufgespannt hätten, die den anderen Bauernkindern unbekannt sind, und diese Saiten ertönten erst heute beim Schnauben des Blasebalgs, beim Schlagen der Hämmer und den aus dem Feuer sprühenden Funken.

Ach, was für ein wackerer Schmied wäre aus ihm geworden, und vielleicht noch etwas mehr . . . aber der Junge, obwohl ihm die neue Arbeit außerordentlich gefiel, dachte fortwährend an seine Windmühlen.

Der Schmied, der gegenwärtige Beschützer Anteks, war ein nichtssagender Mensch. Er schmiedete das Eisen und feilte es weder gut noch schlecht. Manchmal prügelte er die Jungen, bis sie angeschwollen waren, und am meisten sorgte er dafür, daß sie nicht zu früh die Kunst erlernen sollten, da so ein Gelbschnabel, nachdem er die Lehrzeit bei dem Meister beendigt hat, gleich unter den Augen seines leibhaften Lehrmeisters eine Schmiede anlegen und ihn zu einer sorgfältigeren Arbeit zwingen könnte!

Aber wir müssen wissen, daß der Meister noch eine andere Sitte hatte.

Am andern Ende des Dorfes wohnte ein intimer Freund des Schmiedes, der Schulze des Dorfes, der an gewöhnlichen Tagen fast nie von der Arbeit fortging, aber wenn ihm etwas im Amte passirte, dann warf er die Arbeit weg und ging in das Wirthshaus an der Schmiede vorüber. Das kam ein- oder zweimal in der Woche vor.

Und so geht der Schulze auch heute mit dem in seinem Amte erworbenen Groschen zu dem Küfer Schenkkranz und tritt auch in die Schmiede ein.

„Gelobt sei Jesus Christus!" schreit er dem Schmied zu, der hinter der Esse steht.

„Gelobt sei Jesus Christus!" antwortet der Schmied. „Und wie sieht es auf dem Felde aus?"

„Es geht an", sagte der Schulze. „Und wie geht es bei Euch in der Schmiede?"

„Es geht an", sagte der Schmied. „Gott sei Dank, daß Ihr doch einmal aus Eurer Hütte herausgekrochen seid."

„Ach ja", antwortete der Schulze. „Ich habe mich so in der Kanzlei verplaudert, daß ich mir ein wenig die Zähne ausspülen muß. Vielleicht geht Ihr auch aus diesem Staub ein bißchen weg?"

„Es versteht sich, daß ich gehen werde; die Gesundheit geht über alles", antwortete der Schmied, und ohne seine Schürze auszuziehen, ging er mit dem Schulzen in die Schänke.

Wenn aber der Schmied erst einmal fortgegangen war, so konnten die Jungen ganz bestimmt das Feuer auslöschen. Auch wenn die dringendste Arbeit vorhanden wäre, ja selbst wenn die Welt untergehen würde, gingen weder der Meister noch der Schulze vor Abend aus der Schänke heraus, es sei denn, daß sich dem Schulzen eine amtliche Beschäftigung aufdrängte.

Erst spät in der Nacht kehrten sie nach Hause zurück.

Gewöhnlich führte der Schulze den Schmied unter dem Arm, und dieser trug die Flasche mit dem „Spülwasser" auf Morgen. Den zweiten Tag war der Schulze vollständig nüchtern und führte seine Wirthschaft, bis wieder sein Amt ihm einen Groschen einbrachte, aber der Schmied guckte so lange in die mitgebrachte Flasche hinein, bis sich der Boden derselben zeigte und in dieser Weise ruhte er sich auf einmal zwei Tage aus.

Unser Antek aber bläst nun schon seit anderthalb Jahren die Blasebälge in der Schmiede auf, während der Meister und der Schulze gleichfalls mit großer Regelmäßigkeit anderthalb Jahre lang ihre Zähne bei dem Küfer Schenkkranz ausspülen.

Da ereignete sich einmal ein Zufall.

Während der Schulze mit dem Schmied in der Schänke saßen, ließ man plötzlich nach dem ersten Halbgläschen sagen, daß jemand sich erhängt habe, und man mußte mit Gewalt den Schulzen vom Tische fortziehen. Da der Schmied nun keine entsprechende Gesellschaft hatte, mußte auch er das Spülen unterlassen, aber er kaufte sich die unentbehrliche Flasche und kehrte mit derselben langsam nach Hause zurück.

Indessen kam ein Bauer in die Schmiede, um sein Pferd beschlagen zu lassen.

Als ihn die Lehrlinge erblickten, schrien sie:

„Der Meister ist nicht da, er trinkt heute mit dem Schulzen."

„Und keiner von Euch versteht es, mir das Pferd zu beschlagen?" fragte der Bauer verdrießlich.

„Wer wird das verstehen!" erwiderte der älteste Lehrling.

„Ich werde es Euch beschlagen", antwortete plötzlich Antek.

Der Ertrinkende greift selbst nach einem Strohhalm; folglich ging auch der Bauer auf Anteks Vorschlag ein, obwohl er ihm nicht viel zutraute, und die anderen Lehrlinge ihn auslachten und beschimpften.

„Schau' ihn nur an! diesen Burschen!" sagte der Aelteste. „So lang er lebt, hat er nicht den Hammer in der Faust gehalten, er bläst nur und legt die Kohlen zu und heute geht er auf das Pferdebeschlagen los!"

Es ist aber klar, daß Antek den Hammer doch wohl manchmal in der Faust gehalten haben muß, denn in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit schmiedete er ein paar Nägel und schlug das Hufeisen ab. Zwar war das Hufeisen zu groß und nicht sehr gut geformt, aber die Lehrlinge machten den Mund weit auf.

Gerade in diesem Augenblick kam der Meister. Man erzählte ihm, was passirt sei und zeigte das Hufeisen und die Nägel.

Der Schmied prüfte dasselbe und rieb sich sogar die mit Blut unterlaufenen Augen.

„Und wo hast Du das gelernt, Du Dieb?" fragte er darauf Antek.

„In der Schmiede", erwiderte der Junge, den das Kompliment erfreut hatte. „Wenn der Herr Meister zum „Spülen" ging und die Jungen auseinander liefen, habe ich mir so verschiedene Sachen aus Blei oder Eisen geschmiedet."

Der Meister war so verlegen, daß er sogar vergaß, den Antek wegen des Verderbens der Materialien und Geräthe durchzuprügeln. Er ging zu seiner Frau, um sich mit derselben zu berathen und bald darauf entfernte man den Jungen aus der Schmiede. Nun wurde er für die Wirthschaft bestimmt.

„Du bist zu klug, mein Lieber!" sagte ihm der Schmied. „Du könntest in drei Jahren das Handwerk erlernen und dann würdest

Der Thurmfalk.

Digitized by Google

Du weglaufen. Und Deine Mutter hat Dich mir doch auf sechs Jahre zum Dienst übergeben."

Noch ein halbes Jahr blieb Antek bei dem Schmied. Er grub im Garten, jätete das Unkraut aus, spaltete das Holz, wiegte die Kinder ein, aber er durfte nicht mehr die Schwelle der Schmiede übertreten. In dieser Hinsicht beobachteten ihn alle sehr scharf: der Meister, seine Frau und die Lehrlinge. Sogar die eigene Mutter Anteks und der Gevatter Andreas, obwohl ihnen die Ursache bekannt war, sagten nichts dagegen.

Nach der Verabredung und der Sitte des Dorfes gemäß, hatte der Junge erst nach sechs Jahren das Recht selbstständig in das Schmiedehandwerk zu pfuschen. Daß er merkwürdig scharfsinnig war und von niemandem gelernt hatte, vielmehr selbst das Schmiedehandwerk erlernte, desto schlimmer für ihn!

Antek wurde aber diese Lebensweise doch überdrüssig.

„Soll ich hier bloß im Garten graben und Holz spalten, dann ziehe ich es schon vor, dasselbe bei der Mutter zu thun."

So dachte er eine Woche, einen Monat lang. Er schwankte. Aber endlich lief er vom Schmied weg und kehrte nach Hause zurück.

Dennoch sind ihm aber diese paar Jahre zugute gekommen. Der Junge wuchs aus, wurde mannbar, lernte ein wenig mehr Menschen kennen als in seinem Thal, und hauptsächlich wurden ihm mehr Handwerksgeräthe bekannt.

Jetzt, wenn er zu Hause saß, half er manchmal in der Wirthschaft, aber vorwiegend machte er seine Maschinen und schnitzelte Figuren. Er hatte nun schon außer dem Messer ein Meißel, eine Feile und einen Bohrer und hantirte damit so geläufig, daß sogar schon der Schänker Mordchai manche von seinen Produkten zu kaufen anfing. Wozu? Antek wußte es nicht, obwohl seine Windmühlen, Hütten, künstlichen Schachteln, Heiligen und geschnitzten Pfeifen sich in der ganzen Umgegend verbreiteten. Man wunderte sich über das Talent des unbekannten Autodidakten, man zahlte sogar nicht geringe Preise dem Mordechai für seine Produkte, aber niemand dachte an den Jungen, und um so weniger dachte jemand daran, ihm eine helfende Hand zu reichen.

Pflegt jemand etwa die Feldblumen, die wilden Birnen und Kirschen, obwohl man doch weiß, daß bei einer gewissen Pflege man auch von ihnen einen größeren Nutzen ziehen könnte?

Indessen wuchs der Junge auf, und die Dorfmädchen und Frauen guckten ihn immer freundlicher an und sprachen immer häufiger untereinander:

„Ein hübscher Kerl ist er, dagegen ist nichts zu sagen."

Und in der That, Antek war schön. Er war gut gebaut, ziemlich graziös und hatte eine gerade Haltung, nicht so wie die Bauern, deren Achseln herunterhängen und deren Füße vor schwerer Arbeit kaum vorwärtsrücken. Er hatte auch ein ganz anderes Gesicht, die Züge waren sehr regelmäßig, der Teint frisch und die Augen von klugem Ausdruck. Er hatte auch helle lockige Haare, dunkle Augenbrauen und dunkelblaue, träumerische Augen.

Die Männer wunderten sich über seine Kraft und zuckten mit

den Achseln dazu, daß er faullenzte. Aber die Frauen zogen es vor, in seine Augen zu blicken.

„Wenn der Kerl einen Blick auf den Menschen wirft", sagte eine von den Frauen, „da schaudert es einen. Er ist noch ein so junger Bursche und er guckt einen schon an wie ein alter Edelmann."

„Das ist nicht wahr!" erwiderte die zweite. „Er guckt gewöhnlich wie ein Gelbschnabel, er hat nur etwas so süßes in seinen Augen, daß es Dir in die Glieder geht. Ich verstehe das!"

„Ich muß das doch besser wissen", erwiderte die erste, „ich habe ja im Edelhof gedient."

Und während die Frauen so über die Weise, wie Antek dreinschaute, hin und her stritten, sah er sie indessen gar nicht an. Bei ihm bedeutete eine gute Feile viel mehr als die schönste Frau.

In derselben Zeit hatte sich der Dorfvogt, der schon seine Töchter aus erster Ehe verheiratet und zu Hause nur noch ein paar kleine Kinder aus der zweiten Ehe hatte, zum dritten Mal in das Ehejoch begeben. Und wie die Kahlköpfe gewöhnlich Glück haben, so fand auch er ein junges, hübsches, reiches Frauchen in einem Dorfe hinter der Weichsel.

Als dieses Paar vor dem Altar stand, fingen die Leute an zu lachen; und der Geistliche selbst schüttelte ein wenig mit dem Kopf, weil sie so gar nicht zueinander paßten.

Der Vogt zitterte wie ein alter Bettler, der eben erst aus dem Krankenhaus herausgekommen ist. Die Frau war dagegen wie ein Funke. Ein reines Zigeunermädchen, mit kirschrothen, ein wenig geöffneten Lippen, und mit schwarzen Augen, in welchen ihre Jugend wie Feuer flackerte.

Nach der Hochzeit wurde das gewöhnlich stille Haus des Vogts lebendig, da immerwährend Gäste ankamen. Bald der Förster, welcher jetzt häufiger wie gewöhnlich Geschäfte in der Gemeinde zu haben pflegte; bald der Amtsschreiber, welcher wahrscheinlich sich in der Kanzlei an der Gegenwart des Vogts nicht genug erfreut hatte und ihn noch zu Hause besuchte, bald wieder die Regierungsjäger, die man bis jetzt sehr selten im Dorfe gesehen hatte. Sogar der Dorflehrer warf, nachdem er seinen monatlichen Lohn bekommen hatte, den alten Pelz in die Ecke und zog sich wie ein Magnat an, so daß manche von den Dorfleuten ihn als „hochwohlgeborenen Gutsbesitzer" titulirten. Und alle diese Forstbeamten, Jäger, Schreiber und Lehrer zogen zur Frau des Vogts, wie die Ratten in die Mühle. Kaum war einer in das Zimmer getreten, so wartete schon der zweite hinter der Hecke, der dritte schritt schon vom Ende des Dorfes her, und der vierte machte sich bereits um den Vogt zu thun. Die junge Frau sah sie alle gern bei sich, sie lachte, unterhielt die Gäste und gab ihnen zu trinken. Aber manchmal zog sie auch einen bei den Haaren und prügelte ihn durch, weil die Laune der Dorfschönen sich sehr leicht veränderte.

Endlich, nach der Hochzeit, die ein halbes Jahr lang gedauert hatte, fing es an im Hause etwas ruhiger zu werden. Einige von den Gästen bekamen es über, die anderen jagte die Frau weg und nur der alte Lehrer, der selbst schlecht aß und seine Wirthin mit

Hunger quälte, kaufte sich für jeden monatlichen Lohn irgend etwas neues zu seinem Anzug und saß bei der Vogtin an der Schwelle, weil man ihn aus dem Zimmer herausgejagt hatte, oder er fluchte und seufzte in dem Gehege.

An einem Sonntag ging Antek zur Kirche, wie gewöhnlich mit der Mutter und dem Bruder. In der Kirche war es schon eng, aber sie fanden doch noch ein Plätzchen. Die Mutter kniete auf der rechten Seite zwischen den Frauen, Antek und Wojtech auf der linken Seite zwischen den Bauern, und jeder betete, wie er konnte. Zuerst zu dem Heiligen am großen Altar, dann zu dem Heiligen, der über diesem steht, dann zu den Heiligen auf den Altären an der Seite. Er betete für den Vater, den der Baum erschlagen hatte, für die Schwester, von welcher die Krankheit im Ofen zu rasch sich entfernt hatte und auch dafür, daß der allgütige Gott und seine Heiligen von allen Altären ihm Glück im Leben geben mögen, wenn es ihr Wille sei!

Als Antek schon das vierte Mal in der Reihe seine Gebete wiederholte, fühlte er plötzlich, daß jemand ihm auf den Fuß getreten war und sich schwer auf seinen Arm stützte. Er hob den Kopf auf. Neben ihm stand die Frau des Vogtes, die sich durch das Gedränge des Volkes durchdrücken wollte; ihr Gesicht war geröthet und sie keuchte vor Eile. Sie war wie eine Bäuerin gekleidet, und man konnte hinter dem von den Schultern herabhängenden Tuch ein Hemd aus ganz dünner Leinwand und Ketten von Glasperlen, Bernstein und Korallen sehen.

Beide blickten sich in die Augen. Sie nahm noch immer nicht ihre Hand von seiner Schulter weg, und er — kniete, schaute auf sie wie auf eine Wundererscheinung hin und wagte sich nicht zu rühren, damit ihm die Erscheinung nicht verschwinde.

Die Leute fingen schon an zu flüstern:

„Rückt weg, Gevatter, die Frau Vogtin geht."

Die Gevattern rückten weg und die Frau Vogtin ging weiter, bis zum großen Altar. Auf dem Wege stolperte sie und schaute wieder auf Antek hin, und der Junge wurde roth unter dem feurigen Blick. Dann setzte sie sich in die erste Bank und betete aus ihrem Buch, manchmal den Kopf erhebend und in die Kirche schauend.

Und als man während der Messe die Hostie und den Kelch in die Höhe gehoben, und es in der Kirche mäuschenstill wurde, und die Frommen auf die Gesichter fielen, legte sie ihr Buch zusammen, wendete sich wieder zu Antek hin und vertiefte ihre Glutaugen in sein Gesicht. Auf ihr Zigeunergesicht und die Glasperlenschnüre fiel vom Fenster ein breiter Lichtstrahl herein und sie erschien in diesem Augenblick dem Jungen wie eine Heilige, angesichts welcher die Menschen schweigen und zu Staub werden.

Nach der Messe gingen die Leute schaarenweise nach Hause. Die Frau Vogtin wurde von dem Schreiber, dem Lehrer und dem Branntweinbrenner aus dem dritten Dorfe so umringt, daß Antek sie nicht mehr zu sehen bekam.

In der Hütte setzte die Mutter eine ausgezeichnete Graupensuppe mit Milch angerichtet, und ungeheuere gefüllte Knödel mit Grütze vor

dem Jungen hin. Aber Antek, obwohl er die Speisen sehr gerne aß, rührte sie kaum an. Dann lief er in das Gebirge, legte sich dort auf den höchsten Gipfel hin und guckte von dort aus auf die Hütte des Vogts. Aber er sah nur das Strohdach und den feinen bläulichen Rauch, welcher langsam sich aus dem angeweißten Schornstein erhob. Infolge dessen wurde ihm so schrecklich bange, daß er sein Gesicht in den alten Bauernkittel versteckte und zu weinen anfing.

Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er sein großes Elend. Die Hütte, die ihnen gehörte, war die ärmlichste im Dorfe, und das Feld das schlechteste von allen. Die Mutter, obwohl sie eine Bauernwirthin war, mußte doch wie eine Miethsfrau arbeiten und war fast in Lumpen gekleidet. Auf ihn selbst blickte man im Dorfe wie auf einen verlorenen Menschen, der, man weiß nicht warum, den andern das Brod fortesse. Und was hat man ihn nicht zusammengeprügelt, was haben ihn nicht die Hunde zusammengebissen!

Wie weit ab war er vom Lehrer, von dem Branntweinbrenner und von dem Schreiber, welche, so oft sie nur wollten, in die Vogtshütte hineingingen und mit der Frau sprechen konnten! Er dagegen hatte nichts und wünschte so wenig. Er wollte nur, daß sie wenigstens einmal noch, das einzige und letzte Mal in seinem Leben, ihre Hand auf seine Schulter legen und ihm in die Augen blicken möchte, so wie heute Morgen in der Kirche! Denn in ihrem Blick flimmerte ihm etwas merkwürdiges, etwas wie ein Blitz, bei welchem sich auf eine kurze Weile die himmlischen Tiefen voll von Geheimnissen enthüllen. Wenn jemand sie gut ansehen könnte, würde er alles, was auf dieser Welt ist, sehen und wäre reich wie ein König.

Antek hatte sich freilich nicht gut angesehen, was in den Augen der jungen Frau flimmerte. Er war unvorbereitet, geblendet und so verlor er die glückliche Gelegenheit. Aber wenn sie noch einmal so auf ihn hinschauen wollte! Er träumte, daß er ein vorüberfliehendes Glück gesehen habe und fühlte eine große Sehnsucht nach demselben. Das schlummernde Herz erwachte und fing an sich inmitten seines Schmerzes auszustrecken. Jetzt schien ihm die Welt ganz anders. Das Thal war ihm zu eng, die Berge zu niedrig und der Himmel kam ihm vor, als ob er sich herunter gelassen hätte, denn anstatt ihn zu sich aufzuziehen, fing er an ihn niederzudrücken. Der Junge stieg taumelnd vom Berg herunter und wußte selbst nicht, wieso er sich am Ufer der Weichsel befand; aber da er in die Wellen des Flusses seinen Blick vertiefte, fühlte er, daß ihn etwas zu ihnen hinabziehe.

Die Liebe, die er ja nicht einmal zu nennen verstand, war über ihn wie ein Sturm gekommen und schürte in seiner Seele die Angst, den Schmerz, die Verwunderung und wußte er denn, was noch alles!

Seit jener Zeit ging er jeden Sonntag in die Kirche und mit zitterndem Herzen wartete er auf die Frau Vogtin, weil er dachte, daß sie wie damals ihre Hand auf ihn lehnen und ihm in die Augen schauen würde. Aber solche Zufälle wiederholen sich nicht, und der Branntweinbrenner, ein junger und kräftiger Bauer, der sogar vom dritten Dorfe zur Kirche gefahren kam, nahm jetzt die Aufmerksamkeit der Frau Vogtin in Anspruch.

Da kam Antek einmal ein ganz merkwürdiger Einfall. Er beschloß,

ein schönes kleines Kreuz zu schnitzen und der Frau Vogtin zu widmen. Dann würde sie vielleicht wieder auf ihn einen Blick werfen und ihn von dieser ewigen Sehnsucht, die ihm das Leben aufzehrte, heilen.

Hinter dem Dorf, auf dem Scheideweg, befand sich ein merkwürdiges Kreuz. Vom Postament auf war es mit Winden umrankt, etwas höher war eine kleine Leiter, eine Lanze und eine Dornenkrone und auf der Spitze am linken Arm hing eine Christushand; den Rest der Figur hatte jemand gestohlen, wahrscheinlich zu Zauberkuren. Dieses Kreuz nahm sich Antek zum Modell.

Er schnitzte also, änderte und fing immer von neuem sein Kreuzchen an, da er sich Mühe gab, daß es schön und der Frau Vogtin würdig sei.

Inzwischen kam über das Dorf ein Unglück; die Weichsel floß über, riß die Dämme nieder und vernichtete die Felder am Ufer; die Leute verloren viel, aber am meisten die Mutter Anteks. In ihrer Hütte zeigte sich jetzt der Hunger. Es wurde nothwendig auf Erwerb auszugehen; die arme Frau ging also selbst weg und auch den Wojtech vermiethete sie als Hirten. Aber alles das reichte nicht aus. Antek, welcher sich nicht der Landarbeit widmen wollte, wurde für sie eine wahre Last.

Der alte Andreas fing an, als er dies sah, auf den Knaben einzudringen, daß er doch in die Welt gehen möge.

„Du bist ja ein kluger Knabe, stark, geschickt zum Handwerk, geh' also unter die Stadtleute. Dort wirst Du etwas lernen und der Mutter noch zur Hilfe sein. Hier aber wirst Du ihr den letzten Bissen Brod vom Munde wegnehmen."

Antek erbleichte bei diesem Gedanken, daß er dazu kommen würde, das Dorf verlassen zu müssen, ohne noch einmal die Frau des Vogts zu sehen. Er begriff jedoch, daß es nicht anders sein könne und bat nur, daß man ihm noch einige Tage Zeit lassen möge.

Während dieser Zeit arbeitete er mit verdoppeltem Eifer an seinem Kreuzchen und schnitzte es hübsch aus, mit Winden von unten, mit den Marterwerkzeugen und der linken Christushand von oben. Als er aber die Arbeit vollendet hatte, konnte er keineswegs den Muth finden, in die Wohnung des Vogts zu gehen und sein Geschenk der Frau zu verehren.

Inzwischen hatte die Mutter ihm seine Kleider geflickt, von Mordechai sich einen Rubel für ihn auf den Weg geliehen und Brod und Käse für den Kober sich verschafft. Aber Antek zauderte fortwährend, von Tag zu Tag verschob er seine Abreise.

Das machte den Andreas ungeduldig. Eines Samstags rief er den Jungen aus der Hütte und fuhr ihn hart an:

„Nun, wann wirst Du endlich zur Einsicht kommen? Willst Du, daß die Mutter Deinetwegen vor Hunger und Arbeit zugrunde gehe? Sie kann nicht mit ihren alten Händen sich und so einen Kerl, wie Du bist, der den ganzen Tag faullenzt, ernähren!"

Antek fiel ihm zu Füßen.

„Ich wäre schon fortgegangen, lieber Andreas, aber es thut mir schrecklich leid, die Meinigen zu verlassen."

Er sagte aber nicht, um wen es ihm am meisten leid that, verlassen zu müssen.

„Oho!“ rief Andreas aus, „bist Du denn noch ein Säugling, daß Du nicht ohne die Mutter sein kannst? Du bist ein guter Junge, Antek, ohne Frage, aber in Dir steckt ein solcher Widerwille etwas zu thun, daß Du der Mutter noch mit grauen Haaren auf dem Hals bleiben möchtest. Deswegen sage ich Dir: Morgen ist heiliger Sonntag, wir werden alle frei sein und Dich begleiten. Nach der Messe wirst Du Mittagbrod essen und Dich auf den Weg machen. Länger kannst Du hier mit müßigen Händen nicht sitzen, Du weißt am besten, daß ich die Wahrheit sage!“

Antek ging gedemüthigt in die Hütte zurück und erklärte kleinlaut, daß er schon morgen in die Welt gehen werde, um sich Arbeit und eine Lehre zu suchen. Die arme Frau fing an, die Thränen herunterschluckend, ihn für die Reise vorzubereiten. Sie gab ihm einen alten Kober, den einzigen in der Hütte und eine Leinwandtasche. In den Kober legte sie etwas Essen und in die Tasche seine Feilen, einen kleinen Hammer, kleine Meißel und andere Geräthe, mit denen Antek seit vielen Jahren sein Spielzeug schnitzte.

Die Nacht nahte heran. Antek legte sich auf die harte Bank, aber er konnte nicht einschlafen. Er hob den Kopf, blickte in die im Ofen verglühenden Kohlen, horchte auf das ferne Bellen der Hunde oder auf das Zirpen der Grillen in der Hütte, welche über ihn so laut sangen, wie die Heupferdchen über dem verlassenen Grab seiner kleinen Schwester Rosalie zirpten.

Plötzlich hörte er noch ein Geräusch in einem Winkel der Stube, dort schluchzte leise seine schlaflose Mutter.

Antek steckte den Kopf unter den Bauernkittel.

Die Sonne stand schon hoch als er aufwachte. Die Mutter war bereits aufgestanden und stellte mit zitternden Händen das Töpfchen zum Feuer.

Darauf setzten sich alle um den Tisch zum Frühstück, und nachdem sie ein wenig gegessen hatten, gingen sie in die Kirche.

Antek trug auf der Brust unter dem Kittel sein Kreuzchen. Jeden Augenblick drückte er es an sich und sah sich unruhig um, ob nicht irgendwo die Vogtin zu sehen war. Mit Schrecken dachte er daran, wie er ihr sein Geschenk übergeben werde.

Die Frau des Vogts war noch nicht in der Kirche. Der Junge kniete in der Mitte der Kirche nieder und sagte seine Gebete mechanisch herunter, aber was er sagte, das verstand er nicht. Die Klänge der Orgel, der Gesang des Chors, das Läuten der Glocken und sein eigenes Leid vermischten sich in seiner Seele zu einem großen Sturm. Es schien ihm, als müßte die ganze Welt in ihren Fugen zittern in dem Augenblick, wo er das Dorf, die Kirche und alle seine Lieben verlassen müßte. Aber die Welt blieb ruhig — nur in ihm überwallte das Weh.

Plötzlich verstummte die Orgel und die Leute beugten ihre Häupter nieder. Antek erwachte und blickte um sich. So wie damals wurde auch heute die Hostie und der Kelch in die Höhe gehoben und auch wie damals saß auf der Bank vor dem Altar die Vogtin.

Da erhob sich der Knabe von seinem Platz inmitten der Leute, kroch auf den Knien bis zu dieser Bank und kniete zu den Füßen der Frau nieder. Er griff in die Brust und holte das Kreuzchen heraus. Aber da verließ ihn plötzlich der Muth und die Stimme versagte ihm dermaßen, daß er auch nicht ein einziges Wort hervorbringen konnte. Anstatt nun das Kreuzchen der zu geben, für die er es bestimmt und monatelang geschnitzt hatte, nahm er dasselbe und hängte es an den Haken, der neben der Bank eingeschlagen war. In diesem Augenblick opferte er dem Gott am Altar das hölzerne Kreuzchen und zugleich mit ihm seine heimliche Liebe und seine unsichere Zukunft.

Die Vogtin bemerkte das Geräusch und blickte den Jungen gerade so glutäugig an wie damals. Aber er sah nichts, weil Thränen seine Augen verschleierten.

Nach der Messe kam die Mutter mit den Kindern in die Hütte zurück. Kaum hatten sie die Kartoffelsuppe und die Klöße aufgegessen, erschien Gevatter Andreas in der Stube und sagte nach kurzer Begrüßung:

„Nun, Junge, mache Dich fertig!"

Antek umgürtete sich den Bauernkittel mit einem Riemen und hängte die Tasche mit den Geräthen auf die eine Schulter und den Kober über die andere. Als alle schon zum Fortgehen bereit waren, kniete der Bursche hin, schlug ein Kreuz und küßte den Fußboden der Hütte. Dann nahm ihn die Mutter an der einen Hand, sein Bruder Wojtech an der andern, und wie einen Bräutigam zur Trauung führten die beiden Theuersten ihn über die Schwelle in die Welt hinaus.

Der alte Andreas schleppte sich hinter ihnen her.

„Hier hast Du, Antek, einen Rubel", sagte die Mutter, indem sie dem Burschen das in einem Fetzen eingewickelte Kupfergeld in die Hand drückte. „Kaufe Dir aber nicht dafür Geräthe zum Schnitzeln, sondern hebe Dir diesen Nothgroschen für schlechte Zeiten auf, wenn Du einmal Hunger leiden wirst. Und wenn Du Dir einmal einen solchen Groschen selbst erwerben kannst, dann opfere ihn der heiligen Messe, damit Gott Dich segne."

Und sie gingen so langsam durch die Schlucht bergauf, bis ihnen das Dorf aus den Augen entschwunden war; nur aus der Schänke klang zu ihnen ein leises Geigenspiel und ein dumpfer Trommelschlag hinüber. Endlich verstummten auch diese, sie standen auf der Anhöhe.

„Nun, kehren wir um", sagte Andreas, „und Du, Bursche, gehe denselben Weg weiter und frage nach der Stadt. Du brauchst nicht im Dorfe zu wohnen, sondern in der Stadt, wo die Leute mehr Lust zum Hammer wie zum Acker haben."

Die Wittwe erwiderte darauf weinend: „Gevatter Andreas, begleiten wir ihn wenigstens zu dem Heiligenbild, wo man ihn doch wird segnen können!"

Und dann klagte sie fort: „Hat man das je gehört, daß eine leibhafte Mutter ihr eigenes Kind ins Unglück treibt? Es ist wahr, daß aus unserm Dorfe junge Burschen zum Militär gingen, aber das war ein Muß. Man hat noch nie gesehen, daß jemand aus freien Stücken sein Dorf verlassen hat, wo er geboren worden und wo ihn

die Erde wieder aufnehmen soll. O, mein Loos! Daß ich schon den dritten aus meiner Hütte hinausbegleiten muß, und selbst noch lebe auf der Welt. Und hast Du, mein Söhnchen, nur das Geld gut verwahrt?"

„Ich habe es verwahrt, Mütterchen."

So kamen sie zum Heiligenbild und fingen an, Abschied zu nehmen.

„Gevatter Andreas", sagte die Wittwe schluchzend, „ihr habt doch so viel von der Welt gesehen, ihr seid von der geistlichen Brüderschaft, segnet, ich bitte Euch, diese Waise, aber nur gut, daß Gott ihn schützen möge."

Andreas blickte zur Erde nieder, erinnerte sich des Gebets für Reisende, nahm die Mütze vom Kopf und legte sie beim Heiligenbild nieder. Dann hob er die Hände zum Himmel empor und als die Wittwe und ihre beiden Söhne niederknieten, fing er an: O heiliger Gott, Vater unser, der Dein Volk aus Aegypten und aus dem Hause der Knechtschaft geführt hast, der jedem Geschöpf, das hier auf Erden sich bewegt, Nahrung giebt, der die Vögel in der Luft zu ihren alten Nestern zurückführt, Dich bitten wir, sei huldreich diesem armen und bekümmerten Wanderer. Beschütze ihn, heiliger Gott, tröste ihn in jedem Mißgeschick, laß ihn genesen in jeder Krankheit, nähre ihn in Hungersnoth und rette ihn in Gefahren. Herr, sei ihm so huldreich unter den Fremden, wie Du dem Josef und dem Tobias warst. Sei ihm Vater und Mutter. Gieb ihm Deine Engel als Führer und wenn er das ausführen wird, was er übernommen — führe ihn glücklich in seine Heimat und in sein Vaterhaus zurück."

So betete ein Bauer in jenem Tempel, wo die Feldkräuter dufteten, die Vögel sangen, wo unter ihm in breiten Windungen die Weichsel floß und über ihnen das alte Kreuz seine Arme ausbreitete.

Antek fiel seiner Mutter und Andreas zu Füßen, küßte den Bruder — und ging des Weges weiter.

Kaum war er ein paar Schritte gegangen, da rief die Wittwe hinter ihm her: „Antek!"

„Was, Mütterchen?"

„Und wenn es Dir dort unter den Fremden schlecht gehen sollte, dann komm zu uns zurück. Möge Dich Gott segnen!"

„Mit Gott!" erwiderte der Knabe.

Wieder ging er ein paar Schritte und wieder rief die Mutter ihm nach: „Antek, Antek!"

„Was, Mütterchen?" fragte der Knabe. Seine Stimme klang schon schwächer herüber.

„Und vergiß nicht an uns, mein Söhnchen! Möge Gott Dich segnen!"

„Gott mit Euch!"

So ging er weiter, wie jener Junge, der sich auf den Weg machte, den Stein der Weisen zu suchen. Endlich verschwand er hinter dem Berg. Auf dem Felde hörte man noch das Schluchzen der betrübten Mutter.

Gegen Abend bezog sich der Himmel mit Wolken und ein dünner Regen fiel nieder. Aber da die Wolken nicht dick waren, so drangen

doch die Strahlen der scheidenden Sonne durch. Es schien, als ob über das graue Feld und über dem lehmigen Weg sich ein goldenes Gewölbe ausbreitete, welches mit einem Trauerflor umzogen war.

Ueber dieses graue und stille, baumlose Feld, über den regenerweichten Weg zog der arme Junge langsam mit Kober und Tasche dahin in die Weite. Ihm war, als sängen inmitten des tiefen Schweigens die Regentropfen die Melodie jenes Volksliedes, das Euch gewiß bekannt ist und das den Abschied von der Heimat und der Liebe so ergreifend beklagt . . .

* * *

Vielleicht werdet Ihr einmal einen hübschen Bauernburschen treffen, der Arbeit und eine Lehre sucht, die er unter den Seinen im Dorfe nicht finden konnte. In seine Augen werdet Ihr wie in einen Widerschein des Himmels, der sich in der Oberfläche stiller Wasser spiegelt, sehen; in seinen Gedanken werdet Ihr die naive Schlichtheit der Unschuld erkennen und in seinem Herzen eine geheime, fast unbewußte Liebe entdecken.

Reicht dann diesem guten Knaben Eure hilfreiche Hand. Es ist das unser armer Bruder Antek, dem es in seinem Heimatsdorfe zu eng wurde und der so in die Welt hinausgegangen, und sich in den Schutz Gottes und guter Menschen begeben hat.

Held Teuerdank oder Maximilians Brautfahrt.

Von Dr. J. Nover.

Dichter und Sänger werden nicht müde, die Romantik des Mittelalters, den Glanz und die Blüte des Ritterthums auf Turnieren und Kreuzfahrten in ihren Liedern zu preisen, und in der That, so lange noch Sinn und Begeisterung für wahre Poesie in des Menschen Herzen rege sind, so lange wird man auch in stets neuen Weisen jene schöne Zeiten aller männlichen Tugenden verherrlichen. Mit einer gewissen Wehmuth hören wir die prächtigen Heldenlieder der fahrenden Sänger in den strahlenden Hallen verklingen, denen tapfere Fürsten und liebreizende Edeldamen mit Entzücken lauschten, wie leuchtende Bilder einer zauberischen **Fata Morgana** sehen wir die schimmernden, erzgepanzerten Gestalten, wenn sie unter schmetternden Fanfarenklängen mit eingesenkten Lanzen auf muthigschnaubenden Hengsten aufeinander stürmten, von der in Staub gehüllten Arena verschwinden. Teuflische Höllenmaschinen, die aus ihren Feuerschlünden Tod und Verderben selbst gegen die Stärksten und Tapfersten spieen, sie machten dem Ruhm persönlicher Gewandtheit und Waffengeübtheit ein klägliches Ende, dahin sanken sie, jene kühnen Recken, deren Helme und Brünnen jetzt verrostet in den Museen hängen, und mit dem vernichtenden Riesenschritt ging die Neuzeit mit ihren Erfindungen und Entdeckungen darüber hin. Aber noch gerne versenken wir uns im Geiste in jene vom Dufte ewig junger Poesie umflossenen Zeiten zurück, gerne folgen wir den mannhaften Hünen in den farbenschimmernden Orient zum heiligen Grabe des Erlösers, hören von ihren unsterblichen Thaten und erstaunlichen Heldenstreichen, wie ein Gottfried von Bouillon, ein Barbarossa und ein Richard Löwenherz unter Sarazenenschaaren mähten, wie sie von den Wundern des Morgenlandes die lauschenden Ohren ihrer Lieben in der Heimat füllten und ihren erstaunten Blicken die mitgebrachten Kostbarkeiten ausbreiteten. Gerne begleiten wir im Geiste mit den Pagen und Knappen die minniglichen Edeldamen, wenn sie auf ihren stolzen Zeltern zur Reiherbeize reiten oder wenn sie auf hohem Bal-

kone mit klopfendem Herzen dem Ausgang des Kampfes ihrer Ritter zuschauen und mit seligem Erröthen dem auserkorenen Sieger den Ehrenpreis zuertheilen. Noch gemahnen die altersgrauen Warten und Zinnen verfallener Schlösser an jene schöne Zeit — —

„Zwar die Ritter sind verschwunden,
Nimmer klingen Speer und Schild,
Doch dem Wandersmann erscheinen
Auf den altbemoosten Steinen
Oft Gestalten zart und mild."

Und so ragt vor allem aus jener romantischen Zeit, auf der Grenzscheide des mittelalterlichen Ritterthums, als letzte Heldengestalt eines untergegangenen edlen Geschlechts, die jugendliche Erscheinung des tapferen Kaisers Maximilian herüber in die nivellirende Neuzeit, und ihm gegenüber erscheint, von allem Liebreiz jungfräulicher Anmuth umflossen, das poetische Bild seiner Braut Maria von Burgund.

Wird es in unserer modernen Zeit in hohen und besonders fürstlichen Kreisen immer seltener, daß sich das Herz zum Herzen findet, so berührt es um so sympathischer, bei der Vermälung dieser beiden erlauchten Häupter, deren Bund allerdings zunächst die Diplomatie geschlossen, zuletzt bei immer wachsenden und fast unübersteiglichen Hindernissen wahre Liebe und rührende Treue mit Sieg gekrönt zu sehen. Darum drängt es mich, meinen Lesern und Leserinnen heute etwas näheres von Kaiser Maximilian und seiner Brautfahrt zu erzählen, sofern sie geneigt sind, mir zu folgen.

Es giebt in der deutschen Kaisergeschichte Gestalten, an denen das Volk mit einer besondern Vorliebe hängt, die es mit dem Nimbus der Sage und Poesie verklärt. Sowie die Dichter nimmer müde werden, von einem Karl und Otto dem Großen zu singen und zu sagen, sowie sich sinnige Sagen und Märchen um die greise Heldengestalt eines Barbarossa, des Lieblingskaisers aus dem edlen Stamme der Hohenstaufen ranken, so sind es aus dem Geschlechte der Habsburger vornehmlich die Figuren des demüthigen Grafen Rudolf und des ritterlichen Maximilian, von denen Geschichte und Sage uns manch schönen Zug überliefern. Bleibt der fromme Graf in seinem alten grauen Soldatenmantel und seinem leutseligen Wesen etwas in der bürgerlichen Sphäre gebannt, so erhebt sich der von kühnem Abenteuerdrang beseelte und dem Glanze des Ritterthums umstrahlte Maximilian, der Werber um die Hand der Tochter des reichen und mächtigen Burgunderkönigs, in die höheren Regionen weltlicher Pracht, ist aber darum nicht minder der abgöttisch verehrte Liebling des Volkes. Dazu kommt, daß uns Maximilian in seiner Person zwei gewaltige Zeitalter vermittelt und vereinigt. Mit dem einen Fuße steht er noch inmitten des romantischen Zaubergartens des Mittelalters, mit dem andern aber tritt er kühn hinüber in die ereignißreiche Zeit der Erfindungen und Entdeckungen, da der siegreiche Genius seine Triumphe über Elemente und rohe Waffengewalt feierte.

Wie in einem Brennspiegel die Strahlen des Lichtes, so versammelt Maximilian noch einmal den verscheidenden Glanz der untergehenden Ritterherrlichkeit in seiner geharnischten Gestalt, doch scheint

sein muthiges Roß schon der rosig aufsteigenden Morgenröthe der Neuzeit entgegenzujubeln. Und wie die Sonne im Verlöschen am schönsten ist, so erscheint uns auch der „letzte Ritter" als die idealste Verkörperung des romantischen Mittelalters. In ihm verhaucht nicht nur das Ritterthum seinen phantastischen Wundergeist, sondern in ihm ersteht auch phönixartig aus der Asche und den Ruinen der alten Zeit der adlergleiche Genius einer besseren Zukunft. Ruhmvoll und poetisch zugleich bestattet er die farbenprächtigen Gebilde des Mittelalters und jauchzend begrüßt er die Fanfaren und Drommeten der Neuzeit. So zeigt Maximilian in seinem ganzen Wesen und Wirken ein wunderbares Gemisch von duftiger Poesie und nüchterner Prosa, luftiger Phantasie und praktischem Verstande. Dies zeigt sich am anschaulichsten in einem seltsamen Literaturwerk jener Zeit, dem sogenannten „Teuerdank", das dem Geheimschreiber Maximilians, dem Probste Melchior Pfinzing zu Nürnberg zugeschrieben wird, für dessen wahren Verfasser man aber wohl den Kaiser selbst zu halten hat. Als Inhalt dieses wunderlich allegorischen Gedichtes wird in der Regel die „Brautfahrt Maximilians zu Maria von Burgund" angegeben. Indem wir es unternehmen, mit der folgenden kleinen Studie den Inhalt dieses bizarren Gedichtes auf seinen poetischen Titel hin etwas zu prüfen, halten wir es für gut, eine kurze Skizze über den historischen Kern jener romantischen Brautfahrt Kaiser Maximilians vorauszuschicken.

Bekanntlich war Maximilian der Sohn jenes Kaiser Friedrichs III., der von allen deutschen Kaisern zum Schaden des Reiches am längsten auf dem Throne gesessen und wegen seiner Energielosigkeit den keineswegs schmeichelhaften Beinamen „Des deutschen Reiches Schlafmütze" erhielt. Darum fällt auch die Kindheit und erste Jugend unseres Max, der von seiner Mutter, einer Portugiesin, eine südlich-feurige Phantasie geerbt hatte, im übrigen aber ein echtdeutsches Gemüth und Wesen besaß, in eine durchaus nicht beneidenswerthe Zeit. Mit jugendlichem Unmuth sieht er den ohnmächtigen Vater mit den thatkräftigen Corvinen um den Besitz der ungarischen Krone, mit dem eigenen Bruder um das Erbe des letzten Albrechtiners ringen, ja er erlebte die Demüthigung, den Vater in der Wiener Hofburg von den eigenen Unterthanen belagert zu sehen. Wenngleich damals noch ein Kind, so scheinen doch diese Bilder einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Gemüth gemacht zu haben. Schon frühe lernte er die bitterste Noth kennen, und man erzählt, wie der kleine Max oft seinem kindlichen Unmuth über die ewigen Linsen- und Erbsengerichte Luft machte, indem er ausrief, man möchte sie doch lieber dem Feinde zu essen geben.

Nicht minder bitter waren die Erfahrungen des prinzlichen Knaben im ersten Unterricht. Ein geistloser Pedant, Peter Engelbrecht von Basel, war sein Erzieher, der oft die Ruthe schwang, wenn sich das lebhafte Naturell seines Zöglings gegen seine langweilige Methode aufbäumte. Viel lieber hetzte der wilde Knabe ein Hausthier im Hofe herum, denn der ausgesprochene Jäger stak ihm schon früh im Blute. Desto willkommener war ihm die Unterweisung in allen Leibesübungen und Waffenspielen. Seine zunehmende Körperkraft und

Gewandtheit stachelten seine Lust am kühnen Wagen bis zur Verachtung der Gefahr. Hatte doch schon ein wahrsagender Jude aus dem Blick des jungen Prinzen prophezeit: ein allgemeiner Schrecken würde von ihm ausgehen. Und sein eigener Vater, der sich mehr mit Astrologie und Chiromantie als mit Regierungsgeschäften abgab, hatte ausgesagt: die Schicksale seines Sohnes würden sich in einer Weise verwickeln, daß man „weder weiß noch schwarz" unterscheiden könne. So kam es denn, daß in ritterlicher Tapferkeit und kühner Abenteuerlust bald weit und breit ihn niemand übertraf. Es werden uns geschichtlich, wenn gleich sagenhaft oder poetisch ausgeschmückt, einige drastische Proben dieser seiner ausgesprochenen Charaktereigenthümlichkeiten überliefert.

So wird erzählt, daß einst auf einem Reichstage zu Worms ein hünenhafter französischer Ritter, Claude de Barre, ein wahrer „Riese Goliath", höhnisch alle Deutschen zum Zweikampfe herausforderte mit der Verheißung, er wolle sich dem als Hundejungen verdingen, der ihn in den Sand strecke. Lautlos und zaghaft vernahm die ganze Versammlung diese prahlerische Herausforderung und lange wollte niemand mit dem gewaltigen Recken in die Schranken treten. Plötzlich sprengte in glänzender Waffenrüstung mit geschlossenem Visir ein schlankgewachsener, anscheinend jugendlicher Ritter heran, und nach kurzem Kampfe warf er den großmäuligen Riesen in den Sand. Ein wahrer Beifallssturm durchbrauste die athemlos zuschauende Menge, da schlug der unbekannte Sieger sein Visir auf, ein Paar blitzende blaue Augen, eine gebogene Adlernase und ein feingeschnittener Mund wurden sichtbar, und voll Entzücken erkannte das begeisterte Volk in dem Helden seinen Kaisersohn. Anastasius Grün, der die ritterlichen Thaten Maximilians in einem ausführlichen Balladenkranz, betitelt: „Der letzte Ritter" besingt, schildert uns das Ende des Zweikampfes mit folgenden Versen:

„So schlägt ein deutscher Ritter!" er sprach's und stand verklärt,
Wie Sankt Michael der Sieger mit seinem Flammenschwert:
„Ihr habt Euch mir ergeben als letzten Rüdenknecht!"
Wohlan, Ihr sollt erfahren nun meines Amtes Recht!"
Sein Schwert nun schwang er dreimal: „Steht auf, mein Ritter werth!
So schlägt ein deutscher König, seid brav, wie Euer Schwert!"

Auch andere Dichter, wie Mühler und v. Rappard haben diese Heldenthat Maximilians in schwungvollen Balladen verherrlicht.

Von seinen Waidmannsabenteuern in den Wäldern Brabants, in den Ardennen, den Hochgebirgen Tirols und den Allgäuer Alpen, wird uns mancherlei interessantes erzählt. Das bekannteste ist seine Versteigung auf die Martinswand und seine wunderbare Rettung. Am Ostermontag des Jahres 1490 hatte sich Maximilian bei der leidenschaftlichen Verfolgung eines Gemsbocks, von Klippe zu Klippe kletternd auf dem Zirlberg derart verstiegen, daß er sich plötzlich der schwindelnden Höhe der Martinswand in den Tiroler Alpen gegenüber befand und nicht mehr vorwärts noch rückwärts konnte. Vor ihm gähnte ein jäher Abgrund, wohl über 200 Klafter tief. Mit bleichem Entsetzen gewahrten ihn seine Waidgenossen, die ihm aus dem Gesichte verloren hatten, auf dieser gefährlichen Stelle, wovon ihn niemand

heruntergeleiten zu können schien. Zwei Tage und zwei Nächte verbrachte Max auf dem Felsen und bereitete sich schon auf den Tod vor. Unten las der Priester die Messe und hob das Allerheiligste empor, und oben lag der Kaiser auf den Knieen. Da plötzlich! — so erzählt die fromme Sage — erschien ihm ein leuchtender Engel und führte ihn unversehrt zu den beglückten Seinen herab. In Wahrheit soll es aber ein kühner Gemsjäger, Oswald Zips, gewesen sein, der ihn errettete. Treuherzig reichte er dem erstaunten Fürsten die Hand mit den Worten: „Gnädiger Herr, seid getrost! Gott lebt noch und wird Euch aus der Gefahr erretten!" Und es gelang ihm den Kaiser hinabzuführen, wofür er ihn reichlich beschenkte und unter dem Namen „Hollauer v. Hohenfels" in den Adelsstand erhob. Doch ließ er sich durch diese Gefahr die Jagdlust nicht verleiden, wie denn noch gar manche verwegene Waidmannsstücklein von ihm erzählt werden, die in dem Gedichte „Teuerdank" näher beschrieben sind. Auch verfaßte er selbst mit eigener Hand ein Buch für Jagdfreunde, eine Art Anleitung in der Waidmannskunst.

Außer der Jagd liebte aber auch Max heitere Geselligkeit: gern besuchte er die fröhlichen Feste in den Reichsstädten, wo er den Reigen mit einer schönen Bürgerstochter oder Patriziersfrau eröffnete. Kein Wunder, wenn das Volk von dem liebenswürdigen und leutseligen Wesen seines Kaisers entzückt war. Dabei suchte er absichtlich allerlei Fährnisse auf, seinen Muth zu erproben und seine Gewandtheit zu zeigen. So wird erzählt, daß er einst in Ulm den Münsterthurm bestieg und auf dem höchsten Kranze, 350 Fuß hoch, übermüthig und verwegen auf die schmale Eisenstange, an der die Feuerlaterne hing, hinaustrat und den andern Fuß in die Luft emporhob. Es schwindelt einem schon im Geiste, wenn man sich nur dieses Bild vergegenwärtigt.

Aber neben der Freude am Waidwerk und Waffenspiel, neben seiner Fertigkeit in allen technischen Arbeiten, wie er denn ein trefflicher „Platner", „Bogen- und Armbrustschifterer" war, vertiefte er sich auch in alle Wissenschaften, liebte die Künste, besonders die Musik, und studirte eifrig Literatur, namentlich Dichtung und Sage. Er sprach geläufig mehrere Sprachen, wie Flanderisch, Französisch, Englisch, Italienisch, Böhmisch, Ungarisch und Windisch, war der alten Sprachen, besonders des Lateinischen mächtig. In Genealogie und Wappenkunde besaß er seltene Kenntnisse, vertiefte sich gern in die Geschichte der Vorzeit, vornehmlich in die Biographien berühmter Männer. Rechnen wir zu diesen Vorzügen des Geistes, zu seinen ritterlichen Thaten, zu seiner äußeren Schönheit, noch das echtdeutsche, offene, mittheilsame Gemüth, so erhellt aus allem, daß er zum vollendeten Ideal aller männlichen Tugenden heranwuchs.

Es war wohl natürlich und billig, daß ein so vollendetes Bild echter Ritterlichkeit und männlicher Schönheit mit einer nicht minder strahlenden Zierde weiblicher Anmuth und Tugend vereint ward. Spricht nun auch oft schon das Herz eines Prinzen vernehmlich, ehe die Politik ihm ein Ehegemal aussucht, wie es denn auch von Maximilian bekannt ist, daß eine schöne Lazenburgerin, die „alt Buberin" ihn gefesselt, daß er auch später von einer heißgeliebten Rosina einen

herzzerbrechenden Abschied nahm und ihr unter dem Namen eines „Herrn Kaspar Perekhaimer" die zärtlichsten Briefe schrieb, so genoß er den seltenen Glücksfall, daß er in der ihm von der Diplomatie bestimmten Braut einen wahren Inbegriff aller weiblichen Reize und Liebenswürdigkeit fand. Maria von Burgund, die einzige Tochter des ehr- und herrschsüchtigen Herzogs Karl des Kühnen, war es, die sein Vater Friedrich als zukünftige Erbin der reichen Niederlande sammt Burgund gegen Verleihung einer Königskrone und des Reichsvikariats jenseit des Rheins für Maximilian gewinnen wollte. Unter glückverheißenden Auspizien wollten sich die Fürsten zur Verwirklichung ihrer Pläne und Versprechungen ein Rendezvous geben. Es war im September 1473, als Kaiser Friedrich mit seinem jugendlichen Sohne Max und Gefolge in Trier einritt. Der schlanke Jüngling mit den goldblonden Locken, wie er so ritterlich in kleidsamer schwarzer Tracht auf seinem muthigen braunen Hengste einherritt, erregte allgemeines Aufsehen.

Seine Erscheinung und sein herzgewinnendes Wesen gefielen auch dem ehrgeizigen Herzog Karl von Burgund, dessen finstere, etwas abenteuerliche Gestalt seltsam gegen den jugendlichen Prinzen abstach. Gar schön beschreibt Anastasius Grün in seinem „letzten Ritter" diesen Kontrast:

„Der ein' ist reich an Thaten, ein düst'rer Held zu seh'n,
Der and're frisch wie Cedern, die jung im Wuchse steh'n,
Der eine schien ein Herbsttag, der heim die Garben trägt,
Der andr' ein Frühlingsmorgen, der Saaten der Hoffnung hegt.
Der glich dem moos'gen Eichbaum, an dem die Axt schon liegt,
Der andere dem schlanken Sprößling, den Gärtnerhand noch biegt,
Der schien die Sonn im Westen, die blutig untergeht,
Und jener der Stern der Liebe, der lächelnd im Osten steht."

Doch die vielverheißende Zusammenkunft sollte mit einem Mißklang enden. Schon der prunkvolle Aufzug des reichen burgundischen Herzogs, der fabelhafte Glanz und blendende Reichthum, den er in Gewandung und Bewirthung entfaltete, die enorme Freigebigkeit, die er in Geschenken und Gastmählern zeigte, erregten in dem Herzen des stets geldarmen Kaisers Friedrich Verstimmung und Beschämung und nicht minder Verdruß bei seinem Gefolge, das sich mehr als in Schatten gestellt sah. In der Kirche, wo die feierliche Krönung stattfinden sollte, hatte Karl der Kühne zwölf versilberte Apostel in Mannesgröße und außer anderen silbernen und goldenen Bildern eine große mannshohe Lilie aus klarem Golde, mit Diamanten über und über besetzt, hinstellen lassen, deren Werth man über 200,000 Kronen schätzte. Das Innere der Kirche war mit kostbaren Teppichen behängt, auf denen das Leiden Christi abgebildet war.

Ebenso waren die Wände des Audienzsaales, in den der reiche Herzog den armen Kaiser einführte, mit goldenen und seidenen Teppichen behangen, auf denen Darstellungen aus den Sagen vom trojanischen Kriege und den Argonauten prächtig abgebildet waren. Inmitten des Saales stand ein Kredenztisch von neunzehn Stufen mit lauter silbernem und goldenem Geschirr besetzt und oben drauf drei Aufsätze von Gold, die allein den Werth eines Fürstenthums repräsentirten

Außerdem standen noch drei Tische voll lauter Silbergeschirr da, die allgemeines Staunen erregten. Zu den luxuriösesten und raffinirtesten Gastmählern gesellten sich noch Tafelfreuden der ausgesuchtesten Art, Musik und Tanz, pompöse Renn- und Stechspiele. Die Heirat war schon in geheimen Konferenzen beschlossen worden und die Verlobten sollten sich gegenseitig in Briefwechsel setzen. Feierlichst war der Herzog schon mit Geldern belehnt worden, er war nunmehr Herr von fünf Herzogthümern, zur Sättigung seines Ehrgeizes fehlte nur noch — die Königskrone. Da spielte ihm das Mißtrauen des deutschen Kaisers einen furchtbaren Streich. Willig lieh dieser den mißgünstigen Einflüsterungen des französischen Königs Ludwigs XI. Gehör, der selbst auf die Hand der burgundischen Erbin für seinen Sohn spekulirt hatte und alles aufbot, die Verbindung mit dem deutschen Kaiserhause zu hintertreiben. Er raunte dem argwöhnischen alten Friedrich ins Ohr, es gelüste Karl nach der deutschen Kaiserkrone, und plötzlich am Tage vor der feierlichen Krönung verschwand derselbe, ohne Abschied zu nehmen. Schon prangte die Kirche in ihrem festlichsten Schmucke, Throne und Altäre waren errichtet und prächtig verziert, Krone, Scepter, Reichsapfel und das königliche Ornat lagen für den zu krönenden Herzog bereit, da hieß es, der deutsche Kaiser sei Knall und Fall abgereist. Die Enttäuschung und Beschämung waren ungefähr mit dem Gefühle einer festlich geschmückten Braut zu vergleichen, die vergebens vorm Altare ihres Bräutigams harrt. Als faule Ausrede hinterließ Friedrich die Entschuldigung, Zwistigkeiten mit dem Erzbischof von Köln riefen ihn ab, es solle einstweilen bei der Verabredung bleiben. Wüthend schwor der geprellte Herzog Rache, mischte sich zunächst in die Kölner Streitigkeiten und belagerte die Stadt Neuß. Durch Vermittelung des päpstlichen Legaten kam zwar (1475) eine Aussöhnung zustande, Maximilian richtete demzufolge einen Brief an seine Braut, welchen diese aufs verbindlichste erwiderte und dessen Inhalt sie durch Uebersendung eines Diamantringes bekräftigte, aber das Schicksal des kriegslustigen Herzogs und sein jähes Ende, so wie die darauffolgenden Wirrnisse in seinen Landen zogen die Verwirklichung des Bundes noch lange hinaus. Bekanntlich ward Karl der Kühne zuerst von den Schweizer Bauern bei Granson geschlagen, wobei der größte Diamant damaliger Zeit in die Hände der Feinde fiel. Eine noch furchtbarere Niederlage erlitt er hierauf bei Murten und endlich verlor er bei Nancy gegen den Herzog von Lothringen, welchen König Ludwig XI. von Frankreich gegen ihn aufgereizt, Sieg und Leben. In einem leicht zugefrorenen Sumpfe blieb er stecken und wurde inmitten eines thatenreichen Lebens — er war erst 44 Jahre alt — elendiglich erschlagen (1477).

Nun begann für die verwaiste, hilf- und rathlose Maria von Burgund eine Zeit schwerer Drangsal. Zunächst fiel der ländergierige Ludwig XI. über Burgund her, riß es als erledigtes Lehen der französischen Krone an sich und warf auch seine begehrlichen Blicke auf die übrigen Länder. Zu dem Ende bewarb er sich aufs neue um die Hand der nunmehr zwanzigjährigen Erbin von Burgund für seinen Sohn, den damals erst siebenjährigen und mißgestalteten Dauphin. Die hochherzige Jungfrau war in großer Noth, doch sie blieb ihrem

ersten Verlobten, Maximilian, treu. Am meisten machten ihr die Genter zu schaffen, welche Ludwig durch Bestechung und Verrath gegen Maria aufhetzte. Mit Thränen und Jammern mußte sie ihre eigenen Räthe auf dem Schafotte bluten sehen. Das einzige Rettungsmittel für sie, als schwaches Weib, war, sich baldigst zu vermälen. Zwölf ungestüme Freier bewarben sich um ihre Hand, darunter der rohe Herzog v. Cleve. Aber Maria entschied sich für den ritterlichen Erzherzog Max, dessen Vater Friedrich aufs neue feierlichst um sie warb, indem er Brief und Ring der Verlobten vorwies. Die Stände in Löwen willigten ein, und auf den Straßen ertönte allüberall der Jubelruf: „Kaiser und Prinz Maximilian!" Am 26. April 1477 ward Maria dem Herzog Ludwig von Bayern, als dem Stellvertreter Maximilians, welcher mit der Gesandtschaft Kaiser Friedrichs nach Gent gekommen war, an die Hand getraut und nach damaliger Sitte ein Scheinbeilager vollzogen, bei dem ein blankes Schwert die beiden trennte.

Mit Freuden begrüßte der Kaiser die Botschaft, und in der zweiten Hälfte des wundervollen Monats Mai unternahm der ritterliche Erzherzog seine Brautfahrt von Wien über Frankfurt. Dort schlossen sich ihm eine Menge von Erzbischöfen, Bischöfen, Fürsten und Rittern und Abgeordneten von Städten an. 1200 Reisige, darunter die Kurfürsten von Mainz, Trier und Brandenburg, Herzog Wilhelm von Jülich, Herzog Albrecht von Sachsen, Markgraf Christof von Baden und ein Landgraf von Hessen zogen in Gent ein. Damit es nicht an Pracht fehlen sollte, hatte die verwittwete Herzogin, welche des Kaisers Sparsamkeit kannte, ihrem Schwiegersohne 10,000 fl. Reisegeld zugesandt. Unterwegs ward der Zug feierlichst empfangen und mit Geschenken beehrt, besonders in Löwen und Brüssel. Maria sandte ihm 200 Reiter entgegen und ein kostbares Kleinod zum Geschenk. Am 18. August erfolgte der festliche Einzug in Gent, begrüßt von der ganzen Bürgerschaft, von Fürsten, Bischöfen, Prälaten, Grafen und Rittern. Freudig jubelte das Volk dem herrlichen Jüngling entgegen, wie er in silbernem, mit Gold musirtem Harnisch, in roth- und weißsammetnem Waffenrock, mit dem Diadem von Perlen und Edelsteinen auf den goldenen Lockenringeln stolz einherritt auf seinem braunen, wiehernden Hengste. Wohl konnte sich keiner der damaligen Thronerben Europas mit diesem letzten Ritter vergleichen. Mit Freudenthränen in den Augen eilte Maria dem Auserkornen entgegen, küßte ihn inbrünstig und sprach bewegt: „Nun sei mir willkommen, Du edelstes deutsches Blut, nach dem mein Herz so lange sich gesehnt!"

Im germanischen Museum zu Nürnberg befindet sich eine gleichzeitige sehr feine Handzeichnung über die erste Begegnung des jugendlichen Paares mit der alten Ueberschrift: „In dergleichen Habit hat Kayser Maximilian Hochlöblicher Gedechtnus sein verlobten Gemahl, das Frawlein von Burgund, erstlich besucht." (Vergl. das Faksimile in L. Stacke's: „Deutsche Geschichte" I., p. 727.)

Charakteristisch für die damalige burgundische Tracht ist die hohe zuckerhutförmige Kopfbedeckung (Haube) Marias. Sie selbst wird uns als das Urbild weiblicher Grazie geschildert, von harmonischem Bau, schneeweißem Teint, braunen Augen und Haarflechten, von kleinem

zierlichen Antlitz, in dessen Mitte ein kleines Näschen und frisches halbgeschlossenes Mündchen dem Ganzen einen unwiderstehlichen Reiz verlieh. Nicht mit Unrecht wird sie daher die „belgische Venus" genannt. Mit ihrem Verlobten theilte sie den leidenschaftlichen Hang zur Jagd, und oft begleitete später die „burgundische Diana" ihren „österreichischen Apollo" auf der Reiherbeize. Dies sollte für sie verhängnißvoll werden.

Doch kehren wir zum Verlauf unserer romantischen Geschichte zurück. Am 20. August 1477 fand unter großem Pomp die feierliche Einsegnung durch den päpstlichen Legaten Julian, Bischof zu Ostia, in der Hofkapelle zu Gent statt und das Beilager ward zu Brügge mit glänzenden Festlichkeiten, Ritterspielen und Turnieren vollzogen. Darauf legte Maximilian den Eid als Landesherr ab und unternahm eine große Huldigungsreise nach Westflandern, Hennegau, Namur und Brabant.

So kamen die blühenden, seit hundert Jahren durch Heiraten und Erbschaften angewachsenen Besitzungen des Burgundischen Reiches an das Haus Oesterreich, und es ward festgesetzt, daß die Kinder aus dieser glückverheißenden Ehe als Erben eintreten sollten. Mit welchem Jubel ward daher die Ankunft des ersten Sprößlings im folgenden Jahre begrüßt, der zu Brügge das Licht der Welt erblickte und den Namen Philipp erhielt! Aber an dem reinen Himmel ehelichen Glückes sollten die trüben Wetterwolken nicht ausbleiben. Mit Ingrimm hatte der ländergierige König von Frankreich das Fehlschlagen seiner Hoffnungen aufgenommen; er suchte Maximilian seine reiche burgundische Ausstattung streitig zu machen. Wegen seiner Jugend verachtete er seinen Gegner, ja er ließ ihm, da er sich in Brügge zum Ritter des goldenen Vließes hatte schlagen lassen, die höhnische Herausforderung zukommen, er möge jetzt auch selbst seinen persönlichen Muth zeigen. Aber Maximilian antwortete ihm stolz, er wolle ihm beweisen, was deutsche Tapferkeit leisten könne. Bei Guinegate kam es am 7. August 1479 zu einer mörderischen Entscheidungsschlacht, die sechs volle Stunden währte. Anfangs ward der erzherzogliche Reiterflügel von der weitüberlegenen französischen Kavallerie in die Flucht geschlagen, aber Maximilian errang mit seinem Fußvolk todverachtend einen blutigen Sieg. Dreimal schwebte er selbst in der höchsten Lebensgefahr, aber die gerechte Sache triumphirte. Dankerfüllt zog der Sieger in Gent ein, wo man ihm sein Söhnchen Philipp entgegenbrachte. Entzückt nahm es der beglückte Vater auf den Arm, küßte es inbrünstig und eilte unter dem Jubel des Volkes der freudig bewegten und gerührten Gattin entgegen. Als das vielgeliebte Söhnchen drei Jahre alt war, ließ es Maximilian in Herzogenbusch feierlichst zum Ritter des goldenen Vließes schlagen. Man erzählt sich darüber einen naiven Zug des neuen kindlichen Ritters. Als nämlich Adolf v. Kleve das Schwert über ihn schwang, um den weihevollen Akt zu vollziehen, sprang der kleine Philipp hurtig auf, zog seinen Kinderdegen und setzte sich aus Mißverständniß zur Wehr, was große Heiterkeit verursachte. Mit Thränen der Rührung hing der älteste Ordensrichter dem kleinen Helden die güldene Kette um, welche aus Feuerstählen und Feuersteinen bestand, indem er sagte: „Mein Prinz, Ihr werdet

ein scharfer Stahl und ein harter Stein sein und viele Funken und Flammen in die Welt hinaussprühen!" Auch Maria eilte zu dieser Feierlichkeit nach Herzogenbusch, wäre aber beinahe verunglückt. Die Schaubühne nämlich auf dem Markte, auf der sie der Huldigung beiwohnen wollte, brach unter ihr zusammen. Allgemein sah man dies für eine schlimme Vorbedeutung an. Das nächste Unglück, das ihr Glück trübte, war der frühzeitige Tod ihres zweiten Sohnes, dem sie bald darauf das Leben geschenkt hatte. Gegen den böswilligen Ludwig XI. kam ein Bündniß Maximilians mit dem König Eduard von England zustande, das durch eine Verlobung seines Sohnes Philipp mit dessen Tochter Anna besiegelt ward.

Doch die Tage von Marias Glück waren gezählt. Schon nährte sie die süße Hoffnung eines weiteren Sprossen, mit dem der Himmel den Verlust ihres zweiten Kindes ersetzen zu wollen schien, unter ihrem Herzen, als ein jäher Unfall die jugendliche Fürstin in der Blüte der Jahre hinwegriß. Auf einer Reiherbeize, als sie mit ihrem flinken Zelter einem Falken über einen Wassergraben hinweg nachsetzen wollte, riß der Sattelgurt und Maria ward rücklings an den Stamm eines abgehauenen Baumes geschleudert. Sie trug am Oberschenkel eine schwere Verletzung davon, die sie aber aus falscher Scham verschwieg. Nach einer anderen Version hätte sie den Zaum verloren, und das Roß sei mit ihr durchgegangen; als einer ihrer Begleiter ihr zu Hilfe kommen wollte, habe das Pferd gescheut, die Reiterin abgeworfen und ausschlagend ihr eine so fatale Wunde beigebracht, daß sie erklärte, lieber sterben zu wollen, als sich von einem fremden Arzte einen Verband anlegen zu lassen. Infolgedessen verfiel sie in ein heftiges Fieber, das nach wenigen Wochen ihren Tod herbeiführte (27. März 1482). Auf ihrem Sterbebette versammelte sie zuvor noch einmal alle Ritter des goldenen Vließes und nahm ihnen das feierliche Versprechen ab, bei ihrem Gemal treu auszuhalten. Maximilian war über diesen herben Verlust untröstlich und konnte sich von der Leiche seiner geliebten Maria nicht trennen. Dieselbe ward unter großem Pompe in der Kirche „Zu unserer lieben Frauen" in Brügge beigesetzt, ihr Herz aber ward nach der Begräbnißstätte ihrer Mutter zu Antwerpen gesandt. Die Stadt war über den plötzlichen Tod ihrer geliebten Erzherzogin aufs tiefste ergriffen.

Ein unabsehbarer Trauerzug bewegte sich am Begräbnißtage durch die Straßen Brügges. Voran gingen die Observanzen, danach die Bettelmönche und höhere Geistlichkeit der Stadt, 150 schwarzgekleidete Arme und fünf Herolde, dann folgte der Sarg, auf dem ein mit Edelsteinen geschmückter Erzherzogshut lag. Der Sarkophag ward von vier Landherrn und Grafen getragen. Hinter der Leiche schritt der tiefbetrübte Erzherzog mit fünf seiner Verwandten und ebensoviel Anverwandtinnen, jede von zwei Herren geführt, denen der ganze Hofstaat sammt den Bürgern nachzog. Unermeßlich war der Schmerz des Erzherzogs. Ja man erzählt sich, er habe den im Geruche der Zauberei stehenden Abt Trithemius von Spanheim zu sich beschieden, damit er ihm vermöge einer laterna magica das Bild seiner geliebten Maria in ihrem gegenwärtigen Zustande heraufbeschwöre. Das sei denn auch geschehen, aber Max habe sich über den kläglichen Zustand

der Leiche so entsetzt, daß er voll Schauder hinweggeeilt sei. Zwei Kinder neigten sich wie „zwei Rosenknospen, an einem Stamm erglüht über die Mutterrose, die sturmentblättert verblüht", Philipp und seine Schwester Margaretha. Maximilian konnte des geliebten Weibes nie ohne Thränen und Seufzer gedenken, wie Anastasius Grün singt:

„Es weinen alle Blumen, wenn Morgenroth erglänzt,
Es springen alle Quellen, wenn Lenz ihr Ufer kränzt,
Und immer wenn man Maxen Mariens Namen genannt,
Barg er sein Aug', und die Thräne, die glänzend drinnen stand."

Wie nach dem blutigrothen Untergang der verglühenden Sonne das sanfte Mondenlicht tröstend auf ein zerrissenes Menschenherz herabscheint, so verklärt nach Marias Tod die Freundes- und die Dienertreue des seltenen Hofnarren Kunz von der Rosen das trauernde und vereinsamte Herz Maximilians. Welch rührendes Bild echt germanischer Mannentreue! Und dieses Gemisch von Narrheit und Klugheit, welch dankbare Figur für einen Dichter! So singt Anastasius Grün von ihm:

„Sein Auge glänzt wie Liebe, sein Mund scheint Spott zu sein,
Die Stirn ist alt und runzlig, die Wange Rosenschein,
Sein Nam' ist Kunz von der Rosen, bei Hofe Narr genannt,
Doch kamen alle Klugen um Rath zu ihm gerannt."

Gar viele lustige Einfälle werden uns von diesem klügsten aller Hofnarren berichtet, aber auch rührende Beweise von Treue und Opfermuth. Als Maximilian (1488) in den Niederlanden einen Landtag ausschrieb, um die unruhigen Unterthanen in Ordnung zu bringen, warnte ihn sein kurzweiliger Rathgeber, sich nicht nach Brügge zu begeben. Der Kaiser aber beachtete die wohlgemeinte Warnung nicht. Da sagte Kunz von der Rosen:

„Ich denk', es sei wohl besser, ein freier Narr zu sein,
Als ein gefangener Weiser und König obendrein!"

und, nachdem sein Herr durch die Katharinenpforte in Brügge eingeritten war, sprengte der Narr zum anderen Thore wieder hinaus. Und seine Ahnung hatte ihn nicht getrogen. Infolge eines Bürgertumultes ward Max vom Pferde gerissen und in eines Würzkrämers Haus, die sogenannte Kranenburg geschleppt, wo er gefangen gehalten wurde. Mit einem anhaltischen Prinzen und einigen anderen Mannen seines Gefolges mußte er die Nacht auf der bloßen Bank zubringen. Die Fenster des kleinen Stübchens waren mit Eisenstäben verwahrt und gegenüber dräuten drei geladene Armbrüste, allenfallsige Fluchtversucher niederzuschießen. Was thut nun unser treuer Hofnarr? Er befestigte sich in der Nacht einen Schwimmgürtel am Leibe, einen andern wollte er seinem gefangenen Herrn mitbringen, und schwamm über den Schloßgraben zu der Kranenburg. Aber da vereitelte ein unvorhergesehenes Ereigniß sein Wagestück. Verrätherische Wächter, es waren keine Hunde, sondern den schnatternden Gänsen ähnliche Geschöpfe, die weiland das Kapitol bewachten, die Schwäne des Schloßgrabens fielen ihn wüthend mit großem Geschrei an und bearbeiteten ihn dermaßen

mit ihren Flügeln, daß er übelzugerichtet zurückschwimmen mußte. „Diese vermaledeiten Vögel", sagte Kunz mit trockenem Witz, „sind sicherlich wie die Brügger Bürger französisch gesinnt."

Aber er gab darum seinen Plan noch nicht auf. Zunächst verlegte er sich auf das Haar- und Bartscheeren. Dann schlich er sich zu dem Guardian des Franziskanerklosters in Brügge, der dem Kaiser gewogen war, und bat ihn um Beistand. Er ließ sich von demselben eine Platte scheeren und in eine Mönchskutte stecken. Dann bat er ihn noch um einen Klosterbruder als Begleiter. Er wollte nämlich als Beichtiger zu seinem Herrn gehen, ihm gleichfalls eine Tonsur scheeren, ihn dann in seine Kleidung stecken und mit dem begleitenden Bruder statt seiner aus dem Gefängniß entwischen lassen. Ein Schifflein mit vier Knechten und drei Pferden harrten des Kaisers an der Katharinenpforte und sollten ihn nach Middelburg entführen. So wollte der treue Kunz statt seines Herrn als Gefangener zurückbleiben und scheute nicht vor der Rache der hintergangenen Brügger zurück. Wie erstaunte Max als er seinen getreuen Schalksnarren in der Mönchskutte erkannte! Aber zum großen Leidwesen des opferwilligen Dieners hielt es der Kaiser für unwürdig, in solcher Verkleidung zu fliehen und seinen gegebenen Eid zu brechen. Mit Thränen verließ ihn der biedere Kunz und, als ihn vor dem Thore der Hauptmann der Wache fragte, wie er den König gefunden, antwortete er trocken: „Fromm!"

Sind das nicht herrliche Züge für einen begabten Dichter?

Ja die ganze von uns nur kurz skizzirte Geschichte Maximilians birgt eine Fülle poetischer Momente, einen reichen Schatz, der unserer Meinung nach noch nicht gebührend gewürdigt und gehoben ist.

Betrachten wir zunächst das älteste Literaturdenkmal, das sich mit diesem Stoffe beschäftigt; den bereits mehrfach erwähnten „Teuerdank" aus dem 16. Jahrhundert, angeblich von dem Geheimschreiber Maximilians, dem Propst Melchior Pfinzing aus Nürnberg, in Wahrheit aber wohl zum größten Theile vom Kaiser selbst verfaßt.

Zuerst was bedeutet der seltsame Titel: „Teuerdank."

Darüber giebt uns der von Melchior Pfinzing beigefügte Clavis (Schlüssel) folgende Auskunft: „Tewrdank bedeut den loblichen Fürsten K. M. E. Z. O. V. B. (d. h. Kaiser Maximilian, Erzherzog zu Oesterreich und Burgund) onnd ist darumb Tewrdankh genannt, das Er von jugent auf all sein gedannckhen nach tewerlichen (d. h. abenteuerlichen) Sachen gericht, die er auch vilfeltigklich über wenig ander Fürsten onnd Ritter, von den man geschriben findt, mit eignem leib vollbracht hat ꝛc. Der Inhalt des Gedichtes aber soll sein: „Die Brautfahrt Maximilians zu Maria von Burgund" in allegorischer Weise besungen und ist kurz folgender:

„Der Held Teuerdank (Maximilian) ist durch Testament des Königs Romreich (Karl der Kühne von Burgund) zum Bräutigam seiner Tochter Erenreich (Maria) bestimmt. Die Prinzessin meldet dies dem Erzherzog nach dem Tode ihres Vaters bei Nancy. Daraufhin begiebt sich Teuerdank in Begleitung seines treuen Dieners Erenhold auf die Brautreise. Da tritt der Versucher in Gestalt eines Doktors an ihn heran, um ihn durch die Lehren der Zügellosigkeit, des falschen Ehr-

geizes und des Faustrechts zum Bösen zu verleiten. Aber Teuerdank widersteht mannhaft, wie einst Herkules am Scheidewege, allen Verlockungen des Satans. Nun sendet dieser seine drei Dienstmannen: Fürwittig, Unfalo und Neidelhart, zu unserem Helden, um ihn in der Maske von Hauptleuten der Königin von Burgund scheinbar zu fördern, in Wahrheit aber, um ihm alle erdenklichen Hindernisse in den Weg zu legen. Wie die Namen dieser drei Höllengeister besagen, sind es nur allegorische Figuren. Fürwittig repräsentirt den „jugendlichen Vorwitz", der unsern Helden oft in Lebensgefahr bringt. Er verleitet ihn, seinen Fuß unter einen Schleifstein zu stecken, einem jungen Löwen die Zunge auszureißen, ein großes Wildschwein mit dem Degen zu erstechen, einer Bärin die Jungen zu rauben und sie dann selbst zu erlegen, sich auf eine dünne Eisdecke zu wagen und dergleichen mehr. In Brabant tritt er einem gehetzten Hirsch in einem Hohlwege entgegen und durchbohrt ihm das Herz. Alle diese Jagdabenteuer würden an und für sich besser anmuthen, wenn sie nicht an einer gewissen Monotonie litten. Sie werden immer von demselben bösen Geiste in Scene gesetzt, und man kennt ihren Ausgang zum voraus; manche sind kindisch und läppisch, und Teuerdanks mehr als gutmüthige Leichtgläubigkeit seinem Versucher gegenüber stellt seinen Charakter in ein unvortheilhaftes Licht. In vielen Fällen freilich soll des Helden Muth und Gewandtheit gepriesen werden; besonders zeigt er sich als unermüdlicher Jäger. Kein Wetter schreckt ihn ab, keine Felswand ist ihm zu hoch und zu steil, kein Schneefeld, kein herabpolternder Felsblock hemmt ihn in seiner leidenschaftlichen Hetzjagd. Dabei kommt er oft in die größte Lebensgefahr. Dies erinnert an sein Abenteuer auf der Martinswand. Als er endlich die böse Absicht Fürwittigs durchschaut und ihn fortjagt, fällt er dem zweiten bösen Gesellen „Unfalo" („das an Unfällen reiche Mannesalter") in die Hände. Dieser bringt ihn in noch größere Fährlichkeiten. Rollende Felsblöcke und donnernde Lawinen fallen gegen ihn; Sturmwinde werden gegen ihn entfesselt. In wahnwitziger Tollkühnheit schießt Teuerdank auf Anstiften Unfalos von einem schmalen Fußsteige aus auf einen Gemsbock hoch oben auf unzugänglicher Klippe. Das Thier mußte getroffen unfehlbar auf ihn herabstürzen; wie durch ein Wunder überschlägt es sich im Falle an einem Steine und saust im Bogen über den verwegenen Jäger hinaus. Aehnliche Gefahren besteht Teuerdank zur See. Mehrmals drohen ihm Pulverexplosionen und Unglücksfälle aller Art in Handhabung von Waffen. Schließlich überfällt ihn noch das Fieber und was noch schlimmer ist, der Tod in Gestalt unwissender Aerzte, von deren Kunst der Dichter nicht viel zu halten scheint, sucht ihn in seine Krallen zu bekommen. Aber Teuerdank entrinnt ihm, indem er — dem Arzt nicht folgt. Als sich unser Held endlich des falschen Rathgebers Unfalo entledigt, fällt er dem dritten des sauberen Trios in die Hände, dem Neidelhart (dem „Neid und Haß"). Von diesem drohen ihm Aufstand der Bürger in Brügge, Gefangenschaft, Meuchelmord und Vergiftung. In der That schrieb damals Maximilian insgeheim an seinen Vater: „Sie werden mir Gift zu essen geben." Dann hetzt Neidelhart sechs seiner Verwandten gegen Teuerdank, welche dieser aber alle ritterlich besiegt. Endlich ereilt die drei Verräther das Verhängniß: Fürwittig wird

durchs Schwert, Unfalo durch den Strang und Reidelhart durch einen Sturz in die Tiefe umgebracht.

Doch die Vereinigung des Helden mit der anmuthigen Königin Ehrenreich erleidet nochmals einen Aufschub. Die Braut wünscht, ihr Geliebter möge zuvor einen Kreuzzug gegen die Feinde der Christenheit unternehmen. Mit der Zurüstung zu dieser Heerfahrt und mit einer religiösen Betrachtung wie der Mensch durch seine Vernunft allen andern Geschöpfen obsiege, schließt das Gedicht, eine Fortsetzung in Aussicht stellend.

Dieselbe ist nicht erschienen; wohl aber giebt es eine Art Vorgeschichte in dem von dem Geheimschreiber Marx Treizsauerwein verfaßten „Weiskunig", welcher die Thaten Kaiser Friedrichs III. besingt. Treizsauerwein gilt auch für einen Mitarbeiter des Teuerdank.

Im Jahre 1517 erschien die erste Auflage dieses Werkes mit prachtvollen Holzschnitten, theils von Albrecht Dürer selbst, theils von seinen Schülern, wie Hans Schäufelin (1490—1540), im Verlag des Hans Schönsperger zu Nürnberg. Lange glaubte man, der Text sei auch in Holz geschnitten, doch Dr. Haltaus, dem wir eine gründliche Ausgabe des Teuerdank, so wie eine ausführliche „Geschichte des Kaisers Maximilian" verdanken, hat den Satz mit beweglichen Lettern überzeugend vertheidigt. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts erfuhr der Teuerdank einige Umarbeitungen. Zuerst durch den hessischen Fabeldichter Burkard Waldis, welcher mitunter kürzte, mitunter zudichtete, nicht ohne Geschick und Zustimmung. Weniger Beifall erntete Mathäus Schultes (Ulm, 1679—1693) mit seiner Bearbeitung. Inzwischen war der Teuerdank zu einer Kuriosität und Rarität geworden, bis ihn Küttner in seinen „Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten" wieder etwas zu Ehren brachte.

Danach haben sich denn noch mehrere Gelehrte, Literaturästhetiker und Dichter eingehender mit diesem merkwürdigen Literaturdenkmal des 16. Jahrhunderts beschäftigt, unter anderen Uhland und neuerdings Karl Goedeke. Fast alle stimmen in dem Urtheil überein, daß die Darstellung der Abenteuer Maximilians im Teuerdank trocken und monoton, unpoetisch und durch langweilige Moralpredigten verwässert ist. Mögen auch all die Jagdgeschichten, die hin und wieder, aber durch unfreiwillige Komik, an die bekannten Münchhausiaden erinnern, wirklich auf wahrer Begebenheit beruhen, wie uns denn der Ueberarbeiter und Redacteur Melchior Pfinzing versichert, daß er von mehreren selbst Zeuge gewesen, einen eigentlich historischen Stoff giebt uns das Gedicht keineswegs und mit der „Brautfahrt Maximilians" hat der Inhalt nichts zu thun. Ja es leuchtet ein, daß die Personen, außer der des Helden Teuerdank selbst, nichts wie wesenlose Allegorien sind und daß der Verfasser sich die dankbarsten Personen seiner nächsten Umgebung zu körperlosen Abstracta verflüchtigt und noch andere nicht minder schemenhafte Figuren dazu gedichtet hat. Da ist zunächst die „Königin Erenreich", zu der Teuerdank scheinbar eine Brautfahrt unternimmt, nicht etwa die holdselige Maria von Burgund, sondern nur eine Personifikation der Ehre selbst, nach der unser Held strebt. Ferner ist der König Romreich nicht der kühne und mannhafte Herzog Karl von Burgund, sondern wie der Ruhm der Vater der Ehre

ist, so tritt er nur sinnbildlich als Vater der gleichfalls allegorischen Erenreich auf. Der getreue Diener und Begleiter Erenhold endlich in unserem Gedichte ist keineswegs etwa die dankbare und durch ihre rührende Treue packende Figur des Schalksnarren Kunz von der Rosen, sondern wie der Verfasser in seinem pedantischen „Schlüssel" erklärt „das gerucht und gezeügnus der warhait". Zugegeben auch, daß der intellektuelle Urheber des Werkes, Maximilian, in Erinnerung an seine frühverklärte, vielgeliebte erste Gattin bei dem Namen „Erenreich" an Maria von Burgund und unter dem Titel „Romreich" an ihren Vater, Karl den Kühnen gedacht hat, wie es denn auch der „Schlüssel" umständlich erklärt, Aehnlichkeit mit den historischen Persönlichkeiten haben sie nicht. Völlig erfunden und ganz ohne greifbare Gestalt sind denn schließlich die drei Unholde, die unsern Helden in eine Reihe lebensgefährlicher Abenteuer stürzen, nämlich Fürwittig („der jugendliche Vorwitz"), Unfalo (das an Unfällen reiche Mannesalter") und Neidelhart („die Mißgunst der Menschen"). Was nun diese Abenteuer und Jagdgeschichten selbst betrifft, so erscheinen sie uns oft kindisch und läppisch, namentlich wenn der „Schlüssel" nachträglich ihre Bedeutung abschwächt, indem er z. B. von einem Löwen, zu dem sich der Held in den Käfig gewagt, naiv versichert, derselbe sei zahm gewesen.

Von anderen Geschichten, auf die in unserem Gedichte, wie es scheint, nur angespielt wird, läßt sich der Dichter unbegreiflicherweise die wirkungsvolle Ausmalung entgehen. So von dem bekannten Abenteuer auf der Martinswand. Einen wie prachtvollen Stoff bot diese legendenhaft ausgeschmückte Erzählung von der Versteigung des Kaisers, der Angst des Volkes, der wunderbaren Erlösung für die Poesie, wie dies bekanntlich Anastasius Grün ausgebeutet hat! — Oder wollte der Dichter absichtlich nicht, — wie Hormayr annimmt, — von diesem Abenteuer reden aus religiöser Scheu, wie denn bekannt ist, daß der Kaiser den Gedächtnißtag dieser seiner Errettung mit frommen Bußübungen in der Einsamkeit beging. Ebenso ließ sich der Verfasser die prächtige Schilderung seines Zweikampfes mit jenem prahlerischen Ritter entgehen. Endlich führen uns die letzten Schicksale des Helden in unserem Gedichte nicht in jene ereignißreiche Zeit seiner Gefangenschaft in Brügge, sondern sind nach Flandern verlegt und in einer Weise verallgemeinert, daß von den historischen Episoden, namentlich von den Rettungsversuchen des köstlichsten aller Hofnarren, des unvergleichlichen Kunz von der Rosen, nichts zu erkennen ist. Und welch eine Fülle von Humor bot sich hier einem findigen Dichtergenie! Doch von Humor, Sarkasmus oder Satire keine Spur in unserem trockenen, pedantischen Moralbuch, ebensowenig wie von farbenprächtigen Detailschilderungen aus Ritter-, Hof- und Waldleben!

Ein wie dankbarer Stoff auch in dem tragischen Tode der liebreizenden Maria lag, das entging dem ungefähr gleichzeitig mit dem Propst Melchior Pfinzing zu Nürnberg lebenden Schuster und Meistersänger Hans Sachs nicht, als er in einer „historia" von dem „wunderbarlich gesicht kaiser Maximiliani löblicher gedechtnus, von einem inpromanten" erzählte.

Einem neueren Dichter, — Anastasius Grün — war es vorbe-

halten, in einem poetischeren Epos: „Der letzte Ritter", den Thaten des Kaisers Maximilian einen würdigeren Denkstein zu setzen. Hier finden wir die Ritterlichkeit und Kühnheit des Helden ins richtige Licht gestellt, hier fehlt auch nicht ganz der Humor in der köstlichen Figur des Hofnarren. Doch das Gedicht leidet an Längen und einer gewissen Ermüdung durch sein Versmaß.

Ein wie reicher und wirkungsvoller Stoff die romantische Geschichte von „Maximilians Brautfahrt" auch für die Romanform darbietet, das hat vor mehreren Jahren recht geschickt und sinnig Gustav v. Meyern in seiner „Teuerdanks Brautfahrt" in der Gartenlaube gezeigt (in E. Keil's Verlag separat erschienen 1878). Der leider zu früh verstorbene Verfasser hat offenbar richtig gefühlt, wie wenig aus den allegorischen Gestalten des „Teuerdank" zu machen war und sich fast nur mit Andeutungen begnügt. Von den drei Unholden tritt nur einer („Fürwittig") auf, und der erscheint auch mehr als guter Freund; andere Namen wie „Erenreich" und „Teuerdank" gelten eigentlich nur als Incognitonamen.

Aber auch der dramatischen Behandlung eröffnet unsere Geschichte ein fruchtbares Feld. Für das Lustspiel hat es bekanntlich Gustav Freytag mit Glück („Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen") gezeigt. Die dankbare Rolle des getreuen Hofnarren hat er mit frischem und urwüchsigem Humor ausgestattet.

Sollte nun nicht auch in dem jähen Tode Marias, ihrer Heraufbeschwörung durch den Abt Trithemius, endlich in der Gefangenschaft Maximilians, in die wie heitere Lichtstrahlen die ebenso humorvollen wie rührenden Rettungsversuche seines getreuen Hofnarren hineinfallen, ein reicher Stoff für ein wirkungsvolles Drama liegen?! — Immer wieder drängen sich uns diese Bilder auf, doch uns fehlt die Gestaltungskraft. Wir konnten uns, so oft wir uns mit der Geschichte des „letzten Ritters" beschäftigten, der Ueberzeugung nicht entschlagen, daß hier ein reicher Schatz ruht, der, unseres Wissens noch nicht gehoben, seines berufenen Finders harrt. Hierzu eine Anregung gegeben zu haben, würde dem Verfasser dieser Studie zur Befriedigung gereichen.

Feuilleton.

Novellistische Plauderei von **Marie von Wilden.**

„Ein für alle Mal, ich mag nur das Leichte vom Leben, — nur das Feuilleton! Die endlosen Spalten, in denen all das ernsthafte Zeug steht, die sind langweilig, äußerst langweilig!“

Und Baronin Thussa breitete den feinen schwarzen Fächer vor das hübsche Gesicht, wie um anzudeuten, der bloße Gedanke an den Ernst des Lebens nöthige sie bereits, eine Anwandlung von Gähnen zu verbergen.

„Also nur Feuilleton? — und wenn die Frage erlaubt ist, was verstehen die gnädige Frau unter dem Lebensfeuilleton?“ und der blonde bärtige Mann sah mit leise malitiösem Lächeln nach seinem anziehenden Vis-à-vis hin.

Thussa lachte.

„Da sieht man's, Herr von Kronenstett, — Sie waren nie in Paris! was ist Feuilleton?! mein Gott! Der Schaum ist das Feuilleton des Champagners, das Ballet das Feuilleton des Theaters, der Strauß'sche Walzer das Feuilleton des Tanzes, — Paris ist das Feuilleton Europa's! Mon Dieu, wie soll ich es besser bezeichnen, — Feuilleton ist all das Filigran des Geistes, all das Blitzende, Zuckende auf der Oberfläche der Unterhaltung, das Sie eben so wenig fangen und haschen können wie das Mondlicht auf dem Wellengekräusel, — Feuilleton ist dasjenige, was uns guten Deutschen viel zu behende und prickelnd entschlüpft, als daß wir's festzuhalten und in unser Leben zu streuen vermöchten, — es sei denn, daß wir zufällig in Paris waren! Wissen Sie's jetzt, Freiherr?“ und das übermüthige leise Lachen, mit dem sie die Frage begleitend sich ein wenig zu ihm hinüberbog, stand dem blaßrothen Munde mit den vollen Lippen überaus reizend. Herr von Kronenstett verneigte sich.

„Ich denke, es ist mir so ungefähr geglückt, den Sinn Ihrer Worte zu fassen. Feuilleton wäre das im Bajaderenkleide sich wiegende Leben, nicht das in schleppender Toga würdevoll einherschreitende, wie?“

„Ganz recht, und die Nachmittagsfahrt nach Santa Catharina soll das Feuilleton des heutigen Tages werden, wenn anders Sie, Freiherr, es nicht vorziehen, diesen Frühlingstraum des Lago maggiore in geweihte Studienstunden zu übersetzen!"

Er verneigte sich verbindlich. „Ich will mein Bestes thun, Ihre Zufriedenheit zu erwerben, Baronin; hoffen wir, daß See und Sonnenglanz sich meinen Bestrebungen anschließen."

„O, das Wasser bleibt ruhig, sehen Sie nur, wie klar das Ufer von Suna aus seinem Grunde heraufwinkt, und die Gondoliere sammeln sich zusehends, — ein sicheres Zeichen, daß sie auf schön Wetter und viele Fahrgäste rechnen."

Die bisher wenig besuchte Terrasse vor dem grand Hôtel de Pallanza belebte sich jetzt allmählich. Die Kurgäste kehrten von ihren Morgenausflügen zurück, sie mochten sich wohl noch ein halbes Stündchen in den ausgedehnten Parkanlagen erholen, ehe die Glocke zum zweiten Dejeuner rief. Bequeme Bänke und Gartenstühle im Schatten üppigster Magnolien und Riesencedern aufgestellt, boten willkommene Ruheplätze, und die gegenüber liegende Isola bella mit dem Berghintergrunde einen zauberhaften Ausblick.

Baronin Thussa spielte nachlässig mit dem Fächer. Sie schien es nicht zu gewahren, wie oft das Auge ihres Begleiters sie suchte. Das ihre wurde jetzt durch eine kleine Gruppe Vorübergehender gefesselt und gewann einen großen fragenden Blick beim Anschauen des sich bietenden Bildes.

Im Rollstuhle, zwischen Decken und Kissen lag ein noch jugendlicher Mann, dessen Hilflosigkeit deutlich durch die Krücken dargethan ward, welche ihm zur Seite lehnten. Neben dem Fahrsessel her schritt eine Frauengestalt, jung und von ausnehmender Lieblichkeit. Sie wandte sich zu dem lenkenden Burschen.

„Nur ja vorsichtig über die Brücke, daß es keinen Stoß giebt, Giacomo," — dann dem dankbaren Lächeln des Leidenden begegnend, beugte sie sich ein wenig zu ihm hinunter, wie es schien, mehr um seinem Auge zu begegnen, als um das leicht herabgleitende Plaid zurecht zu rücken. In zwei Minuten war der kleine Zug vorüber, aber Kronenstett sah ihm nach, mit so leuchtendem Gesichtsausdruck, daß derselbe eine spöttische Bemerkung der schönen Frau hervorrief.

„Nun, Freiherr, haben Sie eine Vision? Sie sehen einem Verzückten gleich!"

Er wandte sich ihr voll zu. „Ich sah mehr als eine Vision, ich sah entzückende Wirklichkeit! Der Anblick eines tiefen umfassenden Glückes bewegt mir stets die Seele, — ganz unabweislich!"

„Glück? mein Gott, Kronenstett, wo entdeckten Sie Glück an dem gelähmten Kranken? Diese jammervolle Existenz! und das hübsche Mädchen, seine Frau vermuthlich — an sein elendes Dasein geknüpft, gebunden für, — wer mag wissen wie lange Zeit noch. Mich schauderts bei dem bloßen Gedanken an das Leben dieser beiden Menschen!"

„O, gnädige Frau," fiel er lebhaft ein, „war das nicht Liebe, was aus dem Blicke des Mädchens sprach? war das nicht volles Glücksgefühl, mit dem er sie betrachtete? klang in ihrer tiefen vibrirenden Stimme nicht eine Welt voll Sorge nach, der Sorge um ein geliebtes

Wesen? Hätten Sie die Zwei so beobachten können, wie es mir ein paar Morgen hintereinander durch Zufall vergönnt war, Sie würden wie ich, dem armen Krüppel von Mann sein Glück zuerkennen, Baronin! Hätten Sie es nur ansehen dürfen heute früh im Park! Sie las ihm vor, aber wahrhaftig es ist ein Wunder zu nennen, wie sie das zuwege brachte, denn ihre Augen ruhten mehr auf seinem Gesichte als auf den Blättern des Buches, und mit welchen Blicken! Und dann hielt sie den ausgespannten Schirm über seinen Rollsessel, daß die Sonnenstrahlen ihn nicht träfen, — wohl eine Stunde lang that sie es, und versicherte, sie sei nicht müde, — nein, wirklich nicht im geringsten müde! die kleine Heuchlerin, ich sah es deutlich, wie sie verstohlen den ausgestreckten Arm zu stützen versuchte. Und als ein rauheres Lüftchen sich erhob, wie besorgt sie war, den Kranken besser einzuhüllen, wie sie auf Entdeckung eines geeigneteren Platzes ausging. Das süße, ernste Gesicht mit so tief wichtiger Miene jeder Himmelsrichtung einzeln zuwendend, die kleine weiße Hand emporgehoben, um nun ja unfehlbar richtig zu erforschen, von wo der unwillkommene Geselle, der Wind wohl ströme? Und hernach, als sie dort unter den Bäumen frühstückten, ich versichere Sie, gnädige Frau, die Beiden lachten so rein und herzlich, so hell, wie nur glückliche Menschen zu lachen vermögen, sehr, sehr glückliche Menschen! Und gestern — er zog ihre Hand an seine Lippen, und wie sie streichelnd über sein lockiges Haar fuhr, erröthete sie vor Freude über die lieben Worte, die er ihr zuflüsterte. Ja, in Wahrheit, dieses Glück im ernsten Kleide mag mehr werth sein als manches andere, das in Fröhlichkeit gehüllt wie in Rosenwölkchen einherschwebt."

Die Lippen der Baronin kräuselten sich ein wenig verächtlich.

„Sie sind ein Idealist, Kronenstett! Heute Abend ächzt und stöhnt der arme Kranke vielleicht vor Schmerzen, und morgen und übermorgen und lange, lange Tage muß er leiden und das junge, hübsche Kind da bleibt eingesperrt wie ein gefangener Vogel. Bewahre mich der Himmel vor solch sentimentalem Glücke! nein, das gehört nicht ins Feuilleton, mich schaudert's! Da wäre mir das Loos jener Brüsseler Schönheit weit lieber! Sehen Sie, da kommt sie! Diese rothblonde Haarfülle scheint nicht nur Italiener in Entzücken zu versetzen, der junge russische Diplomat hat seine ganze würdevolle Haltung eingebüßt in der Nähe dieses Schimmers. Das reizvolle Gesicht erscheint in der That wie „auf goldenem Grunde gemalt" — so leuchtend heben sich die blühenden Farben von dem glänzenden Geringel ab. O, dem armen Attaché ist seine Carrière aus den Augen entschwunden, poverino! oder scheint es Ihnen, Freiherr, als befolge er in diesem Augenblicke Talleyrands Grundsatz und benutze die Sprache, um seine Gedanken zu verbergen?"

Und sie lachte. „Keine so finstere Stirn, Kronenstett, lassen Sie uns das hübsche Bild bewundern, im kaiserlichen Theater würden wir Beifall klatschen, wenn uns eine Scene so ganz „au naturel" vorgeführt würde, und wie ich schon sagte: ich übernähme lieber einen Part in diesem Salonstücke als in jener Gefühlstragödie, die von Aufopferung überquillt."

„Sie reden nicht im Ernste, Baronin, gewiß nicht, — sagen Sie

„nein!“ — jenes kokette Weib, dem die eignen Kinder eine Last, das als Fremde gleichgiltig neben dem Gatten herlebt — dessen Geschick wollten Sie eher auf sich nehmen als die durch Leid und Noth geheiligte Liebe der Anderen? — Sagen Sie, Sie wollten es nicht! ich flehe Sie an, Baronin, — Thussa! — er streckte ihr in unwillkürlicher Bewegung die Hand hin, er beugte sich weit vor zu ihr, seine Augen trafen mit flehendem, fast angstvollem Blicke die ihren. Einen kurzen Moment nur, denn Thussa schüttelte den Kopf. Sie schien die ausgestreckte Hand nicht zu beachten.

„Sie sehen mich gerade so an, Freiherr, als wäre nun in mir eine Vision verkörpert, aber leider — ich muß Ihren Wahn zerstören, lügen kann ich nicht, ich mag lieber alles, als jenen ewigen Ernst, der mit ostensiver Langweile stets und immer nach den gediegenen Tiefen des Lebens gräbt und forscht! — Ich will nichts anderes als Fröhlichkeit und Sonnenschein, stets etwas neues, von allem ein wenig, — Feuilleton!“

Kronenstett war sehr bleich geworden, er hielt die Hand über Augen und Stirn, als belästige ihn plötzlich der Sonnenschein, dann, als er die schöne Frau wiederum anblickte, war jede Spur von Erregung aus seinem Gesicht verwischt. Das helle, anhaltende Läuten der Frühstücksglocke bot dem Freiherrn, wie es schien, willkommenen Anlaß zu einstweiliger Verabschiedung. Thussa blickte der hohen kraftvollen Gestalt nach.

„Ob ich ihn je verstehen lerne, diesen Mann? diese unbeweglichen, massiven Ansichten, und die doch so leicht zu erweckenden Flammen in den Augen, die von feurigen Strömen zu reden wissen — ich glaube, ich fand nie ein anziehenderes, pikanteres Räthsel, — ob ich es löse: nous verrons!“

Der Nachmittagssonnenschein lag vollflutig über dem klaren, stillen See. Die kleine Barke, von den raschen, geschickt geführten Ruderschlägen der Gondoliere getrieben, durchschnitt das Wasser ohne die geringste schaukelnde Bewegung. Rechts hob sich der weiße Kirchthurm des Städtchens von Pallanza malerisch aus dem Grün, links zogen die reizend gelegenen Villen an den Blicken des Beschauers vorüber. Die leichte, graziöse Gestalt der Baronin Thussa lehnte in den Kissen des zierlichen Fahrzeuges. Das tiefrothe, seidene Gondeldach warf warmtönige Reflexe auf das für gewöhnlich nur matt gefärbte Antlitz und ließ die dunkeln Augen noch blitzender und sprühender erscheinen.

„Nun, Freiherr, es ist ja eine wahrhaft göttergleiche Ruhe und Stille über Sie gekommen! sind es die Kirchenglocken von Intra, die die Aera des Schweigens eingeläutet?“

Mit zerstreutem Lächeln wandte er sich ihr zu.

„Ich muß um Vergebung bitten, Baronin, dieses Ufer nimmt mich gefangen, — ich liebe dieses Ufer!“

„Was alles in der Welt Sie mit „Liebe“ zu umfassen vermögen, es ist staunenswerth! aber natürlich dahinter steckt unsere deutsche Gründlichkeit. Die Engländer haben ein „liking“, — die Franzosen ein „faible“ für irgend ein Ding, nur wir, wir müssen gleich mit

dem vollen Gefühl hinein und davon, — wir werden arm durch diesen enormen Verbrauch."

„Arm? gnädige Frau, wie wenig kennen Sie die Macht, von der Sie reden. Liebe ist ein Feuer, das stets heller, mächtiger wachsend emporflammt, je mehr Nahrung Sie ihm geben, — Liebe ist das Auge unserer Seele; je mehr Gegenstände wir ihm zuführen, desto mehr umfaßt es mit seinem Blicke, — Liebe —" plötzlich brach er ab, ihr Gesicht mit weichem, fast scheuem Ausdrucke streifend. Seine Stimme klang leise, als er jetzt sprach.

„Vergebung, Baronin, ich muß fürchten, eine vielleicht noch schmerzende Wunde in Ihrem Herzen berührt zu haben durch meine unbedachten Worte, — wollen Sie mir verzeihen?"

So bittend sah er sie an. Die fast unmerkliche Bewegung der Ungeduld, mit der sie die Antwort begleitete, schien ihm zu entgehen.

„Sie meinen, Sie wecken trübe Erinnerungen? O nein, sicher nicht. Mein alter, armer Gemal ist einige Wochen nach unserer Verbindung auf einer in Amtsgeschäften unternommenen Seereise gestorben. Seine Gegenwart brachte mir keinerlei angenehme Erheiterung, sein Tod keinen Kummer, und Gott Lob blieb es mir erspart, all das Grausige von Sarg und Grab in der Nähe sehen zu müssen. — Reden Sie nur fort von dem, was Sie Liebe nennen, aber ich warne Sie, es ist gefährlich, sich in das feurige Meer zu stürzen, als welches Ihnen dies Gefühl erscheint — es fand noch Keiner den Grund! — Da habe ich mir's bequemer zurechtgelegt: Liebe ist ein bunter Schmetterling, den wir haschen, — Liebe ist eine blühende Rose; wenn sie welk geworden, werfen wir sie beiseite! voilà tout!"

Und sie lachte. Wieder jenes melodisch klangvolle Lachen, das den reizenden Mund so unwiderstehlich süß erscheinen ließ. Und wieder zog er über des Mannes Gesicht, jener Ausdruck von Enttäuschung und Pein, — wieder sah er sie an wie um Erbarmen flehend.

„Dansez, dansez ma belle, dansez dansez toujours," trällerte sie, seitwärts an ihm vorüberblickend, die schlanke Hand über den Rand der Barke in das sonnenbeglänzte Wasser tauchend und die hängen bleibenden Tropfen im Lichte funkeln lassend.

Baronin Thussa saß auf der Terrasse. Die gestrige Fahrt nach Santa Catharina war hübsch gewesen; wohin sie sich wohl heute rudern lassen sollte? vielleicht kannte der Freiherr noch irgend einen besonders malerisch gelegenen Uferpunkt. Ah, da kam er des Weges, wie gerufen und gerade auf sie zu. Diese stattliche Erscheinung überragte doch die Andern alle und Thussa lächelte in sich hinein. Jetzt stand Kronenstett vor ihr.

„Ich komme, um Ihnen lebewohl zu sagen, gnädige Frau, in einer Stunde schiffe ich mich nach Arona ein, gestatten Sie mir, mich Ihrer Erinnerung bestens zu empfehlen."

„Sie wollen gehen? Ich meinte verstanden zu haben, Sie beabsichtigten einen dauernden Aufenthalt in Pallanza?"

Eine leise Enttäuschung lag in dem überraschten Tone der Frage, und die weißen Zähne gruben sich nachdrücklich in die volle Unterlippe.

„Wenn ich bliebe — ich fürchte, es würde ein ernsthaftes Kapitel daraus und Baronin haben Feuilleton befohlen, — nichts als Feuilleton!“ Er verbeugte sich tief und ging.

Er sah nicht mehr, wie tiefe Blässe und helles Roth in dem reizenden Frauengesichte wechselten. Aus der Gondel, die eben vom Ufer stieß, klang der Gesang einer deutschen Studentengruppe weich und wehmüthig herauf: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin!“

Die Lebensalter.

Der Jüngling hofft mit leichtem Muthe
Von seiner Thatenlust Gewinn
Und nimmt das Wahre, Schöne, Gute,
Das ihm begegnet, sorglos hin.

Der Mann läßt Ueberlegung walten,
Er zieht allmählich seinen Kreis,
In dem er mit Geschick zu schalten
Und anderen zu nützen weiß.

Der Greis wirkt langsam und bedächtig,
Klar und geläutert folgt sein Geist
Der Stimme, die ihn laut und mächtig
Zum Urquell aller Dinge weist.

Alfred Bock.

Der diesjährige Pariser „Salon".

Paris, 4. Mai 1887.

Sehr geehrter Herr und Freund!

Ich weiß nicht, ob ich annehmen darf, daß Sie momentan an mich denken. Wohl schwerlich! Allein, lassen Sie mir einmal das Vergnügen. Nur auf einige Minuten. Gut!

Sie haben also Ihre Papierscheere beurlaubt, Ihr Tintenfaß durch einen Aschbecher ersetzt und lehnen sich jetzt in Ihren gewiß nicht allzu unbequem gebauten Redactionssessel zurück. Die Pantoffeln, die Ihnen gefühlvolle Verehrerinnen gestickt haben, drücken nicht, das Leben hört auf, eine Last für Sie zu sein. Und doch: Sie können von Ihrer Natur nicht lassen. Sie sind Unmensch genug, sich mit einem lyrischen Gedicht Ihre Cigarre anzuzünden. Leugnen Sie nicht! Ihr Papierkorb weiß davon zu erzählen.

„Papierkorb? Ach, was Papierkorb! Paris! So jetzt die Boulevards entlang zu bummeln, eine Rose im Knopfloch und einen Tausendfrancschein im Portemonnaie — schändlich!"

Sie brechen ab und stoßen Ihren Aerger in blauen Ringeln durchs offene Fenster, durch welches in demselben Augenblicke ein frostiges Mailüfterl weht! Ich aber sehe mich genöthigt, Ihrem Gefühlsausbruche zu widersprechen. Eine Rose mir ins Knopfloch zu stecken, habe ich noch nie übers Herz gebracht. Denn erstens finde ich das für einen jungen Menschen ziemlich albern und zweitens würde mir auch hier dieses Vergnügen in dieser Jahreszeit einen Franc und fünfzig Centimes kosten. Allerdings mit Staniol umwickelt. Die Seeligkeit oder sonst ein Augenblick, verlebt im Paradiese, wäre freilich damit nicht zu theuer erkauft. Aber eine Rose? Eine Rose kauft man überhaupt nicht. Eine Rose pflückt man, oder läßt sie sich schenken. Was vollends den citirten Tausendfrancschein im Portemonnaie anbelangt, so werden Sie gewiß die Thräne zu würdigen wissen, die in diesem Augenblick auf meinen Brief tröpfelt.

Nein, ich bummele zur Zeit weder die Boulevards entlang, noch verschlucke ich lebendige Kaninchen, stopfe Seepferdchen aus, züchte Krokodile, stutze Möpse, oder treibe ähnliche Scherze. Ich bin froh, daß ich Paris auf einen Abend nicht mehr fühle. Seit acht Tagen schon hat es mir in allen Knochen gelegen. Aber jetzt bin ich wieder in meinem Element. Ich habe mir fein hausmütterlich die Lampe angesteckt, mir mein ungemüthliches Hôtelzimmer so gemüthlich als möglich gemacht, und beabsichtige nun — erschrecken Sie nicht! — Ihnen einen Bericht über den diesjährigen „Salon" zu schreiben. Wenn

Steinmarder auf der Lauer.

Digitized by Google

er nichts taugt, werfen Sie ihn nur getrost in Ihren Papierkorb. Vielleicht findet er dort Kollegen. Ich habe mir dann wenigstens eine Stunde lang auf anständige Weise die Zeit vertrieben.

Wie Sie bereits aus den Zeitungen wissen werden, fand die Eröffnung des Salons wie immer so auch in diesem Jahre, am ersten Mai statt. Ich bin seitdem drei Mal dagewesen. Das erste Mal kam ich halb todt nach Hause, das zweite Mal ganz todt, und das dritte Mal überhaupt nicht. Ich konnte mich bloß noch bis zum Tuileriengarten schleppen, wo ich, ein Opfer der Kunst, geknickt wie eine Lilie, auf eine Bank fiel. Ich glaube, sie war gelb gestrichen. Wenigstens behauptete es noch heute Morgen mein grauer Sommerüberzieher.

Zweitausend fünfhundert und einundzwanzig Gemälde, eintausend nullhundert und dreiundvierzig Zeichnungen und eintausend nullhundert und fünfundvierzig Skulpturen! Macht zusammen viertausend sechshundert und neun Kunstwerke. Die Zeiten des Perikles waren die reine Barbarei dagegen . . . .

Als ich mich zum ersten Mal durch dies Labyrinth wand, war es mir interessant, unsere letzte internationale Jubiläumsausstellung in Berlin möglichst oft zum Vergleich heranzuziehen. Zu meinem Erstaunen machte ich dabei die Entdeckung, daß die Pariser meist den Kürzeren zog. Ich muß gestehen, daß ich nicht recht darauf gefaßt war. Man hatte mir in Deutschland einen so heillosen Respekt vor der französischen Kunst eingejagt und mir namentlich ihre zeitgenössische Malerei immer als ein solch schreckliches Nonplusultra hingestellt, daß ich ordentlich verwundert war, als ich sah, daß sie ein Meer, das in der Natur blau aussieht, auch nur blau und einen Baum, der in der Natur grün aussieht, auch nur grün zu malen weiß. Und mit was für einem Blau! Mit was für einem Grün! Wenn man davor steht und es ansieht, genirt man sich, daß man nicht die Schwindsucht hat. Ich glaube, die Sprache, die die Künstler sprechen, wenn sie sich unter sich glauben, nennt das, „den Schatten durch das Licht wiedergeben." Den Schatten durch den Schatten wiedergeben, wie das schnöder Weise immer noch unsere deutschen Maler thun, halte ich eigentlich für naturgemäßer. Doch gestehen wir, daß wir nicht kompetent sind.

Jedenfalls hat der Pariser Salon einen Vorzug, der ihn all seinen ausländischen Nebenbuhlern den Rang ablaufen läßt. Wenigstens in meinen Augen. Man kann in ihm rauchen! Die Räumlichkeiten vertragen es. Wie Sie wissen, befinden sich dieselben im Palais de l'Industrie, einem kolossalen Bau, den Napoleon III. für die große Weltausstellung von 1855 errichten ließ. Ihm gerade gegenüber, nur getrennt durch die grünen Kastanienalleen der Champs-Elisées, liegt das Palais de l'Elisée, die Wohnung Grévy's. Links, am Ende der Avenue des Champs-Elisées, blitzend im Sonnenlicht, der Arc de Triomphe, rechts die Place de la Concorde mit dem rothen Obelisken von Luxor in der Mitte und dahinter der Jardin des Tuileries. Der Hauptraum der Ausstellung befindet sich genau in der Mitte des Gebäudes. Ein glasgedeckter Saal von genau 192 Meter Länge, 48 Meter Breite und 35 Meter Höhe.

Sind Sie mit diesen Dimensionen zufrieden? Ich hoffe. Aber auch die Kunstwerke, die sich in diesem Riesenraume befinden, werden Sie nicht kalt lassen. Es sind die Skulpturen. Und zwar sämmtliche! Gerne gestehe ich, daß sie alle meine Erwartungen weit übertroffen haben. Es ist selbstverständlich und braucht wohl nicht erst betont zu werden, daß sich unter diesen 1045 Objekten nicht lauter Meisterwerke befinden. Aber kaum eins läßt eine Technik vermissen, die schon allein genügen würde, es bei uns in Deutschland zu einem bewunderten Zugstück zu machen. Es ist möglich, daß ich übertreibe. Aber der Eindruck, den ich — und nicht bloß auf Grund dieser Ausstellung — von der französischen zeitgenössischen Skulptur empfangen habe, ist ein so ungleich größerer, als der, den die gleiche Malerei auf mich gemacht hat, daß ich mich dessen nicht schämen würde.

Auch nur die hervorragendsten Werke der Reihe nach aufzuzählen, erlassen Sie mir wohl? Da Ihnen die lebendige Anschauung fehlt, können Ihnen die todten Namen nicht viel nützen. Am meisten habe ich die Thierstücke und die Porträts bewundert. Hervorheben muß ich auch die geschmackvolle Anordnung des Ganzen. Eintausend und fünfundvierzig Bildwerke in einem einzigen Raum übersichtlich zu gruppiren, ist entschieden eine Aufgabe gewesen, an deren Lösung mehr als ein Schweißtropfen hängt. Aber dank den prächtigen Anlagen, die aus dieser riesigen Halle einen grünen Garten gemacht haben, einen grünen Garten mit gelben Kieswegen, lebendem Rasen und zwitschernden Spatzen, ist diese Lösung eine vollkommene geworden. Der Ausblick oben von der Galerie, die in der Hälfte der Höhe rund um den ganzen Raum läuft, ist einzig in seiner Art. Die gelben Kiesstreifen, die grünen Rasenstücke, die weißen Marmorleiber, die bunten Bänke und dazwischen die diversen tausend schwarzen Cylinderhüte der lachend und plaudernd auf und ab promenirenden Herren, in ihrer Wirkung noch verstärkt durch die kolibrifarbenen Hüte und Toiletten der Damen; das alles bildet dort unten ein Ensemble, wie es schöner nicht gedacht werden kann. Es fehlen bloß noch die kleinen Kinder mit den nackten Knieen, die ihre rothen und blauen Luftballons fliegen lassen.

Sie würden sich sicher in dieses Bild verlieben, wenn Ihre Augen nicht immer wieder und wieder durch die vielen Marmormütter unten gefesselt würden, die theils mit Beilen, theils mit schreienden Säuglingen bewaffnet, augenscheinlich die Absicht haben, in irgend einen Krieg zu ziehen. Das ist die Kehrseite von jeder Medaille hier. Revanche, Revanche und wieder Revanche! Die französischen Bildhauer vollends scheinen sie ernstlich in Pacht genommen zu haben. Ich konstatire, daß ich, ohne extra darauf zu fahnden, mindestens ein Dutzend Kriegserklärungen in Marmor und ein halbes Dutzend in Bronze gezählt habe. Die in Thon und Gips gar nicht zu rechnen. Die Verkappungen, unter denen sie auftreten, sind oft abenteuerlich genug. Am amüsantesten ist entschieden die L'Avenir betitelte. Katalog 4261. Die Zukunft, las ich verwundert. Die Zukunft? Donnerwetter, die mußt Du sehen! Wahrscheinlich ist an dem betreffenden Bildhauer ein Philosoph verloren gegangen. Aber nein, es war nur ein Politiker. Die „Zukunft" stellt der betreffende Herr nämlich in

einer Gruppe von zwei weiblichen Gestalten dar, von denen die eine, möglichst großknochig gebaut und möglichst majestätisch den Kopf zurückwerfend, mit der Rechten ein Schwert, und mit der Linken die andere, um einen guten Kopf kleinere Figur, energisch umfaßt hält. Diese kleinere macht ein sehr vergnügtes Gesicht und scheint im übrigen nicht wenig stolz auf ihren Kopfputz zu sein. Die Bauernmädchen im Elsaß tragen allerdings genau solch einen. Die „Hängekommission" war zuvorkommend genug, diese Gruppe, die übrigens bereits in Bronze gegossen ist, triumphirend nach Westen schauen zu lassen. Wenn das größere von den beiden Weibsbildern sich die Mühe geben würde, ihre Nasenspitze entsprechend zu verlängern, so könnte sie damit gerade die Thür des Berliner Zeughauses einstoßen.

Diese unglückliche Liebe zu Elsaß-Lothringen! Sie offenbart sich hier in Paris, auch dem oberflächlichsten Beobachter, auf Schritt und Tritt. Erst gestern Vormittag sah ich, wie die allegorische Figur der Stadt Straßburg auf dem Concordienplatz wieder über und über mit neuen Flören, Trauerkränzen und Fahnen ausstaffirt war, und am Abend hörte ich dann dieselbe Leier von den Brettern eines Chansonettentempels herabklimpern. Ein Mann in Frack und Binde stellte das französische Volk vor. Neben ihm eine weißgeschminkte Dame in Trauer und gelben Glacées. Aber tief, tief, sehr tief ausgeschnitten. Das war Elsaß-Lothringen. Mourir und la patrie blutete jeder Ton, den sie sangen. Er Tenor, sie Alt. Das Publikum strampelte mit Händen und Füßen und konnte nicht genug davon kriegen. Allerdings auch von dem Cancan nicht, den dann sofort darauf die zwei beliebtesten Volkstänzerinnen von Paris auf offener Scene zum Besten gaben. In der Zwischenpause rief dann ein Zeitungsverkäufer die letzte Nummer der „Revanche" aus. Natürlich gab ich meine 5 Centimes mit Vergnügen. Es war die Nummer, die über die Aufführung des Lohengrin referirte. Der Leitartikel war mit drei Zoll hohen Buchstaben „A BAS L'ALLEMAGNE!" überdruckt. „La Soirée de l'Eden. — Le „Lohengrin" sifflé. — Démonstration anti-allemande. — Manifestations sympathiques en l'honneur de la „Revanche". — Le Drapeau français lacéré etc. . . . . Ich habe nie vorher gewußt, daß ich ein so guter Deutscher bin. Erst in Paris hat man es mich gelehrt. Ich bin den Schreihälsen hier dafür sehr dankbar.

Doch ich komme ja ganz von meinem Thema ab. Ich wollte nur konstatiren, daß die französische Skulptur schrecklich patriotisch ist. Devisen wie: „On veille!" „Vaincre ou mourir" und ähnliche verzapft sie mit Vorliebe. Die Malerei ist weit bescheidener. Sie begnügt sich nur, Schlachtenbilder zu produciren, auf denen die deutschen Truppen regelmäßig Reißaus nehmen. Allerdings producirt sie diese en masse. Immerhin ist und bleibt dieses aber ein Vergnügen, dem man seine Harmlosigkeit schon gönnen darf. Nur eins läßt sie sich nicht nehmen und übertrifft darin beinahe noch ihre Schwesterkunst. Nämlich den Helden des Tages zu feiern, den General Boulanger. Zu Pferde und nicht zu Pferde, mit Reitpeitsche und ohne Reitpeitsche, en face und en profil, von rechts und von links, von oben und von unten, von hinten und von vorne — sie wird es nie müde, ihm neue Seiten abzugewinnen. Gut, lassen wir ihr auch das Vergnügen! der

hundertjährige Chemikus Chevreul ist ihr zweites Schooßkind. Sie hat ihn zwar nur halb so oft porträtirt, wie den General Boulanger, aber das genügt bereits, um ihn in Oel und in Pastell, in Tusche und in Kreide, in Holzschnitt und in Stahlstich, in Radierung und in Kupferstich zu sehen. Von den Büsten in Marmor, Thon, Gips, Holz, Fayence u. s. w. ganz abgesehen. Sonst kann ich mich beim besten Willen nicht entsinnen, irgend ein Porträt mehr als einmal gesehen zu haben. Nur Boulanger, der General, und Chevreul, der Chemikus! Wenn das nicht charakteristisch ist, weiß ich nicht.

Doch halt! Ich vergesse ja ganz Madame X. Dort neben dem ultramarinblauen Seestück hängt ein wunderhübscher Frauenkopf. Wer mag das sein? Schnell den Katalog her! Nr. 817? „Porträt von Madame X." Ach so! Aber dort jene alte braune Zigeunerin mit dem Millionenschmuck um den dürren Hals? „Porträt von Madame X." Und jene kleine, niedliche Balletteuse? Rosa in Rosa? „Portrait von Madame X." Madame X. scheint also denn doch am allerpopulärsten zu sein. Trotz Boulanger und Chevreul. Vielleicht ist das noch um eine gute Portion charakteristischer.

Nächst Madame X. ist es natürlich wieder Cleopatra, der die Herzen der Herren Maler zugeflogen sind. Eine Kunstausstellung ohne ein Cleopatrabild wird nächstens zu den Undenkbarkeiten zählen. „Cleopatra einen Sklaven vergiftend", „Cleopatra Cäsar erwartend", „Cleopatra auf dem Nil segelnd". „Cleopatra sich im Mörissee badend", „Cleopatra auf einer Pyramide reitend", Cleopatra hier, Cleopatra da. In einem Saal eine Cleopatra wittern und in demselben Augenblick auch schon geräuschlos in den nächsten gleiten, war bei mir zuletzt schon ein und dasselbe. Einen gewissen Respekt habe ich auch vor der jüdischen Königstochter Herodias bekommen. Ich habe sie in allen möglichen und unmöglichen Stellungen tanzen, in allen möglichen und unmöglichen Kostümen das Haupt des Täufers abschlagen gesehen und war ihr schließlich sehr dankbar, als sie sich begnügte, ihre appetitliche Schüssel nur ein einziges Mal zu serviren. Wozu noch alle meine Leiden schildern, die mir weiterhin die verschiedenen Ariadnen auf Naxos, Daphnen vor Apollo fliehend, Psychen Amor anschmachtend, und wie die stereotypen Weibsbilder sonst noch heißen mögen, bereitet haben?

Jedenfalls gewann ich das Resultat, daß die französischen Maler vielleicht noch verliebter in die althergebrachte Schablone sind, als die deutschen. Diese sind mir auch noch aus einem anderen Grunde lieber. Jedes ihrer Bilder, wenigstens ihrer besseren, erzählt mir etwas. Es ist oft nichts besonderes, genügt aber fast immer, um mich mit einer Stimmung zu erfüllen, die mir um so lieber wird, je länger ich mich in sie vertiefe. Ich erinnere nur an Knaus, Bockelmann, Max und Böcklin. So verschieden die Richtungen auch sind, in denen diese Künstler sich gefallen, sie füttern nicht bloß meine Augen mit Farben, sondern sie geben auch meinem Kopf etwas zu denken, und meinem Herzen etwas zu fühlen. Der Franzose stellt an seine Maler nur technische Anforderungen. Er sagt: ein Bild ist kein Buch. Freilich! Aber ein Bild soll ein Kunstwerk sein. Und eine Kunst, die auf jede Idee von vornherein und prinzipiell Verzicht leistet, verdient nur, daß man sie wie ein Handwerk traktirt. Von diesem Gesichtspunkte

aus angesehen, darf man allerdings getrost seinen Hut vor ihr ziehen. Der Weltmensch wird vollständig befriedigt von ihr werden. Seine Verdauung wird ihm eine Promenade durch den Salon nicht stören. Er findet dort Madame X. nicht bloß bis zur Taille porträtirt und mit wunderbar farbigen Stoffen behangen — bis zur großen Zehe herab präsentirt sie sich ihm! Und zwar meistens kaum mit einem Siegelring bekleidet. Der Katalog will uns zwar einreden, daß Nr. soundsoviel eine „christliche Sklavin auf dem Markt von Marokko" vorstellen soll, aber wir wissen das besser. Es ist wieder nur Madame X. Auch jene „Fra", jene „Salome", jene „Aphrodite" — alles nur Madame X. Auf 10 Centner Fleisch noch nicht ein Quentchen Idee! das ist die ganze französische Malerei.

Hat sie aber einmal ausnahmsweise Gewissensbisse und stellt sie sich einmal ausnahmsweise ein Problem auf, dann wirkt sie nur komisch. Beweis dafür ihr neuestes Faustbild: „**Marguerite au sabbat**" betitelt. Um seine Richtigkeit zu begreifen, muß man es gesehen haben. Ein bengalisch beleuchteter Operneffekt ist wie eine schwindelnde Tiefe dagegen. Es kann höchstens mit der angetuschten Momentphotographie eines entsprechenden Ballets konkurriren.

Ordentlich erquickend wirken die paar Norweger, die die Ausstellung beschickt haben. Da sind namentlich ein paar Landschaften, für die allein ich, unter Umständen, gerne den ganzen übrigen Krempel hingeben würde. Kraft, Kraft und noch einmal Kraft, das ist es, was heute die nordischen Künstler der Welt predigen. Die Maler genau so wie die Dichter. Wie die Ibsen, Björnson, Kielland ꝛc. Ich muß gestehen, daß dies Evangelium mir lieber ist, als das französische.

Neben der nackten Weiblichkeit spielt auch die drapirte Phrase keine geringe Rolle in dem diesjährigen Salon. Sie stoßen oft auf Bildertitel, die Sie unwillkürlich lächeln lassen. „**La ville de Paris instruisant ses enfants.**" Bitte, stellen Sie sich diese Scene einmal vor! Aber die Herrschaft der Phrase datirt in Frankreich nicht erst seit heute. Das Museum im Louvre wimmelt von ergötzlichen Beispielen. Wie köstlich nehmen sich nicht Tiraden wie die folgenden aus: „Die Königin übergiebt dem großjährigen Ludwig XIII. das Steuer des von den Tugenden geruderten Staatsschiffes", oder „die Zeit befreit die Wahrheit von den Angriffen des Neides und der Zwietracht", oder „Frankreich auf einer Quadriga den Irrthum und das Vorurtheil vernichtend?" Dieses Frankreich, das von einer Quadriga herab den Irrthum und das Vorurtheil vernichtet, krönt übrigens als 14 Meter hohe Kolossalgruppe den Triumphbogen. Es ist ein hübsches Ding um die Bescheidenheit!

Sehr auffallend ist auch bei diesem Mangel an jeder Tiefe das Kokettiren der Malerei mit der Wissenschaft. „**Une leçon clinique à la Salpêtrière**", „**Au Labratoire municipal**", **Le Dr. Pean enseignant sa découverte du pincement des vaisseaux**" u. s. w. u. s. w. Natürlich sind alle diese Dinger nichts weiter als kolorirte Momentphotographien. Allerdings prachtvoll kolorirte. Aber das genügt dem Franzosen. Seine Maler sollen malen können. Die Moralphilosophie gehört nicht in den Salon. Die Moralphilosophie gehört aufs Katheder. Punktum!

Was soll ich Ihnen weiter noch berichten? Ein Bild, daß mich in innerster Seele ergriffen, ein Bild, daß sich in mein Gedächtniß gegraben hat, um nie wieder draus zu verschwinden, habe ich vergeblich gesucht. Ich gebe zu, daß Bilder, wie das Knaus'sche „Kinderfest", oder der Gabriel Max'sche „Christus, ein krankes Kind heilend", unmöglich mit jeder neuen Ausstellung von neuem auftauchen können. Aber ein Bild von Bedeutung sollte man doch unter 2521 verlangen dürfen. Keins! Die bewundertsten, vor denen das Publikum sich gegenseitig auf die Hühneraugen tritt, sind nichts weiter, als liebenswürdige Spielereien. So Chaplins: „Dans les rêves", und Bouguereau: „L'amour vainqur". Beides reizende Nippsächelchen von einer Technik, die entzückend ist, aber weiter auch nichts. Viel, sehr viel Leinwand und wenig, sehr wenig Gemüth.

Da lobe ich mir die Skulptur. Ich wurde nicht müde, durch ihren herrlichen Garten zu streifen, und wenn ich vor meiner Rückkehr nach Deutschland noch einmal das Verlangen spüren sollte, dem Salon eine Visite abzustatten, so werde ich die Galerien im zweiten Stock schwerlich frequentiren. Die bronzene l'Avenir-Tirade wird mich in meiner Andacht nicht stören. Es muß auch solche Käuze geben.

Noch Eins! Sie haben wahrscheinlich schon gehört, daß die von der Ausstellungs-Jury zurückgewiesenen Künstler sich hier in Paris seit einigen Jahren regelmäßig zusammenthun und ihren eigenen „Salon" aufthun. Im Jahre 1884 haben sie sich sogar gedrangsalt gefühlt, einen Verein zu gründen. Er benennt sich „Société des artistes indépendants", Gesellschaft der unabhängigen Künstler. Wie das klingt! Ja, klingen muß hier ein Ding, wenn es auf Erfolg rechnen will. Und auf Erfolg haben natürlich diese „unabhängigen" Künstler gerechnet. Er scheint ihnen aber noch nicht zutheil geworden zu sein. Meine Erfahrungen wenigstens lassen mir das sehr unwahrscheinlich vorkommen.

Die „Exposition" fand dieses Jahr im Pavillon de la ville de Paris statt. Dicht hinter dem Palais de l'Industrie, wo der eigentliche Salon sein Quartier aufgeschlagen hat. Natürlich ließ ich es mir nicht nehmen, sie zu besuchen. Ich hatte geglaubt, die Leute würden der Kuriosität halber zu Tausenden dort hin laufen. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich fand, daß ich buchstäblich der einzige Besucher war? Als ich mir sogar einen Katalog kaufte, ließ mich der Galeriediener, ein alter, ehrwürdiger Herr mit einem bunten Käppi auf seinem grauen Kopf, gar nicht mehr aus den Augen. Er schien absolut nicht zu wissen, was er aus mir machen sollte. Als ich aber vollends Miene machte, die aufgestapelten Kunstwerke, 494 an der Zahl, einer näheren Besichtigung zu unterwerfen, konnte er es nicht mehr aushalten. Er trat an mich heran und erkundigte sich theilnehmend, ob ich einer von der „Société" wäre. Als ich das lächelnd verneinte und in meinem Studium nur um so eifriger fortfuhr, konnte er nur noch die ganze Zeit über auf und ab gehen und ängstlich mit dem Kopfe schütteln. Mir machte das viel Spaß. Die Galerie selbst natürlich auch. Wie soll ich es anstellen, um Ihnen ein einigermaßen deutliches Bild von ihr zu geben? Denken Sie sich

Max und Moritz in einer Nachbleibestunde mit allen möglichen Zeichenutensilien ausstaffirt und Sie werden ahnen, was dabei herauskommt.

Als ich mich aus dem Staube machte, hatte ich noch die Genugthuung, meinem besorgten Freunde einen Nachfolger zu hinterlassen, einen alten, dicken Pfarrer, der eben die Draperie des Eingangs passirte, als ich den Tuilerien zusteuerte.

Paris! Paris im Sonnenschein! Es wäre thöricht auch nur ein Wort über seine Schönheit zu verlieren. Vollends jetzt. Jetzt, wo der Frühling hier seine unumschränkte Souveränetät verkündigt hat. Sie läßt sich nicht schildern. Sie läßt sich nur genießen. Ein Zeitungsverkäufer kreuzt meinen Weg. „Le Grelot! Le Grelot! Le Lohengrin de Wagner! 15 Centimes! Le Grelot! Le Grelot!“ Ich kaufe mir das Blatt und — meine Freude an dem schönen Paris wird mir gründlich versalzen. Revanche, Revanche und immer wieder Revanche! Der arme, todte Richard Wagner! Sie können ihm sein Deutschthum nicht vergessen. Die Karikatur, die mir jene Nummer der „Schelle“ in die Hand spielte, ist zu charakteristisch, als daß ich sie Ihnen nicht in kurzen Strichen wiederzugeben versuchte.

Es ist ein farbiges Bild, das die ganze erste Seite des betreffenden Blattes einnimmt. Durch einen dicken Strich ist es in zwei Theile getheilt. Der Theil links ist 1870 überdruckt, der Theil rechts 1887. Theil links: Ein giftspeiender Zwerg (das Zerrbild Wagners) trampelt wie wahnsinnig auf einem gebrochen am Boden liegenden Weibe herum, und vergnügt sich damit, ihr mit einem unmöglichen Musikinstrument den Schädel zu zerschlagen. Zugleich bewirft er sie mit Koth. Darunter mit fetter Schrift: „Paris vaincu est outragé par Wagner.“ Theil rechts: Wagner auf das Schrecklichste verunstaltet als Bildsäule auf einem hohen Postament. Kreideweiß. Darunter der Direktor des Eden-Theaters, der demselben Weibsbild eine Tafel vor die Nase hält, auf der Wagner wieder in einer leider nicht näher zu definirenden Stellung porträtirt ist. Das Weibsbild macht sich indessen das Vergnügen, den, wie bereits gesagt, leider nicht näher zu definirenden Intentionen der Karikatur mit großem Eifer nachzukommen. Darunter wieder mit fetter Schrift: „Paris lèche le Lohengrin de Wagner.“ „Lèche mon Lohengrin!‘ hat alle Aussicht, zum geflügelten Wort hier in Paris zu werden.

Ich schreibe Ihnen alles dieses so ausführlich, weil ich aus eigener, und zwar sehr trüber Erfahrung weiß, daß man in Deutschland allgemein der Ansicht ist, die Revanchegelüste wären im Volke im Absterben begriffen und nur eine verschwindende Minorität von Schreiern führe das Wort Revanche unabläßig im Munde. Das ist ein Irrthum, gegen den anzukämpfen Pflicht jedes Wissenden ist. Er könnte uns sonst noch eines Tages verhängnißvoll werden.

Damit will ich meinen Brief schließen. Wundern Sie sich nicht, werther Freund, daß ich so von Patriotismus überfließe. Sie wissen, daß ist sonst nie meine Art gewesen. Allein, gehen Sie wie ich nach Paris und Sie werden mich begreifen.

Auf Wiedersehen in Deutschland!

Ihr

Arno Holz.

Wiener Brief.

Wien, 5. Mai 1887.

Der Frühling ist ins Land gezogen, es sproßt und blüht am Baum und Strauch. Wien zieht sein Festgewand an und beginnt sich für seine Glanzperiode zu schmücken. Die Ringstraßenbäume und die Stadtparkanlagen, welche in diesem Jahre verzweifelt lange besenartig zum Firmament emporragten, zeigen endlich ganz respektable Ansätze von grüner Sommergewandung und wir bedürfen nicht mehr der Ankündigungen verschiedener Frühlingsfeste an unsere Anschlagsäulen, auch nicht mehr der Auslagen unserer Strohhuthändler und Konfektionäre um uns davon zu überzeugen, daß Maienduft und Sonnenschein ihr Szepter schwingen. Die Blumenausstellung in der Gartenbaugesellschaft hat auch das ihre dazu beigetragen, um uns die Ueberzeugung aufzudrängen, daß der Winterschlaf in der Natur sein Ende erreicht. Räumlich ist die Ausstellung, welche uns in den Sälen der Gartenbaugesellschaft geboten wird, nie ungeheuer großartig, da eben der Platz mit dem besten Willen nicht erweitert werden kann; aber sie überrascht durch die Fülle dessen, was sie aufweist ebenso sehr, wie durch das geschmackvolle Arrangement, das mit jedem Jahre origineller und neuartiger sich gestaltet. Aus Hof- und Privatgärten, sahen wir dieses Jahr staunenswerthe Resultate, so z. B. Spezialitäten an Solitärpflanzen; unter diesen der Grasbaum, welchen man aus Afrika importirte und dessen Harz zur Kerzenerzeugung verwendet wird. Der Rothschildsche Garteninspektor Joly und jener des Herzogs von Cumberland haben an Blumenpracht erstaunliches zu leisten verstanden und besonders die Gruppirung des ersteren kann nicht genug lobend genannt werden. Aus dem Parke und den Glashäusern von Prugg, dem Eigenthume des Grafen von Harrach ist ein Azaleenflor in allen Farben und Gattungen zu schauen gewesen; auch eine riesige Kollektion von Prachterdbeeren gehört zu der Gruppe des Grafen Harrach. Im übrigen ist die Obst- und Gemüseausstellung diesesmal ziemlich schwach beschickt. Adelmar von Breden brachte reife Weintrauben und der Pomologenverein stellte täuschend nachgemachte Obstmodelle aus, fabrizirt aus Wachs und Gips, welchen ein Leitfaden über die in Niederösterreich und Steiermark zu kultivirenden Obstsorten beigegeben ist. Von den Gelehrten im Lande wird die Zimmerpflanzenkultur ein „müßiges Spielzeug" genannt und die Bezeichnung „Spielzeug" mag auch so unrichtig nicht sein, wenn wir dasselbe auch nicht müßig finden können, sondern im Gegentheile äußerst sinnreich und geschmackvoll. Die Zimmerkultur hat an Qualität und Quantität außerordentlich zugenommen gegen frühere Jahre; besonders gelungen waren die Kästen, welche Fräulein Ida Teufen, Marie Stefan und Hugo Jeglinger zur Ausstellung brachten. Natürlich fehlt es auch nicht an Gartengeräthen, Gartenmobilien und ähnlichem Krims-Krams von mehr oder minder praktischem Werthe, das man nur flüchtig besichtigt, um wieder und immer wieder zu dem Blumenflor zurückzukehren.

Das Ereigniß des Tages ist die Novität im Theater an der Wien „Die Wienerstadt in Wort und Bild", eine Ausstattungsposse in drei Akten von Isidor Bauer, Isidor Fuchs und F. Zell. Sie gehört un-

ſtreitig zu dem Beſten, was uns am Theater an der Wien ſeit langer langer Zeit geboten wurde und iſt in Ausſtattung, Kompoſition und Durchführung mit vollem Rechte vielfach als ein Haupttreffer bezeichnet worden. Die Handlung läßt ſich leicht ſkizziren; ein Wirth aus der Provinz hat ein großes Loos gewonnen und zieht nun mit ſeiner Tochter und Nichte, ſowie mit ſeiner alten Schweſter nach der Metropole, weil der „Wiener Verein für Stadtintereſſen" ihn dazu aufgefordert. Die Erlebniſſe, welchen dieſe Kleinſtädterfamilie nun in Wien begegnet, werden uns in flotten Bildern vorgeführt. Zuerſt die Ankunft am Nordbahnhofe, bei der Girardi den Kraftmeier aus Paſſion famos wiedergiebt; dann das Rennen in der Freudenau, wo ebenfalls Girardi einen Wiener Kavalier kopirt und zwar ſo naturtreu und echtfarbig von den nonchalanten Bewegungen angefangen bis zu der näſelnden Sprechweiſe und den im High life ſo beliebten Namensabkürzungen, daß man wirklich meint den leibhaftigen Grafen K. oder H. vor ſich zu ſehen. Das ganze Treiben am Rennplatze dünkt uns nicht nachgeahmt, ſondern in Wahrheit vorgeführt. Das dritte Bild iſt der Senſationsſalon mit allen nur denkbaren magnetiſchen und telephoniſtiſchen Inſtrumenten. Herr Joſeffy imitirt und perſiflirt da die erſten Kräfte unſerer Hofbühne prächtig; Girardi präſentirt ſich als Rara avis nämlich als „zufriedener Wiener"; gehört es ja doch im allgemeinen zu der Eigenart unſerer Landsleute, immer über die eigene Heimat zu ſchimpfen und an derſelben herumzunergeln. Er iſt der feſche Jüngling vom Brillantengrund oder irgend einem anderen Grund wie er leibt und lebt. Die Amazonen, welche auf Reitſtühlen ſitzen, weiſen darauf hin, bis zu welcher Lächerlichkeit die herrſchenden Damenmoden ſich noch ſteigern können. Reizend iſt die Scene, in welcher der im Senſationsſaale anweſende Preſtigiateur dem Publikum in einem großen Bilde den Schwarzenbergplatz vorführt, wie er werden würde, wenn Profeſſor Tilgners Brunnenmonument thatſächlich in Ausführung tritt. Das vierte Bild iſt der Blumenkorſo, und wer denſelben mitgemacht, wird ſich an deſſen treuer Wiedergabe freuen. Girardi giebt da als Sicherheitswachmann den ſchwerfälligen Geſetzpedanten der in Höflichkeit macht, wie er nicht beſſer vorgeführt werden könnte. Als letztes Bild figurirt das Brucker Lager mit ſeinem prächtigen Schlußtableau „Vater Radetzky" und unter den Klängen des Radetzkymarſches, der Abend für Abend von dem Jubel des Publikums beinahe übertönt wird, rauſcht der Vorhang nieder. Selten iſt in Wien auf einer Vorſtadtbühne ein Stück von ſo geſundem Humor, ſo gutmüthiger und doch ſcharfer Satire aufgeführt worden, bei dem alles ſo trefflich ineinander gegriffen hätte wie bei dieſer neueſten Aug' und Ohr erfreuenden Kompoſition, zu der wir den Autoren nur gratuliren können. Als Zukunftsmuſik befaßt man ſich jetzt ſtark mit dem Plan eines Volkstheaters; ein Aktionscomité hat ſich bereits gebildet und hofft auf günſtige Erledigung von Seiten des Miniſteriums; Franz von Schönthan ſoll ſeiner Zeit die Direktion übernehmen. Anzengruber, Ganghofer und die wenigen ſonſtigen tüchtigen Volksſtückproduzenten dürften, wenn der Plan zuſtande kommt, eine glänzende Zukunft vor ſich ſehen, denn das franzöſiſche Ehebruchsdrama, wie jede ausländiſche Mache, ſoll gänzlich aus dem Repertoir geſtrichen

und nur das deutsche Volksstück in des Wortes bester Deutung aufgenommen werden. Im Burgtheater hat das Lustspiel „Die Nixe" von Triesch trotz mancher Mängel freundliche Aufnahme gefunden, was nicht zum geringsten Theil dem mustergiltigen Spiele zu danken ist, in welchem besonders Fräulein Hohenfels und Herr Thiemig excellirten. Im Karltheater hat die Direktion Tatárczi früher als der Pakt es mit sich bringen müßte, ihr Ende erreicht und man sieht mit Spannung dem entgegen, was der Herbst uns unter der Leitung des Direktors Steiner bringen wird; vorher aber wird noch eine englische Operettengesellschaft einige Gastvorstellungen geben. Man hat gute Ursache zu vermuthen, daß ein Theil der tüchtigen Bühnenkräfte der verflossenen Wintersaison auch in der Zukunft dem Karltheater erhalten bleiben dürfte. Professor Gräf, dessen Name voriges Jahr in dem Berliner Skandalprozesse eine so große Rolle spielte, hat sich dazu hergegeben, in Wurstelpraterweise auf der Ringstraße sein jüngstes Opus „Felicie" ausstellen zu lassen. Es ist dies eine Nudität an der eigentlich nichts hübsch ist als die Augen; ihre Formen sind jedenfalls derart, daß man sich unwillkürlich fragt, warum die Gute keinen Bademantel umgeworfen, anstatt in unästhetischer Pose auf einem Sopha zu lungern und an Rosen zu riechen. Frau Gabillon hat jetzt, wo die Wintersaison schon zur Neige geht, eine Vorlesung gehalten, welche uns im Interesse des Publikums nur bedauern läßt, daß dies nicht im Herbste geschehen, denn wir sind gewiß, daß sämmtliche Vereine Wiens sich dann um das Glück gestritten haben würden, Frau Gabillon als Vorleserin in das Programm ihrer winterlichen Vergnügungen aufnehmen zu dürfen — ein solcher Genuß ist es, sie zu hören!

Zu einem glänzenden militärischen Feste zu Ehren des sechzigjährigen Dienstjubiläums des Feldmarschalls Erzherzog Albrecht gestaltete sich die alljährliche Frühjahrsparade auf der Schmelz, wie auch sonst noch zahlreiche Ovationen dem erlauchten Feldherrn zutheil wurden, der von Jugend auf sich Eins fühlte mit der Armee und deren Vertretern.

Durch die Rennen in der Freudenau kommt auch wiederum lustiges Leben in den Prater; und zur Maifahrt hat der Himmel im Vergleich zu anderen Jahren gelächelt, wenn auch nicht gelacht; die Glanzperiode dieser Maifahrten war aber doch in der Vergangenheit zu suchen. Einstweilen trifft man unermüdlich großartige Vorbereitungen für das Frühlingsfest am 5. Juni, welches wie im Vorjahre unter dem Protektorate der Fürstin Metternich abgehalten werden soll und eine ganze Unmenge noch nie dagewesener Herrlichkeiten bieten wird.

Davon aber das nächste Mal, denn aus der Schule schwätzen, ist gegen Pflicht und Sitte. Max v. Weißenthurn.

Saisonbrief aus Homburg v. d. Höhe.

Seit das preußische Regiment in seinem „Kehraus" zur Zeit auch den grünbezogenen Altar „König Hasards" und die Neophytenschaar desselben in alle Winde zerstreut, galt unser heilkräftiger Taunusort jahrelang als sommerliche Festlandsdomäne der erholungsbedürftigen Kinder Albions. Die wundervolle Terrasse des Kurhauses, von der

aus sich das Auge in das grüne Meer des Hochwaldes versenkt, glich oft völlig einer Kolonie Altenglands, in der man mit Verwunderung auch hin und wieder einmal ein deutsches Idiom vernehmen konnte.

Seit den unvergeßlichen „Kaisertagen" 1883 indessen, die Homburgs Weichbild für kurze Frist zum Mittelpunkt Europas gestalteten, ward die vielgenannte Taunusstadt kosmopolitisch; nicht umsonst gaben sich hier Nationen Stelldichein, und mit Geschick verstanden Stadtvertretung und Kurdirektion die Eindrücke des Vorhandenen und, in gegebener Veranlassung, Neugeschaffenen bei ihren Gästen zu bleibender Erinnerung und eigenster Empfehlung zu verwerthen. Unter dem Einfluß jener Zeit nimmt selbst die dauernde Niederlassung von — besonders norddeutscher — Familien zu, denn auch winterlich ist in Homburg, wenngleich in bescheidenerem Maßstabe „Saison", und das nahe Frankfurt ergänzt vollauf die Ansprüche des Großstädters, der dagegen an seinem „Heim" reine Luft und nervenstärkende Ruhe ohne Oede eintauscht. Wie Leiden, bei denen ärztlicher Rath und selbst klimatischer Wechsel erfolglos geblieben, durch besondere Ortslage gemindert respektive geheilt werden, wie z. B. hartnäckige asthmatische Beschwerden, eine der quälendsten und eben in unserer Zeit stark verbreiteten, eben in Homburg Besserung gefunden, davon können mannigfache hochgeschätzte Zeugen reden, nicht zum wenigsten Schreiber dieses, dem am winterlich rauhen Taunusort beschieden, was Wissenschaft, langer Aufenthalt in Wiesbaden und anderen Orten, was selbst Italien nicht zu schaffen vermochte: Erlösung von Qualen, deren Dante in seinem „inferno" mit Unrecht nicht Erwähnung gethan.

Mit Anfang des Mai aber wird es im städtischen Viertel, an dessen Eingang sich der freundliche Bahnhof erhebt, lebendig. In rascher Folge mehren sich die Anzügler, des erwachenden Hochwaldes stärkenden Athem zu genießen. Nicht umsonst haben die stattlichen Magazine ihre Schaufenster geschmückt, die Zahl der Käufer mehrt sich; mit jedem Tag vermag das weibliche Auge die Studien der neuesten Mode in ihrem Geschmack, respektive ihrer Geschmacksverirrung, an ihren Mitschwestern aus Nord und Süd zu erweitern. Die Nachmittagskonzerte im Kurgarten, wo unter dem musikalischen Szepter Meister Tömlichs eine treffliche Kapelle die Badewelt zu künstlerischem Genuß vereint, bieten zu diesen Studien beste Gelegenheit, aber auch zugleich die Träger der hohen Namen von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, deren Titel die Badeliste füllen. Hier verkehrt der Prinz von Wales, durch seine stattliche Erscheinung der Liebling der Damenwelt, in zwangloser Weise, hier promenirt schlicht und ohne Zurückhaltung die kronprinzliche Familie, und die gewöhnlich im August erfolgende Ankunft der Kaiserin bezeichnet den Höhepunkt der Saison.

Die Spazierfahrten der hohen Frau richten sich meist zu dem waldbegrenzten Quellengebiet, zu deren Fassung in prächtigstem Landschaftsrahmen sich Kunst und Natur geschwisterlich verbunden. Von Musik empfangen, durchfährt die kaiserliche Equipage langsam die Promenaden, ehrerbietig bildet das distinguirte Publikum Spalier, und huldvoll selbst gegen den Geringsten, erwidert Kaiserin Augusta unermüdlich die ihr gezollten Ovationen.

Das Abendkonzert, meist mit nachfolgender Réunion, versammelt

aufs neue die Gesellschaft in Garten und Saal — die „besonderen Abende" aber sind berühmt — denn der rastlose Eifer des allbeliebten Kurdirektors Schultz-Leitershofen benutzt die winterliche Muße, Umsicht und Geschmack in immer neuen Veranstaltungen zu bewähren, die neben Kunst und Unterhaltung, nicht zum kleinsten Theil gesundheitlichen Zwecken gelten. So wird das neue Badehaus inmitten herrlichster Anlagen, dessen Grundstein am 90. Geburtstage des Kaisers gelegt ward, ein hygienischer Pracht- und Musterbau, nach seiner Vollendung ein beredtes Zeugniß der Wirksamkeit der heutigen Kurverwaltung für dauernde Zeiten bilden.

Homburg, im April 1887. Hermann Hirschfeld.

Nippsachen.

Professor v. Bezold über die Wetterprognose. Der genannte Gelehrte sprach vor kurzem vor einem großen Auditorium in Berlin über die Lehre von der modernen Wetterprognose. Mit großem Aufwande werden in vielen Ländern sowohl Prognosen als Wetterkarten ausgegeben, aber die Zahl derer, welche diesen Publikationen volles Verständniß entgegen bringt, ist leider noch gering. Unter Berücksichtigung der lokalen Wetterverhältnisse eines Ortes kann ein Kundiger mit Hilfe dieser offiziellen Angaben sehr wertvolle und richtige Schlüsse ziehen, denn die Wetterkarte und Prognose sind für ihn dasjenige, was ein guter Kundschafter für den Feldherrn ist, indem sie Orientirung geben über die „Stellung des Feindes". Herr v. Bezold führte ein eklatantes Beispiel aus seiner eigenen Praxis an. Er hielt sich im vorigen Sommer am Brenner auf und bekam täglich als Direktor der bayerischen meteorologischen Stationen die Wetterkarte und Prognose aus München zugesandt. Obgleich diese Veröffentlichungen ihm erst 30 Stunden nach ihrem Erscheinen zu Gesicht kamen, waren sie wissenschaftlich für ihn sehr werthvoll. Eines Tages fragte ihn der Postvorsteher, ob das Wetter am nächsten Tage so gut sein würde, daß er sein Heu einfahren lassen könnte. Professor v. Bezold antwortete, daß, wenn dies bis 3, höchstens 4 Uhr geschehen würde, auch keine Gefahr für die Ernte vorhanden wäre. Er that diesen Ausspruch deßhalb, weil seit einigen Tagen steigende Neigung zur Gewitterbildung gemeldet war, und er selbst jeden Nachmittag die Entstehung einer Gewitterwolke beobachtet hatte. Der Postvorsteher beschleunigte die Arbeit mit allen disponiblen Kräften und, als soeben um 4 Uhr am nächsten Nachmittag der letzte Wagen einfuhr, brach das Unwetter los. Man kann sich vorstellen, welche Popularität unser berühmter Gelehrter dadurch im weiten Umkreise errang. Unsere Prognosen gelten meist nur für einen Tag und beziehen sich auf die Details der Witterung. Es kann aber die Frage aufgeworfen werden, ob es nicht meteorologische Erscheinungen giebt, welche innerhalb eines gewissen größeren Zeitraums periodischen Veränderungen unterliegen. Wir wissen in Bezug hierauf, daß die $11^1/_9$ Jahr betragende Periode der Sonnenflecken von einer ebensolchen Periodicität der Nordlichter, der Erdströmungen und magnetischen Erscheinungen anderer Art begleitet wird. Im Zusammenhange damit wird von vielen Seiten ein Zusammenhang der meteorologischen Erscheinungen und der Sonnenflecken vermuthet. Wenn sich in der That eine solche Koinzidenz herausstellen sollte, so würde damit die Möglichkeit gegeben sein, über eine Reihe von Jahren hinaus Prognosen über den Charakter der Witterung aufzustellen. In letzter Zeit scheinen sich in der That die Andeutungen, daß ein derartiger Zusammenhang besteht, zu häufen, es handelt sich hier jedenfalls um eins der wichtigsten Probleme der Gegenwart und damit zugleich um eine echte „Zeit und Streitfrage". Nach dieser Einleitung ging der Vortragende sofort in medias res ein und gab eine historische Darstellung der Lehre von der Wetterprognose. Es ist gewissermaßen eine vorgeschichtliche Aera, welche die Prognose zur Zeit der astrologischen Anschauungsweise durchmachte; eine Periode, in der die Konstellation der Gestirne angeblich das Wetter bestimmte. Bis auf die Gegenwart hat sich ein Rest dieses Aberglaubens erhalten und zwar sehen wir dies an den Angaben des sogenannten

hundertjährigen Kalenders. Jeder Kalendermacher weiß, wie schwierig es heutzutage ist, einen Kalender unter die Leute zu bringen, der nicht auch die Prognosen des „hundertjährigen" enthält. Die Welt will eben getäuscht sein! Den letztgenannten Umstand hat sich noch in diesem Jahrhundert ein Herausgeber eines hundertjährigen Kalenders zu Nutzen gemacht, der sich Dr. Tiehrhawnu nannte. Wenn man diesen Namen rückwärts liest, so lautet er: „Unwahrheit".

Eine kleine Verwechselung. Der japanische Prinz Aring-Sugawa vermälte sich nach Niederwerfung der aufständischen Daimcos im Jahre 1869, gleichsam zur politischen Aussöhnung der beiden feindlichen Fürstenhäuser, mit der Tochter des internirten Taikun der Prinzessin Sininobo, die im Alter von noch nicht 18 Jahren schon 1872 starb. Dem Bruder dieser Prinzessin passirte vor einigen Jahren in Paris eine komische Verwechselung. Er befand sich auf einem Balle, als ein baumlanger österreichischer Offizier, der den Prinzen für eine Dame hielt, an ihn herantrat und zum Tanze aufforderte. Der Prinz mochte das Wiener Französisch nicht verstanden haben, er nickte also stumm und lächelnd. Der Offizier hielt diese Mienensprache für eine Zusage, faßte den Prinzen um die Taille und wollte loswalzen. Doch der verstand die Sache schief und stieß einen gellenden Schrei aus, so daß die Musik verstummte und alles zusammenlief. Natürlich gelang es bald, den Prinzen zu beruhigen und über das Mißverständniß aufzuklären.

Weßhalb Patienten durchaus Medizin wollen. Leider betrachten die meisten Menschen die Heilwissenschaft nicht als ein wirkliches tiefbegründetes Lehrgebäude, sondern als eine angelernte Kunst, die ihren faktischen Ausdruck durch Anwendung von greifbarer Medizin findet. Sie können sich eine ärztliche Behandlung nicht ohne Arzneimittel denken und bemessen deren Werth oftmals nur nach der Heftigkeit ihrer Wirkung: ihnen ist eine Kur gleichbedeutend mit Pillen, Pulvern und Mixturen; nimmt man ihnen diese, so schwindet die geheime Scheu und das Vertrauen. Sie glauben nicht an eine, wenn auch noch so durchdachte und geschickte Behandlung, wenn mit ihr nicht die herkömmlichen Flaschen und Schachteln verbunden sind, so daß die Aerzte praktisch gezwungen sind, den Patienten ein sichtbares Glaubensobjekt in Gestalt einer Arznei zu bieten, welche im gegebenen Falle höchstens eine ganz untergeordnete Bedeutung hat. Es ist auffallend, wie tief diese Ansicht sogar bei den Gebildeten eingewurzelt ist, und die Welt wird den Glauben an Medizin als Symbol einer Kur nur sehr langsam aufgeben. Die ängstlich besorgte Umgebung des Patienten will mehr thun, als ihn nur den Anordnungen des Arztes gemäß „pflegen", weil ja dabei eine Wirkung nicht so in die Augen fällt; die Hoffnung auf Genesung hat hier nichts positives, an das sie sich klammern kann.

Deßhalb ist es nothwendig, die Welt zu dem Vertrauen in die Heilkunst ohne Arznei zu erziehen, die darin ihre Macht und Kraft besitzt, daß sie die gewöhnlichen Lebenszustände und erwiesenen physiologischen Thatsachen als Heilmittel benutzt; die das ganze Leben umfaßt und seine Gewohnheiten und Einzelheiten mit wissenschaftlicher Bestimmtheit in den Heilplan einschließt. Die täglichen ärztlichen Erfahrungen erweisen es, wie dieses so verbreitete Mißverstehen des modernen Geistes der Heilwissenschaft selbst die schüchternsten Versuche einer mehr wissenschaftlichen Behandlung hemmt. Abermals ist es nothwendig, das allgemeine Verständniß dafür zu wecken, wie mächtig die verschiedenen im Organismus sich abwickelnden Vorgänge durch oft kleine Aenderungen in den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens günstig beeinflußt werden können.

Salon-Bücher- und Bildertisch.

Schatten. Novellistische Studien von John Henry Mackay. Leipzig, Eugen Petersen, 1887. Schatten des Lebens sind es, die uns hier entgegentreten, nicht mit eindringlichen, überzeugenden, nachdrücklichen Mahnworten, sondern in fast alltäglichen, einfach-schlichten, aber herzergreifenden Tönen. Wir kennen sie alle, die Gestalten, glauben sie selbst alle schon gesehen und ihre rührenden Geschichten schon oft gehört, vielleicht erlebt zu haben. Da ist keine kunstvolle Interpretation nöthig, als wahr empfinden wir alles, lebenswahr ist alles, was wir lesen, lebenswahr — aber unendlich traurig! Dr. J. S.

Erlebtes und Verwebtes. Aus der Schreibmappe eines Malers. Von Lorenz Clasen. Leipzig, Eugen Peterson, 1887. Es ist eine eigenartige Sache um den Gegensatz zwischen Lebenswahrheit und Erfindung. Mag die Phantasie sich noch so sehr bemühen, Situationen zu ersinnen und sonderbare, dem Leben scheinbar treu nachgebildete Dinge zu erzählen, wir hören es doch sofort heraus, wo und wann wahres Leben geschildert wird, wo es nicht nöthig ist, das Eigenartige der Verhältnisse, wie es eben nur die Thatsächlichkeit des wirklichen Geschehens bietet, durch erdachte Umstände zu erhöhen. Daß wir es hier zum größten Theil (das allegorische Märchen: „Mystisches Hoffen" selbstredend ausgenommen) mit wahrhaft Erlebtem zu thun haben, das lesen wir aus jeder Zeile heraus. Wo der Verfasser das Erlebte zu verweben für nöthig fand, da geschah es, wie wir vermuthen, nur zum geringsten Theil unter Zuhilfenahme der Phantasie: Das Interesse, welches der Stoff schon an und für sich in Anspruch nimmt, hat dies durchaus nicht nöthig. Doppelt ist aber darum der Reiz, der uns an dieses Buch fesselt, und wir wünschen aufrichtig, daß der Verfasser eine Fortsetzung dieser zwanglosen Skizzen folgen lassen möge.

Dr. J. S.

Dr. Herman Semmig, „Die Jungfrau von Orleans und ihre Zeitgenossen. Mit Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die Gegenwart". 2. Aufl. Leipzig, Eugen Peterson, 1887. Es ist am Ende kein Mangel an Biographien und kritischen Untersuchungen über das wunderbare Mädchen aus Domremy. Das vorliegende Buch darf aber aus zwei Ursachen als ein wesentlicher Beitrag zu dem Studium über die Jungfrau und als ein wirklicher Fortschritt in demselben angesehen werden. Einmal gewinnt die ganze Schilderung und Beleuchtung der lokalen Verhältnisse dadurch ein ganz bedeutend intensiveres Interesse, daß der Verfasser die in Frage kommenden Ortschaften und Gegenden aus eigener Anschauung ganz genau kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte und uns infolge dessen ganz neue und interessante Momente an die Hand zu geben imstande ist. Sodann legt aber der Verfasser auch in anderer Beziehung eine wesentlich neue und wahrhaft kritische Beurtheilung an: So wird zum ersten Mal hier in einem deutschen Werk auf Grund der neuesten Forschungen das Leben der Agnes Sorel erzählt und dieselbe als Buhlerin entlarvt (während Schiller bekanntlich dieselbe verherrlicht, die fleckenlose Johanna aber schuldig werden läßt). — Die Studie soll nach des Verfassers Ansicht auch eine politische Bedeutung haben: Aus der Geschichte der Jungfrau selbst beweisen wir den Franzosen das Unrecht, das sie an Deutschland begangen haben, und wenn die Partei der Revanche an Jeanne d'Arc als angebliche Lothringerin appellirt, um in ihrem Namen Elsaß-Lothringen zurückzuverlangen, so zeigen wir, daß Jeanne d'Arc gar nicht Lothringerin gewesen ist. — Weiterhin soll aber auch aus der Geschichte der Jungfrau als einer Vorläuferin des protestantischen Prinzips das Recht der Gewissensfreiheit gegenüber dem Klerikalismus begründet werden. Wir müssen gestehen, daß es der Verfasser versteht, diese weitgehenden Gedanken mit großem Geschick durch- und auszuführen. Wir können das Werk jedem Gebildeten als höchst fesselnde und belehrende Lektüre empfehlen. Dr. J. S.

Von Günther Wallings Gedichten **„Von Lenz zu Herbst"**, deren wir seiner Zeit mit aufrichtigem Lobe hier gedachten, liegt jetzt eine zweite, vielfach veränderte und verbesserte Auflage vor. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Viele Stücke, die die Freude an der ersten Auflage noch beeinträchtigten, fehlen in dieser zweiten, welche andererseits durch manches schöne neue Gedicht zu ihrem Vortheil bereichert wurde.

„Europäische Wanderbilder." Verlag von Orell, Füßli & Comp. in Zürich. Nr. 114, 115, 116: Lugano. (Mit 2 Illustrationen.) Wer von den Tausenden, welche der Weg durch den Gotthard an den Südhang der Alpen hinüberführt, kennt Lugano nicht, diese Perle der italienischen Schweiz, ja der ganzen Gegend an und zwischen den drei oberitalienischen Seen? Wer erinnert sich nicht mit Entzücken des Anblickes der kleinen Stadt, bei dem uns nach den Bildern der strengen Alpenwelt im Reuß- und Tessinthale, die wir noch in der Seele tragen, südliche

Natur mit einem Schlage und mit zwingender Entschiedenheit zum ersten Mal entgegentritt? Wir führen dem geneigten Leser zwei Bilder aus der luganesischen Gegend vor: Lugano von der Vorstadt Paradiso aus, über welcher sich der Monte San Salvatore in mächtigem Aufbau malerisch erhebt. An der blauen Seebucht dehnt sich die Stadt aus mit ihren Villen und Gärten, auf den Anhöhen bauen sich in reichem Kranze freundliche Dörfer auf und über die Felsen des Sasso grande blicken die firnbedeckten Höhen des Monte Camoghé herein. Das zweite Bild führt uns auf die Höhe über Menaggio hin, die wir von Lugano aus nach lieblicher Seefahrt bis Parleppa und von dort mit der Schmalspurbahn, die nur die drei Seen verbindet, erreichen. Vor uns sehen wir den mittlern Theil des Comersees, die Spitze von Bellagio, den Eingang des Seearmes von Lecco mit den herrlichen Bergen, die sich in demselben spiegeln. Wir entnehmen die Bilder einem der neueren Hefte der berühmten Sammlung der „Europäischen Wanderbilder". In Bild und Wort wird uns in demselben die Gegend an den drei Seen vor Augen geführt, die Berge, welche sie umstehen, das Thälergewirr, das dort ausläuft, die Leute, die dort wohnen, der künstlerische Sinn, der sie beseelt, die eigenthümliche Geschichte dieses italienisch-schweizerischen Gebietes, die Weingrotten an den Felshängen des Seeufers, alles wird uns in so reizender Weise geschildert, daß wir gleich unser Bündel schnüren und nach Lugano aufbrechen möchten.

Bei diesem Anlasse sei es uns vergönnt, über die Sammlung der „Europäischen Wanderbilder" der rührigen Züricher Firma Orell, Füßli & Comp. einige Worte hinzuzufügen.

Unter den vielen Monographien der Reiseliteratur zeichnen sich diese „Wanderbilder" besonders aus und erlangen von Jahr zu Jahr größere Bedeutung. Die Zahl der Nummern dieser zierlichen, unter bescheidenem Aeußern gediegenen Inhalt bergenden Reisebücher ist bereits auf 125 Nummern angestiegen. Wenn wir die handlichen Büchlein aufschlagen und in denselben blättern, so sind wir freudig überrascht beim Anblick der reichen Zahl trefflicher Landschaftsbilder. Sie sind das Werk eines Künstlers, dessen Name in aller Welt sich einen guten Klang erworben hat; es ist dies der Zeichner der „Wanderbilder" J. Weber. So sehr man über die außerordentliche Produktivität dieses Künstlers staunen muß, so sehr staunt man auch über das Talent desselben, durch die einfachsten Mittel den landschaftlichen Charakter einer Gegend zu fixiren und die stille Größe der Alpenwelt, die Lieblichkeit der Hügellandschaft, den Glanz des südlichen Himmels, den Ernst des Waldes wiederzugeben: es ist, als ob wir auf der Reise wären, alles lebt und athmet und trefflich ist der Text des Buches. Die Autoren mühen sich nicht ab, uns von Ort zu Ort, von Gasse zu Gasse, von Hôtel zu Hôtel zu begleiten und uns schulmeisternd zur Seite zu stehen. Wir werden mit allzuvielen Zahlen, mit Preisen und Tarifen, mit Führertaxen ꝛc. verschont, man läßt uns wandern und genießen und kümmert sich nicht allzusehr um unser Portemonnaie, die Sorge um dasselbe uns selbst überlassend. Dagegen macht man uns mit Land und Leuten vertraut, greift, ohne mit uns ängstlich Geschichte zu treiben, in die Vergangenheit zurück. In der Reiseliteratur werden die „Europäischen Wanderbilder", die jedes Jahr um mehrere Nummern sich mehren, stets eine hervorragende Stelle einnehmen.

Farbenstudien. (Mit Illustration.) Es ist eine reizende Ueberraschung, welche die beiden vierbeinigen Schelme auf unserm Bilde ihrem Herrn und Meister vorbereiten. Noch nicht lange der nährenden Mutterbrust entwachsen, befinden sie sich noch in dem Alter der Allotria und tollen Jugendstreiche. Da wird an der Erde kein Schuh, kein Besen, kein Knäuel unbeachtet gelassen; alles muß attakirt und mit allem herumgetollt, -gespielt und -gezerrt werden. Wehe dem Gegenstande, das in die Klauen des edlen Brüderpaares Kastor und Pollux fällt. Hier sind es nun gar die geheiligten Mal-Utensilien des Thier- und Hundemalers Amacani, welche den beiden ungezogenen Tollpatschen zum Opfer fallen. Höchst blasphemisch setzt sich Kastor auf die farbenberiebene Palette, während Pollux über den Farbenkasten sich hergemacht hat, die Farbenbeutel attakirt und sich das kuriose Zeug gelegentlich um die Ohren schlägt. Da sieht es denn schließlich buntfarbig und abenteuerlich genug aus, denn Kastor und Pollux malen nicht allein vierhändig, resp. achthändig, auch der struppige Schwanz und die schwarze Schnauze müssen ihre Mithilfe zu den

Farbenstudien leisten. Es ist eine glänzende Farbensymphonie, so glutvoll und blendend, wie selbst Meister Makart sie nie auf die Leinwand gezaubert hat.

Herr Amacani ist bei seiner Nachhausekunft zunächst ganz entsetzt über den genialen Unfug, den seine Lieblinge ihm bereitet haben, aber schließlich siegt doch der Humor und zuletzt macht Herr Amacani gar die Nutzanwendung aus dem Abenteuer: er verewigt dasselbe in einem seiner reizendsten und heitersten Bilder.

Der Thurmfalk (mit Illustration) zeigt einen Vogel aus dem edlen Falken-Geschlechte, welchem Brehm in seinem klassisch geschriebenen „Thierleben" die erste Stelle unter den Raubvögeln einräumt. Er stellt es den Geiervögeln (den Adlern) gleich, weil es das Gepräge der Raubvögel am vollkommensten zeigt. Unser Thurmfalk, auch Mauer-, Kirch-, Roth- und Rüttelfalk (Tinnunculus alaudarius), ist ein sehr schmucker Vogel von 12½ Zoll Länge und 27 Zoll Breite, dessen Fittig 9¼ und dessen Schwanz 6¼ Zoll mißt. Beim ausgefärbten Männchen sind Kopf, Nacken und der Schwanz mit Ausnahme der blau-schwarzen, weiß gesäumten Endbinden aschgrau; der Mantel ist schön rostroth, jede Feder mit dreieckigem Spitzenfleck, die Unterseite an der Kehle weißlichgelb, auf Brust und Bauch schön rothgrau oder blaßgelb, die einzelne Feder mit schwarzem Längsfleck. Die Schwungfedern sind schwarz mit sechs bis zwölf weißlichen oder rostrothen dreieckigen Flecken an der Innenfahne, an der Spitze lichter gesäumt. Der Augenstern ist dunkelbraun, der Schnabel hornbraun, die Wachshaut und die nackte Stelle ums Auge sind grünlichgelb, der Fuß ist citronengelb. Ein Backenstreifen ist vorhanden. Das alte Weibchen ist auf dem ganzen Oberkörper röthelroth bis zum Oberrücken mit schwärzlichen Längsflecken, von hier an aber mit Querflecken auf den Federn; sein Schwanz ist auf grauröthlichem Grunde an der Spitze breit und außerdem schmal gebändert; nur der Bürzel ist aschgrau. Auf der Unterseite gleicht die Färbung der des Männchens. Die Jungen ähneln der Mutter.

Von Lappland an bis Südspanien und von den Amurländern an bis zur Westküste Europas scheint der Thurmfalk nirgends zu fehlen, am allerwenigsten in gebirgigen Gegenden, gleichviel ob dieselben bewaldet sind oder nicht: denn er ist ebensowohl Felsen-, wie Waldbewohner. Im Süden unseres Erdtheils ist er häufiger als im Norden, in den Steppen gemein. Auch ist er Sommervogel, welcher in jedem Winter große Reisen unternimmt. Er erscheint bei uns im März, oft schon im Februar und verläßt uns im September wieder. Aeußerst selten überwintert einer bei uns. Das eigentliche Wohngebiet bildet ein Feldgehölz oder auch ein größerer Wald, wo auf einem der höchsten Bäume der Horst steht, ebensohäufig aber eine Felswand und, zumal in südlichen Gegenden, ein altes Gebäude. Den verfallenen Ritterburgen fehlt der Thurmfalk selten; auch die meisten größeren Städte geben ihm regelmäßig Herberge. Die flache Mulde des Horstes, welcher sich von dem anderer Raubvögel wenig unterscheidet, wird mit einzelnen Wurzeln, Stoppeln, Moos und Thierhaaren ausgekleidet. Das Gelege besteht aus vier bis sieben rundlichen, auf weißem oder rostgelbem Grunde überall braunroth gefleckten und gepunkteten Eiern, welche vom Weibchen allein gebrütet werden.

Die Nahrung ist gemischter Art. Mäuse und Kerbthiere liefern den Haupttheil der Mahlzeiten des Thurmfalken; nebenbei nimmt er wohl auch eine Eidechse, einen Frosch und unter Umständen einen jungen Vogel weg. Er wird aber niemals eigentlich schädlich; denn er vertilgt weit mehr Ungeziefer als nützliche Thiere.

Neueſte Moden.

Nr. 1. Frühjahrshut.

Der Kopf des Hutes iſt aus ſchwarzem Phantaſieſtroh angefertigt. Der breite Rand deſſelben iſt an den Seiten flach anliegend, bildet hinten eine hochgebende

Nr. 1. Frühjahrshut.

Spitze und iſt vorn breit und ausgebogen durch eine innen angebrachte Bandſchleife mit Enden nach dem Kopf zurückgebogen. Der äußere Rand iſt mit Surah bedeckt und der Kopf mit einem moosfarbigen Band, welches hinten eine Schleife bildet, umgeben. Mehrere ſchöne moosfarbige Federn ſind auf dem Kopfe des Hutes angebracht und neigen ſich vorn nach der emporſtehenden Krempe.

Digitized by Google

Nr. 2. Jacket „Gilberte".

Das aus leichtem beigefarbigem Phantasietuch angefertigte Jacket ist vom Hals bis zur Brust herzförmig offen und hat einen unten abgerundeten Ueberschlagkragen, welcher dort endigt, wo das Jacket vermittels Passementspangen geschlossen wird. Nach unten hin steht dasselbe offen und hat an jeder Seite eine kleine Tasche. Die Aermel sind ziemlich weit und unten mit einem abgerundeten Aufschlag versehen. Alle Ränder sind abgesteppt. Eine Weste aus maronenfarbigem geripptem Sammet mit beigefarbenen Passement-Verzierungen vervollständigt das Jacket. Dasselbe wird zu jedem Anzug getragen und in schwarz, marineblau ꝛc. für junge Mädchen angefertigt.

Nr. 3. Blouse für Kinder.

Diese Blouse ist aus Surah ꝛc. zu Morgenanzügen sehr praktisch angefertigt.

Nr. 2. Jacket „Gilberte".

Dieselbe ist im Rücken oben am Kragen mehrfach zusammengereiht. Die Achseln sind glatt und mit einer Sammetpatte verziert. Die Vordertheile hingegen sind an den Achseln vielfach eingereiht und stehen vorn bis weit herab offen. Der Rand ist an beiden Seiten breit mit Sammet besetzt. Der Ueberschlagkragen ist ebenfalls von Sammet. Unter dieser offenstehenden Blouse befindet sich ein glattes, hinten geschlossenes Leibchen mit einem Stehkragen von Sammet. Die oben eingereihten Aermel sind im Handgelenk in einen ziemlich breiten Sammetbund gefaßt. In der Taille ist die Blouse an einem Gürtel befestigt und fällt bauschig auf den Rock. Dieser Rock besteht aus einer breiten Spitzenfalbel.

Nr. 4. Anzug für kleine Knaben.

Der Rock und die Beinkleider sind aus leichtem, geripptem Tuch angefertigt. Unter den offenstehenden Vordertheilen befindet sich ein Faltenhemd aus écrufarbener Surah.

Digitized by Google

Nr. 5. Visite-Promenaden-Anzug.

Der erste Rock aus einfarbigem schieferblauem Diagonal hat nur am Rückentheil einige Falten. Der Doppelrock „Marcelle" ist aus schieferblauem und graukarrirtem Wollenstoff angefertigt und bildet vorn zwei Spitzen. An den Hüften ist derselbe hoch emporgerafft und wird dort durch lang herabhängende Perlenquasten gehalten. Die Visite aus gepreßtem, grau in grau getöntem Tuch hat unten zugespitzte, anliegende Vordertheile. Die Aermel sind pelerinenartig drapirt und mit einem Streifen gepreßtem Sammet besetzt. Der anliegende Rücken bildet hinten viereckige Schößchen, welche an beiden Seiten mit Sammetpatten besetzt sind. Am Taillenschluß im Rücken sind die Aermel faltig zusammengefaßt. Ein breites Kragentheil von Sammet befindet sich oben am Hals außer einem Stehkragen vom Stoff der Visite. Vorn herab sind Verzierungen von Passementen. Die schieferblaue Capote von Tüll ist mit silbergrauem Band und crèmefarbigen Blumen verziert.

Nr. 3. Blouse für Kinder.

Nr. 6. Mantel „Lucienne" für Mädchen von 8 Jahren.

Der aus beigefarbigem, mit schottischem Karo durchzogene Mantel aus Wollenstoff ist sehr praktisch für jede Jahreszeit. Die anliegenden Vordertheile gehen glatt herab und bilden hinten Rockfalten. Die Pelerine hat nach innen zurückgeschlagene Aermel, welche mit blauer Seide, wie der ganze Mantel, gefüttert sind. Der Mantel wird am Hals mit einem Ueberschlagkragen versehen und durch Schnuren und Quasten zusammengehalten. Der braunrothe Strohhut ist mit braunrothen und blauen Schlupfen besetzt.

Nr. 7. Gesellschaftskleid.

Der erste Rock zu diesem Spitzenkleid ist auf dem Vordertheile mit zwei breiten bestickten Spitzenfalbeln bedeckt. Die hinteren Rocktheile fallen glatt herab und sind im Gürtel eingereiht. Die Spitzentunika ist am Rand mit einer breiten Falbel umgeben, welche an den Seiten im Gürtel mit eingereiht sind und, fächerartig herabfallend, unten auf dem ersten Rock eine Spitze bilden. In der hinteren Mitte

Nr. 4. Anzug für kleine Knaben

Nr. 5. Visite-Promenaden-Anzug.

Nr. 6. Mantel „Lucienne" für Mädchen von 8 Jahren.

Digitized by Google

iſt der Stoff erhoben und die Falbeln, welche an deſſen Rand angebracht ſind, fallen in Windungen an beiden Seiten herab. Die Vordertheile der Taille ſind am Hals bis zur Bruſt offen, dort werden beide Theile über dem in Falten gezogenen Latztheile durch eine Bandſchleife, Blumen ꝛc. zuſammengefaßt und ſtehen dann weit auseinander. Der faltige Latz bauſcht ſich am Gürtel. Von dieſem Gürtel fallen

Nr. 7. Geſellſchaftskleid.

lange ſchmale Bandſchlupfen und Enden auf die obere, etwas breitere Spitzenfalbel des Rockes. Unter dieſer Falbel ſind wieder über die ganze vordere Breite des Rockes ebenſolche lange Bandſchlupfen und Enden, welche wieder auf die unterſte Spitzenfalbel fallen, aufgenäht. Die Falten der Tunika ſind hin und wieder durch Bandroſetten befeſtigt. Die Seitentheile ſind glatt und die Rückentheile, welche ebenſo wie die Vordertheile vom Hals aus offen ſind, werden oben an der Schulter,

Digitized by Google

doch dieſe freilaſſend, in Falten zuſammengefaßt und die unteren Seiten der Taille ebenfalls glatt bedeckend, in der Mitte derſelben feſt zuſammengereiht; von da aus laufend bilden die Falten den Schooß, unter welchem ebenfalls, wie auf dem Vordertheile des Rockes, Bandſchlupfen und Enden herabfallen. Die Aermel ſind oben leicht eingereiht und reichen bis über die Ellbogen, wo ſie in einer dichten Falbel endigen.

Nr. 8. Blouſentaille für junge Damen.

Nr. 8. Blouſentaille für junge Damen.

Dieſe Blouſe beſteht aus einem malvenfarbigen Sammetcoller, welcher an den Vordertheilen einfach durch Knöpfe geſchloſſen iſt und mit einem ziemlich breiten, ebenfalls durch einen Knopf geſchloſſenen Stehkragen von Sammet verſehen iſt. An dieſem Coller ſind die Vordertheile der Blouſe aus roſa Surah dicht eingereiht angeſetzt; dieſelben werden in der Taille ringsum fünfmal eingereiht, ſo daß vier kleine

Digitized by Google

No. 1. Drawn Bit Punch. No. 2. Drawn Bit Punch.

No. 1. **Drawn Bit Punch**, as illustration, for cutting out and punching holes in sheet metal. Made of tool steel, hardened and tempered. Each, 75c.

No. 2. **Drawn Bit Punch**, as illustration, for cutting out and punching holes in sheet metal. Made of tool steel, hardened and tempered. Each, 75c.

No. 3. Drawn Bit Punch. No. 4. Drawn Bit Punch.

No. 3. **Drawn Bit Punch**, as illustration, for cutting out and punching holes in sheet metal. Made of tool steel, hardened and tempered. Each, 75c.

No. 4. **Drawn Bit Punch**, as illustration, for cutting out and punching holes in sheet metal. Made of tool steel, hardened and tempered. Each, 75c.

No. 5. Drawn Bit Punch. No. 6. Drawn Bit Punch.

No. 5. **Drawn Bit Punch**, as illustration, for cutting out and punching holes in sheet metal. Made of tool steel, hardened and tempered. Each, 75c.

No. 6. **Drawn Bit Punch**, as illustration, for cutting out and punching holes in sheet metal. Made of tool steel, hardened and tempered. Each, 75c.

No. 7. Drawn Bit Punch. No. 8. Drawn Bit Punch.

No. 7. **Drawn Bit Punch**, as illustration, for cutting out and punching holes in sheet metal. Made of tool steel, hardened and tempered. Each, 75c.

No. 8. **Drawn Bit Punch**, as illustration, for cutting out and punching holes in sheet metal. Made of tool steel, hardened and tempered. Each, 75c.

Russische Fischer auf einer Eisscholle ins Kaspische Meer getrieben.

Kapitän Fieramoscas Verlegenheiten.

I.

Du biſt unzweifelhaft, lieber Leſer, ſo gut wie jeder andere in dieſer reiſeluſtigen Zeit einmal in Venedig geweſen. Du wirſt Dich an den herrlichen Bildern erfreut haben, die ſich dort dem Auge überall bieten, haſt gewiß vom Lido aus den Sonnenuntergang bewundert, koſtbare Stunden in einer Gondel verträumt, haſt die Tauben auf dem Markusplatze gefüttert und gewartet, bis die bronzenen Mohren die Stunde anſchlagen.

Du haſt jedenfalls in den wenigen engen Gaſſen nach byzantiniſchen Ueberreſten geſucht, haſt müßig auf den kleinen Bänken geſtanden oder an den Stufen, wo die Fruchtkähne ihre Ladung löſchen und haſt da die Myriaden von Funken des grünlichen klaren Waſſers beobachtet, die an den düſteren Mauern der Häuſer emporſpritzen.

Alles das haſt Du gethan und wahrſcheinlich noch mehr, vielleicht biſt Du aber doch niemals dazu gekommen, einmal im Campiello Nuovo herumzuſchweifen. Wie dieſer zu ſeinem Namen gekommen, iſt ſchwer zu ſagen, denn etwas neues vermag kein Menſch an ihm zu finden. Früher diente er, wie eine Inſchrift an der Mauer erkennen läßt, als Friedhof und wurde als ſolcher erſt ſeit verhältnißmäßig neuerer Zeit aufgelaſſen. Noch ſchwebt über ihm etwas von dem melancholiſchen Hauche ſeiner früheren Beſtimmung, und obwohl vielfach angenagt vom Zahn der Zeit, wirkt er auf den Beſchauer noch immer mit maleriſchem Reiz.

An der andern Seite — der am beſten erhaltenen und am wenigſten anziehenden — erhebt ſich ein weißes Haus mit rothem Backſteinſims, hinter dem die Akazien eines freundlichen Gartens gerade noch über der hohen Umfaſſungsmauer zu ſehen ſind. Ihm gegenüber liegt ein Gewirr unregelmäßiger Gebäude, deren moosbedeckte Wände und klaffende Spalten hier und da wucherndes Unkraut mit ſeinen grünen Federbüſchen verhüllt. Die meiſten Fenſter ſind geſchloſſen; wo deren Läden offen ſtehen, hängen dieſe gewöhnlich nur an einem Haſpen.

Vor dem einen Hause springt eine kleine Terrasse vor, die zum Theil von Schlingpflanzen überdeckt und mit Blumentöpfen besetzt ist und von schwachen Marmorsäulen getragen wird. Ueberall, oben und unten, aber ohne regelmäßige Anordnung, befinden sich schmale Fenster, welche augenscheinlich zu niedrigen Zimmern gehören. Vor einer andern Reihe von Wohnräumen läuft eine niedrige Mauer hin und in der Mitte dieser befindet sich eine kleine, geheimnißvoll aussehende Thür, welche ebenso gut den Eingang zum Hause eines Ritters Blaubart hätte bilden können.

Eine Wasserträgerin, welche eben die Bronzeeimer von den Schultern genommen hat, klingelt an der Thür; von unsichtbarer Hand bewegt, öffnet sich diese geräuschlos; ein flüchtiger Blick zeigt uns dahinter einen engen, mit Steinen belegten Vorhof mit vielen Blumentöpfen, und dann verschwindet die Wasserträgerin, vielleicht die Ueberbringerin einer geheimen Nachricht für Fatima und begrüßt im Innern mit ihrem weichen venetianischen Dialekt eine verborgene Freundin.

In diese kleine Welt romantischer Träume und drohenden Verfalls trat plötzlich gleich einem leuchtenden Meteor der Kapitän Fieramosca. Er erschien eines Morgens auf dem grasdurchwachsenen Steinboden, und auf seine goldenen Epaulettes und den martialischen Schnurrbart starrten die ihm Begegnenden ebenso, wie die Tauben auf den Straßen vor ihm erschreckten; den ersteren freilich war er eine hochwillkommene Erscheinung, denn ganz Venedig durchzitterte damals noch das Befreiungsfieber von langer Fremdherrschaft. Bei den geringfügigsten Anlässen mußte die Trikolore als zeitgemäßer Schmuck dienen; von den Kanälen hallte überall die Garibaldihymne wieder und die Kinder sprangen hochauf vor Freude über die schmucken Bersaglieri, wenn diese mit wehenden Federn und raschen Schrittes dahergezogen kamen.

Da der Offizier hier offenbar nach jemand suchte, fand sich natürlich gleich ein Dutzend Leute, die ihm ihre Dienste anboten. „Meinten Sie die Signora Elena? Nein, die Signora Maria! Eeco! Hier, links hin!“

Und als er dann durch die kleine grüne Thür schritt — welche mit dem Eingang zum Schlosse Blaubarts bei näherer Betrachtung freilich gar nichts zu thun hatte — folgte ihm ein ganzer Haufe dienstbeflissener Personen, die den jungen Mann in ihren Uebereifer jetzt hier- und dann dorthin wiesen.

Die Personen, welche Fieramosca suchte, waren dem Anschein nach drei Schwestern, zwei bejahrte Jungfrauen und eine Wittwe, welche zusammen zwei Treppen hoch wohnten. Als er den ihm bezeichneten Vorsaal erreichte, eilte ein junges brünettes Mädchen, das an einer Thür stand, noch ehe er selbst ein Wort sprechen konnte, zurück und rief:

„Signora Maria! Signora Maria!“

Auf ihren Aufschrei erschien auch sofort eine große, nicht eben hübsche Frau, welche mehr aufseufzte, als daß sie ausrief: „Mi fio, mi fio!“ damit warf sie sich auch schon dem bestürzten Offizier in die Arme und drückte ihn in keineswegs mehr liebenswürdiger Weise an sich.

Kapitän Fieramosca wich zurück so gut er konnte, die Dame that dasselbe und nun erst kam es zu einer Reihe hastiger Erklärungen, aus welchen hervorging, daß unser Held anfänglich mit dem Sohne der Wittwe verwechselt worden war.

„Das Mädchen hatte sich geirrt, dazu kam der halbdunkle Vorsaal und die Uniform." Sie für ihren Theil war übrigens gar nicht traurig, wenigstens diese geküßt zu haben. „Ohne Zweifel verstehe der Herr Kapitän ihre Gefühle", sagte die Mutter, der das Herz noch höher klopfte.

Er verstand sie vollständig und als höchst weichherziger Krieger vergab er ihr den Irrthum gern und fühlte sogar eine gewisse Theilnahme für sie in seiner Brust erwachen. Als er dann in das kleine Wohnzimmer getreten und zwei ziemlich nachlässig gekleideten lachenden Damen zugeführt worden war, nahm er den ihm angebotenen Platz und entledigte sich seines von Marias Sohn übernommenen Auftrags in so freundschaftlichen Worten, als ob das Trio schon jahrelang miteinander bekannt gewesen sei.

Einem scharfen Beobachter würde es nichtsdestoweniger aufgefallen sein, warum der Kapitän Fieramosca, als das erste Feuer des Gesprächs schon stark verloschen, sich gar nicht verabschiedete; ebenso mußte derselbe bemerkt haben, wie seine Augen sich immer und immer wieder nach einer gewissen Thüre richteten, so daß der Grund seines Verweilens wohl hier zu suchen sein mochte.

Denn in dieser Thür hatte der junge Offizier bei seinem Eintritt einen Moment ein blasses niedliches Gesicht gesehen, mit großen dunklen Augen und einer Fülle goldenen Haares. Es war ein etwas unordentlich aussehender kleiner, aber ein so hübscher Kopf, wie Fieramosca je einen vor Augen gehabt. Und da er ein schwaches Geräusch hinter der Thür den eiligen Bemühungen zuschrieb, die allgemeine Erscheinung jenes jungen Mädchens zu verbessern, so strich er sich unwillkürlich durch den Schnurrbart und wurde zwar jeden Augenblick einsilbiger, aber auch entschlossener nicht von der Schwelle zu weichen.

Seine Geduld sollte wenigstens belohnt werden; denn einen Schleier über dem Kopfe, ein Gebetbuch in der Hand und die Augen bescheiden niedergeschlagen, trippelte die Vision jetzt ins Zimmer.

„Meine Tochter Clelia", sagte die Wittwe und setzte gleich in fast spöttischem vorwurfsvollem Tone hinzu: „Was heißt das? Hast Du Dich allein so angekleidet?"

„Nun, gehen wir denn nicht zur heiligen Messe?" fragte Clelia mit dem Ausdruck der unschuldigsten Ueberraschung dagegen.

„Heut' ist es doch zu spät, Kind. Und Du weißt ja . . ." Die letzten Worte sprach sie schon mit sehr gedämpfter Stimme.

Das „Kind" hatte wahrscheinlich gewußt, was sie meinte, ließ sich aber nicht herbei es einzugestehen. Jedenfalls war ihr Zweck, als sie sich so schön ankleidete, erreicht, denn Kapitän Fieramosca war schon fadentief in sie verliebt. Seit den Tagen Romeos in dem benachbarten Verona war vielleicht keine Leidenschaft so schnell auf den ersten Blick emporgewachsen wie diese. In Wahrheit hatte unser Offizier freilich schon vorher von Clelia gehört. Ihr Bruder, sein

Busenfreund Enrico, hatte ihm ihr Bild gezeigt, und ihm etwas von ihr erzählt, was seiner ritterlichen Neigung besonders entsprach.

Wenn Fieramosca lebhafter wurde, nachdem Clelia erschienen war, verfiel deren Mutter dagegen mehr und mehr in Schweigen und ihr Gesicht nahm einen fast mürrischen Ausdruck an. Auch Clelia selbst fühlte vielleicht, obwohl sie deßwegen noch immer bezaubernd aussah, die Kälte im Benehmen ihrer Mutter und blieb ziemlich stumm, wenigstens was die Zunge anging, während ihre Augen eine recht lebhafte Sprache redeten, als der Gast unerwartet zu einer begeisterten Schilderung des letzten Feldzuges überging. Es war eine ziemlich saure Arbeit für den Kapitän Fieramosca, diese einseitige Unterhaltung mit zwei ältlichen Damen, welche nicht viel anderes als „Herr mein Gott!" oder „Nein, sollte man's glauben!" zu antworten wußten.

Als er sich endlich zum Fortgehen erhob, ergriff doch Tante Teresa, die jüngste, aber auch die weichste und demüthigste der Schwestern, welche nichts begann, ohne erst ein Stoßgebet zu sprechen und nach allen Seiten für ihre Gesundheit zu sorgen, die Initiative und fragte ihn, ob er nicht einmal wiederkommen wolle.

„Mit dem größten Vergnügen", versicherte der junge Mann rasch. „Vielleicht ist es mir auch gestattet, die Damen einmal außerhalb des Hauses zu treffen? Etwa auf der Piazza gegen Abend."

„Wir gehen kaum jemals aus", antwortete Signora Maria kühl.

„Nur des Sonntags, aber dann stets", setzte Clelia berichtigend hinzu.

Fieramosca besaß genug Feingefühl, diese willkommene Nachricht scheinbar nicht zu hören; er beugte sich aber sehr tief über die kleine, zum Abschied ausgestreckte Hand. Da gleichzeitig das Hausmädchen mit einer Meldung für Signora Maria eintrat, wurde deren Aufmerksamkeit so weit abgelenkt, daß er dem jungen Mädchen heimlich zuflüstern konnte:

„Enrico bittet Sie, ihm zu vertrauen und ihm durch mich zu schreiben."

„Du würdest besser thun, diesen Staat abzulegen", begann Signora Maria zu ihrer Tochter, als das letzte Klirren von Fieramoscas Säbel auf der Treppe verklungen war, „und ich möchte eigentlich wissen, was Dein Gesicht wie eine Kürbisschnitte gefärbt hat."

„Es ist die erste Leidenschaft!" murmelte die gutmüthige behäbige Teresa vor sich hin, die auch bemerkt hatte, daß der Offizier heimlich etwas zu der Nichte sprach, ohne jedoch die Worte verstehen zu können, und welche es nicht weniger fürchtete als Clelia selbst, daß deren Mutter es gar selbst beobachtet haben könnte.

In unseren Tagen der billigen Post und der bequemen Briefkästen mag es auffallend erscheinen, daß Clelias Bruder diesen Versuch gemacht haben sollte, ihm durch Vermittelung seines Freundes zu schreiben. Unsere arme kleine Heldin war aber ein italienisches Mädchen aus mittlerer Gesellschaftsklasse. Das zwanglose Auftreten unserer jungen Damen war ihr ebenso unbekannt wie die Kunst auf dem Seile zu tanzen. Sie schlief mit ihrer Mutter in einer Kammer, stand zugleich mit ihr auf, ging mit ihr aus und mit ihr zu Bett und hatte

überdies in der ganzen Welt keinen Pfennig, über den sie frei verfügen konnte.

Ehe ans Schreiben zu denken war, hätte sie sich den Augen ihrer Mutter und den der nicht weniger wachsamen Tante Giustina müssen entziehen können. Ehe ein Brief zur Post kam, hätte sie sich auf Umwegen den kleinen Betrag des Portos verschaffen müssen, und eine etwaige Antwort konnte sie auch nur auf geheime Weise erhalten. Es drängte sie jedoch gar zu sehr, ihrem Bruder zu schreiben, denn außer der Tante Teresa, die zu unentschieden in ihrem Thun und Lassen und also nicht viel zählte, war jener das einzige Wesen, auf dessen Theilnahme und Hilfe sie rechnen konnte.

Die Signora Maria hegte für ihren Sohn eine so große Vorliebe, daß in ihrem Herzen für die Tochter kaum noch Raum war. In der Absicht aber, wenigstens materiell für das Mädchen bestens zu sorgen und ohne das Licht wahrer Zärtlichkeit, um wirklich deren bestes klar zu erkennen, hatte sie beschlossen, daß Clelia einen gut situirten, freilich vierzig Jahre älteren Rechtsanwalt heiraten sollte. Giustina, die gleich ihrer älteren Schwester das Geld mit der Leidenschaft liebte, welche durch Engherzigkeit und ein kümmerliches langes Leben so leicht erzeugt wird, unterstützte dieses Vorhaben mit aller Wärme.

Enrico hätte trotz seines Wohlwollens für die Schwester und aus freiem Antriebe doch kaum unternommen, seiner Mutter entgegenzutreten oder sich zum Vermittler in einer, so ausschließlich jener zugehörenden Frage wie die der Entscheidung über die Zukunft einer Tochter aufgeworfen, wenn Clelia ihn bei seiner letzten Anwesenheit zu Hause nicht durch ihre Thränen und Bitten besiegt hätte.

„An wen soll ich sie denn verheiraten, wenn nicht an den Signor Biagio?“ fragte seine Mutter ärgerlich, als er eines Tages einen schüchternen Einwand dagegen wagte.

Enrico drehte sich verlegen den Schnurrbart, offenbar mußte Clelia mit jemand verheiratet werden; sie war viel zu hübsch, um zuzugeben, daß sie einmal ebenso zur alten Jungfer vertrocknete wie Tante Giustina, oder so fett und weinerlich wurde wie Tante Teresa.

„Sie besitzt keine Mitgift, die nur nennenswerth wäre, und wer würde sie ohne eine solche zur Frau nehmen?“ fuhr Signora Maria erregt fort.

„Nun, irgend ein uninteressirter junger Mann“, gab der arme Enrico nur halblaut zur Antwort.

„Such doch einen solchen“, erwiderte sie kurz und ungläubig.

Da stand plötzlich ein verlockendes Bild vor Enricos Augen — eine glänzende Uniform, glänzende Augen, weiße Zähne, alles vereinigt in einem tapferen, schnell entschlossenen Mann.

„Da ist zum Beispiel Fieramosca“, erwiderte er, die Stimme vorsichtig dämpfend, damit Clelia ihn nicht hören sollte.

„Doch ein Leichtfuß mit mehr Gold auf dem Rocke als in der Tasche?“ meinte Signora Maria.

„Was den Leichtfuß betrifft, so gleicht er vollkommen mir“, entgegnete der beleidigte Lieutenant.

„Das wäre ja ein ander Ding“, murmelte seine Mutter. „Immer-

hin hat es keinen Zweck davon zu reden, Enrico. Kein Mädchen mit gesundem Menschenverstand würde es abschlagen, den Signor Biagio zu heiraten. Er ist reich und sehr angesehen; und obwohl er freilich etwas älter ist, so macht ihn das nur vertrauenerweckender, und statt daß er binnen ein oder zwei Jahren Clelias Herz damit bräche, daß er anderen nachläuft, so wird er gut für sie sorgen und immer zu Hause sein."

„Arme Clelia", dachte der junge Mann; am nächsten Tage, als er sich wieder zum Regiment begeben mußte, flüsterte er der weinenden Schwester aber doch einige Worte der Tröstung und Hoffnung ins Ohr.

II.

Fieramosca beabsichtigte drei Tage zu warten, ehe er in dem Hause hinter der grünen Thür einen erneuten Besuch abstattete. In der That wartete er aber nur zwei, und ging dahin unter dem Vorwande, daß er eben an Enrico schreiben wolle. „Hätte die Signora ihm vielleicht eine Nachricht zu geben?"

Die Signora war ihm sehr verbunden, hatte aber keine Mittheilung zu machen, da sie erst ganz kürzlich selbst geschrieben. Dabei saß sie steif und aufrecht in ihrem Stuhle und wies immer die kleinen Fühler in der freundschaftlichen Unterhaltung, welche der unglückliche Krieger anzuspinnen versuchte, vorsichtig zurück.

Er erkundigte sich nach der Signorina; man sagte ihm, sie sei nicht recht wohl, und wirklich blieb deren Thür unerbittlich geschlossen.

„Ich werde morgen . . . ah . . . schicken, um nach ihrem Befinden fragen zu lassen", stammelte Fieramosca. (Er hatte sagen wollen „wieder vorsprechen", Homers Gorgo mag aber gewöhnlich wohl ein einladenderes Gesicht gemacht haben, als die Signora Maria in dieser Minute.)

„Wir gehen morgen einige Tage aufs Land", erwiderte die Dame. Der Besucher fühlte heraus, daß das nur eine kühne Ausrede war. Vier Personen mit einem Einkommen, das in anderen Ländern kaum für den nöthigsten Unterhalt hingereicht hätte, konnten nicht im Handumdrehen daran denken, längere Ausflüge zu unternehmen.

Fieramosca erhob sich um aufzubrechen mit einer Ruhe und Würde, welche sein verletztes Gefühl Lügen straften. Ueber das saure Gesicht von Enricos Mutter flog ein Schein von Reue, als sie ihm Lebewohl sagte; aber sie wollte keine anderen Saiten aufziehen. Schon beim ersten Besuche hatten die Augen des Offiziers zu viel gesagt und Clelia war seitdem höchst widerspenstig geworden, so daß sie sogar den Signor Biagio ziemlich abstoßend behandelte.

Der arme Fieramosca ging höchst entmuthigt die Treppe hinab. Als die grüne Thür sich hinter ihm schloß, blickte er noch einmal mit Bedauern nach den Fenstern des zweiten Stockwerks hinauf. Da öffnete sich eines derselben und Clelias blondes Köpfchen erschien darin. Scheinbar ohne den tiefniedergeschlagenen Anbeter zu bemerken, dessen Benehmen schon die halbe Nachbarschaft in sein Geheimniß eingeweiht hatte, lockte sie eine Heerde Tauben, welche während der

sonnigen Stunden auf der schattigen Brustwehr eines Nebenhauses saßen.

Diese flogen sofort zu ihr hin, und eine, die zahmste, setzte sich gar auf des Mädchens Schulter. Sie nahm das Thierchen, streichelte es freundlich und warf dann eine Hand voll Körner so hinaus, daß sie meist vor die Füße des jungen Mannes fielen; dann ließ sie die zahme Taube fliegen, um die Körner aufzusuchen. Die ganze Heerde folgte und Clelia schloß wieder das Fenster.

Als die Tauben aber sich dicht vor ihm hin und her drängten, sah er unter dem einen Flügel der zahmsten etwas weißes hervorlugen. Sofort kam ihm der Gedanke, das Thierchen, zu fangen, und im nächsten Augenblicke sah er sich schon im glücklichen Besitz der Botschaft, die jene wider Willen mit heruntergebracht hatte.

Immerhin besaß er noch so viel Klugheit, mit dem Lesen des Zettelchens zu warten, bis er um die nächste Ecke gekommen war; doch während er sich höchst befriedigt fühlte über diesen heroischen Entschluß, bemerkte er auch schon mit großem Mißvergnügen, daß all sein Treiben beobachtet worden war. Auf einem Balkon in der Nähe, der einen Blick über die Akazien hinweg gestattete, saß eine Dame, die ihm lächelnd zuschaute. Sie war jung und wirklich hübsch. Wäre Fieramosca nicht verliebt gewesen, so hätte er sie sogar schön gefunden. Unter den jetzigen Umständen wünschte er sie freilich dahin, wo der Pfeffer wächst und lief blutroth im Gesicht davon.

Zwei Minuten später den Zettel aufschlagend, fand er ein paar in Eile und Bestürzung niedergeschriebene Zeilen, aus denen hervorging, daß Clelia jetzt der Verzweiflung sehr nahe war. Ihre Mutter überwachte sie strenger denn je und sprach nur mit ihr, um sie zu schelten. Tante Giustina predigte ihr vom Morgen bis zum Abend etwas vor und — das Schlimmste von allem — Signor Biagio erklärte, nicht länger warten zu wollen. Wenn Enrico jetzt nicht einschritt, würde die nächste Woche den Ehekontrakt vollzogen sehen und ihr nichts übrig bleiben, als ins Wasser zu springen.

Der gefühlvolle Leser möge sich freundlichst selbst ausmalen, in welchen Seelenzustand diese Mittheilung Fieramosca versetzte. An Enrico sendete er ein Telegramm und gleichzeitig einen Brief; dann schwankte er zwischen toller Wuth und schwerer Melancholie hin und her, als jede Minute ihn mehr und mehr aufklärte, wie er selbst aller Hilfsmittel entbehrte, das Weib, das er liebte, zu retten. Mit dem in seiner Lage gewöhnlichen Spürsinne verwendete er jede Mußestunde dazu, wenigstens die Umgebung des Hauses, in das der Eintritt ihm unerbittlich versagt war, scharf zu überwachen. Freilich gewährte ihm das nur sehr mageren Trost, denn Clelia verbrachte jetzt den ganzen Tag weinend auf ihrem Bette und hatte sogar aufgehört, die Tauben zu füttern.

Des Anbeters bitterer Kelch lief aber über, als Enrico, der vorher an seine Mutter ernstlich geschrieben, seine Ankunft binnen wenigen Tagen angezeigt und gebeten hatte, keinen entscheidenden Schritt ohne ihn zu thun, telegraphisch meldete, sein Regiment habe dringende Marschordre erhalten, gegen die Räuberbanden, welche das Land beunruhigten, auszuziehen. Damit wurde die Lage der armen Clelia

noch schlimmer als bisher, denn Signora Maria, die der Ueberzeugung war, daß ihr Sohn bei diesem Zuge umkommen werde, schwamm nicht allein selbst in Thränen, sondern ergoß auch die Schalen ihres Zornes und ihrer Verzweiflung über die Häupter ihrer ganzen Umgebung.

„Das Schicksal spielt mir grausam genug mit; in allem aber, was ich einmal beschlossen, soll es mich doch nicht besiegen", erklärte sie. Und mit der Sonne aufstehend, um ihre Trauer bis Mitternacht bestens zu nähren und zu pflegen, scheuerte und nähte sie mit einer von Wuth erzeugten Hast und beeilte überhaupt die Vorbereitungen zur Hochzeit.

„Ach nein, ich kann nichts für Sie thun! Nichts, nichts!" seufzte die arme Teresa, welche Fieramosca eben auf dem Heimwege von der Frühmesse begleitete. „Ich glaube, meine Schwester ist halb von Sinnen und wir anderen sind wie Wachs in ihrer Hand."

Das bestürzte, wohlbeleibte alte Wesen, schon erschreckt durch den Gedanken, daß sie jemand mit dem unglücklichen Liebhaber sprechen sehen könnte, war völlig außerstande, zu helfen oder zu rathen. „Wenn Clelia nur der Heirat ruhig zustimmen wollte!" jammerte sie in demselben Augenblick, wo Fieramosca erklärte, daß er das nicht überleben würde. Das Zwiegespräch glich ganz einem Bühnenduett, in dem zwei Leute, die der Schuh an gleicher Stelle drückt, doch einander ganz widersprechende Worte singen.

„Sagen Sie ihr wenigstens, ich wisse, daß heut ihr Geburtstag ist; geben Sie ihr diese Blumen mit der Versicherung, daß ich sie niemals vergessen werde, so lang ich lebe", rief Fieramosca flehentlich, da er sich jetzt zu elend fühlte, um noch zürnen zu können."

„Ja, ja", versicherte Teresa, die den Strauß krampfhaft packte, „ich bin gern erbötig, alles zu sagen was Sie wünschen, aber bitte, lassen Sie das Kind nur ruhig heiraten." Mit diesen charakteristischen Worten entfloh sie dem jungen Soldaten.

Da der zweifelhafte Trost, den er etwa aus diesem Gespräch geschöpft, bald verrann, stand Fieramosca am Abend desselben Tages immer noch einmal vor der grausamen grünen Thür. Es war heller Mondschein, und die Blumen alle, die Venedig besitzt, strömten ihren berauschenden Duft aus in die laue Luft; der arme Fieramosca aber wanderte halb von Sinnen auf und ab.

Ein ärmlicher alter Priester, der sich auf dem Wege von der nahen Kirche Santa Stefano zur Signora Maria befand, um mit dieser und ihren Schwestern eine unschuldige Partie Whist zu spielen, wich in den Schatten zurück, als er des Offiziers ansichtig wurde und beobachtete heimlich dessen Thun und Treiben.

Eine kurze Zeit lang waren die beiden Männer die einzigen lebenden Wesen an der einsamen Stelle. Vom großen Kanale her, auf dem sich heute besonders viele Gondeln wiegten, tönten die schwachen Klänge verschiedener Serenaden. Plötzlich, als hätte sich ihr Ton von dem entfernten Meere der Harmonien abgelöst, hörte man das leichte Erklingen von Guitarrensaiten, das näher und näher zu kommen schien. Die Musiker — drei an Zahl — erschienen wirklich, stiegen die Stufen nach dem Campiello empor und nahmen unter Clelias Fenster Aufstellung. Nun denke man sich die eifersüchtige Wuth Fieramoscas,

Was und an wen Mrs. Walford geglaubt und gedacht hatte, kam nicht über ihre Lippen. Wahrscheinlich hatte sie sich schnell überlegt, es nicht auszusprechen. Jedenfalls hätte sie dazu auch keine Gelegenheit gehabt, denn eben wurde die Thüre geöffnet und der kleine Geistliche von St. Stefano trat in den Salon. Fieramosca kannte ihn nicht, er aber kannte ja den Offizier und zwinkte bedeutsam mit den Augen, als er diesen hier vorfand. Er war gekommen, um mit Mrs. Walford über verschiedene Geschenke zu sprechen, welche sie den Armen zugedacht hatte; der junge Mann erhob sich also zum Weggehen.

„Ich muß Sie morgen wiedersehen", sagte die Wittwe in gedämpftem, aber dringendem Tone. „Verlieren Sie den Muth nicht. Wir werden schon einen Ausweg finden. Schwierigkeiten können mich nur reizen — —"

Am folgenden Nachmittag bemerkte Signora Maria wie ganz beiläufig gegen ihre eigene Tochter: „Ich dacht' es doch immer, daß der zudringliche Freund Enricos in der Nachbarschaft nicht umsonst umherschweife."

Clelia entfärbte sich ein wenig. Sollte Tante Teresa von dem Blumengeschenk zu ihrem Geburtstage geplaudert haben? dachte sie.

Ein peinlicher Moment verstrich, während Signora Maria eine Arbeit, die sie eben in der Hand hielt, aufmerksam prüfte. Sie nahm eine oder zwei Stecknadeln zwischen die Lippen und fuhr dann fort: „Er wird die reiche Wittwe dort uns gegenüber heiraten."

„Das ist nicht wahr", rief Clelia leidenschaftlich, der sich diese schnelle Verneinung aus Verwunderung und Schmerz entrang.

Die Signora Maria war eigentlich gewöhnt, sich einen solchen glatten Widerspruch nicht gefallen zu lassen; jetzt erwiderte sie darauf aber nur leichthin: „Glaubst Du das nicht? Weßhalb nicht?"

Ja freilich, weßhalb? Clelia, der es im Kopfe wirbelte und das Herz laut schlug, blieb stumm.

„Ich denke, es muß doch wahr sein, da ich es von Don Giacomo gehört habe, und der ist, wie Du weißt, immer einmal bei der Engländerin. Fieramosca hält sich täglich stundenlang bei ihr auf, und zwar ganz allein; und kürzlich des Abends — ja, wann war's denn? — richtig am Abend Deines Geburtstages — traf er sie, natürlich nach Verabredung, als sie drüben am Traghetto ihre Gondel verließ, und hat sie von da aus nach Hause begleitet."

Signora Maria hatte jetzt die Nadeln aus dem Munde genommen und befestigte sie in ihrer Arbeit, sich wohl bewußt, daß sie dem zitternden Herzen der Tochter durch ihre Mittheilungen ebenso viele Dolchstiche versetzte. Clelia fiel weder in Ohnmacht noch weinte sie laut, doch als sie ihr Glück so in Ruinen zerbröckeln sah, kam ihr das unbestimmte Gefühl, daß sie das nicht so ruhig hinnehmen werde.

Da erscholl die Klingel an der Thür; das Hausmädchen ging, sie zu öffnen und kam sogleich fast verwirrt zurück mit der Meldung: „Eine Dame!"

„Ich hoffe nicht zu sehr zu stören", sagte Mrs. Walford lächelnd, während sie sich vor beiden verbindlich verneigte, aber vorzüglich Clelia einen freundlichen Blick zuwarf. Das Mädchen hatte sich er-

hoben und stand steif wie eine Statue; sie wußte ja recht gut, wer die Fremde war.

Signora Maria, die gar nicht in der Laune war, Gäste zu empfangen, fühlte sich im Innern empört, sie bemeisterte sich jedoch und es gelang ihr, sich erträglich in die peinliche Situation zu finden. Statt der widerwärtigen englischen Begrüßung „womit kann ich dienen?" versicherte sie, erfreut zu sein, die Fremde zu sehen, als habe sie diese schon von jeher gekannt.

„Ich komme zu Ihnen", sagte die Wittwe, „weil ich gehört habe, daß Sie im Besitz kostbarer Spitzen wären, die Sie, wenn Sie dafür Liebhaber finden, vielleicht verkaufen würden. Don Giacomo hat mir das mitgetheilt. Bin ich recht berichtet?"

„Gewiß", antwortete die Signora, „wenigstens in so weit, als ich bis vor kurzem willens war, die Spitzen zu verkaufen; jetzt habe ich sie meiner Tochter zugedacht, welche sich verheiraten wird."

„Wirklich?" wendete Mrs. Walford sich an Clelia. „Wird die Signorina sich bald vermälen?"

Statt diese Frage zu beantworten, stellte das junge Mädchen mit wachsbleichen Lippen und zitternd aber vollkommen gefaßt die andere Frage: „Kennen Sie wohl den Kapitän Fieramosca?"

„Madonna mia! Was kommt dem Kinde in den Sinn!" rief ihre Mutter heimlich für sich.

Mrs. Walford erröthete unwillkürlich, zum Theil wegen der Mission, der sie sich unterzogen, zum Theil wohl auch wegen der Erregung, welche Clelia verrieth.

„Ja", antwortete sie, „ich kenne Kapitän Fieramosca sehr gut. Haben — haben Sie mir vielleicht etwas an ihn aufzutragen?"

Diese Röthe und das zögernde ihrer Sprache sagten Clelia genug; sie wußte nun, daß Don Giacomo die Wahrheit gesprochen.

„Sie können ihm gelegentlich mittheilen, daß ich mich in kürzester Zeit und mit meiner vollen Zustimmung verheiraten werde. Sollte er an meinen Bruder schreiben, so bäte ich, diesen davon zu benachrichtigen." Damit drehte sie sich schon um und verließ raschen Schrittes das Zimmer.

Mrs. Walford war sprachlos vor Verwunderung.

„Was hat das zu bedeuten?" fragte sie sich. „Soll ich die eben gehörten Worte buchstäblich nehmen oder enthalten sie eine geheime Warnung, die Enrico durch Fieramosca zugehen soll? Diese Frage beschäftigte sie so ausschließlich, daß sie gar nicht hörte, wie Signora Maria selbst in größter Verlegenheit stammelte: „Ach, solche Mädchen sind manchmal räthselhaft!" — „Clelia war gerade sehr aufgeregt", „ihre bevorstehende Heirat ist eine sehr gute" ꝛc. ꝛc. Da sie aus allem aber eine befriedigende Lösung nicht erkannte, erhob sie sich endlich zu gehen, ohne den zehnten Theil von dem ausgeführt zu haben, was sie sich vorgenommen hatte.

Signora Maria ergriff die erste Gelegenheit ihre Tochter wegen ihrer Aeußerung auf die Probe zu stellen; zu ihrem Erstaunen erwies sich Clelia sanft wie ein Lamm. Sie wisse gar nicht, was ihre Mutter wolle, erklärte sie, und sei ja bereit, den Signor Biagio zu jeder

Stunde, wenn gewünscht würde, die Hand zu reichen. Was verlange man von ihr noch mehr?

Dieselbe steinerne Ruhe bewahrte sie auch weiter, während der Bräutigam von seinem Glück benachrichtigt und alles zur Beschleunigung der Hochzeit vorbereitet wurde.

Signora Maria konnte kaum an diese unerwartet günstige Wendung glauben, sie strahlte aber vor Freude; und was ihrem Glück die Krone aufsetzte, war ein Brief Enricos mit der Nachricht, daß sein schon auf dem Marsche befindliches Regiment Gegenbefehl erhalten habe und wieder zurückkehre. Infolge dessen habe er einen mehrtägigen Urlaub erhalten können und werde diesem Briefe baldigst nachfolgen.

„Im Fall er nun morgen ankommt, kann der Ehekontrakt am nächstfolgenden Tage unterzeichnet werden und die Hochzeit am darauffolgenden Tage stattfinden", sagte die Mutter.

„Ganz wie es Euch beliebt", erwiderte Clelia gleichmüthig —.

Als Enrico eintraf, veränderte sich sein hübsches Gesicht nicht wenig bei der Mittheilung, daß er gerade noch rechtzeitig zur Hochzeit komme.

„Aber Clelia, was hat das zu bedeuten? Bist Du wirklich entschlossen den alten — jenen Biagio zu heiraten?"

„Wie Du siehst, ja", bestätigte das Mädchen.

Der Bruder legte zärtlich die Hand auf ihre Schulter.

„Ist das auch Dein eigener innerster Wunsch, mein Herz? Sprich offen zu mir, ehe es zu spät ist."

Seine warme Theilnahme, seine liebevollen Worte drängten ihr die Thränen in die Augen. In der gegenwärtigen Lage erschien ihr ein Märtyrerthum jedoch als eine Art Erleichterung und sie machte sich ein grausames Vergnügen daraus, den eignen Schmerz nur noch zu vergrößern. Mit abgewandtem Kopfe wiederholte sie: „Ich sagte Dir, daß ich im Begriff stehe, ihn zu heiraten. Kannst Du damit nicht zufrieden sein?"

„Wenn man Dich sieht und hört, Enrico, könnte einer denken, ich wollte das Kind zwingen", bemerkte die Mutter vorwurfsvoll. Und seine Aufmerksamkeit abzulenken, und deren ausgesprochenen Entschluß noch einmal zu stärken, fügte sie hinzu: „Unser Fieramosca wird eine reiche Engländerin heiraten, welche übrigens hier gegenüberwohnt." Sie wies hierbei nach dem Hause mit den Akazien.

„Der Schändliche! Und davon hat er mir nie etwas gesagt!" rief Enrico ungläubig lachend. „Wer ist sie? Wie heißt sie?"

„Valfora . . . Valfona . . . Glaubst Du, ich wäre imstande ihren Namen auszusprechen? Kannst Du's vielleicht, Teresa?"

Tante Teresa vermochte das ebensowenig, sagte aber: „Enrico muß ihn doch wohl kennen, denn nach Don Giacomos Aussage muß die Geschichte schon lange spielen und die Dame ist Schwägerin des Obersten Fieramoscas."

„O!" rief Enrico und sprang auf die Füße, daß die ganze Stube zitterte.

„Helft, alle Heiligen! Bist Du von Sinnen?" rief seine Mutter.

„Was sagst Du, Tante Teresa? Sag's noch einmal — verhehle

mir nichts! Schnell!" fuhr der junge Mann fort, der alle Fassung verloren zu haben schien.

Teresa kam seinem Wunsche, so weit sie es vor Schreck konnte, nach; dann fragte sie fast schüchtern: „Was kann das alles aber Dich berühren?"

„Mich berühren?" antwortete Enrico. „O, nicht im mindesten; im Gegentheil, ich bin sehr erfreut darüber, nur verwundert, das läßt sich wohl begreifen." Und damit schritt er in dem engen Zimmer auf und ab in einer Weise, die, wenn sie nur seiner Verwunderung entsprang, wenigstens für die Energie derselben glänzendes Zeugniß ablegte.

Clelia konnte es nicht länger ertragen. Alle diese Fragen, diese Erregung fielen auf die offenen Wunden ihres Schmerzes wie ebenso viele Tropfen Vitriol. Unbemerkt, wenigstens unangerufen von ihrem Bruder erhob sie sich und schlich hinaus, um in der Einsamkeit und Stille einigen Trost zu suchen.

Kaum war dieselbe verschwunden, als Tante Teresa — mit jener, beschränkten Geistern so oft anhangenden Sucht, Oel in die Flamme zu gießen, ohne daß sie es mit Ueberlegung thun — bemerkte: „Mir scheint, Fieramosca kann nicht eben ein junger Mann von guten Grundsätzen sein."

„Warum nicht?" fragte Enrico, der sich über den Schnurrbart strich und verstört ins Weite starrte.

„Nun, er steht selbst im Begriffe zu heiraten und weiß auch von Clelia . . ."

„Was sollte er wissen und von wem?" unterbrach sie Signora Maria verdachtschöpfend.

„Natürlich wird ihm Enrico davon gesprochen haben", erwiderte Teresa ohne Zögern und fuhr dann fort: „Es ist schon so, wie ich sagte, und doch schämt er sich nicht, trotzdem Clelia heimlich den Hof zu machen."

„Was willst Du damit sagen?" fuhr Enrico auf.

Mit weniger Ausschmückung erzählte ihm Teresa nun von dem Blumengeschenk zum Geburtstage und berichtete den etwas leidenschaftlichen Gruß, der dasselbe begleitet hatte.

„Er wagte es, uns in solcher Weise zu beleidigen!" rief der Lieutenant, und bevor die durch seine Heftigkeit erschreckte Mutter ein besänftigendes Wort einlegen konnte, polterte er wie ein Zug Artillerie schon die Treppen hinunter.

Auf der Straße angelangt, begann er doch sich die Sache zu überlegen. Vielleicht beruhten Don Giacomos Meldungen trotz allem nur auf einem Irrthume. Fieramosca hatte ihm stets geschrieben, daß er Clelia liebe, und nur diese allein; eigentlich hatten ihn ja nur diese Briefe des Freundes veranlaßt, jetzt nach Venedig zu kommen. Andererseits war dem bejahrten Geistlichen nicht zuzutrauen, daß seine Mittheilungen rein erfunden seien, und wenn nur eine derselben auf Wahrheit beruhte, was sonst als Liebe hätte Fieramosca so an Mrs. Walford fesseln können? Die Ansicht, daß irgend jemand fünf Minuten lang mit dieser Dame umgehen könne, ohne sie mindestens bewundern zu lernen, konnte bei dem unglücklichen Träumer keinen

Eingang finden. Den peinlichsten Gedanken in ermüdender Wiederholung nachhängend, schritt er vor den Fenstern der Wittwe auf und ab, immer mit dem Verlangen, zu ihr hinauf zu gehen, während er das doch aus gewissen anderen Gründen nicht wagte. Da ... wer trat jetzt aus dem, ihn so sehr interessirenden Hause? Wahrhaftig — Fieramosca! Und um es noch schlimmer zu machen, erschien gleichzeitig Mrs. Walford auf dem Balkon ihrer Wohnung. Der Kapitän blickte zu ihr hinauf, sie zu ihm herunter; beide wechselten ein Lächeln und winkten sich mit der Hand. „Heut' Abend also!" rief Mrs. Walford noch halblaut herunter und verschwand — verschwand ohne den anderen jungen Mann zu sehen, der jetzt mit erbleichtem Gesicht und flammenden Augen dem verwunderten Fieramosca entgegentrat.

„Enrico!" rief der letztere und wollte nach italienischer Sitte den Freund umarmen. Enrico stand aber still wie sein Commendatore und erschien durch ein nichts gutes bedeutendes Kopfnicken dieser Persönlichkeit nur noch ähnlicher.

„Ja, der bin ich!" antwortete er mit kaum unterdrückter Wuth.

„Herr des Himmels!" rief Fieramosca. „Was ist geschehen? Warum siehst Du so erschreckend aus? Ist Deine Schwester etwa erkrankt?"

„Du wirst mich verbinden, dieser nicht zu erwähnen", erwiderte der andere, „und wenn's Dich nach weiterer Aufklärung verlangt, so laß mich aussprechen, daß ich Dich für einen — Elenden halte. Natürlich bin ich zu jeder Satisfaktion für meine Offenheit gern bereit, doch nicht eher als nach drei Tagen, wenn ein bevorstehendes Familienereigniß, das meine Gegenwart fordert, vorüber ist."

Mit dem ceremoniellen Gruße eines Untergeordneten gegen seinen Vorgesetzten, drehte sich Enrico auf der Stelle um und ging davon, während Fieramosca starr vor Erstaunen und erregt über die erlittene Beschimpfung ihm nachsah.

IV.

Am folgenden Abend veranstaltete Signora Maria für Signor Biagio und die weiteren Zeugen vor Vollziehung des Ehekontraktes ein kleines Souper. Besonders lebhaft ging's dabei freilich nicht zu, wenn auch der Bräutigam in hoffnungsrosiger Stimmung war. Clelia erschien bleich wie ein Gespenst und verhielt sich stumm; Enrico war sehr nachdenklich, die Signora Maria voll banger Ahnung. Auch Teresa und Giustina überließen sich einer Art zurückblickender Melancholie, denn die Erscheinung ihrer Nichte unter diesen Umständen und deren festliche Kleidung erinnerten sie an unerfüllte Träume aus der verschwundenen Jugendzeit.

Signor Biagio ließ sich deßhalb aber durch nichts stören, und als nach Unterzeichnung des Kontrakts sich alle herandrängten, ihre Glückwünsche darzubringen, da ging er sogar soweit, die kleine bleiche Braut auf die Stirne küssen zu wollen. Zu seinem größten Mißvergnügen wie zum Erstaunen aller wehrte sie ihn mit einem Ausruf der Entrüstung von sich ab.

„Diavolo!" sagte Signor Biagio in größter Bestürzung.

„Sie ist nervös!" meinte ein Zeuge, der zwischen Willfährigkeit und Mitleid schwankte, beschwichtigend.

Signora Maria sah ihre Tochter zürnend an, hatte aber den Takt zu schweigen. Signora Giustina konnte sich freilich nicht so sehr bemeistern. Der Anblick des Widerstrebens ihrer Nichte machte sie etwas bissig, und sie sagte streng: „Sei doch kein Kind!“ Damit drängte sie Clelia wieder vorwärts, um sie zu zwingen, sich die ihr widerwärtige Liebkosung gefallen zu lassen. Mit leidenschaftlicher Erregung und einem erstickten Seufzer, der aber noch deutlicher sprach als der frühere Aufschrei, wand sich das arme Kind los, stürzte in das Nebenzimmer und schloß die Thür gegen ihre Peiniger ab.

Ebendahin begab sich durch einen andern Eingang auch schon Signora Maria und machte ihrer Tochter ernste Vorwürfe.

„Laß mich gehen“, schluchzte Clelia, die sich in der Dunkelheit auf dem Sopha schmerzlich wand, „laß mir nur eine Zeit lang Ruhe und ich will dann thun, was Ihr wünscht.“

„Komm, laß sie, Mutter“, rief Enrico befehlerisch von der Thür aus.

„Und Signor Biagio?“ entgegnete verwirrt die Frau, welche die Hände rang, weil sie sich theils um ihrer selbst, theils, jetzt wo ihre Hoffnungen der Erfüllung so nahe waren, um ihres Kindes willen als eine Beute der Verzweiflung fühlte.

„Wenn Du noch ein Wort über den alten erbärmlichen Thoren sprichst, versichere ich Dir, daß ich ihn durchs Fenster in den Kanal werfe“, erwiderte Enrico ärgerlich und zog seine Mutter mit Gewalt mit sich fort.

Sich selbst überlassen und durch ihr krampfhaftes Schluchzen endlich etwas beruhigt, erhob sich Clelia und begann nun erst über ihre Lage nachzudenken. Wenn sie sich standhaft weigerte, den alten Rechtsanwalt zu heiraten, welches Leben würde sie dann zu Hause führen? Und wenn sie ihm die Hand reichte, was würde dann aus ihrem Glück werden? Wie als Antwort vernahm sie das aus dem Nebenzimmer, seine widerliche Stimme, die ihr nur neuen Abscheu einflößte. Sie konnte es nicht ertragen und wollte entfliehen. Sie erinnerte sich eines unfernen Klosters, wo sie für die Nacht Schutz und Zuflucht finden konnte, Signor Biagio würde sie nach einem solchen Schritte, den er nicht mißverstehen konnte, nicht mehr heiraten wollen, und im Fall ihre Mutter sich nicht darüber zufrieden gäbe, war sie entschlossen, überhaupt Nonne zu werden.

Schnell suchte sie nach einem Shawl, fand einen solchen, verhüllte sich den Kopf und schlüpfte geräuschlos aus dem Zimmer. Mit der Vorsicht, die Thür zu verschließen und den Schlüssel zu sich zu stecken, um wenigstens eine Zeit lang die Meinung zu erhalten, daß sie sich eingeriegelt habe, schlich sie wie ein Geist die Treppen hinunter und sah bald die schweigsamen Sterne über ihrem Haupte funkeln.

Es war noch nicht spät am Abend; in Venedig sind die Straßen aber schon zeitig ziemlich verlassen, und Clelia, die gleich einem Schatten dahineilte, erweckte kaum die Aufmerksamkeit der wenigen Vorübergehenden. Zuletzt starrte sie doch ein Mann etwas neugierig an, und um diesem zu entgehen, stieg sie die Stufen einer kleinen Brücke hinauf. Hier rastete sie in der willkommenen Dunkelheit der benachbarten Häuser, denn eben hatte sie sich zu nicht geringem Schrecken erinnert,

daß ihr der Weg nach jenem Kloster doch nicht genau bekannt war. Sich in das Labyrinth der Gassen Venedigs auf gut Glück hin zu wagen, war nicht eben leicht, und Geld, um eine Gondel zu miethen, besaß sie nicht. So stand sie unentschlossen da, fühlte schon eine Art Reaktion nach der vorhergegangenen Aufregung und dankte Gott wenigstens für die geheimnißvolle Ruhe der venetianischen Nacht.

Unter ihr floß geräuschlos das Wasser hin, dunkel unter den Brücken und kaum heller, wo sich die Sterne darin spiegelten; nur dann und wann leuchtete der Schein einer Bootslaterne darüber hin. Eine schattenhafte Gestalt überschritt die Brücke in entgegengesetzter Richtung und tauchte eigentlich nur aus dem Düster der nahen engen calle auf, um ebenso schnell wieder zu verschwinden. Clelias Augen füllten sich mit Thränen, während sie den Kopf auf die gekreuzten Arme sinken ließ, es waren aber Thränen der Dankbarkeit für die dürftige Wohlthat der Einsamkeit und Freiheit. Plötzlich richtete sie sich bei dem Schalle ihr bekannt erscheinender Laute empor. Gespensterhaft und unhörbar glitt eine Gondel unter einer Brücke, auf der sie stand, dahin. Drei, nur schwach sichtbare Personen befanden sich darin, und zwei derselben, ein Herr und eine Dame, waren im Gespräch mit einander. Gerade da — als hätte es das Schicksal besonders gewollt — mußte es dem Herrn einfallen, eine Cigarre anzuzünden. Die kleine Flamme des Streichhölzchens schien zuerst auf die goldenen Epaulettes und dann auf das schöne Gesicht — Fieramoscas. Er warf das Hölzchen zwar schnell weg; die eifersüchtigen Augen der armen jungen Beobachterin hatten aber doch schon in der graziösen Dame an seiner Seite die Mrs. Walford erkannt, und als bedürfe es noch weiterer Bestätigung hörte Clelia die beiden gar von — ihr selbst sprechen! Vielleicht — dachte sie mit der thörichten Selbstquälerei der Liebe — wurde sie von ihnen verspottet und verlacht, und still und mechanisch ging sie die Stufen wieder hinunter, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollte, nur gehorsam dem Triebe des unbezwinglichen Schmerzes in ihrer Brust. Plötzlich hemmte sie die Schritte bei der Wahrnehmung, daß sie sich wieder ganz in der Nähe der eignen Wohnung befand. Gedrängt von der Angst, entdeckt und verfolgt zu werden, flüchtete sie in den Kreuzgang eines verlassenen Augustinerklosters, das nur noch zum Theil als Kaserne benutzt wurde. Hier führten durch ein niedriges rundes Thor marmorne Stufen hinunter nach dem Wasser. Nach diesen Stufen wendete sich, ihrer Sinne kaum mächtig, die arme Clelia.

Sie beugte sich hinaus, blickte den Kanal hinauf und hinab — keine Gondel war sichtbar. Zwei oder drei Personen gingen über ihr, längs des Campo Sant' Angelo vorüber. Sie wartete bis diese verschwanden, bis der Laut ihrer Stimmen und ihr sorgloses Gelächter verklungen waren. Noch einen Augenblick zögerte sie, weil aus der Tiefe ihres schmerzlich gequälten Herzens ein heißes Gebet um Verzeihung und Gnade emporquoll. Dann stieg sie, zitternd aber entschlossen, zur untersten Stufe hinab, preßte die Hände über die brennenden Augen und stürzte sich in die schweigende Flut.

„Was war das?" rief erschreckt ein Offizier, der allein in einer eben in Sicht kommenden Gondel saß.

Die Gondolière waren gleich der Ansicht, es sei ein Weib in den Kanal gefallen.

„Der Strömung nach muß sie da unten wieder auftauchen. Um des Himmels willen, eilt, eilt!“ rief der junge Mann schon den Waffenrock ablegend; und als Clelias schlanke Gestalt und helles Haar kaum wieder sichtbar wurden, sprang er ins Wasser und erfaßte jene, nachdem er ein paar Mal kräftig ausgestrichen, an der kleinen, zuckenden Hand.

Was sie dabei gefühlt, konnte sie später nimmer sagen; bei allem Kummer und allen Freuden des späteren Lebens stand davon nur ein Moment in unverblichener Lebhaftigkeit vor ihren Augen, der nämlich, als sie beim Scheine einer Laterne von ihrem Lager auf dem Boden der Gondel aufblickte und den verwunderten, liebeglühenden Augen des versteinerten Fieramosca begegnete.

Er brachte sie zu Mrs. Walford, welche, nachdem sie sich an ihrer Thür kaum vor einer Viertelstunde von ihm verabschiedet, ganz unvorbereitet war ihn noch dazu triefend von Wasser und ein zitterndes halbes Kind in den Armen tragend, wiederzusehen. Es erschien ihr, wie sie später äußerte, ganz so, als habe er den Wassernixen einen zufälligen Besuch abgestattet und eine von diesen als Gefangene entführt. Sie nahm jedoch die bereuende, bebende und doch wunderbar getröstete Clelia mit größter Freundlichkeit auf, brachte sie zu Bett, flüsterte ihr noch einige Worte ins Ohr und setzte sich dann, die Farbe etwas wechselnd, nieder, um an Enrico zu schreiben.

Ohne in Einzelheiten einzugehen oder gar des versuchten Selbstmordes zu erwähnen, theilte sie ihm mit, daß seine Schwester, fest entschlossen, den Signor Biagio nicht zu heiraten, sich in ihrem Hause befinde und daselbst bleiben wolle, bis eine endgiltige Entscheidung bezüglich ihrer Lage gefällt sei. Daneben ersuchte sie den Signor Enrico Renier höflich, sie zeitig am folgenden Morgen, und womöglich allein, zu besuchen.

Das kleine Billet erreichte seine Bestimmung in kürzester Zeit. Signor Biagio war, erzürnt über Clelias beleidigende Fernhaltung, schon davongegangen und Signora Maria zurückgekehrt, um vergeblich an die verschlossenen Thüren zu donnern.

„Nein, ein so eigensinniges, undankbares, dickköpfiges Ding“, polterte sie eben hervor, als Enrico, auffällig blaß aussehend, einen ihm eben überbrachten Brief zusammenfaltete und sie unterbrach mit den Worten:

„Es ist nutzlos, Mutter, nach Clelia zu rufen. Sie hat sich unserer Obhut entzogen und bei Mrs. Walford Zuflucht gesucht.“

Seine Mutter brauchte einige Minuten, die Bedeutung seiner Worte völlig zu begreifen. Als diese ihr klar wurde, sank sie in dem nächsten Stuhle zusammen und starrte ihn sprachlos an. Auch Giustina und Teresa gaben durch ihre Gesten den stärksten Mißmuth zu erkennen. Das dauerte fort, bis alle die Herrschaft über ihre Zungen wiederfanden und sich nun im maßlosesten Tadel ergingen. Mrs. Walford bekam natürlich ihr gehöriges Theil, bis Enrico, wie aus dem Traume erwachend, kurz sagte:

„Wir haben dafür niemand zu danken als uns selbst. Das arme

Kind ist durch sinnlose Verfolgung weggetrieben worden und hat sich gewiß glücklich geschätzt, eine Fremde mit mehr Einsicht und Wohlwollen, als ihrer Familie von Natur zutheil wurde, gefunden zu haben."

Als Mrs. Walford am folgenden Morgen sichtlich erregt in ihrem Salon auf und abging, hatte sie nicht viele Minuten über die bestimmte Stunde zu warten, bis die Thür geöffnet wurde und Enrico etwas verstört eintrat. Mit bedeutsamem Ernste kam er einige Schritte näher und verneigte sich mit steifer Förmlichkeit. Mrs. Walford ließ die schon ausgestreckte, zitternde kleine Hand wieder niedersinken, ihre Lippen stammelten etwas für sich hin, sie bot ihm aber höflich einen Stuhl an. Er legte zwar die Hand auf dessen Lehne, setzte sich aber nicht nieder.

Die sich unverkennbar herausgefordert fühlende junge Wittwe theilte ihm nun Clelias Selbstmordversuch weit schneller, als sie es eigentlich beabsichtigt, mit.

„Jetzt können Sie Ihre Schwester nicht sehen; sie schläft noch", fügte sie hinzu, als Enrico erschrocken und verwirrt nach der Thür des Zimmers eilte, in dem Clelia sich befinden sollte. „Sobald sie sich hinlänglich erholt hat, werde ich nach Ihnen senden; aber Sie müssen entweder ohne Ihre Mutter kommen oder diese in versöhnlicher Stimmung mitbringen. Die Sitten Italiens sind mir noch immer etwas fremd; wir in England aber würden kein genügend hartes Wort gefunden haben zur Bezeichnung der Art und Weise, in welcher Ihre bedauernswerthe Schwester behandelt worden ist."

Hatte Mrs. Walford durch diesen auch ihren Gast treffenden Tadel gehofft, diesen zum Sprechen von sich selbst zu bewegen, so täuschte sie sich sehr. Enrico erklärte nur sehr kalt, daß er ganz derselben Meinung sei und die geplante Verehelichung mit Signor Biagio als abgethan betrachte; übrigens werde er nichts unterlassen, seine Mutter zu beruhigen und auszusöhnen. Außerdem bleibe ihm nichts übrig, als der Signora für die bewiesene Freundlichkeit zu danken und ihre Erlaubniß, seine Schwester zu sehen und zu sprechen, abzuwarten."

„Sie wollen also gehen?" rief da die Wittwe im Tone naivster Enttäuschung. „Früher, Signor Renier, hatten Sie das nicht so eilig."

„Früher lagen die Verhältnisse anders", lautete die räthselhafte Antwort, die er mit gleichmüthigstem Ausdrucke gab.

„Lassen Sie uns einen Augenblick auf diese frühere Zeit zurückkommen", sagte sie, mehr und mehr erbleichend. „Sie baten einst um meine Hand, und ich schlug Ihnen diese nur aus dem Grunde ab, weil sonst nach dem Testament meines verstorbenen Gatten jeder Pfennig, den ich besaß, verloren gegangen, eine Verbindung zwischen uns dann aber nur — Entbehrung gewesen wäre."

Enrico verbeugte sich zustimmend.

„Wir schieden damals von einander, doch mit gegenseitiger Bedingung. Entsinnen Sie sich wohl derselben?"

„Gewiß", sagte er, seine Erregung mühsam verbergend; „wir versprachen einander Treue zu bewahren und einer dem andern mitzutheilen, wenn sich die Verhältnisse eines von uns jemals änderten."

„Nun?“ sagte Mrs. Walford, die heftig zu zittern begann.

Enrico, der immer mehr den stolzen Hidalgo spielte, erklärte, er wisse recht gut, daß und wie ihre Verhältnisse sich geändert hätten.

„Ja wohl“, bestätigte sie, „ich bin jetzt reicher als früher.“

Er erbebte, als ob jedes Wort ein Dolchstich gewesen wäre. Diese Neuigkeit schien ihn — und zwar nicht angenehm — zu überraschen.

„Mein alter Onkel ist gestorben“, fuhr Mrs. Walford fort, „und hinterließ mir ein ebenso großes Vermögen wie das, welches ich durch Verheiratung zu verlieren hatte.“

Sie brach ihre Worte mit einem leisen Seufzer ab und sah ihn, mit Thränen in den Augen, lächelnd an.

„War das der Grund, weßhalb Sie gestern nach mir schickten?“ fragte er, jedes Wort Silbe für Silbe sich abquälend.

„Zum Theil“, antwortete sie, in lieblicher Scham erröthend. „Es liegt aber noch etwas vor, was ich gern mit anbringen würde, wenn Sie mir — dazu helfen wollen.“

„Ihre Absicht, sich zu vermälen?“ sagte Enrico steinern.

Sie gab keine Antwort, sondern wendete nur den Kopf ab.

„Ich bringe Ihnen meine besten Wünsche, Madame“, sagte der Offizier und setzte mit gedämpfter Stimme hinzu: „und ich hoffe, Sie werden sich stets glücklich fühlen.“

Mrs. Walford starrte ihn mit unverhohlener Verwunderung an.

„Was in aller Welt wollen Sie damit sagen?“

„Ich dächte, meine Worte ließen an Klarheit nichts zu wünschen übrig“, antwortete Enrico bitter. „Sie konnten früheres vergessen, und ich, der ich nicht so glücklich bin, liebe Sie doch noch zu warm, um Ihnen Vorwürfe zu machen.“

„Wie“, rief sie dagegen dringend, „wen glauben Sie denn, den ich heiraten sollte?“

„Wen? Nun, Fieramosca.“

„Fieramosca! Ihren Freund, meinen Sie? Ich — ich glaubte, Sie wüßten es besser — Sie Thörichter!“ rief sie. Dann lagerte sich eine reizende Falte des Unmuths auf ihre Stirn und die festgeschlossenen, frischrothen Lippen deuteten an, daß sie über dieses Thema kein weiteres Wort sprechen wollte.

Während der Zeit zwischen zwei Herzschlägen stand Enrico schweigend da, ganz schwindelig von dem berauschenden Blicke auf die Zukunft.

„O, dann vergeben Sie mir!“ rief er und schloß sie so zärtlich und stürmisch in seine Arme, daß ihr schon keine andere Wahl blieb, als ihr lächelndes, erröthendes, liebreizendes Gesicht an seiner Schulter zu bergen.

In dieser interessanten Haltung wurden sie plötzlich von Fieramosca selbst überrascht, der bei seiner ängstlichen Sorge um Clelia wie eine Bombe in den Salon eindrang. Er war, wie sich leicht denken läßt, nicht wenig erstaunt und benahm sich auch, als ihm der Zusammenhang mitgetheilt worden war, in Erinnerung an sein letztes feindliches Zusammentreffen mit Enrico, nicht so freundschaftlich wie ehedem.

Der Lieutenant gedachte bald seines verletzenden Auftretens gegen ihn und bat ihn freimüthig um Entschuldigung, während Mrs. Walford, die schon ein hinter der Scene lauerndes Duell ahnte, durch einen Schreckensschrei seinen Worten Nachdruck verlieh.

„Es ist wohl leicht genug gesagt „verzeihe!", erwiderte Fieramosca, der um der Ehre willen noch zu zürnen versuchte, „aber sage mir auch, wie kamst Du auf jenen lächerlichen Gedanken, da meine Briefe Dich doch hinlänglich unterrichtet haben mußten?"

Da kam's denn an den Tag, daß bei dem Hin- und Hermarschiren Enricos die letzten Briefe des Freundes ihn gar nicht erreicht hatten, ein Umstand, der Fieramosca natürlich schnell wegen des Mißverständnisses beschwichtigte, so daß er, als Clelia endlich erwachte, deren Bruder versöhnt in die Arme schloß.

Auf Enricos Mittheilungen gegen seine Mutter zeigte sich diese zuerst erschrocken, dann höchst erzürnt und erklärte schließlich, Clelia müsse trotz alledem den Signor Biagio heiraten. Als Enrico dagegen aber einwendete, daß er in diesem Falle auch Mrs. Walford nicht als Gattin heimführen könne, da diese gelobt habe, keinen andern als Fieramosca zum Schwager haben zu wollen, da strich Signora Maria unverzüglich die Flagge.

Aus vollem Herzen verzieh sie indeß niemals ihrer Tochter, welche infolge dessen den größten Theil ihrer Zeit bei Mrs. Walford zubrachte. In dem verfeinernden und anregenden Umgange mit dieser Dame entwickelte sie sich dann dem Geiste und Charakter nach desto schöner und vollkommener, wodurch Fieramosca mit jedem Tage mehr an sie gebannt wurde, bis ein glückliches Ehebündniß den Leiden und Prüfungen des schönen tapfern Kriegsmannes ein Ende setzte.

* *
*

Frankreich im Lichte seiner Literatur.

Kritische Essays von Charles Fuster.

Autorisirte Uebersetzung von **Ewald Paul.**

II.

Jules Vallès.

Jules Vallès, der Aufrührer, ist einer der seltsamsten und persönlichsten literarischen Typen gewesen, die man bisher beobachten konnte. Er hat im modernen Roman eine Idee gefunden, eine Betrachtung der Menschen und Dinge, die ihm allein eigen ist. Balzac und Flaubert, — der erste vor allem in seiner Comédie humaine, der zweite in Madame Bovary, der Education sentimentale und Bouvard & Pécuchet, — Balzac und Flaubert haben das einfältige Leben, das Leben ohne Ausdruck, das eintönige und lästige Leben vor Augen gehabt. Zola und die Naturalisten sahen das traurige, schmutzige, lasterhafte Leben. Octave Feuillet und seine Schule sahen das romanhafte Leben. Paul Bourget sieht das verhängnißschwere Leben. Jules Vallès hat insonderheit das ungerechte Leben erblickt.

Er hat die Bitterkeit jenes Zigeunerthums kennen gelernt, das Murger trotz seiner blendenden Lustigkeit halb und halb kennen lernte, das er aber nicht malen wollte. Jules Vallès, der später nach dem — älter gewordenen Paris kam, hat dieses Elend im Frack, das das schlimmste unter allen ist, erduldet. Er ist mit genug Talenten in Berührung gekommen, die im Begriffe waren, sich zu verlieren, mit genug Charakteren, die den Weg zu ihrem Untergange pilgerten. Er ist mit den kleinen großen Politikern des Quartier Latin und den kleinen großen Künstlern des Montmartre intim gewesen. Er hat die Wuthschreie und beißenden Spöttereien, die niedrigen Scherze der Verkommenen, Beschäftigungslosen, derer mit verfehltem Beruf angehört — und er hat davon gleich einer unheilbaren Melancholie einen gehässigen Widerwillen gegen Emporkömmlinge, einen fremdartigen Zorn gegen die Glücklichen zurückbehalten. Und die Verbummelten selbst haben vor seinen Augen keine Gnade gefunden: er hat sie lächerlich gemacht, indem er sie bedauerte. So erklärt sich dieses gallige, über-

triebene, verzweifelte Werk, in dem die Sonnenstrahlen selten sind und das eintönig und langweilig wie ein grauer Himmel bleibt.

Das ungerechte Leben — das ist das Leben, welches Vallès gesehen hat. Aus ihm kommen diese revolutionären Ideen, daher kommt diese Bitterkeit des Ausdrucks, dieses kalte und schlechte Gespött. Vallès hat verlorene Menschen ein wenig durch das Leben und viel aus ihnen selbst kennen gelernt. Er hat ihr Theil der Verantwortlichkeit an diesem langsamen Fallen nicht verstanden oder nicht verstehen wollen. Er hat nur die Grausamkeit des Geschickes verstanden, die Falschheit der Erziehung, die Laster und Niederträchtigkeiten einer halb aufgeklärten, einer halb intelligenten Klasse. Und das war es, das ihn damals bewegte, als er seinen Bachelier allen denen widmete, „die, mit Griechisch und Latein ernährt, des Hungertodes gestorben sind." Eben das war es, das ihn veranlaßte, die Widerspenstigen zu verherrlichen und alle blutenden Wunden mit mächtiger, aber theatralischer Geberde bloßzulegen.

Das, was er nicht gesehen hat, ist, daß das Leben keineswegs allein an diesem endlosen Todesringen schuld ist, welches so viele Unglückliche erpackt. Das Leben hat sein Theil Ungerechtigkeit: es beobachtet mit verbundenen Augen und es ist der Zufall, mit dem es das Wenige spendet, welches es überhaupt spendet. Aber viele dieser Verkommenen sind freiwillige Opfer und die meisten dieser Todeskämpfe sind Selbstmorde. Wieviele unverstandene Poeten giebt es, die niemals Poeten waren und dennoch die Chattertons spielen! Wieviele Männer der Politik, die ihren Freunden in den Kaffeekneipen ein Langes und Breites vorreden und Studenten des zehnten Jahrganges sind! Wieviele Pseudo-Maler, die die Zeit vertändelnd und mit allerlei Verleumdungen in den Ausstellungen herumlaufen, ohne den Muth zu haben, in ihre Dachkammer zurückzukehren, die Pinsel zu nehmen und auf die Leinwand zu werfen, was sie gerade im Herzen oder vor den Augen haben! Sind alle diese Leute zu beklagen? Zu beklagen, ja, aber selten zu entschuldigen und niemals zu lobpreisen. Das sind keine Opfer des Lebens, das sind Opfer aus eigener Schuld. Das Leben ist nicht schändlich ihnen gegenüber, — sie sind vielmehr undankbar in Ansehung des Lebens.

Zu Anfang der **Réfractaires** findet sich eine sehr schöne Seite, auf der Vallès diese modernen Widerspenstigen, diese Armee im Frack, diese Lumpen in weißer Krawatte mit den Widerspenstigen zu Beginn dieses Jahrhunderts vergleicht, mit den Dorfmenschen, die den großen Metzeleien des Kaiserreiches entflohen, um in der Einsamkeit zu leben, versteckt im Gestrüpp und Dickicht, in den Thälern oder Gebirgen, mit einer Flinte als Gefährten und dem freien Himmel als Wohnung. Der Vergleich ist großartig, er macht Eindruck, er verführt — aber daß er falsch ist, läßt sich bald erkennen! Unsere Widerspenstigen haben nicht wie diese Bauernsöhne das Recht, Widerspenstige zu sein. Man verlangt von ihnen nicht, daß sie zur Schlachtbank gehen und sich einfältig und gleich Wilden tödten: man verlangt von ihnen, daß sie ihre Rolle hienieden spielen, arbeiten wie die übrigen und leiden mit der großen Menge. Das Leben ist kein Feldzug mit Rußland, eine ungeheure Schlacht im Sonnenglanz oder bei Nacht: das Leben ist überaus eintönig und es handelt sich eben darum, daß man diese

Einförmigkeit muthig und ruhig ertrage. Es liegt mehr Größe darin, so zu leben als sich zu erschießen oder ein Feuer anzufachen.

Und das ist der Grund, warum die Aufrührer von Jules Vallès nicht groß sind. Wieviel größer sind zum Beispiel diejenigen, die Léon Cladel vorführt! Das sind keine Faullenzer und faden Spötter, nein, das sind die echten Landstreicher, die wirklichen verlorenen Kinder, die echten Parias. Diese machen keine Phrasen und schönen Worte, — sie mühen sich und dulden; sie träumen nicht von geheimen Gesellschaften, — sie haben, wenn ihnen der Augenblick gekommen scheint, jenen wahnsinnigen Heldenmuth, auf die Barrikaden zu steigen; sie verschleudern das Leben nicht, — sie verwünschen es vielleicht, aber sie schleppen es herzhaft dahin. Man möge uns erlauben, daß wir den Vergleich zwischen Vallès und Cladel noch weiter führen. Das sind zwei gleichermaßen ungestüme Gestalten, deren Ungestüm nur beim äußeren Ansehen sich verschieden zeigt. Vallès — das ist Jacques Vingtras, Junggesell und Flaneur, Fatalist, der sich in seine Unthätigkeit fügt und die Menschen und Dinge haßt, weil er sich nicht zu der Höhe der Menschen und über die Dinge emporzuschwingen vermochte. Cladel andererseits ist der ungeschliffene, rohe und bisweilen schreckliche Kämpfer-Ompdrailles. Der eine lacht, aber er wird gelb beim Lachen, — der andere, roth, schreit, braust auf, streitet sich. Vallès ist gallig, Cladel nervös und diese Verschiedenheit der Temperamente macht aus dem einen einen alltäglichen Unzufriedenen, ein Lebewesen, das mit dem Leben schmollt, und aus dem anderen einen störrischen und mächtigen Aufrührer, einen Revolutionär im vollsten Sinne des Wortes. Und sind diese Bauern Cladels, diese Ausgehungerten der großen Heerstraßen, diese alten Soldaten der Republik oder des Kaiserreiches nicht schöner als Vallès' Verbummelte, diese Ausreißer der banalen Kämpfe des Lebens? Und steht das erbitterte Elend nicht höher als das faullenzende? Ist das flache und herzzerreißende Dasein Kerkadec's nicht den schönrednerischen, wohlklingenden Phrasen des „Insurgenten" vorzuziehen? Insurgenten sind beide, Cladel sogut als Vallès, aber jener ist es besser und tiefer als der andere. Der Pulvergeruch zieht durch sein Buch und es ist fast, als höre man die Kugeln pfeifen. Dieses Buch ist wie eine große epische Vision, ein Stück blutigen Bildes, von kühner Hand entschleiert, ein Schmerzensschrei eines sterbenden Menschen; das Werk von Vallès hingegen ist nur eine lange traurige Posse, ein schriftlicher Antrag, in dem die Leidenschaft blind ist, die Spöttereien erkältend wirken, und eine garstige Ironie das aufrichtige Schluchzen verdeckt. Und wäre nicht die Form, die bewundernswürdig bleibt, dieses Werk von Vallès, so solid es auch aufgebaut ist, wäre schon längst zusammengestürzt.

Aber die Form rettet diese paradoxen und trostlosen Seiten, auf denen der Schmerz, durch ein cynisches Lachen erstickt, uns nicht zu bewegen vermag. Die Form derselben ist ausgezeichnet, stellenweise nicht abgeschliffen, aber immer glänzend, immer geistreich und stark bei ihrer Einfachheit. Die Phrasen sind mit außerordentlicher Kunst hervorgebracht: bald leuchten sie in einer Funkengarbe empor, bald fallen sie hart hernieder wie ebensoviele Hammerschläge. Die Idee tritt darin gänzlich und allein zu Tage. Niemals Füllwerk, niemals Schwer-

fälligkeiten noch Banalitäten: alles ist kurz, klar und fest. Die Farben sind blendend, aber mit Geschmack durch einen vollendeten Koloristen vertheilt. Zuweilen erleuchtet ein Winkel Lustigkeit die graue Tönung und ein herzhaftes Lachen, eine echt altfranzösische Redensart, ein recht prickelnder Vergleich sind da, und beruhigen das Herz und die Augen. Häufig trifft sich über Montaigne und etliche Male über Voltaire eine Quintessenz französischen Scharfsinns. Der Weg von diesem einfachen Stil zu der skizzirten und auf das Aeußerste angespannten Sprache Cladels ist weit. Cladel sieht seinerseits zu hoch: dieser Poet in Prosa häuft die ungeheuerlichen und manchmal nicht zusammenstimmenden Worte, die schlagenden Epitheta, die Farben, welche abstechen, um zusammengestellt zu sein; er zieht seine Phrasen über alle Maßen in die Länge, er vervielfacht die Parenthesen und Interjektionen — er hat immer redekünstlerische Arbeit. Vallès im Gegentheil — und darin liegt sein Reiz — schreibt begeisterte Dinge nüchtern, er stellt eine klare und freimüthige Sprache in den Dienst der erstaunlichsten Paradoxe, er scheint, so sehr ist sein Stil vollendet, nicht einmal um Stil sich gekümmert zu haben. Von diesem Standpunkte allein würden die Réfractaires und l'Enfant den Namen Meisterwerke verdienen.

Der Mann, der unlängst gestorben, mag eine eigene Schriftstellerschule hervorgerufen haben. Seine Arbeit liegt darin, daß er sich in das trostloseste Zigeunerthum vertiefte, jenes Zigeunerthum, welches seine Rudolphs, seine Schannard, seine Colline hat, aber verdummte Rudolphs, Schannards ohne Genie und faullenzende Colline. Er wird zwar die revolutionäre Literatur begründet haben und seine Schöpfung interessant für die Gelehrten bleiben, aber die Nachwelt wird mit ihm scharf ins Gericht gehen, weil sie gegen seine Helden strenge war. Man liebt an den Empörern den Heroismus der Empörung und nicht die fatalistische Unterwerfung der Verbummelten ohne Größe.

III.

Marc-Monnier.

Die wahren Franzosen sind nicht alle in Frankreich. Franzose sein, Gallier sein, das heißt Spötter sein ohne Gemeinheit, lustig ohne Narretheien, beißend ohne Grausamkeit — das bedeutet Geist zu haben, Geist, der sich leicht giebt, aber unter seiner frivolen Maske dennoch tief ist, bei seinem skeptischen Aeußeren dennoch menschlich empfindet. Und dieser Geist, dieser französische Geist, der die höchste Gabe unserer Rasse ist, hat sich oft auch auf einer andern Erde als der französischen entfaltet. Heine, das Hamburger Kind, war Franzose. Und was für ein Franzose! Spötter und in seiner Rede bald hierhin, bald dorthin springend, leidenschaftlich selbst in seinen blasirtesten Scherzen, lustig um ein nichts, traurig wegen eines Lächelns, und sich unter Thränen mokirend. Und Marc-Monnier, dieser Italiener zu Genf, der ein wenig Südländer und Heide und doch wieder — so obenhin — von hugenottischer Strenge berührt war, ist einer jener Franzosen gewesen, die am besten Frankreich lieben und verstehen lehren.

Es ist also wahr, daß Frankreich nicht völlig in Frankreich sei.

Man behauptet von uns, daß wir kein kolonisatorisches Geschick haben. Freilich verstehen wir es nicht, den Völkern durch die rohe Gewalt unsere Ideen und unsere Gesetze aufzudringen. Wir beobachten einen Großmuth, der uns verkleinert, und eine gewisse Gleichgiltigkeit, die uns in die Gefahr des Unterganges bringt. Aber wie sehr erwärmt Frankreich, ohne das Ansehen haben zu wollen, als ob es sein Genie und seine Kraft verschwende, alles mit seiner Begabung und wie sehr erfüllt es alles mit seinem Lebenssaft! Niemals hat eine Rasse einen so leicht sich anderen mittheilenden Enthusiasmus, eine so allgemein hochgeschätzte Lebhaftigkeit, eine so ansteckende Lustigkeit besessen! Kaum ist es nöthig, zum Beweise noch die Revolution herbeizuziehen, diesen Lavastrom, der, in Paris hervorbrechend, langsam und stufenweise Europa und die übrige Welt in Flammen setzt. Nirgends zeigt sich in der Geschichte der Rassen eine gleiche Expansionskraft, eine derartige Macht als die erwähnte. Und wenn wir von den großen politischen und sozialen Ideen auf den Einfluß des täglichen und allgemeinen Lebens herniedersteigen, so erblicken wir noch seltsamere Resultate. Der französische Geist hat die Welt viel schneller und viel sicherer erobert als die Betrachtungen unserer Philosophen oder die Träume unserer Utopisten. Der französische Geist theilt sich leicht und gern mit; als ein leichtes Ding fliegt er, wohin ihn der Wind weht, läßt sich dort nieder und gleichviel, ob der Boden gut oder schlecht vorbereitet, beginnt er zu keimen — gleich jenen ausdauernden Samenkörnern, die bei geringer Nahrung bestehen und ein langes Leben haben.

Und dergestalt hat man auch in Genf, im alten calvinistischen Genf, einen fremdländischen Franzosen beobachten können als einen Pariser wie jeden andern dieser Stadt und als einen Gallier wie die besten dieses Stammes. Italiener von Geburt, bewahrte er in seinem leuchtenden Talent den ganzen Reiz des italienischen Himmels. Den Poeten seines Heimatlandes hatte er die Liebe zu schönen Worten und lebhaften Farben entliehen. Seine harmonischen Phrasen, seine erstaunliche Leichtigkeit der Improvisation, seine unversiegbare Einbildungskraft, alle seine äußeren Eigenschaften kamen ihm aus Italien. Mit diesem Einfluß verband sich, obschon in sehr geringem Maße, der Einfluß jenes Kreises, jener umgebenden Atmosphäre, jener Gesellschaft, in der Marc-Monnier gelebt hat. Dieser Spötter, der so vortrefflich geschaffen war, um Boccaccio zu verstehen und Leopardi zu verehren, hatte in der täglichen Berührung mit Menschen und Dingen etwas christliche Zurückhaltung, ja selbst ein wenig von hugenottischem Ernst erworben. Schließlich aber und hauptsächlich war er durch seine Geistesrichtung, durch seine Vorlesungen und seine Pariser Beziehungen Franzose geworden, — und zwar mehr Franzose, als man wohl denken möchte, und fast ebenso sehr als Heine, der ein so vortrefflicher Franzose gewesen ist! Marc-Monnier hat zuweilen die Ader der Boulevard-Plauderer. Wenn die Uebertreibungen der naturalistischen Schule ins Lächerliche zieht, wenn er über die Kompilatoren spottet und die schwerfälligen Gelehrten aufzieht, wenn er die alltäglichen Verbummelten geißelt, so weiß er dies mit soviel augenscheinlicher Gutmüthigkeit, mit so durchtriebenem Lächeln anzustellen, daß es —

man wolle oder wolle nicht — zum Herzen geht und einen durchschlagenden Erfolg hat. Und dabei niemals ein Wort, das sich härter anhört als das andere, nicht eine einzige Trivialität, niemals eines dieser plumpen Epitheta, die der Ohnmacht ein falsches Aussehen von Kraft geben. Der Stil ist immer einfach und glänzend, der Ideengang klar zu Tage tretend, die Vergleiche unerwartete und glückliche, die Späße aufgeräumt und die Worte gerecht. Das ist Französisch der guten Schule, klassisches Französisch.

Und es ist zu einer Zeit, da die Klassiker so schlechtes Spiel haben, nicht übel, klassisch zu sein. Man wird sagen, daß wir für unsere Art reden, als Reaktionär des Gedankens und in unsinnigem Festhalten an das alte, als ein Menschenkind, das den Geist des Widerspruchs weit von sich stößt. Aber sind die wahren Genies nicht alle klassisch auf ihre Weise natürlich — klassisch ohne irgend welchen Bezug vom Klassizismus, ohne Formenzwang und ohne Langeweile. Niemand hat gleich Musset die französische Prosa rein und klar geschrieben. Die Sprache Mérimées ist glänzend und flüssig, also klassisch und sogar bewundernswerth klassisch. Leconte de Lisle hat mit seinen ehernen Strophen, mit seinen Versen, die alle durch eine Form gegossen sind, eine neue Klassiker-Schule aufgebracht. Renan ist klassisch, wie man es sein kann, wenn man sich von allen Formelwesen und allen Hindernissen frei gemacht und einen verjüngten und verschiedenartigen Stil geschaffen hat, der bald liebenswürdig und lächelnd erscheint, bald gleich einer Wehklage bedrückt, bald gewaltig und großartig ist wie die Gedanken eines Marc-Aurel. Gustav Flaubert ist klassisch. Er vergötterte gewisse Phrasen Bossuets. Diese helltönenden und melodischen Phrasen, diese langgezogenen Trompetentöne, die noch nach Verlauf zweier Jahrhunderte wiederhallen! Und auch er hat eine harmonische Einheit, einen machtvollen Rhythmus, eine feste und dauerhafte Form gefunden.

Wir wollen noch weiter gehen und Zola citiren. Man hat oft gesagt, daß Zola romantisch sei, obschon er sich dagegen vertheidigt; und er ist romantisch; nichts ist wahrer als das, jedoch er ist auch klassisch, wenn es, um auch klassisch zu sein, genügt, daß man eine korrekte und kräftige Sprache spreche und daraus alles, was sie zu bieten vermag, herauslocke. In **Une Page d'amour** befinden sich gewisse Schilderungen, die nach hundert Jahren in den Schulen auswendig gelernt werden dürften, und Thérèse Raquin, dieser langsame Todeskampf zweier durch Gewissensbisse gepeinigter Verbrecher, hat die düstere grausige Hoheit einer Tragödie des Aeschylos: es findet sich darin die strenge Idee vom Geschick, das die Schuldigen verfolgt — eine wieder aufgefrischte, neubelebte, modernisirte Idee freilich, aber eine solche, die auch in ihrer neuen Fassung alles aufweist, was sie an Unwandelbarem und Menschlichem besitzt.

Ebenso wie Musset, wie Mérimée, wie Leconte de Lisle, Renan, Flaubert und Zola war Marc-Monnier klassisch. Leicht, einfach, niemals geziert und selten zu geistreich, hat sein Stil den vom Liebenswürdigen und Natürlichen geschaffenen Reiz. Er läßt mit einem Wurfe immer dasselbe hingleiten, aber ohne Monotonie. Es ist dem geneigten Leser gewiß zuweilen begegnet, daß er im Verlauf eines Sommer-

Spazierganges, wenn die Felder grau vom Staube sind, die Kirchdächer glänzen und die Erde dampft, plötzlich unter einer Baumgruppe eines dieser murmelnden Rinnsale entdeckt, welche, indem sie die Gräser bewegen und die Erdschollen losspülen, eine unmerkliche Musik machen, die man nicht hört, die man kaum erräth und die dennoch köstlich frisch und beruhigend ist. So verhält es sich mit dem Stil Marc-Monnier. Nicht als ob er unschmackhaft wäre wie klares Wasser oder die Einförmigkeit eines ununterbrochenen Zuges habe! Im Bache befinden sich Kiesel und ebenso hat auch dieser so flüssige Stil Schwierigkeiten, Worte, welche befremden, unerwartete kühne Sprünge oder Verborgenheiten, über die man erstaunt. Die Kiesel geben der Quelle jenes kleine Geräusch, das ihren Reiz ausmacht — und das, was den Reiz des Marc-Monnier'schen Stiles ausmacht, das sind gerade diese feinen Abstufungen, diese unantastbaren Mängel, diese zarten Flecken, über die sich zu beklagen niemandem einfällt. Zuviel Reinheit würde schaden, und die Quellen gewinnen dadurch, daß sie nicht ewig ruhig dahinfließen.

Die Arbeiten Marc-Monniers sind buntfarbig und wir können nicht daran denken, hier ihre Analyse vorzunehmen. Es giebt eben Dinge, die sich der Analyse entziehen, selbst dadurch, daß sie so bezaubernd und ungreifbar sind. Ueberall, in seinen geschichtlichen Essays wie in seinen literarischen Studien, in seinen Spottromanen, in seinen „Comédies de Marionnettes" hat Marc-Monnier eine seltsame Anmuth verschwendet, einen gemäßigten Skeptizismus, Gefühlsschauer, tausend verschiedene, beinahe paradoxe Eigenschaften, welche wie ein Räthsel die Kritik zu allen Zeiten irre führen. Wandelbarer Seele und gefügigen, verschiedenen Geistes war er ebenso wie Victor Hugo die Erzsäule, die einen Ton giebt, wenn man sie anschlägt und die durch die Verschiedenheit der empfangenen Schläge auch eine Verschiedenheit der Töne erwirbt, so daß sie vielfältig zu sein scheint wie alle die Bewegungen, die in ihr vibriren.

Wenn in irgend einem Theile des Werkes von Marc-Monnier diese Eigenschaft augenscheinlich zu Tage tritt, so sind das seine Poesien. Sie sind in Frankreich wenig bekannt, was für uns nur zu bedauern ist. Vielleicht ist kein französischer Poet Heine so nahe gekommen. Die Nachahmung ist darin etwas, aber nicht viel. Jedoch welche ausgezeichnete Erfindung im Ausdruck, welche tiefe Humanität im Gefühl, welche Eigenart im Wohlklang und Rang! Einige dieser Miniaturgemälde sind mustergiltige Schöpfungen. Man wird uns einwenden, daß das eben nur Kleingemälde sind, die der Künstler geduldig und mühsam, vielleicht auch mit außergewöhnlichem Geschick hergestellt habe, daß er aber darum nicht minder ein untergeordneter Künstler bleibe. Wir glauben nicht daran. Gewiß liebt niemand mehr als wir die großartige Poesie, die Poesie, die ins Weite und Erhabene geht, die Harmonie, die sich nach allen Seiten ausbreitet, die in ihrer Macht unermeßlichen Verse, wie sie Vigny, Musset und Leconte de Lisle gefunden haben. Aber wenn wir einen Trompetenstoß bewundern und um einen Donnerschlag erzittern, sollte dann eine Thräne, eine einfache Thräne, die zitternd, sich verbergend, gleichsam mit Scham niederfällt, nicht auch werth sein, durch die Seelen aufgenommen zu werden!

Es scheint uns, daß kleine Dinge zuweilen am meisten in Wallung bringen und daß diesen kleinen Dingen auch ein kleiner Rahmen geziemt. Vorausgesetzt, daß der Gegenstand neu und der Rahmen vollkommen ist, hat der Künstler sein Werk vollendet und zwar ein Werk, welches Aussicht auf Bestand hat, weil die Zeit, die große Monumente vernichtet, indem sie sie an der Basis, dort, wo ein Stein fehlt, angreift, weil die Zeit nichts vermag an einem kleinen, echten, gediegen skulptirten, bis zum Grunde vollendeten Marmorfigürchen.

Die Poesien Marc-Monniers sind ebensoviele leichte Gestalten, entzückende Arabesken und liebenswürdige Einfälle. Indem man sie liest, liest man nicht ein Buch — nein, man liest ein Herz und einen Geist. Der Mensch läßt sich darin völlig erkennen, schwankend, zurückweichend, gestern melancholisch, heute Spötter, morgen heiter wie der Vogel, der ein Nest gefunden hat. Und man fühlt beim Lesen dieser kleinen, allezeit hüpfenden Strophen, wie sehr diese echt biedere, echt menschliche Natur Veränderung erlitten hat und ungleichartigen Eindrücken, widerspruchsvollen Lockungen unterworfen war.

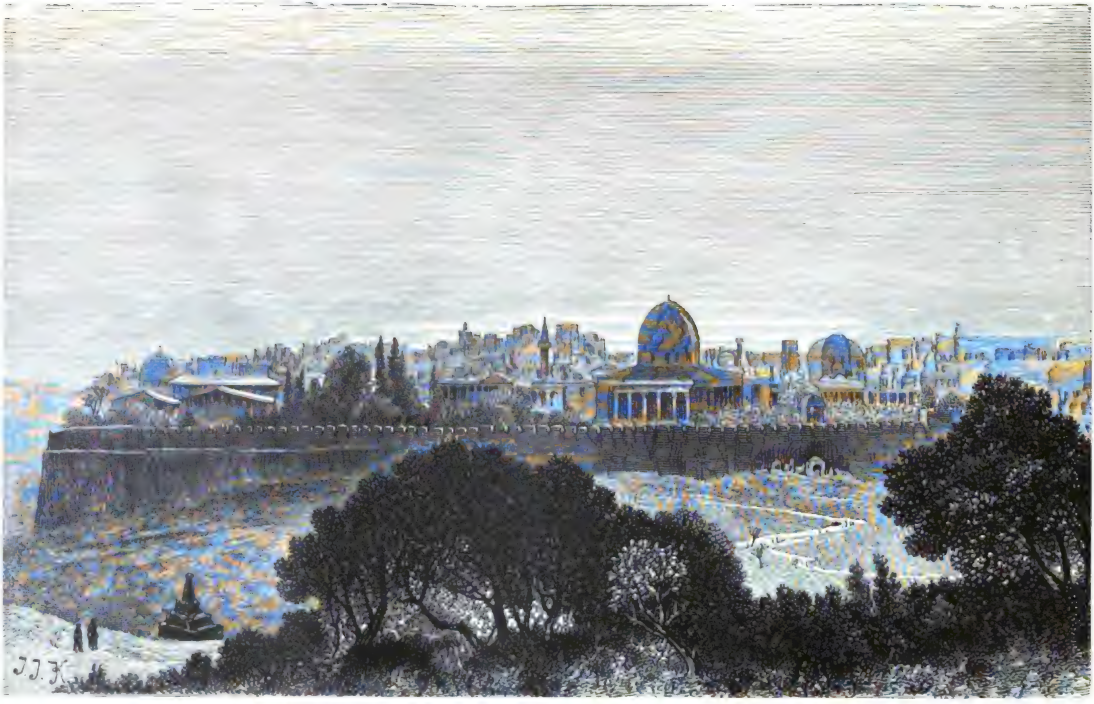
Denn so ist das Leben. Man will Doktrinen haben, man acceptirt Formeln, man macht sich Prinzipien — und dann wechseln die Doktrinen mit den Jahren und man verläßt eine Formel nach der anderen und macht kurzen Prozeß mit den alten Prinzipien, um schließlich die neuen nicht besser zu behandeln. Mannigfaltigkeit — das war schon der Wahlspruch Montaignes und alles in allem genommen ist sie es heute noch, gleichviel, ob wir es gestehen wollen oder nicht. Alles verändert sich und wir verändern uns auch. Nur die Natur bringt Jahrhunderte zur Veränderung — während wir uns hingegen jeden Tag verändern als ein Opfer eines flüchtigen Eindruckes oder eines Gedankens, der nicht einmal der unserige ist. Wir dürfen noch glücklich sein, wenn wir wie Marc-Monnier unangreifbare Empfindungen für immer festzuhalten vermögen, auch in der Seele einiges wieder aufleben lassen können, was unsere Seele einen Augenblick in sich lebend gefühlt hat.

Die Baumeister in der Thierwelt.

Von Hermann Pilz.

I.

Die Mutter Natur hat weise dafür gesorgt, daß ihren Geschöpfen auf Erden eine große Anzahl von verschiedenartigsten Logis offen steht, in denen sie ihr Quartier aufschlagen können, ohne Furcht vor einer Steigerung im Miethzins, oder einer ungeahnten Kündigung von seiten eines unbarmherzigen Hauswirthes. Sie hat viel Wohnungen bereitet, die nur theilweise bezogen sind, und eine gleicht nicht der andern unter ihnen. Da ist die geräumige, dunkle Höhle, in der Meister Braun seine Bärenträume verträumt, da sind ausgehöhlte Bäume, die einen traulichen Schlupfwinkel bilden, in dem der Uhu vor der leuchtenden Sonne entflieht, da ist das Schilfdickicht, in dem das plumpe Flußpferd seine „gute Stube“ sich einrichtet, das dichte, weiche Steppengras, in dem Elephant und Tapir „zu Hause“ ist, und die einfache Vertiefung im heißen Wüstensande, in der der Strauß seine „Kinderstube“ etablirt. Sie sind großentheils recht primitiver Art diese natürlichen Wohnungen, und doch fühlen sich ihre Insassen behaglich darin, und denken „wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth“. Freilich nicht allen ist mit Felsenklüften und ausgehöhlten Baumriesen gedient, nicht alle begnügen sich mit dem Gestrüpp der Berge und den Schollen der Felder zu ihrem Tuskulum, eine große Schaar der Thierwelt schafft sich mit großer technischer Fertigkeit ein eigenes Heim, in dem es nach seinem Geschmack, nach seinen Lebensgewohnheiten behaglich und bequem logiren kann. Das sind die Bautechniker, die Architekten der Thierwelt, deren Geschicklichkeit ebenso verschieden ist, wie die der menschlichen Baumeister. Auch die Architekten der Thierwelt haben ihre verschiedenen Baustile, auch sie bauen luxuriös und einfach, und auch sie „verbauen“ sich zuweilen bei ihrer Arbeit so gründlich, daß sie den Bau einstellen, abbrechen und unter Benutzung des alten Baumaterials einen neuen Bau aufführen, wie wir es z. B. mehrmals bei den wilden Kaninchen beobachtet haben. Die Thierwelt aber, vom Säugethier an, bei dem ja die technisch begabten Vertreter nur wenige sind, bis



Jerusalem (Aus Hartlebens „Orient“.)

Digitized by Google

Digitized by Google

herunter zu den winzigen Spinnen, in ihrer Arbeit beim Bauen zu beobachten, ist eine der herrlichsten Freuden, die uns die Natur bietet, und bewundernd bleibt man oft vor der eminenten Kunstfertigkeit stehen, mit welcher sich dieselben ihr Heim zu bauen wissen. Die Thiere haben zwei bestimmte Baustile, den Stil der Erd- und Baumhöhlungen, und den edleren Stil der Nester und Gewebe. Der erste Stil herrscht bei den Säugethieren, der letztere bei den Vögeln vor, jedoch läßt sich eine scharfe Grenze keineswegs ziehen, denn wir werden sogar unter den Fischen Nestbauer finden. Die Erdhöhlen führen die technische Bezeichnung „Bau", während das Nest von Adolf Müller glücklich als ein vielgestaltiger, meist kugelig oder halbrund geformter, von Gras, Laub, Moos, Erde und ähnlichen Stoffen verfertigter Wohnungsbehälter definirt wird.

Wenden wir uns nun zunächst der Klasse der Säugethiere zu, unter denen, wie schon erwähnt, die technische Kunst sich keiner besondern Gunst erfreut, so wird es uns auffällig erscheinen, daß gerade die Familie, die an Leibesgestalt uns Menschen am nächsten kommt, die Familie der Affen und affenartigen Thiere, Wohnungsbauer nicht sind. Die Kronen der üppigen Urwaldbäume mit ihren weitverzweigten kräftigen Aesten sind ihr Palast, das Blätterdach derselben ihr Schutz gegen die goldenen Strahlen der Sonne, wie gegen den Regen. Die Erzählung von „Affendörfern", die sich in manchen Naturgeschichten älteren Datums noch vorfindet, hat sich als Fabel erwiesen, und nur zwei Affen aus der Familie der Waldmenschen, der Orang-Utang und der Schimpanse, können sich unter die zoologischen Architekten rechnen. Der Orang-Utang, der böse „Waldmensch", von dem schon Plinius Fabelhaftes erzählt, und der seine Heimat auf der Insel Borneo hat, baut sich in der That an den dazu am besten geeigneten Bäumen ein Nest, das sich mit dem Adlerhorst vergleichen läßt, und in einer Höhe von 12—20 Fuß über der Erde auf den Baum gebaut wird. Der Orang-Utang biegt zu diesem Zwecke mehrere Aeste zusammen und verbindet sie durch feste Schlingkräuter und biegsame Farren. Hierauf holt er Blätter und Moos und schichtet ein bequemes Lager auf, in dem er übrigens liegend wie ein Mensch schläft, im Gegensatz zu seinen Kollegen, die hockend ins Reich der Träume gehen. In derselben Weise baut der Schimpanse, der jedoch sein Affenschloß noch etwas höher anlegt und auch mehr in Geselligkeit baut. Auch vom Gorilla behaupten viele, daß er sich kunstvolle Lauben baue, was jedoch der Amerikaner Du Chaillu, der sich besonders der Gorillas angenommen, aufs bestimmteste in Abrede stellt. Bei den Krallenthieren sind die Techniker schon zahlreicher, als bei den Handthieren. Fuchs und Dachs, Reinecke und Grimmbart, präsentiren sich hier als Oberbaumeister im Erdhöhlenstil besonders geschicklich. Der Fuchs, der Diplomat der Thierwelt, baut freilich nur, wenn er muß und keine Gelegenheit hat, einen Kaninchen- oder Dachsbau zu usurpiren. Mit ziemlicher Schnelligkeit gräbt er dann mit Läufen und Schnauze eine Erdhöhle, die in einen Hauptbau und mehrere Nebenbaue zerfällt, sogenannte Nothbaue, in die er bei plötzlicher Gefahr schlüpft, um den Ort seines Hauptbaues nicht zu verrathen. Zum Hauptbau führen viele Gänge und Röhren, die sich kreuzen und mit einander in Ver-

bindung stehen, und an ganz verschiedenen Orten an der Erdoberfläche münden. Zum eigentlichen Kessel führt eine einzige Röhre und der Kessel selbst ist nicht besonders groß und behaglich eingerichtet. Der Fuchsbau, die Veste Malpartus, ist ein Liebling der Thierfabel, und wer kennte ihre Schilderung nicht in Goethes herrlichem Thierepos „Reinecke Fuchs"? Die Eisfüchse legen ihre Baue in dieser Weise im Schnee der Polarfelder an. Freilich sein Vetter Grimmbart, der Dachs, und dessen Verwandter, der ostindische Stinkdachs, sind weit fleißigere und geschicktere Architekten. Unser Dachs legt seine Wohnung zumeist gegen Mittag oder Morgen gerichtet an, und zwar in einer beträchtlichen Tiefe und weiten Verzweigung. Die Röhren des Dachsbaues sind gewunden, und neben den eigentlichen Gängen für den Verkehr vergißt er auch nicht dünnere Röhren zur Ventilation anzulegen. Die Hauptsache ist der Kessel, eine rundlich ausgehöhlte Stelle, von welcher aus immer mehrere Röhren, oft 25 bis 30 und mehr Fuß lang aufwärts zutage in verschiedenen Krümmungen steigen. Der Kessel liegt zuweilen 20 Fuß tief in der Erde und ist die Kinderstube der Dächsin, die mit allem Komfort eingerichtet wird. Sogar den Abort vergißt der reinliche Dachs nicht anzulegen. Bei seinem Bauen gräbt er mit den Vorderbeinen die Erde aus und schleudert sie mit den Hinterbeinen fort. Dem Ausbau des Kessels schenkt er besondere Aufmerksamkeit, Moos, Laub und Farrenwedel werden herbeigeschafft, bis ein weiches Polster erzielt ist, wie es der mürrische Einsiedler, dem fressen und schlafen die Hauptsache ist, braucht. Selten verläßt er seine Burg, aus der ihn sein Vetter Reinecke dadurch zu vertreiben sucht, daß er ihm an die Portale seiner reinlichen Wohnung einen Haufen Unrath legt, was ihn zur Verzweiflung treiben kann.

Gleiche Erdhöhlen baut der Igel, der jedoch nur 1 bis 2 Fuß tief in die Erde geht und nur zwei Gänge, einen nach Mittag und einen nach Mitternacht anlegt, die er abwechselnd da verstopft, wo der Wind herkommt. Würdig schließt sich hier auch die Gesellschaft der muthigen Spitzmäuse an, deren Bau wir wiederholt untersucht haben. Die Spitzmaus, ein Thierchen von höchstens 3 Zoll Länge, gräbt sich mit dem kleinen Rüssel und den zarten Vorderpfötchen mehrere Gänge, an deren einem Ende das Nest gebaut wird. Sie formt es von Gras, Kräutern und Moos, und giebt ihm eine kugelige Form mit mehreren Eingangslöchern. Das Nest ist sehr fest gebaut und das Material dazu weiß die Spitzmaus geschickt durch ihren Speichel an einander zu fügen, so daß man die Nestwand nur mit Mühe zerreißen kann. Gern sucht die Spitzmaus auch einen verlassenen Maulwurfsbau auf. Der Maulwurf, einst ein arg verfolgter armer Wicht, dessen Nützlichkeit man jetzt einsehen gelernt hat, hat eine noch umfangreichere Wohnung, als die vorgenannten Thiere, obwohl er sammt seinem Schwänzchen kaum 6 Zoll lang ist. Blasius giebt von der Maulwurfshöhle eine sehr lebendige Schilderung. „Unter allen einheimischen, unterirdischen Thieren", sagt er, „bereitet sich der gemeine Maulwurf am mühsamsten seine kunstreichen Wohnungen und Gänge. Er hat nicht allein für die Befriedigung seiner lebhaften Freßlust, sondern auch für die Einrichtung seiner Wohnung und Gänge, für Sicherheit gegen Gefahr mancherlei Art zu sorgen. Am kunstreichsten und sorgsamsten

ist seine eigentliche Wohnung, sein Lager eingerichtet. Gewöhnlich befindet es sich an einer Stelle, die von außen schwer zugänglich ist, unter Baumwurzeln, unter Mauern und dergleichen und meist weit entfernt von dem täglichen Jagdgebiet. Mit letzterem, in welchem die sich täglich vermehrenden Nahrungsröhren sich mannigfaltig verzweigen und kreuzen, ist die Wohnung durch eine lange, meist ziemlich gerade Laufröhre verbunden. Unter diesen Röhren werden noch eigenthümliche Gänge in der Fortpflanzungszeit angelegt. Die eigentliche Behausung zeichnet sich an der Oberfläche meist durch einen gewölbten Erdhaufen von auffallender Größe aus. Sie besteht im Innern aus einer rundlichen, 3 Zoll weiten Kammer, welche zum Lagerplatz dient, und aus zwei kreisförmigen Gängen, von denen der größere in gleicher Höhe mit der Kammer, dieselbe ringsum in einer Entfernung von ungefähr 6 bis 10 Zoll einschließt, und der kleinere etwas oberhalb der Kammer, mit dem größeren ziemlich parallel verläuft. Aus der Kammer gehen gewöhnlich drei Röhren schräg nach oben in die kleinere Kreisröhre, und aus dieser, ohne Ausnahme abwechselnd mit den vorhergehenden Verbindungsröhren, fünf bis sechs Röhren schräg abwärts in die größere Kreisröhre. Von letzterer aus strecken sich strahlenförmige und ziemlich wagrechte nach außen, und ebenfalls wieder abwechselnd mit den zuletzt genannten Verbindungsröhren etwa 8 bis 10 einfache oder verzweigte Gänge nach allen Richtungen hin, die aber in einiger Entfernung meist bogenförmig nach der gemeinsamen Laufröhre umbiegen. Auch aus der Kammer abwärts führt eine Sicherheitsröhre in einem wieder aufsteigenden Bogen in diese Laufröhre. Die Wände der Kammer und der zur Wohnung gehörigen Röhren sind sehr dicht, fest zusammen gestampft und glatt gedrückt. Die Kammer selbst ist zum Lager ausgepolstert mit weichen Blättern von Gräsern, meist jungen Getreidepflänzchen, Laub, Moos, Stroh, Mist oder zarten Wurzeln, welche der Maulwurf größtentheils von der Oberfläche der Erde herbeiführt. Kommt ihm Gefahr von oben, so schiebt er das weiche Lagerpolster zur Seite und fällt nach unten, sieht er sich von unten oder von der Seite bedrängt, so bleiben ihm die Verbindungsröhren zu der kleineren Kreisröhre theilweise offen. Die Wohnung bietet ihm zu Schlaf und Ruhe unter allen Umständen Sicherheit und ist deßhalb auch sein gewöhnlicher Aufenthalt, wenn er nicht auf Nahrung ausgeht. Sie liegt 1 bis 2 Fuß unter der Erdoberfläche. Die Laufröhre ist weiter als die Körperdicke, so daß das Thier schnell und bequem vorwärts kommen kann; auch in ihr sind die Wände durch Zusammenpressen und Festdrücken von auffallender Festigkeit und Dichtigkeit. Aeußerlich zeichnet sie sich nicht, wie die übrigen Gänge durch aufgeworfene Haufen aus, indem bei der Entfernung die Erde nur zur Seite gepreßt wird. Sie dient bloß zu einer möglichst raschen und bequemen Verbindung mit dem täglichen Jagdgebiete und wird nicht selten von anderen unterirdischen Thieren, Spitzmäusen, Mäusen und Kröten benutzt, die sich aber sehr zu hüten haben, dem Maulwurf nicht zu begegnen. Von außen kann man sie daran erkennen, daß die Gewächse über derselben verdorren und der Boden über ihr sich etwas senkt. Solche Laufröhren sind nicht selten 100 bis 150 Fuß lang. Das Jagdgebiet liegt meist weit

von der Wohnung ab und wird tagtäglich, Sommer und Winter in den verschiedensten Richtungen durchwühlt und durchstampft. Die Gänge in ihm sind bloß für den zeitweiligen Besuch zum Aufsuchen der Nahrung gegraben und werden nicht befestigt, so daß die Erde von Strecke zu Strecke haufenweise an die Oberfläche der Erde geworfen wird und auf diese Weise die Richtung der Röhren bezeichnet. Die Maulwürfe besuchen ihr Jagdgebiet gewöhnlich drei Mal des Tages, morgens früh, mittags und abends. Sie haben daher in der Regel sechs Mal täglich von ihrer Wohnung aus und wieder zurück die Laufröhre zu durchlaufen und können bei dieser Gelegenheit, sobald dieses Rohr aufgefunden ist, mit Sicherheit in Zeit von wenigen Stunden gefangen werden." Bei seiner Arbeit kommen dem Maulwurf seine breiten Schaufelhände gut zustatten. Mit der spitzigen Schnauze gräbt er sich in die Erde ein und schaufelt nun die lockere Erde mit enormer Geschwindigkeit fort, bis er sie schließlich an der Oberfläche in einem kleinen Berg auswirft. Neben seiner eigentlichen Wohnung richtet er übrigens eine Kinderstube in derselben Weise ein, in der sich das Weibchen aufzuhalten hat und die Jungen erzieht.

Die Familie der Nager ist unter den Baumeistern durch unser rothbraunes Eichhörnchen würdig vertreten. Man sieht es dem flinken, fidelen Burschen gar nicht an, daß ihm die Natur Fähigkeiten zum Nestarchitekten verliehen hat, und doch zeigt es sich in dieser Hinsicht als ein geschickter Arbeiter. Das Eichhörnchen baut sein Nest in den höchsten Gipfeln der Bäume, aber möglichst fest an den Hauptstamm an. Der Untergrund ist genau wie der eines Vogelnestes gebaut, und ich habe oftmals gefunden, daß sich sogar Stücke von wirklichen Vogelnestern mit vorfanden, die der rothbraune Bursche zu seinen Zwecken herbeigeschleppt hatte. Ueber das eigentliche Nest baut sich jedoch das Eichhörnchen aus Reisig, das es wie ein Korbmacher zu flechten versteht, ein schützendes Dach, das eine kegelartige Form hat. Im Innern ist das Nest mit weichem Moos ausgepolstert. In das Heiligthum führt eine Pforte, gewöhnlich nach Morgen gerichtet, während die Noththüre, die gewöhnlich auch mit etwas Laubmoos verstopft ist, sich hart am Stamm befindet. Man behauptet, daß jedes ordentliche Eichhörnchen außer dieser Familienwohnung noch etwa 3 kleinere Logis habe, in denen es sich vorübergehend aufhält. Zuweilen stattet es auch im Krähennefte einen Besuch ab, wirft die Insassen heraus und richtet sich darin sein Moosbett ein. Ein eleganter Verwandter seiner Familie ist das bunte amerikanische Erdeichhorn, dessen Pelz oben bräunlichgrau und mit 5 schwarzen und 2 blaßgelben Streifen oder Binden der Länge nach geziert ist, während die Bauchseite weiß erglänzt. Das Erdeichhorn sehnt sich jedoch nicht wie sein lustiger Bruder himmelan, sondern gräbt sich seine Wohnung im Schoße der Erde. Unter einem alten Baume gräbt es erst senkrecht 3 Fuß tief in das Erdreich und geht dann in leichten Biegungen wieder aufwärts, bis es eine geeignete Stelle findet, wo es den Hauptbau anlegt. Derselbe besteht in einer Kinderstube für das Weibchen, die besonders behaglich mit Blättern ausgelegt und mit einem halbkugeligen Neste versehen wird, zu dem ebenfalls Blätter dienen, die mit Grashalmen geschickt durchflochten werden. Ein kleiner Gang verbindet

die Kinderstube mit der Wohnung des zärtlichen Gemals, der nichts so sehr fürchtet, als das schlanke Wiesel, daß der böseste Feind seiner Familie ist. Aehnlich wie das Erdeichhorn legt der gemeine Ziesel seinen Bau in der Erde an. Das zierliche, geschmeidige Thier richtet sein Palais nur weit tiefer ein, und namentlich zum Bau des Weibchens, das übrigens merkwürdigerweise weniger sanftmüthig als das Männchen ist, führt oft eine 6 bis 8 Fuß lange senkrechte Röhre. Männchen und Weibchen richten sich übrigens ihren eignen Bau ein, und das Männchen stattet nur zuweilen Visiten im Damenkabinett ab. Zu jedem Bau gehören Nebenkammern, in denen für den Winter Getreide, Wurzeln, Gemüse und Beeren aufgespeichert werden. Zwischen dem Ziesel und dem Murmelthier, dessen wir gleich werden zu gedenken haben, steht ein Thier, dem der Name des Hundes beigelegt worden ist, weil es genau wie unser Phylax bellt, obwohl es sonst ein echter Nager und naher Vetter des Murmelthieres ist, nämlich der Präriehund. Dieser wachsame Geselle, der sich hauptsächlich in den fruchtbaren Wiesen Nordamerikas vorfindet, arbeitet sich zunächst einen Schacht schräg 5 bis 6 Fuß tief in die Erde, wendet sich dann horizontal und gräbt sich einen Bau aus, von dessen Größe man sich leicht eine Vorstellung machen kann, wenn man bedenkt, daß der Haufen Erde, welchen der Präriehund durch den Schacht herausarbeitet, und zu einem Berge am Eingang aufthürmt, eine ganze Wagenladung ausmacht. Eine Menge solcher Baue liegen in den Prärien nebeneinander, und sind durch ausgetretene Gänge miteinander verbunden, auf denen die Präriehunde sich gegenseitig Besuche zollen. Man hat diese Ansiedelungen „Dörfer" genannt, und Balduin Möllhausen sagt: „Zu welcher unglaublichen Ausdehnung die Ansiedlungen dieser friedlichen Erdbewohner herangewachsen sind, davon kann man sich am besten überzeugen, wenn man ununterbrochen tagelang zwischen kleinen Hügeln hinzieht, deren jede eine Wohnung zweier oder mehrerer solcher Thiere bezeichnet." In die friedlichen Hütten dringen nur zwei böse Feinde ein, die Höhleneule und die Klapperschlange, deren letztere schon ganze Dörfer entvölkert hat.

Und nun zum Murmelthier, dem trauten Gefährten der Savoyardenknaben, die einst in noch romantischeren Zeiten mit ihm gen Norden „ins Pommerland" zogen, um seine Kunststücke in den Dörfern sehen zu lassen. Das kleine plumpe Thier, das wie eine Ente schwerfällig angewackelt kommt, und doch so prächtig zum Takt der Musik tanzen lernt, baut sich hoch oben auf den Gletschern der Alpen, der Pyrenäen und Karpathen sein unterirdisches Gefängniß. Das Murmelthier hat Winterresidenz und Villa, nur die erstere jedoch ist besonders bequem und behaglich gebaut. „Gegen den Herbst zu", sagt Tschudi, „graben sie sich ihre eigene, tiefer im Gebirge liegende Winterwohnung, die jedoch selten mehr als 4 Fuß tief unter dem Rasen liegt. Sie ist immer niedriger im Gebirge gelegen, als die Sommerwohnung, welche oft sogar 8000 Fuß über dem Meere liegt, während die Winterwohnung in der Regel in dem Gürtel der obersten Alpenweiden, oft aber auch tief unter der Baumgrenze liegt. Diese nun ist für die ganze Familie, die aus 5 bis 15 Stück besteht, berechnet, und daher sehr geräumig. Der Jäger erkennt die bewohnte Winterhöhle

sowohl an dem Heu, das vor ihr zerstreut liegt, als auch an der gut mit Heu, Erde und Steinen von innen verstopften aber bloß faustgroßen Mündung der Höhleneingänge, während die Röhren der Sommerwohnung immer offen sind. Nimmt man den Baustoff aus der Röhrenmündung weg, so findet man zuerst einen aus Erde, Sand und Steinen wohlgemauerten, mehrere Fuß langen Eingang. Verfolgt man nun diesen sogenannten „Zapfen" einige Ellen weit, so stößt man bald auf einen Scheideweg, von wo aus zwei Gänge sich fortsetzen. Der eine führt nicht weit und dient den Thieren zum Abort, während der andere sich allmählich erhöht, und schließlich oft 4 bis 5 Klaftern weit aufwärts in einen geräumigen Kessel mündet. Er bildet meist eine eirunde, backofenförmige Höhle mit kurzem, weichem, dürrem, gewöhnlich röthlichbraunem Heu angefüllt, das zum Theil jährlich erneuert wird." Einige Naturforscher behaupten, daß es bei der Fahrt ins Heu, die die Murmelthiere unternehmen, sehr praktisch zuginge, indem nämlich eins der Bürschchen sich auf den Rücken legt, voll Heu laden läßt, und nun am Schwanze nach der Winterwohnung gezogen wird. Es scheint freilich, als ob Frau Fama da etwas wenig skeptisch verfahren wäre, und die alte Fabel des Plinius allzubeflissen weiter expedirt hätte.

Ein weiterer Repräsentant derselben Thiergattung ist die kanadische Taschenratte, die im Aeußern vieles vom Maulwurf an sich hat. Ihre Heimat ist Amerika, wo sie auch den Namen Goffer führt. Wie beim Maulwurf zeigen zahlreiche Hügel das Feld ihrer Thätigkeit an, die Gänge aber, die sie unterirdisch anlegt, sind horizontal von einer solchen immensen Länge, daß an ein Ausgraben des Thieres gar nicht zu denken ist. Der Hauptgang liegt etwa einen Fuß unter der Erde und von ihm aus laufen unzählige Seitengänge theils tief in die Erde, theils nach der Erdoberfläche hinauf. An irgend einer passenden Stelle erweitert sich nun der Hauptgang zu einem kreisrunden Zimmer, dessen Durchmesser ungefähr 8 Zoll beträgt, und dieses ist von trocknen Kräutern und Gräsern und einem Polster von Pelzflocken, welche sich das Weibchen nach der Weise unseres Kaninchens ausrupft, gebaut. In diesem Kinderzimmer, von dem Gänge nach allen Seiten hinführen, wird das Nest eingerichtet, und Anfang April ertönt denn bald ein fröhliches Piepen der 5 bis 7 Jungen, die das Weibchen zur Welt bringt. Von der Kinderstube führt außerdem noch ein bequemer Gang zu einer größern Höhlung, der Vorrathskammer, deren Wände festgemauert sind, und die reich mit Wurzeln, Sämereien, vor allem aber Kartoffeln angefüllt ist.

Ein reichverzweigtes Geschlecht unter der Rasse aber sind die Mäuse, von denen wir jedoch nur einzelne hier zu berücksichtigen haben, da bei dem gewöhnlichen Mauseloch unserer Wald-, Feld- und Hausmäuse von einer eigentlichen bautechnischen Fertigkeit nicht die Rede sein kann. Anders ist das bei der Zwergmaus, dem geschicktesten Thierchen unter der Mausfamilie, die,obwohl sie nur 2 Zoll lang ist, doch im Klettern, Schwimmen und Tauchen wohl bewundernswerth erscheint. Sie ist im Nestbauen geradezu eine vollendete Künstlerin. „Sie baut ein Nest", sagt Brehm, „das an Schönheit alle anderen Säugethiernester weit übertrifft. Als hätte sie es einem Rohrsänger oder

Stufenschwanz abgesehen, so eigenthümlich wird der niedliche Bau angelegt. Das kugelrunde Nest, welches etwa faustgroß ist, steht nämlich, je nach des Ortes Beschaffenheit entweder auf 20 bis 30 Riedgrasblättern, deren Spitzen geschliffen, und so durcheinander geflochten sind, daß sie das eigentliche Nest von allen Seiten umschließen, oder es hängt zwischen 2 oder 3 Fuß hoch über der Erde frei an den Zweigen eines Busches, an einem Schilfstengel und dergleichen, so daß es aussieht, als schwebe es in der Luft. Das Innere ist mit Rohrähren, mit Kolbenwolle, mit Kätzchen und Blütenrispen aller Art ausgefüttert. Eine kleine Oeffnung führt von einer Seite hinein und wenn man da hindurch in das Innere greift, fühlt sich das Ganze oben wie unten gleichmäßig geglättet, und überaus weich und zart an." Merkwürdig ist mir dabei immer gewesen, daß der Schlaumeier Zwergmaus zur Außenwand seines Nestchens, das wie ein Tönnchen aussieht, nur die Pflanzen verbaut, die in nächster Umgebung stehen, damit es sich ja durch seine Färbung nicht von ihnen unterscheidet.

Ein geschickter Kollege ist auch die Spitzmaus, die freilich nur baut, wenn sie nicht schon ein bequemes Mauseloch oder auch einen verlassenen Maulwurfsbau vorfindet. Das Thierchen mit dem glänzenden, röthlichschwarzen Pelz, das übrigens stark nach Moschus duftet, weßhalb die Katze von diesem Braten nichts wissen will, gräbt sich mit seinen Vorderpfötchen im lockeren Erdboden unter Zuhilfenahme des langen Rüssels, einen längeren Gang, an dessen Ende das Nest von trockenem Gras, Kräutern und Moos geformt ist. Dasselbe hat ebenfalls kugelige Form und ist mit mehreren Eingangslöchern ausstaffirt. „Das ganze Gefüge", bemerkt Adolf Müller, „und der Zusammenhalt, die zarte Auspolsterung des Innern mit Thier- und Pflanzenwolle oder anderen weichen Materialien ist nett und in einer Weise gebaut, daß angenommen werden kann, das Thierchen gebrauche den Speichel als bindenden Kitt beim Bau. Nur mit einer gewissen Gewalt zerreißt sich das Gefüge und das Aussehen des verwendeten Mooses, sowie der Blätter, scheint unsere Vermuthung über Anwendung des Speichels zu bestätigen, denn das Moos, in festen Bällchen aneinander gereiht, und die dürren Blätter, öfters Buchen- und Eichenlaub, zeigen an den übrigen Materialien eine solche Anheftung, wie sie dies lose Gerüste in natürlichem Zustande nie und nimmer besitzt." Einen originellen Bau, wie wir ihn noch bei anderen Thieren finden werden, legt die Wasserspitzmaus an.

Das kleine Raubthier mit seinem schwarzglänzenden Pelz bewohnt vorzugsweise die Gewässer in Gebirgsgegenden, und ein lauschiger klarer Gebirgsbach ist sein Tuskulum. In das Ufer gräbt es nun unterhalb des Wassers einen Gang hinein, der schließlich zu einem Zimmerchen sich erweitert, wo das unregelmäßig und lose gebildete Nest aufgeschlagen ist. Ein zweiter Gang führt auf das freie Land hinaus. Die Wasserspitzmaus ist der Tiger der Gewässer, Fische, Frösche, Käfer, alles, was in dem nassen Element sich vorfindet, fällt ihr zur Beute, während sie selbst wenig Nachstellungen ausgesetzt ist. Nur der schlaue Hecht verschlingt sie trotz ihres Moschusgeruches mit Wohlbehagen. In ganz derselben Weise baut auch die Wasserratte ihre Wohnung, nur daß die von ihr aus dem Wasser in das Ufer

angelegte Röhre, sowie der Kessel, in den diese mündet, bei weitem größer sind. Die Röhre ist oft 3 bis 5 Fuß lang, und der Kessel ist sorgsam mit Binsen, zarten Grashalmen und Moos so ausgepolstert, daß ein völlig halbkugeliges Nest entsteht.

Mit dem Mäusegeschlecht verwandt ist auch der Hamster, der geizige, gefräßige Geselle, der zu den schädlichsten und boshaftesten seiner Familie gehört, und den Getreidefeldern unwillkommene Besuche abstattet. Der Bau des Hamsters ist ziemlich kunstreich. Ein senkrechter Eingangsschacht führt etwa 3 bis 6 Fuß tief in das geräumige Wohnzimmer, während aus demselben wieder ein schräg angelegter Gang als Ausgang dient. Aus- und Eingangsloch sind etwa 6 bis 12 Fuß weit von einander entfernt. Mit dem Wohnzimmer durch horizontale Gänge sind die berüchtigten Vorrathskammern verbunden, in denen der übrigens außerordentlich reinliche Hamster seine Wintervorräthe aufspeichert. Aeltere Hamster haben oft 3 bis 5 solcher Vorrathskammern, in die sie mit ihren Backentaschen die Körner zu Tausenden herbeischleppen. Wenn man im Herbst einen solchen Hamsterbau aufgräbt, so findet man nicht selten 60 Pfund Getreide darin sauber aufgeschichtet. Man kann sich also einen Begriff vom Fleiße des kleinen Taschendiebes machen. In allen Gängen des Hamsterpalais herrscht peinliche Reinlichkeit, und die Wände sind elegant polirt. In dem senkrechten Fallloch, etwa in der Mitte geht ein horizontaler Gang ab, der nach dem Apartement der Hamsterfamilie führt. Daß die Bauern dem Diebe eifrig nachspüren, kann man ihnen nicht verdenken, denn manches Bäuerlein würde froh sein, wenn er im Winter so gut situirt wäre, wie der Hamster, der in seinen Feldern logirt, und sich mit enormer Schnelligkeit vermehrt. Lenz erzählt denn auch, daß z. B. vom Jahre 1817 bis 1828 in der Stadtflur von Gotha allein eine Viertelmillion Hamster gefangen und an die Stadtbehörde abgeliefert worden seien, die einen Preis auf das Haupt dieses großen Räubers gesetzt hatte.

Die skandinavische Halbinsel besitzt ein Thier aus der Familie der Mäuse, das im Alterthum vielfach mit einem mythischen Nimbus umgeben worden ist, den norwegischen Lemming, dessen Gesammtlänge, inklusive des $^3/_4$ Zoll langen Schwanzes, 6 Zoll beträgt. Olaus Magnus, der alte Bischof von Upsala, glaubt, daß er von fernen Inseln herangeschwemmt, oder unter Donner und Blitz vom Himmel erzeugt sei, und Wormius läßt ihn 1580 und 1648 geradezu aus den Wolken herunterfallen. An diesen wundersamen Historien aber ist nichts weiter Schuld, als der fortwährende Wandertrieb des Lemmings, der es mit sich bringt, daß die Heerde mit einem Male in Menge an einem Ort auftaucht und ebenso schnell wieder verschwunden ist. Der große Naturforscher Linné sagt darüber folgendes: „Das Allermerkwürdigste bei diesen Thieren ist ihre Wanderung, denn zu gewissen Zeiten, gewöhnlich binnen zehn und zwanzig Jahren ziehen sie in solcher Menge fort, daß man darüber staunen muß, bei Tausenden hintereinander. Sie graben zuletzt förmliche Pfade in den Boden ein, ein paar Finger tief und einen halben breit. Diese Pfade liegen mehrere Ellen voneinander entfernt und gehen sämmtlich schnurgerade fort. Unterwegs fressen die Lemminge das Gras und die Wurzeln ab, welche

hervorragen; wie man sagt werfen sie oft unterwegs und tragen dann ein Junges im Maul und das andere auf dem Rücken fort. Auf unserer Seite gehen sie vom Gebirge herunter nach dem botnischen Meerbusen, kommen aber selten so weit, sondern werden zerstreut und gehen unterwegs zugrunde. Kommt ihnen ein Mensch in den Strich, so weichen sie nicht, sondern suchen ihm zwischen den Beinen durchzukommen, oder setzen sich auf die Hinterfüße und beißen in den Stock, wenn er ihnen denselben vorhält. Um einen Heuschober gehen sie nicht herum, sondern graben und fressen sich durch. Um einen großen Stein laufen sie im Kreise und gehen dann wieder in gerader Linie fort. Sie schwimmen über die größten Teiche, und wenn sie an einen Nachen kommen, springen sie hinein und werfen sich auf der anderen Seite wieder in das Wasser. Vor einem brausenden Strom scheuen sie sich nicht, sondern stürzen sich hinein und wenn auch alle dabei ihr Leben zusetzen sollten." Uns interessirt das eigenthümliche Thier, welches viel Aehnlichkeit mit dem Hamster hat, hier nur wegen seiner Nesterbauten. Im Sommer bauen sie sich nur kleine Höhlen, in denen sie nachts sich aufhalten, dem Winter über wird im Schnee ein ordentliches Nest angelegt. Der Lemming gräbt einen Gang tief in den Schnee hinein, erweitert ihn am Ende zu einem kleinen Kessel, den er nun mit einer dicken Wand von zerbissenem Gras, Blättern und Moos tapeziert. Von dem Nest aus führen nun wieder mehrere Gänge im Schnee fort nach der Oberfläche und auch abwärts bis auf den Grund, wo unter der Schneedecke Moos und Gras im Wintertraum liegt, und dem Lemming nun zur Nahrung in den kargen Wochen wird. Nicht minder wunderliches wie von den Lemmingen berichten die alten Naturforscher, wie Klaus Magnus, von dem Biber, der leider bei uns in Deutschland heutzutage fast ausgerottet ist. Er legt seine Wohnung mit ganz besonderem Fleiße an. Zunächst sucht er sich einen Fluß oder Bach, von dem er glaubt, daß in seiner Nähe genug Nahrung zu finden, und sein Ufer günstig zu bearbeiten ist. Hier gräbt sich nun der Biber vom Wasser aus eine Röhre in das Ufer, die sich zu einer geräumigen Wohnung erweitert, und für gewöhnlich zu seinem Aufenthalte dient. Die Röhre mündet jedoch 4 Fuß tief unter dem Wasserspiegel ins Wasser, damit, wenn der Frost auch noch so stark wird, die Eisdecke ihm den Ausgang nicht mit versperrt. Nicht weit von dieser Höhlenwohnung nun, oft aber auch mitten im Strom auf einer rostartigen Unterlage, baut der fleißige Biber seine „Burg". Der Biber schichtet zu diesem Zwecke einen 8 bis 10 Fuß hohen, 10 bis 12 Fuß im Durchmesser enthaltenden backofenartigen Hügel mit sehr dicken Wänden auf. Der Hügel besteht aus abgeschälten Holzstücken, die unregelmäßig zusammengeworfen und mit Sand und Schlamm vermauert sind. In diesem Hügel befindet sich ein Burgverließ mit einem Kuppelgewölbe und einem aus Holzspänen hergestellten Parkettfußboden, und eine Vorrathskammer, in welcher die Nahrungsmittel, hauptsächlich junge Wurzeln und das Lieblingsgericht, Seerosen, aufgespeichert liegen. Die Wände sind auffallend glatt und man behauptet, daß der Biber zur Polirung seinen 1 Fuß langen Schwanz benutze, was jedoch Cartwright verneint, der vielmehr behauptet, daß der Biber die Glättung lediglich mit seinen Füßen her-

vorbringe. Den Baustoff holt sich der Biber durch sein immens scharfes Gebiß, mit dem er nach und nach Bäume von Fußdicke zu fällen imstande ist. Die Burgen dienen übrigens dem Biber nicht zur eigentlichen Wohnung, sondern bilden mehr seine Rettungsstätte, wenn der steigende Wasserstand sie aus ihren Erdhöhlen vertreibt. Beiläufig wollen wir noch erwähnen, daß der Biber früher als ein fischähnliches Thier galt, und deßhalb von den schlauen Mönchen auch in der Fastenzeit genossen werden durfte. Biberschwanz ist bekanntlich eine hohe Delikatesse.

Den Beschluß der Krallenthiere macht die Familie der Hasen, aus welcher jedoch nur das Kaninchen in den Rahmen unserer Betrachtung gehört. Das Kaninchen sucht sich für seinen Bau meist sandige, hügelige Gegenden aus, und siedelt sich hier zu Tausenden an, so daß es den Bauern nicht geringen Schaden zufügt. Zunächst arbeitet es eine Röhre, nicht weiter als sein Umfang schräg in das Erdreich hinein, läßt diese dann wieder aufwärts steigen und erweitert sie schließlich zu einem Kessel, der als Familienwohnung dient. Eine Kinderstube baut dieses Thier extra und es ist interessant, daß die Kaninchenmutter aus ihrem Pelz die Haare rupft, um für ihre Jungen das Nest möglichst weich zu polstern. Von der Familienwohnung führen nun mehrere Röhren ins Freie, oft auch zu anderen Bauten hinüber, da das Kaninchen auch gesellig lebt. Hiermit können wir die Gruppe der Nager verlassen, und uns den Scharrthieren, an erster Stelle darunter dem Gürtelthier zuwenden. Die verschiedenen Arten, welche hierher gehören, das Riesengürtelthier, der Schildwurf ꝛc. graben sich sämmtlich unterirdische Gänge wie der Maulwurf und zeigen, obwohl sie sonst plump sind, zum Graben eine besondere Geschicklichkeit. Die Baue erstrecken sich gewöhnlich etwa 13 bis 14 Fuß in die Länge, neigen sich dann plötzlich in abschüssiger Richtung ungefähr 3 bis 4 Fuß und machen endlich eine Biegung, indem sie sanft ansteigen. Sehr gern werden diese Baue unter Ameisen- und Termitenbauen angelegt, damit das Gürtelthier, das seinen Bau nur nachts verläßt, recht bequem die Ameisen und Termiten verspeisen kann. Daß das Thier sich schnell einen Bau herzustellen weiß, ist natürlich, da ihm dabei seine Knochenstücke und das Gebiß, das 90 bis 100 Zähne aufweist, sehr zustatten kommen. Auf die Termitenburgen hat es ein anderer Ameisenscharrer noch mehr abgesehen, nämlich das kapische Erdferkel, das die Ebenen Südafrikas, besonders das Kapland bewohnt, und sich mit seinen Vorderpfoten die vier, und Hinterpfoten, die fünf starke Zehen besitzen, mit ungeheurer Schnelligkeit in den Boden einzugraben versteht, so daß es in wenigen Minuten vor den Augen seiner Verfolger verschwindet.

Unter den Säugethieren finden wir auch bei dem Schnabelthier eine außerordentliche Befähigung für die Baukunst. Erst dem englischen Naturforscher Bennett ist es geglückt, authentische Nachrichten über das Schnabelthier, von dem man früher behauptete, daß es Eier lege und ausbrüte, zutage zu fördern. Das Schnabelthier hält sich hauptsächlich am Wasser auf, und legt seine Wohnung infolge dessen am Ufer eines stillen Stromes an. Es gräbt zwei Röhren ins Ufer eine vom Wasser aus und eine über dem Wasser, welch' letztere sorgfältig

hinter Gewächsen und Hängepflanzen versteckt wird. „Die erste Richtung", sagt Adolf Müller, „geht vom Wasser aufwärts, windet sich in geschlängeltem Lauf und erstreckt sich oft bis zu einer Länge von 20 bis 30, ja sogar zuweilen bis zu 50 Fuß, in welch' letzterem Falle die Verfolgung des Thieres die eifrigsten Gräber ermüdet." Das Nest, das sich am obern Ende der Röhre befindet, hat eirunde Form, und ist mit Gras und Kräutern gefüttert. Hier hätten wir die große Klasse der Säugethiere erschöpft, denn die noch mangelnden Hufthiere und Seesäugethiere bieten in Bezug auf den Nestbau nichts interessantes, und nur des sogenannten „Elchhofes" sei hier noch in Kürze gedacht. Das Elenthier in Nordamerika, in Polen und Rußland baut sich nämlich im Winter, wenn der Schnee so hoch liegt, daß es bei jedem Schritt und Tritt, wenn es seinen Verfolgern entgehen wollte, versinken würde, eine Winterwohnung, in der es sich beständig aufhält. Sie ist sehr primitiver Art, denn sie besteht aus einem großen Platz, in dem der Schnee so niedergestampft und festgetreten ist, daß sich das Thier bequem darauf bewegen kann. Von diesem Platze aus führt nun ein wahres Labyrinth von unendlichen Schneegängen kreuz und quer herum, in denen der Elch vor allen Verfolgungen sicher ist. Man weiß von einem solchen Elchhof, daß er beinahe eine Meile im Durchmesser enthielt. In dieser Elchburg, seiner Festung, weiß sich der Elch vor den Wölfen am sichersten, die sich nicht in die Gänge herunterwagen, und nur der Jäger weiß ihn auch hier in seiner Veste mit der Kugel zu erreichen. Diese Art des Hofbauens findet sich übrigens auch bei den Wapitihirschen vor.

Auf Umwegen.

Novelle von **Hermann Birkenfeld.**

„Nun leb' wohl, Du kleine Gasse,
Nun ade, Du stilles Dach!"

Aus vier frischen, kräftigen Jünglingskehlen erklang das Lied durch das Derensteiner Wäldchen und die Abendstille eines der ersten warmen Frühlingstage, welche die Bewohner des Städtchens Rhedern ins Freie gelockt hatten.

Der Wirth in Derenstein war eine Art Phönix unter den Wirthen der Gegend. Selbst wenig von der Kultur beleckt, bot zwar auch sein Lokal nicht viel von den sich mehr und mehr auch in Kneipen dritten und vierten Ranges einbürgernden kleinen Luxuriositäten; schlichte Eichentische, weiß getünchte Wände, ziemlich dürftige Hängelampen übten aber auch viel weniger Anziehungskraft auf das promenierende Publikum des Städtchens aus als der ausgezeichnete Kaffee der sauberen Frau Wirthin. Dazu kam, daß das Haus etwas abseits vom Wege so lauschig versteckt lag und es sich gar zu hübsch träumen ließ in den zahlreichen Lauben des weiten Gartens, welcher vor hundert Jahren vielleicht der Stolz der adligen Gutsherrschaft, heute nur noch Spuren vergangenen Glanzes zeigte, einen mächtigen Hainbuchen-Laubgang, Fragmente von etlichen Göttinnen, eine in sich selbst versunkene steinerne Sonnenuhr und ein paar Urnen, welche auf halb zerbröckeltem Sockel Mutter Natur allmählich mit grünem Moos und üppig wucherndem Mauerpfeffer reichlich bekränzt hatte. Schloß Derenstein — solch stolzen Namen führte der unförmliche viereckige Steinkasten, das Wohnhaus des Pächters, immer noch — war also weit entfernt, irgend nennenswerthen Ansprüchen auf Komfort entgegenzukommen, aber man fand sich behaglich dort, und das Lokal war einmal immer das von der „guten Welt" des Städtchens bevorzugte gewesen. Ich kenne einen Wirth, der so grob ist, daß er seinen Gästen, selbst denen des Stammtisches, die größten Unzweideutigkeiten ins Gesicht sagt, dessen Lokal eines der dumpfesten, düstersten in der Stadt ist, dessen Speisekarte spärlich, dessen Weinkarte noch geringer ist, und der dennoch jahraus, jahrein seine Zimmer mit Gästen aus den ersten Kreisen der Stadt gefüllt sieht. Woher kommt das? Was der Mann verabreicht, ist gut, doch bildet dieser

Umstand nicht die Hauptanziehungskraft. Diese liegt anderswo: das Lokal ist fashionable — das ist alles.

So war es auch mit Derenstein, und deßhalb hatte heute Mittag bei Tisch die Tante Betty noch einmal zu einem gemeinschaftlichen Ausfluge dahin gerathen.

„Es ist der letzte Tag heute, daß Fritz bei uns ist, und den wollen wir bei so wunderschönem Wetter doch nicht ganz zu Hause vertrauern."

„Aber Fritzens Sachen sind ja noch nicht sämmtlich gepackt", hatte Tante Fanny schüchtern eingewandt. Doch Tante Betty war die entschlossenere der beiden Schwestern und hielt entschieden das Scepter in Händen.

„Ach was", erwiderte sie, „die paar Kleinigkeiten kann ich ihm morgen früh noch zusammenpacken. Und Hildegard, das arme Kind, geht auch gern 'mal in die köstliche Luft hinaus; sie ist ohnehin ganz angegriffen von dem ewigen Stubenhocken."

Das „arme Kind", welches in der That ziemlich trübe drein schaute, war die elternlose Nichte der beiden ältlichen Jungfern, ein allerliebstes Mädchen von nahezu siebzehn Jahren, deren rosiges Gesichtchen von einer Fülle blonder Haarlocken umrahmt, sonst ebenso froh und unbefangen zu lachen gewohnt war, wie es heute auf den ersten Blick eine Befangenheit verrieth, welche durch die Worte der Tante bis zu tiefem Erröthen gesteigert wurde. Gegen einen Ausflug hatte weder sie noch selbstverständlich Fritz Waldau etwas einzuwenden, der glückliche Gymnasialabiturient, welchen die beiden Damen des Hauses mehr aus Rücksicht auf seine Verwandten als des Gewinnes wegen vor acht Jahren bei sich aufgenommen und seitdem wahrhaft mütterlich versorgt hatten. So war man denn eine Stunde später nach Derenstein hinausgewandert und hatte sich bei bescheidenen Gesprächen köstlich vergnügt. Hildegard bewog ein paar Freundinnen, Fritz drei seiner Bekannten zur Theilnahme an der kleinen Exkursion, und vier Abiturienten und ebensoviele lebensfrohe, frische Mädchenblüten in jenem Alter, welches allein schon dem Körper Reiz und Anmuth genug verleiht, und in welchem der empfängliche weibliche Geist am ehesten geneigt ist, sich für Schönes zu begeistern, Edles mitzuempfinden, und in welchem das Auge noch so keck und zuversichtlich in die Welt hineinblickt, als sei nie ein süßer Traum zerstört, nie eine grünende Hoffnung zu Grabe getragen — vier solcher Paare, sage ich, und was braucht's mehr, um sich himmlisch zu amüsiren! Allenfalls etwas goldenen Sonnenschein, ein wenig würziger Waldesduft, ein Himmelsblau und am Abend die einfach mächtige Dekoration des Sternenheeres an der tiefblauen Domkuppel, welche sich über Wald und Flur, Dorf und Stadt spannt, als bildeten diese alle nur das Pflaster im Boden einer byzantinischen Moschee.

In dem Alter, in welchem sich die vier jugendlichen Paare befanden, ist unter solchen Nebenbedingungen gewöhnlich bis zu Anflügen gelinder Schwärmerei kein weiter Weg. Und vollends heute, wo die beiden „Kinder", d. h. Fritz Waldau und Hildegard, ohnehin elegisch gestimmt waren! Felix Ollner, der Sohn des biederen Kreisphysikus in Rhedern, hatte, um einem längeren, ihm etwas zu traurigen

Schweigen ein Ende zu machen, ein Lied vorgeschlagen, und so ging es nun singend den Heimweg weiter.

„Andre Städtchen kommen freilich,
Andre Mädchen zu Gesicht;
Ach, wohl sind es andre Mädchen,
Doch die Eine ist es nicht."

Der Gesang verstummte. „Wo ist Waldau geblieben?" rief plötzlich Karl Strenger, welcher den kleinen Zug beschloß, und

„Ja du mein Gott, Betty, wo sind die Kinder?" ertönte die besorgte Stimme der Tante Fanny.

„Ich glaube, Hildegard ist mit Herrn Waldau vorausgegangen", beeilte sich Fräulein Hedwig, ein niedliches, etwas kokettes Backfischchen, einzuwerfen, und ihr Begleiter Ollner verfehlte nicht, einen gewissen schnippischen Ausdruck in ihrer Stimme wahrzunehmen.

„Aber das ist ja nicht möglich!" rief Tante Fanny zurück. „Ich habe die beiden vor kurzem noch hinter mir gehört."

„So laß uns einen Augenblick warten; sie werden uns bald eingeholt haben", erwiderte Tante Betty.

Doch man harrte längere Zeit vergebens, ein Moment, welches Karl Strenger Gelegenheit gab, seiner für einige Schwärmerei nicht unempfindlichen hübschen Nachbarin einige der dummsten Dinge zu sagen, welche je über seine Lippen gekommen waren, während Tante Fanny ihrer Besorgniß wiederholt Ausdruck gab und selbst Tante Betty ein wenig den Muth sinken ließ.

„Die beiden sind vielleicht den Seitenweg gegangen, der am Eingange des Gehölzes auf den Hauptweg mündet, auf welchem wir uns befinden", wagte endlich Ollner zu bemerken. Allerdings war die Wahrscheinlichkeit seiner Behauptung ziemlich groß, wenn auch Tante Fanny nicht umhin konnte, einigen Zweifel auszudrücken, und sich deßhalb nur mit schwerem Herzen entschloß, der Aufforderung ihrer Schwester zur Fortsetzung des Heimweges Folge zu leisten.

„Entweder erwarten sie uns am Eingange des Waldes, oder wir treffen sie kurz vor der Stadt." Damit bohrte die entschlossenere der beiden alten Damen energisch die Spitze ihres Regenschirmes wie zur Bekräftigung ihrer Rede in den Sand. „Und die Kinder werden sich erkälten, wenn wir noch länger verweilen", fügte sie als letzten Beweggrund hinzu.

So setzte sich denn die kleine Karawane wieder in Bewegung, allseitig gespannt, wo man die Vermißten wiederfinden werde. Am Ende kam man bis zum Ausgange des Wäldchens, und — richtig — da promenirte ein jugendliches Paar auf und ab.

„Siehst Du wohl, Fanny, daß sie warteten?" rief Tante Betty mit dem Ausdrucke einer glücklichen Siegerin.

„Gott sei Dank, daß Ihr wieder da seid, Kinder", seufzte die Schwester. „Welche Sorge haben wir Euretwegen gehabt!"

„Und uns habt Ihr dafür hier eine halbe Stunde warten lassen", rief Fritz Waldau übermüthig.

„Ja, aber wie kamt Ihr denn in aller Welt dazu, einen anderen Weg zu gehen als wir?" fragte jetzt Tante Betty, während sie ihren

forschenden Blick von einem zur anderen fahren ließ. Hätte der Mond etwas heller geleuchtet, das tiefe Roth, von dem die Wangen der Nichte übergossen wurden, würde den Augen der Fragstellerin wohl nicht entgangen sein.

„Wir — — waren ein wenig langsamer gegangen als Ihr, d. h. wir — hatten Euch aus dem Gesichte verloren", erwiderte Hildegard zögernd, „und — —"

„Ja, wir konnten unmöglich wissen, daß Ihr alle durch den tiefen Sand des Weges da waten würdet und glaubten nicht anders, als daß Ihr Euch vor uns befändet, als wir den Seitenpfad durchs Gebüsch nahmen", ergriff Waldau das Wort. „Ihr müßt auch sehr schnell marschirt sein; denn ganz plötzlich waret Ihr unsern Blicken entschwunden."

„Ja, wirklich ganz plötzlich, Tante", bestätigte die Nichte an Fritzens Seite. „Ich sagte gleich —"

„Nun, die Hauptsache ist, daß Ihr wieder da seid", unterbrach Tante Betty den Satz. Jetzt müssen wir eilen, sonst kommen wir sämmtlich zu spät nach Hause. Also vorwärts marsch, und hübsch bei einander geblieben!"

Weder Fritz Waldau noch seine Begleiterin hatten den Seitenweg, welchen sie zusammen eingeschlagen, bereut, im Gegentheil — während Tante Fanny fast vor Angst um die vermißten Schutzbefohlenen verging, hatten diese die süßeste Stunde verlebt, die Seligkeit des Geständnisses einer Liebe empfunden, welche sie schon lange halb unbewußt zu einander hingezogen hatte. So selten es in der That vorkommt, daß Personen, welche mit einander aufgewachsen sind, ein mehr als freundlich-geschwisterliches Verhältniß zu einander eingehen, so hatte doch der jetzt fast zwanzigjährige Fritz Waldau in den letzten Jahren etwas mehr als Brüderlichkeit für die reizende Hildegard Römer gezeigt. Die alten Tanten hatten zwischen den „Kindern" entweder keine andere Neigung als die aus solch langjährigem Zusammenleben leicht entspringende Geschwisterfreundschaft bemerkt, oder sie betrachteten gar Fritz, der ohnehin ihr erklärter Liebling war, als eine demnächstige günstige Partie für die Nichte, wenn diese auch etwas lange würde harren müssen, bis ihr blondlockiges Köpfchen sich unter dem Myrthenkranze neigte. Jedenfalls hatte man die zwei gewähren lassen, und aus ihrer Kinderfreundschaft erblühte zuletzt die zarteste beiderseitige Liebe. Der Optimismus ist ja ein Vorrecht der Jugend, und in Fritz Waldaus Innern war es längst feststehende Thatsache, daß er nach höchstens sechs Jahren sich eine gesicherte Existenz als Arzt erringen und dann seine kleine Auserwählte heimführen werde. Auch er war elternlos, aber weder Onkel noch Tante, noch die ganze vornehme Sippe seiner mütterlichen Verwandtschaft erschienen ihm als Hinderniß an der Verwirklichung seiner Pläne. Daß er keinen Pfennig sein eigen nannte, wußte er sehr wohl, hielt es aber für Pflicht des reichen kinderlosen Oheims in Gellheim, den er ohnehin später einmal beerben würde, für seine Erziehung Sorge zu tragen.

Fritz hatte also längst gefühlt, daß sein ganzes Denken mit ihr verwebt sei, und heute Abend, wo die laue Luft, die Umgebung, die morgen bevorstehende Trennung ihn ohnehin weicher stimmten, als es

sonst seine Art war, heute mußte er zu Hildegard reden und ihr sein Herz öffnen. Nachdem sie beide eine Weile langsam nebeneinander hergeschritten waren, bemerkte Hildegard mit einem Male, daß sie die übrige Gesellschaft völlig aus dem Auge verloren hatten, und erschreckt wollte sie ihre Schritte beschleunigen.

„Vielleicht sind sie in den Seitenweg dort eingebogen", sagte er, indem er auf einen rechts vom Wege ab tiefer in das Gehölz führenden Pfad deutete. „Du weißt ja, daß dieser Weg später wieder in den anderen einmündet. Er verschwieg, was er sehr wohl wußte, nämlich, daß die Gesellschaft längst an dem Seitenpfade vorübergegangen war, als er die Umrisse der einzelnen Personen noch vor Augen gehabt hatte. Sie dagegen folgte ihm zaghaft in das Gehölz. Sie redete jetzt wieder keine Silbe, sie fühlte nur, daß sie an seinem Arme hing, daß sie allein war mit ihm, seinem Schutze anvertraut. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen, während er ihre Linke zwischen seine Hände nahm und leise einen Kuß darauf zu drücken wagte, aber sie ließ ihn gewähren — sie fühlte, daß sie völlig willenlos war, sie schritt neben ihm hin wie in einem seligen Traume.

Er beugte sich zu ihr nieder und sah, wie zwei große Tropfen auf ihren Wangen erglänzten. „Hildegard", rief er in freudigem Schreck, „so ist es wahr, daß Du mich liebst? sag' es mir nur ein einziges Mal, ein einziges leises „ja", und ich bin der glücklichste Mensch auf Erden!"

Statt zu antworten sank sie ihm weinend an die Brust. Er richtete ihr Köpfchen auf, und ihre Lippen vereinigten sich in einem langen ersten Kusse. — —

„Wenn Du nur nicht morgen reisen müßtest!" klagte sie nach einer Pause zwischen Weinen und Lachen.

„Wir müssen uns in das Unvermeidliche finden", erwiderte er, indem er sanft seinen Arm um ihre zierliche Taille legte. „Und dann, weißt Du, werde ich anfangen zu arbeiten, um schnell zum Ziele zu kommen." Und er entwickelte ihr alle seine Pläne.

„Aber ich höre oft von Dir, ja? — — Doch nein", fügte sie nachdenklich hinzu, „wir wollen lieber nicht zu eifrig korrespondiren, damit Du nicht von Deinen Arbeiten abgehalten wirst. Warte einmal — zwei Briefe im Monat! Bin ich unbescheiden?" Lächelnd sah sie zu ihm empor, indem ihre kindlich hellen großen blauen Augen ihn so aufrichtig, so vertrauend anglänzten!

„Nein, Schatz, alle vierzehn Tage muß ich mindestens von Dir hören. O, es wird jedesmal ein Festtag für mich sein, wenn ein Brief von Dir mir immer wieder von neuem sagt, was für ein glücklicher, beneidenswerther Mensch ich bin!"

„Und ich werde jedesmal die Stunden von einem Briefe bis zum andern zählen, und je länger die Briefe, desto lieber wird es mir sein."

Unter solchen Plaudereien waren sie aus dem Gehölz herausgetreten, fanden aber noch keine Spur von den Tanten und deren Begleitung, weßhalb Waldau richtig voraussetzte, daß die anderen vielleicht noch weiter zurückgeblieben seien, aber bald nachkommen würden. So blieben die beiden am Wege stehen, um die Gesellschaft zu erwarten.

Am folgenden Morgen gab es in dem weitläuftigen hochgiebligen Hause am Markt zu Rhedern vier rothgeweinte Augenpaare; denn bei der allgemeinen Abschiedsthränenschleusenöffnung konnte Kathrine, die alte Magd, unmöglich unthätig bleiben; auch sie hatte „den jungen Herrn Fritz" mit seinem kecken, offenen Wesen während der acht Jahre, die er ja zum Theil auch unter ihrer Pflege zugebracht hatte, ganz in ihr Herz geschlossen und konnte jetzt, als er zum Abschied ihre harte Hand drückte, nur ein verstümmeltes „dann behüt' Sie Gott, Herr Fritz" über die Lippen bringen, um im nächsten Augenblicke ihr Gesicht in der großen blauen Küchenschürze zu verbergen. Die beiden alten Jungfern entließen ihren Pflegesohn mit einer Menge guter Ermahnungen, und Tante Fanny wurde nicht müde, ihn zu erinnern, daß er nur ja recht vorsichtig sei auf der Reise und auf sein Gepäck acht habe. Endlich fuhr der Postwagen vor — Rhedern war noch nicht Bahnstation — der Schwager blies sein Liedchen, und Fritz sollte einsteigen. Hildegard ließ sich nicht sehen. „Wo nur das Kind stecken mag!" meinte Tante Fanny.

„Ich — habe schon — — Abschied von ihr genommen", brachte der angehende Student gepreßt heraus — jetzt wurde auch ihm immer schwerer ums Herz. „Grüßen sie Hildegard noch einmal, Tante Betty, ja? Und auch den alten Doktor Ollner. Uebers Jahr komme ich wieder!"

Der Postillon mahnte zur Eile, er befürchtete die Eisenbahn nicht rechtzeitig zu erreichen — die Pferde zogen an, noch einen Blick sandte Fritz Waldau hinauf zu dem Erkerfenster oben im Hause, wo hinter den weißen Gardinen ein Mädchenkopf sichtbar wurde. Ein weißes Tuch wehte hinter den Scheiben — Fritz verstand den Gruß und gab ihn zurück. Dann ging's hinein in den thaufrischen, goldig schimmernden Frühlingsmorgen.

Waldau, der einzige Passagier im Wagen, griff wiederholt vorsichtig nach seiner Westentasche, bis endlich die Pferde die letzten Häuser der Stadt hinter sich gelassen hatten. Dann zog er ein kleines Leder-Etui hervor und öffnete dasselbe. Es enthielt einen schlichten dünnen Goldreif, der aber einen werthvollen Smaragd trug. Sie hatte ihm das Kleinod — es war ein Ring ihrer verstorbenen Mutter, welchen sie selbst nicht zu tragen wagte — beim Abschied in die Hand gedrückt, doch hatte er versprechen müssen, das Kästchen nicht eher zu öffnen, bis er Rhedern verlassen habe.

„Es enthält ein Andenken, das Dich an mich erinnern soll", hatte sie unter Thränen lächelnd ihm zugeflüstert.

„Wie gut Du bist, Hildegard! Und ich — ich habe gar nichts für Dich —"

„Brauche ich denn ein Erinnerungszeichen an Dich?" hatte sie erwidert unter einem Blicke so voll fröhlicher Zuversicht, voll Vertrauen und Hoffnung.

„So wird dies mein Talisman sein, der mich vor Bösem schützt und zur Pflichterfüllung antreibt." Das hatte er ihr feierlich versprochen, und das war auch jetzt sein Gedanke, als er den Reif am Finger küßte und dahinfuhr einer goldenen Freiheit entgegen, so herzlich

froh, die Fesseln des Schullebens abgestreift zu haben und doch — so ganz anders gestimmt als er es sich früher für einen solchen Reisetag ausgemalt hatte.

Die Gesellschaft der „Bären" auf der Hochschule, wo Fritz Waldau seit mehr als zwei Jahren der Wissenschaft oblag, bildete neben ein paar Corps die haute volée der Studentenschaft. Sie trug keine Farben und hatte außer dem Prinzip, den splendiden väterlichen Wechsel mit möglichster Virtuosität durchzubringen, keine festen geselligen Grundsätze. Dafür genossen ihre Mitglieder unter den Kommilitonen nur ein bedingtes Ansehen, d. h. sie wurden hie und da beneidet, ohne der Generosität wegen, mit welcher sie ihr Geld unter die Leute brachten, besondere Achtung zu genießen. Auf besserem Fuße stand die Gesellschaft mit dem Offizierscorps und mit einigen wenigen der ersten Familien der guten Stadt, welche den einen oder anderen von den „Bären" als Schwiegersohn nicht ungern willkommen geheißen hätten. Das Kneip- oder besser Klublokal der meist der Aristokratie angehörenden Gesellschaft befand sich in einem der ersten Restaurants der Stadt, und anstatt mit commentüblichem leichtem Biere füllte man den gewaltigen vergoldeten Stiefelhumpen mit Vorliebe mit perlendem Veuve Cliquot.

Es war offizieller Abend der Gesellschaft, und da die Uhr über der Thür bereits auf halb zwölf zeigte, befanden sich die Anwesenden in theilweise recht animirter Stimmung.

„Prosit Waldseck!" rief der an der Spitze der Tafel sitzende junge Agronome, ein Graf Torsten, seinem Vis-à-vis zu, einem noch sehr jugendlichen Gesichte, welchem der recht spärlich keimende weiche Flaum auf der Oberlippe, der sanft ins röthliche spielende reine Teint sowie die treuherzig offen dreinschauenden, großen blauen Augen etwas ungemein Zutrauen erweckendes verliehen.

Der Angeredete beeilte sich nicht sehr, der Aufforderung des ersteren nachzukommen. Nachlässig füllte er sein Glas, um nach Studentenart das ihm vorgetrunkene Quantum seinem Nachbar darzubringen, mit welchem er in eifriger Unterhaltung begriffen schien.

„Was die beiden da unten nur mit einander haben!" rief Lieutenant Wellheim, ein in der Gesellschaft oft gesehener Gast. „Die Herren haben entschieden etwas besonderes auf dem Korn, worüber sie so angelegentlich konferiren. A propos, Torsten, kennen Sie die famose Geschichte, die Lissen neulich über Hellerstein mitbrachte? Sein Vermögen war bekanntlich am Rande, der Onkel wollte auch nicht mit dem Wechsel herausrücken, da ist er eines Tages auf und davon gegangen."

„Wohin denn?" riefen drei, vier Stimmen zu gleicher Zeit, und auch der junge Baron von Waldseck wurde aufmerksam.

„Wohin? Mein Gott, dahin, wohin sie alle segeln, wenn sie in der alten Welt auf dem Boden ihrer Weisheit und ihrer Kasse angekommen sind, nach New-York, San Francisco, was weiß ich! Jedenfalls nach Amerika. Lissen hat die Sache aus bester Quelle — die kleine Hulda Bellermann vom *theater in Berlin, bei welcher er Nachfolger des dicken Hellerstein geworden ist, hat's ihm selbst erzählt."

„Schade um den guten Kerl! Kurt Hellerstein war eigentlich ein famoser Gesellschafter und höchstens ein bißchen leichtsinnig", rief Waldseck. „Sie haben ihn wohl nicht persönlich gekannt, Herr Waldau?" wandte er sich dann an seinen Nachbar.

„Persönlich nicht; wohl erinnere ich mich, Herrn von Hellerstein zuweilen gesehen zu haben"; erwiderte der Angeredete.

„War wirklich bei allen dummen Streichen, die er machte, ein interessanter Mann und eine treue Seele. Allerdings setzte er beim Studium hier und in Berlin in drei Jahren fast sein ganzes Erbe zu, aber — na, das war am Ende auch nicht weit her, höchstens vierzigtausend Thaler, aber — gute Familie. Hätte doch nicht geglaubt, daß die Seinigen ihn so völlig hilflos sitzen ließen. Wer weiß, wo der arme Teufel jetzt steckt! Wir hätten ihm gern geholfen, aber das war ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein; seine Schulden sollen sich auf mehr als Fünfzigtausend belaufen haben."

„Was studirte denn der Herr?" warf Waldau ein.

„Mein Gott, was man so studiren nennt! Eigentlich Jus, worin er am Ende noch hätte Carrière machen können. Nebenbei aber war er famoser Reiter und hatte ein paar Gäule! 'ne Schande, denken zu müssen, daß jetzt irgend ein Bengel aus dem Comptoir einen davon in der Auktion ersteigert hat und nun damit paradirt.

„Nun, die Thiere sind noch mit genauer Noth in bessere Hände gekommen!" rief der Lieutenant. „Lissen scheint sich völlig zum Erben des Abgesegelten aufgeworfen zu haben — er fand die Gäule zufällig bei einem Händler in Berlin und hat sie von diesem für einen Spottpreis erstanden."

„Also die Ehre wäre gerettet", lächelte Fritz Waldau, indem er den Nachdruck auf das Wörtchen „die" legte.

„Was machen wir morgen nach Tisch?" rief jetzt Torsten.

„Ich für meinen Theil muß auf alles verzichten", erwiderte Waldseck. „Meine Mama nebst Fräulein Schwester haben mir gestern ihren Besuch für morgen angekündigt."

„Aber Ihr anderen seid doch frei?"

„Dirkstein will morgen Nachmittag absolut ins chemische Laboratorium; er sagt, er müsse jetzt die Chemie durch eigenes Experimentiren kennen lernen."

„Nicht schlecht! Alle Wetter, Dirkstein, ist das Dein Ernst? Chemie durch eigene Experimente zu erlernen ist ein famoser Gedanke! Willst Du wirklich ins Laboratorium, Mann?"

„Leider. Ich muß doch 'mal thun, als ob ich meine chemischen Kenntnisse erweitern wollte! Ihr wißt ja, der alte Professor dort ist ein Freund meines Vaters und hat mich wiederholt in sein Haus eingeladen. Da muß ich doch auch seine Wissenschaft einmal beehren. Unangenehm ist mir nur, daß ich mich so ganz allein zwischen all' den Strebern bewegen soll."

„Wenn's Ihnen recht ist, Herr von Dirkstein, so gehen wir zusammen; ich besuche die chemischen Praktika letzthin ziemlich regelmäßig", erbot sich der junge Waldau.

Torsten war verstimmt. „Der eine kriegt Besuch, der andere will durchaus in die Giftbude 'rein, da soll sich der Teufel amüsiren! Uns

anderen bleibt dann natürlich nichts übrig als unsere ordinäre Spazierfahrt morgen Nachmittag, und dazu bedarf es freilich keiner Vorberathungen. Aber morgen Abend sehen wir uns im Theater, was? Und nachher kommt Ihr in meine Wohnung. Ich hoffe, Sie erfreuen mich auch durch Ihren Besuch, Herr Waldau", wandte er sich höflich an den Gast. „Ueberhaupt sollen Sie uns willkommen sein, wenn Sie sich uns anschließen wollen."

Der Angeredete dankte. „Ich fürchte, daß mir mein Studium zu wenig Zeit läßt, nach Wunsch von Ihrem freundlichen Anerbieten Gebrauch zu machen. Morgen Abend werde ich Ihrer Einladung Folge leisten."

„Soll mich freuen, Herr Waldau. Also auf Wiedersehen morgen Abend! Ich muß heim. Damit griff Torsten nach Hut und Stock und schritt der Thür zu, und auch Waldau und Dirkstein verabschiedeten sich.

Draußen wehte eine kühle Nachtluft. Fritz Waldau trennte sich bald von seinen Begleitern und suchte den Weg nach seiner Studentenwohnung. Das erste, worauf hier sein Blick fiel, war ein Brief mit dem Poststempel „Bonn". Er kannte die Handschrift, und schnell zerriß er das Couvert, um von dessen Inhalt Kenntniß zu nehmen. Es waren mehrere eng beschriebene Bogen, die er aufmerksam durchlas. Dann warf er die Blätter auf den Tisch, stützte den Kopf in die Hände und starrte eine Weile nachdenklich auf das Papier hin.

„Ja, ja, Felix, Du bist ein guter Kerl, ich wußte es und — ich wollte, ich könnte Dir's danken", seufzte er.

Nicht oft hatte Fritz Waldau in der Gesellschaft verkehrt, in welcher wir ihn heute angetroffen — es war vielmehr erst, seitdem er sich von seinem Freunde Ollner getrennt hatte, daß er, von Waldseck eingeladen, mit diesem hier und da im Verkehr mit den „Bären" gesehen wurde. Sein reichlicher Wechsel erlaubte ihm manche die gewöhnlichen Mittel eines Studenten überschreitende Ausgaben, und sein elegantes gesellschaftliches Benehmen ließ ihn den jungen Lebemännern als eine ganz gute Acquisition erscheinen. Aber er wußte sehr wohl, daß ihm die Mittel nicht zu Gebote standen, um alle Thorheiten der reichen Elegants mitzumachen, und zudem erlaubte ihm seine Zeit nicht, sich enger an diese anzuschließen. Sein Hauptgedanke und die Triebfeder seines Fleißes — und er hatte wirklich mehr gearbeitet als sein Freund Felix, welcher um sein ganzes Geheimniß mit Hildegard Römer wußte — war unaufhörlich „sie" gewesen, der er beim Scheiden gelobt hatte, ihr gemeinschaftliches Glück zu fördern und ihr zu zeigen, daß er ein Mann sei. Wie stolz hatte seine Brust sich gehoben bei dem Gedanken, daß sie versprochen hatte, sein eigen zu werden, daß er sein Schicksal in Händen hätte und sein Glück selbst schmieden und modeln könnte, bis es glänzend genug sein würde, um sie aufzufordern, es mit ihm zu theilen; wie sehnlich hatte er während der ersten Semester ihre Briefe erwartet und wie gewissenhaft ihre kindlich frommen Ermahnungen, in welchen er den guten Kern so leicht herausfühlte, zu befolgen gesucht! Und jetzt? Jetzt saß er da und las den Brief des Freundes, der ihm von ihr erzählte und ihm Vorwürfe machte wegen

seines Verhaltens gegen seine „Braut", wie er selbst sie früher so gern genannt hatte.

„Du weißt", schrieb Felix Ollner, „daß ich kürzlich ein paar Tage zu Hause war, und kannst Dir denken, daß ich nicht umhin konnte, ihre Tante und sie zu besuchen. Hast Du wirklich so lange nichts von Dir hören lassen, Fritz? Fräulein Römer kam mir mit derselben Herzlichkeit entgegen wie früher, sie ist überhaupt in mancher Hinsicht dieselbe geblieben, und jedenfalls hat sie sich nicht zu ihrem Nachtheil verändert, doch schien sie mir erheblich ernster als ehemals und, während sie mit mir sprach, nicht ganz frei von Befangenheit. Als wir einen Augenblick ungestört waren, klärte sich mir den Grund derselben auf. Wie zufällig brachte ich das Gespräch auf Deine Person, und ich sah, wie sie erröthete. „Sie stehen gewiß mit Fritz noch in lebhaftem Briefwechsel?" meinte sie nach einer nachdenklichen kleinen Pause. Ich sagte ihr, daß Du nie ein besonders eifriger Correspondent gewesen wärest, und es war, als ob diese Antwort ihr gewisse Erleichterung geboten hätte."

„Haben Sie kürzlich von ihm gehört?" fragte sie mich.

„Seit er wieder zur Universität gereist ist, nicht", erwiderte ich; „sein letzter Brief datirt aus Gellheim."

„So scheint er auf der Universität wohl zuviel Arbeit zu haben, um — an anderes zu denken. — O, Herr Ollner", brach sie plötzlich hervor, „glauben Sie, daß — daß —" sie zögerte.

„Daß was, Fräulein Römer?"

„Daß Fritz leichtsinnig werden könnte?"

Du darfst mir glauben, daß ich mit voller Kraft für Dich eintrat.

„Aber denken Sie sich: sonst schrieb er mindestens jede Woche, und nun ist schon mehr als ein Monat vergangen, seit ich nicht die geringste Nachricht von ihm habe. O, wenn er wüßte, wie viel trübe Stunden er mir durch sein Schweigen bereitet, er würde die Zeit finden, mir wenigstens ein paar Worte, einen Gruß zu senden!"

Ich erinnerte sie daran, daß Du möglicherweise in der That mit einer größeren Arbeit beschäftigt seiest, daß ein Brief verloren gehen könnte — bei dieser Entschuldigung sah sie mich groß an. „Ein Brief mag verloren gehen, aber nicht vier, fünf Briefe."

„So haben Sie ihm geschrieben?"

„Wiederholt habe ich es gethan, aber ohne Erfolg, ohne auch nur eine Zeile, eine Silbe als Antwort. Jetzt freilich — werde ich warten, bis er schreibt. — Herr Ollner, ich bitte Sie, schaffen Sie mir Licht in dieses Dunkel! Lieber die gräßlichste Gewißheit als dieses ungewisse Bangen! Hat man mich bei ihm verleumdet? Ist er krank? O Gott, ich will Ihnen ewig danken, wenn Sie mir Aufklärung geben; denn Sie sind ja sein Freund, und Ihnen muß es möglich sein!"

Ich habe versprochen, mein möglichstes zu thun, und ich bin gesonnen mein Wort einzulösen. Namens unserer alten Freundschaft fordere ich Dich deßhalb auf, Dein Benehmen gegen sie zu rechtfertigen. In diesem Stadium des Zweifels kann sie nicht länger bleiben, sie reibt sich dabei auf. Denn sie hat Dich nie inniger geliebt als gerade jetzt, wo Du aus Gründen, welche mir selbstverständlich unbekannt sein müssen, sie so sehr vernachlässigst. Sollte jemand Dir Schlechtes

über sie berichtet haben, so ist es Verleumdung, gegen die ich bereit bin einzutreten, und ich bitte Dich deßhalb dringend, mir den Grund Deines Schweigens mitzutheilen; ich glaube gewiß, daß ich Rath schaffen kann."

Zweimal hatte Fritz Waldau das Schreiben durchgelesen, und wieder versank er in sein düsteres Brüten. Er wußte, daß Ollner mit seinen Vorwürfen recht hatte, und ein Gefühl tiefer Beschämung überkam ihn beim Lesen der offenen Freundesrede; denn er hatte nicht unabsichtlich den Briefwechsel mit Hildegard abgebrochen, so schwer ihm das geworden war, und die vier Briefe, in welchen sie ihn anfangs leidenschaftlich, zuletzt im Tone beleidigten Mädchenstolzes bat, sein Schweigen zu brechen, waren sicher in seine Hände gelangt. Er fühlte, wie sehr er an ihr hing, wie sein ganzes Denken mit ihr verknüpft war, aber — dennoch war seine Liebe ihm eine Fessel, die ihm anfangs golden und wonnig, dann immer schwerer erschien.

Seine Ansichten hatten sich geändert: nachdem sein Verstand das Uebergewicht über das Herz gewonnen, hatte er von dem titanenhaften Idealismus, welcher ihn vor wenigen Jahren noch beseelte, wenig nur gerettet. Was würde am Ende der Ausgang seines Verhältnisses zu Hildegard sein? Jahrelang würden sie beide harren müssen, bis er seine Examina absolvirt, und dann — wie kärglich vielleicht sein Auskommen, wie spärlich bemessen würden die Freuden sein in einem mit so geringen Mittel betriebenen Haushalte! Sollte er darum jahrelang angestrengt arbeiten, anstatt wie andere sich auch einmal den Freuden des Studentenlebens hinzugeben, darum ebensolange sich sehnen nach einem schließlich doch nur geträumten Glück, um zuletzt, in den Hafen eines kümmerlichen Ehestandes einzulaufen, angekettet an sein kleines Hauswesen, die Schinderei und Plackerei eines Familienvaters auf sich zu laden, wie er deren so manchen und zum Theil gerade unter den Gliedern des Gelehrtenstandes fand? — Fritz Waldau hatte die besten Anlagen zum Lebemann; er wollte auch einmal genießen, und um sich seine Zukunft behaglich zu gestalten, war ihm seine eigene Freiheit erste Bedingung. So hatte er geglaubt, er werde dadurch, daß er den Verkehr mit der Geliebten abbrach, diese allmählich an den Gedanken gewöhnen, er habe sie vergessen, wie er selbst sie wirklich vergessen wollte. Zwar wußte er, daß er sie sobald nicht werde aus seinem Denken bannen können, doch meinte er, alles werde sich von selbst machen, wenn er nur erst frei sei. Daher sein Schweigen. Und jetzt verlangte der Freund unnachsichtlich Aufklärung über dasselbe, entweder gegen ihn selbst oder gegen Hildegard. Aufklärung! „Ja, ja, er soll sie haben", murmelte er, als er langsam aus seinem Träumen erwachte, „aber nicht heute, nicht morgen! Ich muß erst mit mir selbst zu Rathe gehen, ehe ich —" er vollendete den Satz nicht, sein Blick fiel auf den Ring, welchen er am Finger trug, den Smaragd, den sie ihm einst geschenkt. Die Farbe der Hoffnung! Auf was hoffte er jetzt?

Es war spät, als Fritz Waldau am andern Morgen aus unruhigem Schlummer erwachte. Der Kopf war ihm schwer, von dem berauschenden Weine des vergangenen Abends sowohl als von dem

ernüchternden Briefe seines Freundes. Langsam kleidete er sich an. Ins Kolleg zu gehen blieb ihm jetzt kaum noch Zeit, sodaß er sich entschloß, einen Bekannten aufzusuchen — die Entscheidung über die Angelegenheit mit Hildegard wollte er zunächst aufschieben; was er jetzt wünschte, war Zerstreuung, mit Gewalt wollte er seinen Gedanken eine andere Richtung geben.

Er traf seinen Kollegen Stephan Knorr, der nicht gerade zu den strebsamsten, wohl aber zu den biedersten seiner Bekanntschaft zählte, wie kaum anders zu erwarten war, zu Hause.

Studiosus Knorr hatte heute seinen schlechten Tag — denn nicht nur Männer in Amt und Würden, sondern auch Studiosi, leichtherzig und leichtlebig, haben ihre schlechten Tage. Auf Waldaus Klopfen antwortete deßhalb ein keineswegs freundliches „Herein", und der glückliche oder vielmehr diesmal sehr trübselige Bewohner der in genialer Unordnung sich befindenden Garçonwohnung empfing seinen Besucher in Hemdsärmeln, während er in der einen Hand die Spiritusflasche, in der anderen die Kaffeemaschine hielt, welche er in Thätigkeit zu setzen im Begriff war. Als er seinen Besucher erkannte, hellte sich seine Miene etwas auf, ohne daß er aber von dem Gruße des anderen überhaupt Notiz nahm.

„Setz' Dich. Schon gefrühstückt?" Die Worte wurden mehr herausgegurgelt als gesprochen.

„Danke schön, Knorr. Habe keinen Appetit mehr, da ich soeben erst von Hause und aus den Federn komme."

„Na, meinethalben auch!" Damit ließ sich der dicke Bewohner des Zimmers unter einem Krach, welcher den Sprungfedern des alten Kanapees einen jämmerlich stöhnenden Laut entlockte, in die Sophaecke fallen.

„Du scheinst ja heute wenig aufgelegt zu sein", begann Waldau das Gespräch, indem er ihm gegenüber Platz nahm.

„Aufgelegt! Hat sich was!" knurrte sein Vis-à-vis „Der Teufel hole diese infame Kaffeewirthschaft! „Mensch, ärgere Dich nicht" kann der dummste Bauer sagen, aber was zuviel ist, ist zuviel. Erstens habe ich einen Katzenjammer und eine ganze Tracht Aerger von gestern Abend mit nach Hause gebracht, dann bleibt mir heute Morgen der Stiefelfuchs aus, während er mich wecken sollte — kein Zeug gereinigt, die Kaffeemaschine — das Ding da — nicht in Ordnung, dafür eine Schneiderrechnung und die liebenswürdige Mahnung meiner Hauswirthin, entweder heute die paar Mark Miethzins, welche ich ihr noch schulde, unverzüglich zu zahlen oder zu gewärtigen, daß sie mich zum Hause heraus würfe! Infames Pack das! Nicht für zwei Pfennige Vertrauen setzt das in einen honorigen Studenten! Und zu alledem noch der Wisch da!" rief er dann in allergrimmigstem Tone. — „Mensch, ich werde entweder binnen vierundzwanzig Stunden verrückt oder ich bin vor Aerger eine Leiche!" Und im Uebermaß seiner Wuth schlug er so heftig auf den Tisch, daß der Spiritus aus dem offenen Behälter, in welchem er brannte, zum Theil hinausgeschleudert wurde und lustig auf dem Tischtuch weiterflackerte. „Meinetwegen mag die ganze verräucherte Bude in Flammen aufgehen und ich selbst mit. Dann chikanirt man mich wenigstens nicht länger."

Fritz Waldau war schnell herzugesprungen und hatte mit einem Zipfel der Tischdecke einer kleinen Feuersbrunst vorgebeugt.

„Aber was setzt Dich denn nur in solche Aufregung, Knorr?“

„Mensch, bist Du taub, oder hast Du sonst wo einen Sinn zu wenig?“ schrie dieser. „Sage ich's denn nicht eben: der Kater, der Stiefelfuchs, der Kaffee, die Miethe, der Schneider — kurz alles, und dieser Lappen Papier nicht am wenigsten!“ Damit schlug er heftig auf einen auf dem Tische liegenden erbrochenen Brief.

„An Kater und Stiefelfuchs kann ich freilich wenig helfen, was aber die Manichäer angeht, so läßt sich da am Ende Rath schaffen. Wieviel Geld wirst Du nöthig haben, Stephan?“

„Laß sehen! — Na, mit sechsunddreißig Thalern wird's wohl gemacht sein“, erwiderte der andere. „Wenn Du mir den Bettel pumpen willst, so werde ich Dir's am ersten mit Dank zurückgeben.“

Waldau hatte zwar auf einen geringeren Betrag gerechnet, doch versetzte er ruhig: „Ich werde Dir das Geld heute Nachmittag noch bringen; augenblicklich habe ich nicht mehr soviel bei mir.“

„Heute Nachmittag! Das ist's ja gerade! Da, lies den Wisch der Frau Tante:

Theurer Neffe!

Auf der Reise nach Berlin begriffen, wohin ich meinem Gemal, Deinem Oheim zu folgen gedenke, kann ich mir nicht versagen, einige Stunden in Deiner Nähe zu verweilen, bitte Dich also, mich morgen Nachmittag um drei Uhr am Bahnhofe zu empfangen und für meine Hulda und mich ein anständiges Logis zu besorgen.

Bis dahin sei versichert der Liebe Deiner wohlgeneigten Tante

Mathilde Regebauer, verw. von Rallsberg,
geb. Freiin v. Karpfensee-Dillenberg.“

„Ja, aber was hat die Ankunft Deiner Frau Tante mit Deinen pekuniären Verhältnissen zu schaffen?“

„Was sie damit zu schaffen hat, ist doch wahrlich klar genug!“ rief Knorr ärgerlich. „Zunächst muß ich mein Zimmer in einen ganz anderen Zustand setzen als der ist, in welchem es sich jetzt befindet. Dann muß meine Wirthin bezahlt werden, sonst kommt sie und benutzt die Gelegenheit, um meiner Tante zu erzählen, seit wann ich meine Miethe schuldig geblieben bin; und daß sie es dabei nicht bewenden läßt, sondern auch noch haarklein die ganze Geschichte von meinen letzten Mensuren an den Mann, oder besser gesagt, an die Frau bringt, versteht sich von selbst.“

Waldau sah sich im Zimmer um. „Die paar Bücher können wir doch bald in Reih und Glied stellen! Und das Geld kannst Du selbstverständlich ebenso gut sogleich haben, vorausgesetzt, daß Du Dich mit mir zu meiner Wohnung bemühen willst.“ Damit gab er sich daran, die in der That nicht sehr zahlreichen Bände in das an der Wand lehnende Repositorium einzurangiren, was wenig Zeit erforderte.

„Waldau, Du bist ein Goldmensch!“ rief plötzlich Knorr enthusiastisch aus. „Zu Stubenmädchen wollen wir uns aber nicht degradiren — laß deßhalb den Rest den alten Drachen von unten selbst besorgen.“ Er klingelte. „Wo nur die infame Kreatur von einem Stiefelfuchs heut' Morgen bleibt! Am Ende muß ich noch selbst hingehen und ihn

herbestellen, damit er noch die letzte Hand anlegt an das Ordnen des Zimmers. „Die Philöse Frau Behling scheint harthörig zu sein.“ Er zog so heftig am Schellenzuge, daß dieser abriß.

Jetzt vernahm man Schritte auf dem Korridor, und die Gerufene trat eilig ins Zimmer, mit zorngeröthetem Gesicht und einem Paar Augen, die keineswegs friedlich unter dem etwas zerzausten Haar hervorblitzten, welches um die schmutzig-weiße Morgenhaube herumhing.

„Aber, Herr Knorr, ich muß entschieden darauf bestehen, daß Sie sich in einem anständigen Hause auch anständig aufführen! Doch Undank ist der Welt Lohn, und wer selbst nichts ist, meint, er könne anderen am meisten bieten. Ehe Sie sich geberden als wären Sie ein Krösus, der über tausend schwarze Negersklaven zu commandiren hat, sollten Sie lieber Ihre Miethe bezahlen! Ja, ich genire mich gar nicht mehr vor Ihnen und auch nicht vor dem fremden Herrn da — erst bezahlen Sie Ihre Schulden an mich, dann können Sie wieder klingeln; aber so lange das nicht geschehen ist, wird Ihnen nichts mehr gereicht. Ich bin eine gebildete Person, und —“

„Himmeldonnerwetter, ich weiß längst, was Sie sind! Hören Sie nun bald mit Ihrem Geschwafel auf und lassen Sie vernünftige Leute auch zu Worte kommen? Sonst will ich einen Dienstmann holen, der Ihnen so lange zuhört.“

„Behalten Sie Ihre paar Pfennige, wenn Sie noch welche haben, lieber in der Tasche, Herr Knorr, und hören Sie nur selbst zu. Da den Schellenzug haben Sie nun auch wieder ruinirt — nichts ist Ihnen heilig. Aber ich wollte noch von nichts 'was sagen, wenn Sie nur die Miethe —“

„Schwerenoth, Sie sollen Ihre Miethe haben, Drache von einer Hauswirthin, heute noch, in dieser Stunde noch! Aber ich mache die Bedingung, daß Sie zu gleicher Zeit mein Zimmer hier in durchaus noblen Zustand versetzen, oder ich ziehe am ersten aus. Verstanden?“

Ungläubig sah die Angeredete ihren Miether und danach dessen Freund an. „Ja, wenn ich wüßte, daß —“

„Wenn Sie was wüßten, alte Schachtel?“

„Daß — daß Sie nachher — ich glaube Sie sagten in einer Stunde — bei Kasse sein würden.“

„Jetzt glaubt die Person mir nicht einmal auf mein Wort! Nein, es ist zu viel. Verhandle Du mit ihr, Fritz!“

„Sie sollen noch in dieser Stunde Ihr Geld haben, Frau Behling, dafür bürge auch ich Ihnen. Mein Freund aber verlangt, daß Sie in derselben Zeit seine Wohnung in einen Schmuckkasten verwandeln; verstehen Sie? Er bekommt heute Nachmittag Besuch, und zwar vornehmen.“

„Ja du mein Gott, wenn's denn wahr ist und die Herren mir mein Geld zahlen wollen, so will ich ja gern die Zimmer in Stand setzen, sodaß kein Graf sich schämen sollte, darin zu wohnen. O du liebe Zeit, Frau Behling weiß auch wohl, was sich für eine ordentliche Wirthin schickt! Wie der Herr, so 's Geschirr, pflegte mein Seliger zu sagen, und wie man in den Wald hinein ruft, so schallt's heraus. Wo ordentlich gezahlt wird, ist auch die Bedienung ordentlich. Ich will nur schnell laufen und sehen, daß frische Gardinen an die

Stangen kommen — die da sind ganz gelb von Tabaksrauch. Und dann will ich zum Glaser schicken, daß er schnell die eine Fensterscheibe dort neu einsetzt, wenn's Ihnen recht ist, Herr Knorr; und dann —"

„Ja, ja, schon gut. Sorgen Sie nur, daß die Bude in halbwegs anständige Verfassung kommt; Ihr Geld soll in einer halben Stunde hier sein." Damit schob Knorr die redselige und so plötzlich umgestimmte Wittwe aus dem Zimmer, welches er bald nachher mit seinem Helfer in der Noth verließ.

„Jetzt wird Dein Zimmer aller Wahrscheinlichkeit nach schon mehr fürstlich eingerichtet sein, wenn die Damen es inspiziren werden", sagte der letztere auf der Straße zu ihm.

„Ist auch gerade, was ich wünsche; denn solche Aeußerlichkeiten sind das einzige, womit ich Personen wie meiner hochgeborenen Frau Tante imponiren kann. Die Leute, und besonders Damen aus jenen Kreisen, haben nun einmal keinen Sinn für — geniale Unordnung. Meine Cousine würde einfach ihr Näschen rümpfen und denken, wie froh sie sein kann, daß sie ihren adligen Lieutenant mir Kaffern vorgezogen hat."

„Ah so! Also Du hast Dich ihr einmal angetragen?"

„Angetragen? Nein Mensch, angetragen nicht. Aber Dummheiten habe ich ihr gesagt einst, wie ich noch ein viel größeres Kalb war als ich jetzt eine Art Ochs repräsentire."

„Nun — indiskret will ich nicht sein", erwiderte Waldau zurückhaltend.

„Indiskret? Na, viel zu verheimlichen ist bei der Sache nicht. Meine Cousine war ein hübscher Backfisch — als sie noch jünger war nämlich, jetzt hat sie die einundzwanzig hinter sich, aber hübsch ist sie immer noch — also sie war ein netter Backfisch von vierzehn Jahren, ich Primaner — ewige Liebe geschworen ꝛc. ꝛc. Nach zwei Jahren kam sie aus der Pension, und sechs Monate später verlobte sie sich, um jetzt in ein paar Wochen mit ihrem Vaterlandsvertheidiger in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Also weiter nichts! Sie fühlt sich sehr wohl, und ich thue desgleichen, ab und zu sagen wir uns eine kleine Grobheit, kommen aber sonst gut miteinander aus. Kurz — es ist ein Fall, wie sie zu Hunderten vorkommen und, Gott sei Dank, meist mit demselben Verlauf. Ihre Mama nimmt dagegen ein ziemliches Interesse an mir, indem sie ab und zu sich nach meinem Betragen erkundigt und, wenn die Censur dieses gut ausgefallen ist, sich nicht abgeneigt zeigt, dem väterlichen Wechsel eine Kleinigkeit hinzuzufügen. Da wäre es mir denn ziemlich ungelegen gekommen, wenn Frau Behling ihr das Blaue vom Himmel heruntergeschwatzt hätte über meine wirklichen und unwirklichen Schandthaten, was unfehlbar geschehen wäre, hättest Du Dich nicht eben bereit erklärt, mir zu helfen."

Mittlerweile hatten die beiden Waldaus Wohnung erreicht, wo Knorr das versprochene Geld von dem Freunde empfing, um sich dann zu seinem Faktotum, dem „Stiefelfuchs" zu bemühen.

Fritz Waldau blieb nachdenklich zurück, aber ein Gefühl der Erleichterung war durch des anderen Rede über ihn gekommen. Hatte der Fall zwischen Knorr und seiner Cousine nicht sehr viel Aehnlich-

keit mit dem seinen? Und augenscheinlich war es dort beiden Theilen nicht schwer geworden, sich zu trennen und ein Verhältniß zu lösen, über welches sie sich heute höchstens amüsirten. Pennälerliebe, weiter nichts! Würde Hildegard nicht auch in kurzer Zeit sich in ihr Geschick fügen und nachher sich freuen, nicht an ihn gebunden geblieben zu sein, wenn sie auch heute noch in ihm ihr einziges Glück zu finden wähnte? Bah! So etwas konnte man sich einbilden! Erleichtert würden sie beide aufathmen, ja, am Ende würde sie es ihm später noch einmal Dank wissen, weil er zuerst die Feile anlegte, um eine Kette zu zerschneiden, die ihnen doch nur drückend gewesen wäre! Was hatten sie auch imgrunde von einer Liebe, die sie vor jedermann verheimlichen mußten! Seit nahezu einem Jahre hatte er sie nicht mehr gesehen, und ein halbes Jahr mindestens würde vergehen, bis er sie wiedersehen würde. Solche Liebe par distance war nicht mehr nach seinem Sinne — aber dennoch zögerte er, den entscheidenden Schritt zu thun. Es war fast Mittag geworden; er zündete sich eine Pfeife an und nahm ein Buch zur Hand. Doch mit der Wissenschaft wollte es nicht gehen, er griff deßhalb nach einem Band Gedichte. Es war Zedlitz, einer seiner Lieblingslyriker, den er durchblätterte. Zufällig fiel sein Blick auf die Verse:

„Sei ruhig und trockne Dein Thränchen,
Ich weiß, daß Dein Herzchen nicht bricht.
Heiß Blut und achtzehn Jahre —
Mein Mädchen, Du stirbst noch nicht."

* * *

Die Korrespondenz eines jungen Mädchens dreht sich selten um Dinge, welche für andere Sterbliche der Beachtung werth sind. Und dennoch, wie ungeheuer wichtig erscheinen alle die kleinen Nichtigkeiten in der Regel der Empfängerin jener zierlichen, zartbeschriebenen Couverts, deren Aufschriften der alte Briefbote in Rhedern meist mit einem mitleidigen Lächeln liest, als wollte er sagen: „Das ist auch 'mal wieder 'ne Art zu adressiren! Ganz gegen alles Reglement." Doch er weiß, daß er gerade mit solchen Briefen am liebsten gesehen wird, und so weiß er denn auch heute, daß aus dem Erkerfenster des uns bekannten hochgiebligen Hauses am Markt ein blonder Lockenkopf schon nach ihm ausspäht, lange ehe es seinen alten Augen möglich ist, ihn zu erkennen. Nur zu oft hat der Alte in letzter Zeit an dem fragenden Blick der Kleinen da oben kopfschüttelnd oder achselzuckend vorüber gehen müssen, und wenn er auch hie und da einen Brief für sie aus seiner massiven Ledertasche hervorholte, so mußte es doch wohl der rechte nicht sein; denn der alte Weegener kannte Fräulein Hildegard gerad' so lange, als sie sich ihres Daseins freute, und da entgingen ihm die Spuren von Niedergeschlagenheit oder gar Thränen in ihrem Gesichtchen nicht.

„Der Windhund von einem Studenten verdiente auch nicht, daß so'n Engelsmädel sich die Augen roth weint seinetwegen", knurrte er, indem er, einen wohlbeleibten Brief in modernstem Couvert in der Hand, die Glocke zog. Noch waren ihm die letzten Worte des Satzes

zwischen den Lippen, als von innen geöffnet wurde und Hildegard den Brief in Empfang nahm.

„Wird wohl ein kleines Pflaster auf ihren Liebeskummer sein", murmelte der weißbärtige Jünger Stephans im Weitergehen. — Man sieht, Rhedern war keine Weltstadt — die zwei Postboten dort hatten noch Zeit, die Physiognomien der Empfängerinnen und Empfänger ihrer Briefe zu studiren, und da man es mit fünfundvierzig Jahren darin zu ziemlicher Fertigkeit bringt, so wußte der alte Weegener bei denjenigen der jungen Damen, an deren Wohl und Wehe er ein mehr als amtliches Interesse nahm, so ziemlich, was ungefähr in den Botschaften gestanden hatte, die er zuletzt überbrachte. Eine heimliche Liebe blieb ihm nicht so leicht verborgen, wennschon er die Diskretion, welche sein Amt ihm auferlegte, in so vollem Umfange aufrecht erhielt, daß auch nicht die leiseste Andeutung seine Gedanken verrieth. Wenn er übrigens glaubte, diesmal mit einer ersehnten und deßhalb willkommenen Kunde für Fräulein Hildegard gekommen zu sein, so irrte er. Ersehnt, ja! So sehnsüchtig erwartet war selten ein Brief wie der, welchen Fräulein Römer jetzt vorsichtig unter ihrer Morgenschürze verbarg, als sie die Treppe hinauf in ihr Stübchen eilte. In Hast verriegelte sie die Thür und erbrach das Couvert. Ein Freudenschein glitt über ihr Gesicht, als sie die geliebten Schriftzüge sah, und eifrig begann sie zu lesen. Doch schon nach dem ersten Satze wurden ihre Züge ernster, sie ließ sich auf einen niedrigen Sessel sinken und las mit fliegender Brust die Zeilen zu Ende.

Das konnte ja gar nicht möglich sein, was da stand! Er wollte sie aufgeben, weil nicht abzusehen sei, wann er einmal selbstständig genug sein würde, sie heimzuführen? Und weil dann das Loos, welches ihrer an seiner Seite harrte, wenig beneidenswerth sein werde? Und — o Gott, hatte er sie denn je geliebt? — er hoffte, sie würde es machen wie er und zu vergessen suchen, was „auch ihm bisher als das höchste Ziel erschienen sei, nach welchem er streben könne!" War das die himmelanstrebende Studentenliebe, wie sie sich noch vor wenigen Monaten in der flammenden Leidenschaft seiner Briefe gezeigt hatte? Sie fand keine Thränen, starr hielt sie den Blick auf die kleinen Blätter geheftet, von deren Inhalt sie sich so ganz anderes versprochen hatte. Sie fühlte, es werde ihr unmöglich sein, ihn zu vergessen — wie sie sich an den Gedanken gewöhnen werde, die ganze himmelblaue Herrlichkeit mit ihrem erträumten Glück solle nun ein Ende haben, das war ihr nicht klar. Konnte Fritz überhaupt in solchem Tone schreiben, ohne daß ein äußerer Anlaß ihn trieb? Das war ja gar nicht denkbar! Wie von einer inneren Erleuchtung glitt es über ihr Gesicht: sie mußte auf irgend eine Weise verleumdet sein, und Fritz glaubte so am schonendsten das Band, welches ihn mit ihr verknüpfte, zu zerreißen, indem er die Hauptschuld auf sich selbst nahm. Ja, das war seiner würdig! Aber — sah ihm das ähnlich? Sollte der leidenschaftliche Liebhaber nicht anders, in heftigen Worten, geschrieben haben? Es fiel ihr nicht ein, daran zu denken; sie hatte die Erklärung gefunden, welche ihr die liebste war, und nun klammerte sie sich an die einmal gefaßte Idee mit der ganzen Hingebung ihrer reinen Weiblichkeit, mit dem festen Glauben eines kindlichen Gemüths.

Sie hatte zu ihm emporgesehen wie zu einem jungen Gott, ihr Vertrauen zu ihm, zu seiner Tüchtigkeit, seinem Edelmuth, ihr unbegrenzter Respekt vor ihrem gelehrten „Herrn Doktor", wie sie ihn gern in ihren Briefen genannt hatte, kannten keine Grenzen. Sich selbst war sie geneigt, für ein ihm tief untergeordnetes Wesen zu halten, so sehr sie auch anderen Männern gegenüber jenen Stolz herauskehrte, welcher jede wirkliche Dame, auch die unscheinbarste, unnahbar macht selbst für den zudringlichsten und unverfrorensten unter den Männern. Sicherlich war er so viel besser als sie, die sie gewiß irgend einen Fehler begangen hatte, wegen dessen er mit Recht zürnen durfte! Am Ende hatte sie der Herrenwelt gegenüber, welche sie bei den Festlichkeiten der besseren Gesellschaft Rhederns umgab, Verstöße gemacht, welche ihm zu Ohren gekommen waren und die er nicht ungestraft wollte hingehen lassen! Sie sann nach. — Gewiß, hatte der junge Lieutenant vom Wachtcommando, der einzige degenbewehrte Vertreter der Armee im Städtchen, ihr auf den letzten Bällen auffallend die Cour gemacht, sie nicht nur nach denselben nach Hause begleitet, sondern auch auf der jüngsten Schlittenpartie sich zu ihrem speziellen Ritter aufgeworfen? Konnte dadurch die Redelust der Leute, welche ohnehin in Rhedern stets neue Stoffe zur Entwicklung ihrer Fähigkeiten suchte, nicht erregt worden sein? Sie erröthete bei dem Gedanken daran, daß man ihre Person in den kleinlichen Stadtklatsch hineinziehen könnte und begann den unglücklichen Lieutenant, der ihr wahrlich vollkommen gleichgiltig gewesen war, fast zu hassen; aber sie war noch zu sehr Kind, als daß sie nicht mit einiger ihr wie den meisten Evatöchtern verliehenen Kombinationsgabe einen Faden fand, welcher ihr aus dem Wirrwarr heranstürmender Gedanken heraushalf. An seine Treue glaubte sie zu unwandelbar, als daß sie auch nur im entferntesten an die Möglichkeit gedacht hätte, er könnte seine Neigung geändert haben. Eine andere an ihrer Stelle hätte vielleicht dem Geliebten gegenüber die Beleidigte herausgekehrt und sich mit Stolz hinter einer Mauer von Schweigsamkeit versteckt. Sie dachte, nachdem sie einmal glaubte, einen richtigen Gedanken gefaßt zu haben, nicht daran, ihn zu verbergen, und nach kurzem Besinnen setzte sie sich hin, um seinen Brief sofort zu beantworten.

Ob sie es wohl wagen durfte, ihm wegen seiner Leichtgläubigkeit Vorwürfe zu machen? Und wer mochte ihm die schändliche Verleumdung hinterbracht haben? Sie schrieb und schrieb, ohne daß sie bemerkte, wie ihre Finger in dem noch ungeheizten Zimmer vor Kälte steif wurden, sie überhörte auch einen Ruf von Tante Betty, welche zuletzt kräftig an ihre Zimmerthür pochte. Hastig verbarg sie den vollendeten Brief in einem Buche und öffnete.

„Aber liebes Kind, Du wirst Dich gewiß erkälten!" sagte die Tante vorwurfsvoll, als sie das Zimmer betrat. „Was in aller Welt machst Du denn den halben Morgen hier auf dem kalten Zimmer, während ich Dich unten allerorten suche? Jetzt ist sogar Besuch da — der Lieutenant von Roer will sich von uns verabschieden, und Du weißt ja, daß Tante Fanny heut' wieder unpäßlich ist." Die Tante sagte das ohne jeden strengen Ausdruck, während dennoch ein forschender Blick über die liebliche Nichte hinwegglitt, welche nicht ohne kleine

Verlegenheit ihr Schreibzeug beiseite räumte und ihren Anzug ordnete, um gleich darauf der alten Dame nach unten zu folgen.

Der Lieutenant von Roer war als eine Art Meteor in dem Städtchen erschienen, welches sich einer Gefangenanstalt wegen stets einer mobilen Armee von dreißig tapferen Infanteristen erfreute. Der letzte commandirende Offizier dieser kleinen Truppe war ein im Dienst seines Königs halb ergrauter Lieutenant gewesen, an dessen Späße und geistreiche Bemerkungen die Damenwelt Rhederns sich mit der Zeit ebenso gewöhnt hatte wie an seinen stark wattirten Waffenrock, seine kupferrothe Nase, welche von der langen Figur mit den unglaublich dünnen Beinen wie ein Leuchtthurm ihren Schimmer herabsandte, und an die Anwesenheit des Herrn Lieutenant überhaupt. Nicht so war es mit seinem Nachfolger. Der königliche Sekondelieutenant von Roer war eine durchaus imposante, männliche Erscheinung, und wenn er auch vielleicht hier und da etwas zuviel von dem aristokratischen Commandotone erklingen ließ, welcher sich beim Militär so leicht lernt, so konnte man von ihm doch keineswegs sagen, daß er durch kleinliche Aeußerlichkeiten seiner Würde etwas habe zusetzen wollen. Hildegard Römer hatte er in Gesellschaft nicht selten mit seinen Einfällen angenehm unterhalten, und er selbst hatte sich dem Zauber des jungen Mädchens nicht ganz entziehen können. Heute Morgen aber hätte sie ihn am liebsten über alle Berge gewünscht und mußte gewaltsam nach Fassung ringen, um die Thränen zurückzuhalten, welche ihr ins Auge zu schießen drohten, als sie an der Seite der Tante dem jungen Offizier entgegentrat.

„Also läßt mich mein Glückstern doch noch einmal die Ehre Ihrer Gegenwart genießen, Fräulein Römer!“ begrüßte dieser die Eintretende. „Freilich so'n bißchen antichambriren muß man als gewöhnlicher Sterblicher in den Kauf nehmen. Doch — wie gern wartet man auf einen Blick aus schönen Augen — selbst wenn es nur ein Abschiedsblick ist!“

Hildegard fühlte, sie müsse irgend etwas sagen. „So — wollen Sie Rhedern verlassen?“

„Leider ja. Mein Nachfolger ist bereits hier eingetroffen, und schon morgen früh soll ich mich wieder in meiner Garnison melden. Heute scheid' ich, morgen wandr' ich — das ist Soldatenloos.“

„Und Ihr jetziges bedauern Sie doch nicht im Ernste, Herr Lieutenant?“ wandte Tante Betty ein. „Das Leben in einer größeren Stadt hat für junge Herren doch ganz andere Reize als unser armseliges Rhedern. In M. werden Sie das Antiquitätenkabinett, wie Ihr Herr Vorgänger unsere arme Stadt zu benennen pflegte, bald wieder vergessen haben.“

„Glauben Sie das nicht, gnädiges Fräulein. Es ist mein voller Ernst, wenn ich sage, daß mir der Abschied von Ihrem lieben Städtchen schwer wird. Wo man soviel Wohlwollen, soviel freundliches Entgegenkommen in den Kreisen findet, auf deren Verkehr man angewiesen ist, und wenn man sich gewöhnt hat, ein solches Kleinod einer Stadt als seine Heimat zu betrachten, dann ist der Gedanke nicht verlockend, sich nun aus so anmuthenden Verhältnissen herausreißen zu müssen, um in die schroff gesteckten Grenzen des Lebens im Regimente wieder einzutreten, wo es imgrunde viel einförmiger hergeht als hier

im gemüthlich-familiären Umgang mit Menschen, die wir nicht nur von außen kennen lernen, sondern in deren Inneres uns auch nicht selten ein interessanter Einblick vergönnt ist."

„Ei, ei, Herr Lieutenant! Wenn unsere jungen Damen wüßten, daß Sie glauben, in ihre Herzen geschaut zu haben! Ich glaube, man sperrte Sie hier ein."

„Das wäre ja dann für mich kein Unglück. Wie gern läßt man sich fesseln, wo man gern bleibt!" scherzte Roer. „Wie die Dinge liegen, kann ich freilich nur bitten, daß man mich in gutem Andenken behalten möge, bis ein gütiges Geschick mich später einmal in Ihre Gegend führt und ich alte Freunde wieder heimsuchen darf."

„Um als alter Freund aufgenommen zu werden? Nun, an einem herzlichen Empfang würde es gewiß nicht fehlen; mich wundert ohnehin, daß unsere jungen Mädchen Ihnen nicht zum Abschied einen besonderen Gruß darbringen. Aber die Sache kam auch zu plötzlich; es hätte sich von vorgestern Abend bis heute nicht einmal ein kleiner thé dansant in Scene setzen lassen."

„Und deßhalb muß ich auf das Vergnügen verzichten, noch einmal mit Ihrer Fräulein Nichte durch den Saal zu schweben", erwiderte der junge Mann lachend.

In diesem Augenblicke klopfte Kathrine, der würdige Küchengeist, an die Thür und bat Tante Betty heraus, da draußen jemand sie zu sprechen wünschte. Roer wollte sich empfehlen, wurde aber von der Tante zum Bleiben genöthigt. Sie würde sogleich zurückkehren, sagte sie.

Zwischen den Zurückgebliebenen entstand eine peinliche Pause. Der Lieutenant fühlte, daß sein hübsches Vis-à-vis verstimmt sein müsse; denn die Schweigsamkeit, welche Hildegard heute an den Tag legte, lag sonst durchaus nicht in ihrer Natur. Ihm selbst war ernster zu Muth als sonst, war doch das geäußerte Bedauern, Rhedern verlassen zu müssen, aufrichtig und die junge Dame, welche ihm gegenüber auf dem Sessel saß, keineswegs der schwächste Magnet, der ihn hier festhielt. Augenblicke entscheiden. Konnte Fräulein Römers Bläße, welche nur hin und wieder auf Augenblicke einem tiefen Roth Platz machte, nicht ihm gelten? Lag der Gedanke nicht nahe, daß sein plötzlicher Abschied der Grund ihrer Niedergeschlagenheit war? Im stillen hatte ihm oft das anspruchslose, kindlich heitere Wesen des liebreizenden Mädchens als das Ideal seiner wachen Träume vorgeschwebt, hatte er Luftschlösser gebaut, deren Zinnen das Morgenroth eines neuen, wunderbaren Glückes rosig beleuchtete, und dabei war immer die Gestalt Hildegards die Persönlichkeit gewesen, um welche er seine stillen Träume wob. Aber wenn auch seine Pulse höher schlugen, sobald er sie in seiner Nähe wußte, Fräulein Römer hatte sich bei aller Ungezwungenheit ihres Wesens stets mit einem gewissen abwehrenden Zauber zu umgeben gewußt, welcher ihn die Frage nicht hatte sprechen lassen, von deren Beantwortung er sein Lebensglück abhängig wähnte. Sein Herz pochte heftig, und er fühlte, wie ihm das Blut in die Schläfen trat. Sollte er jetzt das entscheidende Wort von ihr hören? Auch sie saß wie auf glühenden Kohlen — beide fühlten das Drückende der peinlichen Stille. Endlich unterbrach sie dieselbe.

„Sie reisen nach M.?“ fragte sie, um nur etwas zu sprechen, das einen Anknüpfungspunkt bot.

„Allerdings, Fräulein Römer, und wie ich schon sagte — leider! Es wird mir schwer werden, mich unter meinen Kameraden wieder ganz heimisch zu fühlen.“

„Aber so lange sind Sie ja gar nicht einmal hier gewesen! Ich denke, es sind kaum sechs Monate, daß Sie hier Ihren Posten antraten“, entgegnete sie, mit Mühe nur noch die Thränen zurückhaltend.

„Nicht sechs Monate habe ich hier geweilt, aber lange genug, um mit so schwerem Herzen zu scheiden, daß mir meine Zurückberufung fast wie ein Todesurtheil erschien.“ Er erhob sich plötzlich. „Ich — will offen gegen Sie sein, Fräulein Römer. Es wäre mir ein entsetzlicher Gedanke, vielleicht diesen Ort, dieses Haus verlassen zu müssen, ohne mich — Ihnen gegenüber ausgesprochen zu haben.“

Hildegard saß wie versteinert, ohne den ganzen Sinn seiner Worte zu fassen, während er in ihrem Schweigen eine Ermuthigung sah fortzufahren.

„Lassen Sie mich einmal das sagen, Fräulein Hildegard, wozu der Augenblick mir den Muth giebt. Sie kennen mich, und ich traue Ihrem Scharfblick genug Einsicht zu, um meinen Charakter, meine Art, einigermaßen durchschaut zu haben. Es kann Ihnen nicht ganz verborgen geblieben sein, daß ich für Sie ein höheres Interesse hegte als für die anderen Damen der Gesellschaft. Eine Bitte —“

„Herr Lieutenant, ich bitte Sie, hören Sie auf!“ rief Hildegard aus, indem sie aufsprang und das Tuch vor die Augen preßte. „Ich kann Sie nicht anhören, ich —“

„So geben Sie mir nur ein klein wenig Hoffnung. Vergeben Sie mir mein ungestümes Wesen — wir sind beide noch jung und — ich schwöre Ihnen als Offizier, daß ich nicht gewagt hätte, zu Ihnen zu reden, wenn mich meine Verhältnisse nicht in die Lage setzten, einen entscheidenden Schritt wagen zu dürfen. Nur um einen Schimmer von Hoffnung, nur um ein Wort bitte ich Sie! Ich wage zu hoffen, daß Ihre Angehörigen mir kein Hinderniß in den Weg legen werden, wenn Sie erklären, daß Sie glauben, mir angehören zu können. Hildegard! Ich verspreche, Ihnen mit ewigem Danke das Glück zu lohnen, welches Sie durch einen noch so schwachen Hoffnungsschimmer in meine Brust pflanzen!“

„Nie, Herr von Roer, nie“, rief Hildegard schluchzend. „Hören Sie auf, ich bitte Sie flehentlich! Ich weiß nicht, wodurch ich Ihnen ein Recht gegeben, so zu mir zu reden, ich — ach Gott, ich bin — so unglücklich!“ Damit eilte sie hinaus, die Treppe hinauf, um sich auf ihrem Zimmer so recht von Herzen auszuweinen, während der Lieutenant in Verzweiflung allein unten zurückblieb. Als anständiger Mann mußte er nothgedrungen die Rückkehr der Tante Betty abwarten, welche auch bald ins Zimmer trat und nicht wenig erstaunt war, ihren Besuch allein zu finden, und es dauerte deßhalb einige Zeit, ehe sie sich mit demselben, welcher Fassung genug behalten hatte, um einen Versuch zu machen, von der Tante Aufklärung über das räthselhafte Benehmen der Nichte zu erwarten, verständigt hatte.

„Sie dürfen mir glauben, Herr Lieutenant“, sagte sie zuletzt, „daß

Trapezunt. (Aus Hartlebens „Orient".)

Digitized by Google

weder meine Schwester noch ich gegen eine Verbindung des lieben Kindes mit Ihnen wirken werden, doch versteht sich von selbst, daß wir nur mit Einwilligung Hildegards deren Hand in die Ihre legen, und Sie sind zu sehr Ehrenmann, um auch nur an eine andere Möglichkeit zu denken. Vielleicht wird es uns gelingen, den wahren Grund ihres Benehmens gegen Sie bald zu erforschen — bis dahin trösten Sie sich. Ob Sie gut thun, Ihre Hoffnungen ganz aufzugeben, müssen Sie selbst am besten wissen — noch sind Sie ja jung genug, um die Zeit abzuwarten, welche Sie vielleicht zusammenführt."

Damit war Herr von Roer entlassen und verabschiedete sich von der freundlichen Dame um vieles ernster, als er gekommen war.

* * *

Der Brief, welchen Hildegard an jenem Morgen in einer Mischung von Mädchenstolz und kindlicher Unterwürfigkeit an den Geliebten geschrieben, hatte für sie nicht die gewünschte Wirkung. Tage, Wochen waren vergangen, ohne daß die ersehnte Antwort aus der Universitätsstadt eingetroffen wäre. Und dabei kam sie sich, nachdem sie eingesehen, daß sie dem unglücklichen Nebenbuhler Waldaus bis zu einem gewissen Grade habe Grund zu seiner Erklärung geben müssen, in ihres Herzens Einfalt viel schuldiger vor als je zuvor. Ein niederdrückendes Gefühl beschlich sie, wenn sie daran dachte, daß sie nun auch ihren Tanten, von denen die eine schon seit längerer Zeit kränkelte, Grund zu Besorgniß oder gar zu Unzufriedenheit gab, indem sie jede Anspielung auf Roers Bewerbung kurz von der Hand wies, ohne anders handeln zu können, als sie that und ohne das Motiv ihres Handelns angeben zu dürfen. Sie, die so gern alle Welt beglückt hätte und früher so oft anderen von ihrer Heiterkeit mitgetheilt hatte, fühlte sich jetzt so tief, tief unglücklich, daß sie am liebsten hätte immerfort weinen mögen. Die Zeit half zwar ihren Schmerz mildern, und etwas wie ein resignirter, ernster Stolz lagerte sich allmählich auf der reinen, mäßig hohen Stirn, über deren Schläfen die reichen goldblonden Locken ihres Hauptes ein paar Ausläufer hinabsandten. Als aber der Winter dahinging und die Vorboten des Frühlings eintrafen, ohne auch nur das leiseste Zeichen von „ihm" zu bringen, da begann ihr Stolz mehr und mehr rege zu werden. Sie fühlte zwar, daß sie nicht aufhören könne, ihn zu lieben, und — wie gern hätte sie ihm verziehen, wenn er jetzt gekommen wäre, Vergebung zu erbitten! Aber er kam nicht, und zum zweiten Male an ihn zu schreiben, hätte ihre Selbstachtung ihr nicht gestattet.

Fritz Waldau fühlte sich nicht glücklicher. Als er die Antwort auf seinen Brief erhielt, wußte er lange Zeit nicht, wie er handeln sollte. Daß Hildegard ihm nicht ohne weiteres hatte untreu werden können, stand bei ihm fest, daß also der Geschichte mit dem Lieutenant von Roer, welcher ihm von allen Menschen auf Gottes Welt am gleichgiltigsten war, keine weitere Bedeutung beizulegen sei, wußte er sehr gut, aber er wollte um jeden Preis seine Freiheit wiedergewinnen, wollte, wie er zu sich selbst sagte, sich mit männlicher Energie losmachen von den drückenden Fesseln einer Liebe, welche nur zu leicht

ein Hemmschuh für sein wissenschaftliches Streben werden könnte, und die ihm für die Zukunft so wenig materielle Vortheile bot.

Der Verkehr mit den „Bären", welchen er sich immer enger angeschlossen hatte, trug nicht dazu bei, seinem Denken einen höheren, idealeren Flug zu geben — „Genießen" war allmählich seine Parole geworden, und er genoß in so vollen Zügen, als die nicht ganz für seinen Umgang bemessenen Mittel ihm gestatteten. So hatte er anfangs die Beantwortung von Hildegards Brief von Tag zu Tag aufgeschoben und ihren Ring, welchen er schon geraume Zeit abgelegt hatte, noch immer nicht, wie es seine Absicht gewesen war, an sie zurückgesandt. Mit der Zeit gewöhnte er sich an den Gedanken, daß er die ganze „Liebesgeschichte" auch ebensogut ruhen und einschlafen lassen könnte, bis sich einmal eine passende Gelegenheit fände, das äußere Zeichen seines Verlöbnisses mit Hildegard Römer dieser wieder zuzustellen. Seine Studien machten bei dem Leben, welches er jetzt hauptsächlich der Hingabe an etliche noble Passionen widmete, selbstverständlich wenig Fortschritte, aber für seine Unthätigkeit selbst fand er einige Beruhigung, indem er sich sagte, er müsse zunächst sein geistiges Gleichgewicht durch eine Zeit lang körperlicher Erholungen wieder herstellen. Daß er bei solchen „Erholungen" seinem Körper zuweilen etwas viel zumuthete, kam ihm gar nicht in den Sinn, wohl aber wurde es ihm zuweilen schwer, die Mittel zu dem „standesgemäßen" Auftreten zu beschaffen, zu welchem er durch seinen hochgeborenen Bekanntenkreis gezwungen wurde — die leidige Geldfrage fing an, ihm wiederholt peinlich nahe zu treten.

Ueber diese dachte er auch heute Morgen nach, als er, am offenen Fenster stehend, in die frische Frühlingsluft hinausschaute, welche sanft seine Wangen umschmeichelte und mit den Falten der Fenstervorhänge spielte. Er hatte gestern im Spiel eine für seine derzeitigen Verhältnisse beträchtliche Summe verloren, und da der „Erste" noch in ziemlicher Ferne stand, heute seinen Scharfsinn vergebens angestrengt, ein Mittel zu finden, welches ihm aus der Verlegenheit half. Eben weil der reiche Torsten sein Gläubiger war, drückte ihn seine Schuld am meisten, da er um alles in der Welt diesem gegenüber nicht für den etwas dürftig versorgten Studenten gelten wollte, welcher er im Vergleich mit ihm doch war.

Da klopfte es an seine Thür und noch ehe der Student „herein" gerufen hatte, trat Waldseck ein, elegant wie immer und mit der zierlichen Reitgerte, welche er in der Hand hielt, den Staub von den Beinkleidern schlagend.

„Teufel, Waldau, war das ein schlimmer Abend gestern! Aber Gott soll mich bewahren, daß ich Torstens Höllengebräu von Punsch noch einmal genieße! Mir liegt's noch wie Blei im Schädel von den Nachwirkungen der infamen Brühe. Aber wozu in aller Welt stehen Sie denn hier und gaffen ins Blaue hinein anstatt ein bißchen zu flaniren? Oder fehlt's Ihnen etwa nicht auch irgendwo von dem Hexentrank, den uns Torsten gestern zum Dank für seinen Dusel im Spiel verabreichen ließ? Haben doch auch gestern bluten müssen, was?"

Waldau wurde roth. „Nicht übermäßig; ich bin noch glimpflich davon abgekommen im Vergleich mit Lissen und Wellheim. Aber für

mich war's doch fatal; denn mit meiner Kasse sieht es vermöge einiger Extra-Ausgaben ein wenig flau aus."

„Wenn das Ihren ganzen Kummer ausmacht, so wissen Sie, wie gern ich Ihnen zur Verfügung stehe, vorausgesetzt, daß neunzig Thaler Ihnen für heute genügen, da ich selbst nicht viel mehr in Händen habe und mir erst neue Gelder verschreiben muß."

„Wenn es Sie wirklich nicht geniert, so — bin ich Ihnen zu ewigem Dank verpflichtet, wenn Sie mir — etwa siebzig Thaler auf drei Wochen borgen wollen. Natürlich auf Ehrenwort."

„Papperlapapp! Machen Sie keine Geschichten, lieber Waldau. Da ist das Geld, und wenn Sie einmal Lust haben, geben Sie es zurück. Nehmen Sie doch lieber neunzig Thaler; ich kann sie wohl entbehren, und Sie können sich heute Abend von Torsten Revanche geben lassen, wenn Sie wollen. Jetzt aber kommen Sie mit hinaus; nachher finden wir die andern bei Rivati."

Als beide aus der Hausthür traten, wurde Waldaus Arm von einem Frauenkleide gestreift. Ohne sonderliches dabei zu denken, blickte er auf, sah aber nur noch die Rückseite der anscheinend jungen Dame, welche geschäftig das Trottoir entlang eilte.

„Alle Wetter, Waldau, der Blick war 'was werth, den die Ihnen zuwarf! Die Augen hätten Sie sehen sollen! Aber da thut man als ob man nie ein Wässerchen getrübt hätte und in puncto puncti so unerfahren wäre wie eine Konfirmandin oder, besser gesagt, wie ein Konfirmand; denn die „bessere" Hälfte unserer jungen Christen weiß meist schon den halben Heine auswendig."

„Wenn das Mädel wirklich einen solchen Feuerblick hatte, so hüten Sie sich nur, Waldseck, daß Sie sich nicht die Flügel daran verbrennen!" lachte Waldau.

„Hat nichts zu sagen", erwiderte der junge Baron. „Bin zur Zeit noch versorgt, übrig sogar, mit der kleinen Fleurette vom Corps de Ballet, die allerdings anfängt, mir, oder besser, meinem Geldbeutel fürchterlich zu werden. Uebrigens schien das dahinten" — er deutete mit einer Kopfbewegung nach rückwärts — „keine von der Demimonde zu sein. Jedoch — das schützt am Ende vor Thorheit und Liebe verflucht wenig."

Fritz Waldau zündete sich eine Cigarrette an.

„Zu ersterem hätte ich wohl Neigung, zum zweiten aber auch nicht die Spur von Talent."

„Wollen's abwarten, lieber Freund. Was ist auch imgrunde daran gelegen! Eine kleine liaison passante, beim Eintritt in welche man sich schon vornimmt, die Sache für zwei oder drei Monate, meinetwegen auch auf ein halbes Jahr, länger aber keinenfalls, durchzuführen — voilà tout. Man amüsirt sich prächtig, wird nur hie und da ein bißchen geschoren. Das ist dann wieder das Amüsement unserer Schönen und meist ein reelleres als unser eigenes. Aber qu' importe! Die Dinger wollen auch zu leben haben, wenn der Scherz mit den weltbedeutenden Brettern ein Ende hat und die Ballschuhe zerschlissen sind. — Sehen Sie da! Da kommt Lissen mit seiner von Berlin importirten Hulda. Sieht er nicht aus, als ob er sich ganz prächtig unterhielte? Und er thut's, versichere ich Sie."

In der That schien Herr von Lissen, welcher in eleganter Dogcart eine allerliebste kleine Brünette spazieren fuhr, der glücklichste Mensch von der Welt, und seine Dame grüßte die beiden Freunde mit einem Lächeln, in welches sich neben dem Triumphe, den ihr das elegante Gespann entlockte, ein wenig schelmische Vertraulichkeit mischte.

Dreiviertel Stunde später fanden sich unsere Freunde unter dem schützenden Zeltdache des Café Rivati ein, Waldau von den Bären, welche wenige Minuten zuvor sich auf der Veranda niedergelassen hatten, mit Scherzreden empfangen.

„Haha, da ist ja unser Glücksritter von gestern Abend!" rief Torsten ihm entgegen. „Wie steht's Befinden, Waldau?"

„Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen", erwiderte dieser ruhig und ließ sich bei den Freunden nieder.

„Na, hören Sie, lieber Mann, Sie waren aber auch sträflich leichtsinnig gestern, auf die Coeur-Dame noch zu halten, nachdem sie bereits dreimal nach rechts geschlagen war!" sagte Wellheim.

„Dabei ist nichts wunderbares", meinte ein dritter. „Waldau schwört eben auf die Damen. Einem solchen Mädchenjäger darf man das nicht übel nehmen."

„Heute Morgen hätte er wieder die schönste Eroberung machen können", ergriff Waldseck das Wort. „Ein Paar Augen, sage ich Euch, um darin zu — Donnerwetter, da geht sie wieder!" Damit beugte sich der Sprecher ein wenig vor, um die Dame, welche jetzt eben auf dem dem Café gegenüberliegenden Trottoir dahinschritt, schärfer zu fixiren, und die anderen folgten seinem Beispiele. „Mir galt der Blick da wieder nicht", sagte er nach einer kleinen Pause fast resignirt, als die Dame einen scheuen Seitenblick nach der Gruppe auf der Veranda hinüberwarf. „Ich möchte wetten, daß Waldau wieder der Glückliche gewesen ist!"

Der letztere war erröthet, ohne sich bewußt zu sein, weßhalb.

„Glück in der Liebe, Unglück im Spiel — es ist die alte Leier", sagte Wellheim. „Und am Ende ist ein Blick aus solchen Augen auch ein paar verlorene Taillen im Tempel werth. Weiß der Kuckuck, woher Rivati dies infame Getränk hat; der Madeira kratzt in der Kehle wie Kornbranntwein!"

„Heute Abend denke ich den Herren etwas besseres zu bieten", sagte Lissen. „Sie kommen doch alle zu mir, wie?"

„I natürlich, Lissen, wer könnte wohl so freundlicher Einladung widerstehen", rief Waldseck.

„Also abgemacht?" fragte der andere noch einmal. „Sie kommen doch auch, Waldau? Wollen uns von Torsten wenigstens Revanche geben lassen für gestern."

„Ich bin zu allem bereit, vorausgesetzt, daß ich nach dem Theater früh genug erscheine.

„Versteht sich, wenn Sie durchaus erst in den Musentempel müssen! Doch ich muß fort, habe vor Tisch noch ein paar Besorgungen. Auf Wiedersehen heute Abend!" Damit erhob sich Lissen, und zehn Minuten später folgten die anderen seinem Beispiele.

* * *

Das Theater war, wenn schon, oder vielleicht eben weil die Saison ihrem Ende nahte, brechend voll gewesen, und eine schwatzende, schiebende, wogende, stöhnende Menge ergoß sich nach Beendigung des Spieles aus den beiden Ausgangsthüren auf die Straße, wo Wagen an Wagen harrten, die glücklichen Sterblichen, welche sich den Luxus des Fahrens gestatten durften, heimzubefördern.

Waldau ließ sich im Korridor willenlos von der Menge fortreißen. Er war trotz der wenig ideal denkenden und strebenden Menschenklasse, welche seinen Umgang ausmachte, noch zu wenig blasirt, um nicht das Schöne, wo es sich ihm darbot, voll auf sich einwirken zu lassen, und sein von Natur weiches Gemüth war mächtig ergriffen von dem seelenvollen Spiel, welchem er beigewohnt hatte. Erst durch einen halb unterdrückten Schreckensruf: „O Gott, mein Armband!“ wurde er aus seinen Träumen geweckt. Die Worte waren aus Frauenmunde gekommen, er sah seitwärts und befand sich — neben der schönen Unbekannten von heute Morgen.

„Sie haben etwas verloren, gnädiges Fräulein?“ sagte er halblaut zu dieser, als sie die wenigen Stufen zur Straße hinabschritten. „Und darf ich Ihnen in diesem Falle meine Dienste anbieten?“

Ein dankbarer Blick schoß unter zwei schwarzen Brauen und einem Paar langhaariger Wimpern hervor, welche den feuchtglänzenden dunklen Augensternen etwas ungemein sanftes, fast schwärmerisches, verliehen, etwas, das den Fremden ermuthigen konnte, Vertrauen zu fassen. Das reizende Oval eines Gesichtes, welchem die sehr fein geschnittene Nase geistige Anmuth und ein Paar sanft schwellende, frische Lippen pikanten Reiz verliehen, wurde von einem reichen, feinen Wollshawl umrahmt, der zugleich dazu diente, eine Fülle von glänzend dunklem Haar mehr errathen zu lassen, als er sie bedeckte. Der volle Busen hob und senkte sich nach der gehabten Anstrengung wie in verhaltener Leidenschaft, und tief aufathmend erwiderte sie:

„Sie sind in der That zu gütig, mein Herr. Aber — es ist mir soeben im Gedränge ein mir als Andenken sehr werthvoller Schmuck entfallen; ich fühlte deutlich, wie das Schloß meines Armbandes sich löste und dieses von meinem linken Arme herabglitt, ehe ich imstande war es schnell zu greifen.“

„So werden wir hier warten müssen, bis das Haus sich völlig geleert hat, und dann das Verlorene suchen. Ob wir den Schmuck wiederfinden werden, ist freilich fraglich, auch kann er nur zu leicht unter den Tritten so vieler Menschen zerdrückt sein.“

„O Gott, sprechen Sie das nicht so gleichgiltig aus! Es wäre mir ein unersetzlicher Verlust, über den ich mich nie trösten würde. Das Armband war ein Andenken meines verstorbenen Gatten, der —“

Waldau sah erstaunt auf.

„So habe ich um Verzeihung zu bitten. Ich konnte freilich bei so viel Jugendschönheit nicht ohne weiteres eine junge Wittwe vermuthen. Mein Name ist Waldau — wenn Sie eine Vorstellung gestatten.“

„Ich — danke Ihnen, mein Herr, für Ihr freundliches Anerbieten, aber ich denke — ich kann allein warten, ob ich mein Kleinod wiederfinde. Es wäre mir peinlich, Sie — von angenehmer Gesellschaft

zurückzuhalten. Sie werden vielleicht erwartet — bitte, gehen Sie, Herr — Waldau."

„Wenn Sie es durchaus wünschen, thue ich das selbstverständlich. Andernfalls aber werden Sie mir zutrauen, daß ich eine junge Dame nicht ohne weiteres in der Nacht und unter solchen Umständen verlasse."

„So verpflichten Sie mich zu ewigem Danke, wenn Sie mir beistehen wollen", erwiderte sie.

Das Haus hatte nach und nach seine Insassen ausgespieen und das Paar an der Ausgangsthür begann zu suchen. Nicht lange; denn nach wenigen Augenblicken sah Waldau den vermißten Gegenstand aus einem Winkel unter der Thürangel hervorglänzen, wohin er jedenfalls im Gedränge geschoben war. Er bückte sich und zog ihn hervor, ein prächtiges goldenes Armband in Brillanten, außer ein paar Schrammen am Rande völlig unversehrt.

Die junge Frau unterdrückte einen Jubelruf, als sie das Armband wieder an ihrem zarten Handgelenke befestigte. Dank, tausend Dank, mein Herr! O, wie glücklich ich bin, mein Kleinod wieder zu haben." Ihre schmale Hand drückte leise die Rechte des Studenten.

„Die Sache ist ja nicht der Rede werth, gnädige Frau; Sie würden das Armband auch ohne mich gefunden haben. Darf ich mir jetzt gestatten, für einen Wagen zu sorgen, der Sie nach Ihrer Wohnung führt?" Und ohne ihre Entgegnung abzuwarten, eilte er zu einer einsam zurückgebliebenen Droschke, welche gleich darauf vor der Thür des Theaters hielt.

„Ihre Aufopferung ist in der That beschämend für mich, mein Herr", sagte die schöne Wittwe; „weiß ich doch gar nicht, wie ich meine Schuld an Sie je abtragen soll."

Fritz Waldau fühlte, wie das Blut ihm ins Gesicht schoß.

„Darf ich Ihnen sagen, wie?" versetzte er schnell. „Dadurch — daß Sie mir gestatten, Sie zu begleiten."

Wieder traf ihn der lange, schwärmerische Blick aus dem verführerischen Auge der schönen Frau; verwirrt senkte er die seinen. Sie stiegen ein. „Fensterstraße 48", befahl sie dem Kutscher. Dieser schien sein Geschäft zu verstehen. Er beeilte sich durchaus nicht mit der Fahrt, nahm auch nicht den kürzesten Weg nach der ihm wohlbekannten Straße, sondern fuhr in gemächlichem Trabe durch die halbe Stadt, als gelte es eine Besichtigung derselben im Laternenschein. Fritz Waldau fühlte sich ein wenig befangen im Innern des Wagens. Seine Pulse fieberten heftiger denn zuvor und nur zuweilen traf sein verschleierter Blick das Gesicht seines Vis-à-vis, das sich in die Kissen des Wagens zurückgelegt hatte und ihm, da der Shawl sich ein wenig lockerte, die kräftigen Formen einer festen weißen Kehle zeigte. Da bog seine Begleiterin sich plötzlich ein wenig vornüber und fragte, lebhafter werdend: „Sie sind Student, mein Herr?"

„Allerdings, gnädige Frau; ich studire Medizin, d. h. augenblicklich nicht", fügte er scherzend hinzu. „Jetzt versuche ich nur psychologische Fragen zu lösen. Doch — auch das schlägt ja in unser Fach."

„Und darf ich fragen, mit welcher Aufgabe Sie sich jetzt eben beschäftigen?" Ein verführerisches Lächeln spielte um ihre Lippen.

„Ich wollte mich fragen, wie man so jung, so schön und schon

— so ernst sein könnte; doch ich sehe jetzt, daß Sie auch lächeln können."

„Sie Spötter! Als ob das Leben uns nicht zuweilen schon früh in seine harte Schule nähme, um uns zu belehren, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, was gesprochen und — versprochen wird", fügte sie hinzu, indem sie die Stimme fast zu einem Hauch sinken ließ.

Fritz Waldau hätte in dem Zusatze sich selbst können getroffen fühlen, aber er hatte nur Sinn und Auge für seine Begleiterin. Diese versank in einige Augenblicke Nachdenken. Dann erhob sie plötzlich den schönen Kopf, und ihn fest anblickend begann sie:

„Ich weiß nicht, was mich veranlaßt, zu Ihnen solches Vertrauen zu fassen. Aber mir ist, als seien wir alte Bekannte und hätten uns nicht erst vor einer halben Stunde kennen gelernt. Es gab eine Zeit, in welcher die Männer nicht fanden, ich sei zu ernst für mein Alter, sondern wo ich im Hause meines früh verstorbenen Vaters, der als Maler einen Namen von gutem Klang getragen hatte, und unter der Obhut einer Mutter, die mich nach allen Regeln der Kunst verzog, des Lachens und Jubilirens kein Ende fand. Die unbedeutende Hinterlassenschaft meines Vaters ging zwar allmählich auf die Neige, aber wenn auch die Mutter oft bekümmert an die Zukunft dachte, ich freute mich meiner siebzehn Jahre und — der Liebe eines jungen Mannes — er war Student wie Sie, aber völlig mittellos. Was soll ich Ihnen alle die traurigen Tage schildern, die dann aber folgten, von da an, wo die Mutter starb und mein Vormund kategorisch seine Einwilligung zu meinem Verlöbniß mit Eduard verweigerte, wo dieser mich verließ, da ihm die Zeit in ungeduldigem Harren zu langsam dahin strich, bis dahin, wo ein alter zweiundsechzigjähriger, aber steinreicher Mann um meine Hand anhielt und ich — dieselbe annahm!" Die junge Frau bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und stöhnte leise, während die Brust sich heftig hob und senkte. Erstaunt, fast befremdet, blickte Waldau zu ihr hinüber — das hatte er nicht erwartet.

„Glauben Sie nicht", fuhr sie nach einer Pause fort, „ich hätte den alten Baron aus Interesse geheiratet! Ich habe ihm offen gesagt, daß ich weder ihm noch mir je vorlügen würde, ich liebe ihn; aber aus dem Hause meines Vormundes zu entkommen, war mein einziger Wunsch, und so versprach ich, eine sorgsame Tochter für ihn abgeben zu wollen. Und er — er wurde mir ein zweiter Vater. Ich möchte es fast eine Art ungestörten Glückes nennen, was ich an seiner Seite zwei Jahre lang erlebte, danach — starb der Baron und ließ mich allein auf der Welt mit einem nicht unbedeutenden Vermögen und dem — Gefühl der reinsten Verehrung für den Verblichenen — mit zwanzig Jahren war ich Wittwe!" Sie lehnte, wie überwältigt von der Erinnerung an schmerzliche Scenen, ihren Kopf an das Seitenpolster des Wagens.

„Und jetzt haben Sie diese Stadt zu Ihrem zukünftigen Aufenthaltsorte gewählt?" fragte ihr Begleiter halblaut nach einer kleinen Weile.

„O nein, das nicht. Mein nächstes Ziel sollte eigentlich Berlin sein; doch fühlte ich mich nach der Aufregung der letzten Wochen auf der Reise so angegriffen, daß ich beschloß, zunächst das geräuschvolle

Leben der Großstadt zu meiden und für einige Wochen für mich und meine Dienerin eine ruhige Wohnung in einem Privathause zu miethen. Doch mir scheint, wir sind zur Stelle."

Der Wagen hielt vor einem kleinen, niedrigen Hause, welches seine Front fast gänzlich hinter ein paar Akazien des Vorgartens verbarg, und der Kutscher öffnete den Schlag. Waldau erwachte wie aus einem Traume. Der Anblick dieser vollen, üppigen Formen, der weiche, sanft schmeichelnde Tonfall ihrer Stimme, welche von der halb verschleierten Sprache des feuchtglänzenden Augenpaares unterstützt wurde, die duftgeschwängerte Luft, welche diese Frau umgab, ihr ganzes Wesen, die so unerwartet gekommene Erzählung ihres schicksalvollen Lebens — das alles hatte auf ihn einen verwirrenden, fast berauschenden Eindruck gemacht. Mechanisch verließ er den Wagen und reichte ihr die Hand; erst als er fühlte, daß ihr voller, weicher Arm sich leise auf seine Schulter stützte, während sie leichten Schrittes den Wagenschlag hinabstieg, wurden seine Sinne wieder völlig in die Wirklichkeit zurückgerufen.

„Ich danke Ihnen aufrichtig für den Dienst, welchen Sie mir geleistet haben —"

„Durch die Erinnerung an diese Stunde allein bin ich reichlich belohnt", antwortete er galant. „Vielleicht fügt es ein gütiges Geschick, daß ich Sie noch einmal sehe, ehe Sie der Stadt den Rücken kehren, und — vielleicht erfahre ich auch, wen ich nach Hause begleiten durfte."

„Sie wissen jetzt meine Wohnung. Fragen Sie nach Frau von Carlowa, und ich werde mich freuen, Sie empfangen zu dürfen."

„Sie machen mich glücklich durch eine solche Erlaubniß, von welcher ich nicht verfehlen werde Gebrauch zu machen."

Sie reichte ihm anstatt weiterer Reden die Hand.

„Auf Wiedersehen also, Herr Waldau. Bitte, schonen Sie meinen Handschuh", fügte sie lächelnd hinzu, da er sich vergebens bemühte, oberhalb desselben ein Streifchen ihres weißen Armes zu entdecken, um einen Kuß darauf zu drücken.

„Ich möchte der grausamen Mode zürnen, welche unseren Damen gebietet, Handschuhe zu tragen, wenn nicht so zarte Finger unbedingt der schützenden Hülle bedürften", versetzte er, indem er ihre Hand losließ. „Also auf Wiedersehen?"

„Morgen früh, wenn Sie wollen. Gute Nacht, Herr Waldau." Sie hatte die Schelle gezogen und ein Mädchen öffnete die Thür. Noch einmal grüßte sie leicht, dann war sie seinen Blicken entschwunden, und Waldau sprang in den Wagen, um zu Lissen zu fahren.

Hier fand er die Gesellschaft bei den Resten eines Junggesellensoupers. Ein Diener war eben beschäftigt abzutragen, während ein anderer eine umfangreiche Bowle aus Cuivre poli in prächtig getriebener Arbeit auftrug und Lissen im Begriff war, eine Orange zu schälen.

„Ah, voilà unser Kunstenthusiast!" rief Wellheim, während er eine Cigarre abschnitt. „Aber sage mir doch einer, welche von unseren Theaternymphen es ihm angethan hat!"

„Die Antwort ist einfach genug, Wellheim — keine", antwortete der Betroffene.

„Das heißt nämlich alle", warf Torsten ein. Waldau ist nur noch nicht ganz einig mit sich, welcher er am Ende den Vorzug geben soll. Uebrigens kommt man etwas spät, bester Herr!" wandte er sich an Waldau. „Ich weiß so ungefähr, wann das Theater aus ist, und jetzt ist's schon elf Uhr vorbei."

„Gott weiß, wo Waldau seine Rendez-vous zu geben hat", meinte Lissen. „Seht nur — der Kerl wird wahrhaftig roth! Dahinter muß 'was stecken, am Ende gar die schöne Unbekannte von heute Morgen."

Waldau ärgerte sich gründlich über sein Erröthen, umsomehr, als er noch nicht genug „savoir vivre" hatte, sich sofort auf eine Nothlüge zu besinnen.

„Ich — muß bitten, mich — nicht weiter zu examiniren", versetzte er zögernd.

„Haha, also doch! Also doch eine Dame im Spiel!"

„Herrgott ja, meinethalben eine Dame, aber bitte — thun Sie mir den Gefallen und lassen Sie mich jetzt mit weiteren Verhören ungeschoren", rief Fritz Waldau etwas gereizt. „Thatsache ist, daß ich versprochen hatte zu kommen, und — hier bin ich."

„Sie haben recht", sagte Lissen, „fangen wir von etwas anderem an! Probiren Sie zunächst dies Getränk."

„Und dann ein kleiner Tempel!" rief Lieutenant Wellheim. „Ich übernehme die Bank, wenn die Herren erlauben."

„Sie sind eigentlich auch Glücksvogel wie Torsten, und man sollte sie Ihnen von rechtswegen nicht anvertrauen."

„Ich schlage vor, die Bank wird auf Zeit gehalten", proponirte Waldseck.

„Auch gut", meinte Torsten. „Also eine Stunde für Wellheim!"

Damit begann das Spiel, anfangs unter wechselndem, dann mit entschiedenem Erfolge zu Gunsten des Bankiers.

(Schluß folgt.)

Dichters Frühlingsklage.

Ach, ich armes Dichterblut,
Sagt mir nur, wie soll sich's wenden?
Hatte jüngst wohl etwas Muth,
Doch ich sah nach allen Enden
Und ich hörte leis und laut
Alle Menschen sich beschweren,
Daß es heimlich mir noch graut:
Höret nur die strengen Lehren!

Wenn die lauen Lüfte zieh'n,
Hold die Nachtigallen schlagen,
Rosen duften und Jasmin,
Sollst Du's fein verschwiegen tragen.
Uebermannen laß Dich nicht
Von dem Blühen in den Gründen.
Wehe, wenn ein Lenzgedicht
Uns Dein Fühlen sollte künden.

Löst aus klarer Nächte Schoß
Eine Mär von alten Zeiten
Sich in Silberschleier los,
Laß, o laß Dich nicht verleiten.
Nachts im Walde ist es feucht,
Aventuren sind gar selten
Und Du könntest, wie mich deucht,
Dich, mein Lieber, noch erkälten.

Und nun Deine Liebe gar,
Alles Sehnen, alles Härmen,
Lieber, das ist sonnenklar,
's ist nur weiches, süßes Schwärmen.
Liebeslieder, geh', ach geh',
Giebt's wie Sterne, ohne Enden;
Wo Dein neues Lichtlein steh',
Ach, wer soll nach dem sich wenden?

Ja, so dringen allerwärts
Wohl zum Ohr die guten Lehren,
Doch ein armes Dichterherz
Iſt ſo leicht nicht zu bekehren.
Ob es Aerger auch erregt,
Dauernd in ein Lied zu faſſen,
Was mich flüchtig nur bewegt,
Will und kann ich nimmer laſſen.

Roſenbluth und Märchenbaum,
Süßes Leid, verſtoh'lne Klagen,
Klopft ihr leiſe bei mir an,
Obdach will ich nicht verſagen.
Zogt im Fluge bei mir ein
Und im Fluge zieht ihr wieder,
Doch ein goldner Wiederſchein
Dringt von euch in meine Lieder.

J. Bertha Semmig.

Ein denkwürdiges Album.

Von Dr. Adolph Kohut.

Unsere raschlebige, mit Dampfgeschwindigkeit und der Blitzesschnelle des Telegraphen arbeitende Gegenwart hat keine Zeit, Bücher zu lesen. Hierzu gehört Sammlung, und ein nervöses, beständig fieberhaft aufgeregtes Geschlecht kann auf diese Eigenschaft füglich keinen Anspruch machen. Die Parole des Tages bilden Zeitungen, welche über die Geschehnisse und Ereignisse des Augenblicks flüchtig orientiren und welche die Denkkraft der Lesenden auf keine allzu harte Probe stellen.

Ganz anders war es in der „alten guten Zeit" unserer Eltern und Großeltern. Die Deutschen waren freilich auch damals keine großen Bücherliebhaber, d. h. sie zeigten sich bezüglich des Bücherkaufens sehr zugeknöpft, und für Leihbibliotheken schwärmten schon unter Friedrich Wilhelm III. und IV. von Preußen Männlein und Weiblein ebenso glühend, wie die jetzige Geheimräthin und Köchin, um nur diese beiden Typen aus den „höheren" und „niederen" Ständen herauszugreifen.

In jener naiven Periode konnte man sich aber noch an Taschenbüchern sehr ergötzen, und selbst die lyrischen Gedichte der großen und kleinen Poeten wurden nicht nur gelesen, sondern bildeten sogar beim dünnen ästhetischen Thee der guten Gesellschaft den Gegenstand lebhafter Unterhaltung. Es war eben die goldene Zeit der Stammbücher, und die politischen, literarischen und künstlerischen Celebritäten wurden nicht wenig von den „schönen Seelen" gequält, damit sie sich durch einen Namenszug oder eine Sentenz in deren Stammbuch verewigten, — die jüngeren Berühmtheiten, welche noch über keinen Mondschein zu klagen hatten, mußten überdies auch per fas et nefas eine Locke ihres Hauptes spenden. Das Haarelassen gehörte dazumal zum guten Ton!

Es ist daher natürlich, daß auch das politisch so bedeutsame Ereigniß jener Zeit, der erste Flügelschlag des Parlamentarismus,

durch ein großes Album gefeiert wurde. Bekanntlich versammelte Friedrich Wilhelm IV. von Preußen vor 40 Jahren, am 11. April 1847, zum ersten Male die vereinigten Provinzialstände um sich. Die Sitzungen dieses schüchternen Anfanges eines Parlaments erregten dazumal das eingehendste Interesse. Man folgte den Verhandlungen desselben mit um so größerem Eifer, als der neue Geist der Zeit die alten Fesseln zu sprengen begann und nach Freiheit und verfassungsmäßigen Zuständen sich sehnte. Das Jahr des Sturmes und Dranges, das Jahr 1848, lag bereits in den Geburtswehen.

Dieser schwache Versuch eines parlamentarischen Regierungssystems erschien daher als eine Großthat ersten Ranges. Als die Mitglieder der Provinzialstände auseinandergingen, regte sich in ihnen ein sonderbarer, aber nichtsdestoweniger sehr natürlicher Wunsch. Sie wollten die Erinnerung an das denkwürdige Ereigniß und an die Thaten, welche sie vollbracht, auch durch ein äußeres würdiges Denkmal erhalten und sie beauftragten daher Herrn Adalbert von Stülpnagel mit der Zusammenstellung eines derartigen Gedenkbuches.

Aus diesem überaus reich ausgestatteten Album, welches gegenwärtig nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden sein dürfte, wollen wir hier einige bezeichnende Aussprüche jener Männer, die an dem Erstlingswerk der konstitutionellen Gestaltung des deutschen Vaterlandes gearbeitet haben, wiedergeben. Dieses Gedenkbuch ist heutzutage für Bücherfreunde eine sehr gesuchte Waare. Auf dem Wege des Buchhandels dürfte es gar nicht mehr zu beschaffen sein.

Auf dem sammtenen Hintergrunde des Titelblattes befinden sich in allen vier Ecken die preußischen Adler aus gediegenem Silber und in der Mitte das trefflich ausgeführte Bild Friedrich Wilhelm IV. nebst der Krone und dem Wappen Preußens gleichfalls aus Silber. Das Gedenkbuch, von W. Gerhardt gezeichnet, ist aus dem königlichen lithographischen Institut zu Berlin hervorgegangen. Das Album ist eine der namhaftesten und werthvollsten preußischen Autographensammlungen, welche wir besitzen; allerdings sind nicht alle Sprüche so weise wie diejenigen Salomonis oder Mirza Schaffys, aber die meisten verdienen noch jetzt Beherzigung.

Der geneigte Leser wird es jedenfalls nicht bereuen, wenn er es gestattet, daß ich ihm durch die einzelnen Abtheilungen des überaus reichhaltigen Kunstwerkes als Führer diene.

Im ersten Abschnitt werden die Fürsten, Grafen und Herren mit ihren Autographen, ihren Wappen, Stammschlössern ꝛc. vorgeführt.

Der Vorrang unter den Fürsten gebührt Friedrich Wilhelm IV. und dem Prinzen von Preußen, unserem jetzigen Kaiser Wilhelm. Das Motto des ersteren ist bekanntlich: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen.“ Der Prinz von Preußen schreibt mit seiner kräftigen und deutlichen Schrift: „Thue Recht und scheue niemand!“ Und wahrlich, diesem am 26. Juni 1847 verzeichneten Grundsatz ist unser Kaiser stets treu geblieben!

Der leider nunmehr verstorbene Friedrich Karl von Preußen sendet von Bonn den 26. Juli 1847 den bezeichnenden Vers:

„Wer Gott vertraut,
Frisch um sich haut,
Der wird wohl hier auf Erden
Niemals zu Schanden werden!"

Albrecht Prinz von Preußen ist mit nachstehenden aus Peterhof 18. August 1847 datirten Zeilen vertreten: „Was man nicht aufgiebt, hat man nie verloren."

Friedrich Prinz von Preußen dichtet den Vers:

„Echter Glaube, bied'rer Sinn,
Deutsche Treu und Rittermuth,
Sind der Seele ein Gewinn
Und des Lebens höchstes Gut."

Alexander Prinz von Preußen meint:

„Nicht Hochmuth, nicht Leichtsinn,
Den hat ein jeder Tropf!
Nein — hoher Muth und leichter Sinn
Belebe Herz und Kopf!"

Prinz Georg von Preußen schreibt mit sehr zierlicher Handschrift: „Voran und beharrlich!"

Prinz Wilhelm von Preußen sagt: „Gott mit uns!" Sein Sohn, der am 3. Januar 1873 als erster Admiral der Marine gestorbene Prinz Adalbert von Preußen hat den Wahlspruch: „Ohne Kampf kein Sieg!" Und endlich Waldemar Prinz von Preußen führt das Motto:

„Treu und wahr,
Fest in Gefahr."

Vielleicht ist der Leser so liebenswürdig, aus der Gesellschaft der Fürsten in diejenige der „Grafen und Marschälle" sich mit mir zu begeben. An der Spitze dieser Herrschaften erblicken wir hier zuvörderst den ersten Landtagsmarschall für die Provinzialstände beim ersten vereinigten Landtage 1847, den Abgeordneten des Altmarienwerder-Riesenburger Kreises, den Oberburggrafen von Brünneck auf Belschwitz, mit dem Worte: „Wahrhaftigkeit vor allem! fordert die Treue gegen den König und das Vaterland." Ein anderer Obermarschall des Königreichs Preußen, gleichfalls aus Ostpreußen, Graf von Finkenstein, ruft mit dem Psalmisten aus: „Ich hasse, die da halten auf böse Lehre, ich aber hoffe auf den Herrn."

Der Burggraf zu Dohna-Schlobitten ist der Ansicht der Epistel Pauli an die Thessalonicher: „So jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht!" Ein anderer Graf Dohna — Graf zu Dohna-Lauk, thut den Ausspruch: „Nur Treue verbürgt das Heil der Nation, Treue dem Höchsten und Treue dem Ganzen, diese sind dauernd; Parteien und Meinungen wechseln und schwinden."

Aehnlich äußert sich auch der Marschall der Kurie der drei Stände des vereinigten Landtages, A. von Rochow, indem er meint: „Man redet in der neuen Zeit viel von politischen Tugenden. Ich erkenne ihren Werth. Vor allen stelle ich hoch oben an die Treue!"

Verlassen wir diese hocharistokratische Sphäre und wenden wir uns den nicht minder nach Parfüm und Moschus duftenden, nicht weniger blaublütigen Kreisen der „Herren", alias Standesherren, zu, so begegnen wir auch hier manchem kernigen Wort.

Der Fürst zu Lynar, Standesherr auf Drehna:

„Auf uns'rem Weg giebt es der Klüfte viele
Und rechts und links umlagert uns Gefahr,
Doch vorwärts! immer hin zum schönen Ziele
Der göttlichen Vernunft, die ewig wahr;
Was schützt uns, als in den bewegten Zeiten
Umbildend langsam, sicher fortzuschreiten?"

Graf von Houwald sagt kurz und bündig: „Des Staats Gesetze sind des Volkes Rechte." Zwei Standesherren, Graf von Hardenberg und Graf Redern, führen dieselben Motti: „Suum cuique!"

Eine höchst interessante Autographensammlung bietet die nun folgende Serie der „Ritter". In Reih und Glied finden wir hier mehrere Staatsmänner, welche damals als einfache Abgeordnete der Ritterschaft im Landtage saßen, aber später nicht nur Preußen, sondern die ganze Welt durch ihre Thaten in Aufruhr brachten. Unter den märkischen Junkern gewahren wir den Abgeordneten der Ritterschaft des Kreises Jerichow, Otto von Bismarck, der sich mit seiner markigen Handschrift als Deichhauptmann und Abgeordneter der altmärkischen Ritterschaft bezeichnet. Sehr denkwürdig ist das Motto des jetzigen Reichskanzlers, dasselbe lautet: „Das löbliche Streben wird zur Thorheit, wenn dabei das vorhandene Gute übersehen wird."

Neben dem „Deichhauptmann" Bismarck finden wir noch einige Abgeordnete, welche später als Minister Carrière machten, ohne aber später vom Glücke so begleitet gewesen zu sein, wie der Herr Reichskanzler.

Zunächst nennen wir den Freiherrn Otto von Manteuffel auf Drahnsdorf, der vom 4. Dezember 1850 bis 6. November 1858, als der Prinz von Preußen Regent wurde, als Ministerpräsident den Staat leitete. Sein Wahlspruch lautet: „Eine Verständigung ist nur möglich zwischen Männern, welche es ehrlich meinen und ihre Ueberzeugung offen aussprechen, darum ist rücksichtsloseste Offenheit Pflicht derer, welche eine Verständigung wollen."

Sein Bruder, der damalige Landrath Freiherr von Manteuffel, Abgeordneter der Niederlausitzer Ritterschaft, läßt sich in folgendem Vers vernehmen:

„Ein König mit kräftiger That,
Ein offener, ständischer Rath,
Noch nimmer getheilte Gewalten,
So wolle Gott Preußen erhalten!"

Von den späteren Excellenzen, deren Autographen, Wappen und Embleme wir hier erblicken, nennen wir ferner A. von Auerswald, der nach der Märzrevolution bekanntlich in dem Ministerium Graf Arnim-Boitzenburg und Camphausen das Portefeuille des Innern inne hatte. Auf dem vereinigten Landtage stand er auf Seiten derjenigen, welche eine Verfassung nach den Verheißungen von 1820 forderten. In die-

sem Sinne verfaßte er die von Winkl ausgegangene Protesterklärung der 138, betheiligte sich an dem Adreßentwurf, der, von 484 Stimmen gegen 107 angenommen, die früheren Zusicherungen von 1820 als das wohlerworbene Recht der Kampfestreue des preußischen Volkes bezeichnete; auch gehörte er zu den 65 Abgeordneten aus Ostpreußen, welche den Bau der Ostbahn mittels einer Anleihe ablehnten, weil die Gesetzgebungen von 1847 den Versprechungen von 1820 nicht entsprächen.

A. v. Auerswald auf Plathen verkündet den Satz: „In dem ernsten Kampf der Geister um des Vaterlandes Zukunft, berufen, dem königlichen Hüter derselben mit der unwandelbaren Treue zur Seite zu stehen, die in bösen wie in guten Tagen sich bewährt, „ein Nein wie ein Ja", fühlt auch das festeste Herz das Centnergewicht der unentfliehbaren Rechenschaft jener Stunden, von deren jeder die Zukunft abhängt." „Das sei aber fern von uns, daß wir fliehen sollten — ist unsre Zeit kommen, so wollen wir ritterlich kämpfen, um unsrer Brüder willen und unsere Ehre nicht lassen zu Schanden werden." (1 Makkab. 9. 10.)

Und endlich sei hier eines Ausspruches des Grafen Arnim von Boitzenburg Erwähnung gethan, der in der Herren-Kurie des vereinigten Landtages saß und am Tage nach der Katastrophe vom 18. März 1848 Minister des Innern und Präsident des neu gebildeten Kabinetts wurde. Er lautet: „In ständischen Verhandlungen erscheinen oft Krone und Stände als Gegner. In diesem Kampfe gilt es aber nicht wie in anderen Kämpfen, den Gegner zu schwächen, zu verwunden oder zu überwinden, sondern beide Kämpfer gestärkt aus ihm hervorgehen zu lassen. Wer dies in jenem Kampfe vergißt, er stehe auf welcher Seite er wolle, den nennt vielleicht die Geschichte einst einen bedeutenden Mann, aber ein wahrer Freund seines Vaterlandes ist er nicht."

Unten den Rittern führen die zahlreichen ostpreußischen Abgeordneten eine recht kräftige Feder. E. von Sauken-Tarputschen, Abgeordneter von Lithauen, wiederholt das Dichterwort:

„Nicht Roß, nicht Reisige
Sichern die steile Höh',
Wo Fürsten steh'n;
Liebe des freien Mann's,
Liebe zum Vaterland
Stützen den Fürstenthron,
Wie Fels im Meer."

Der Abgeordnete der Ritterschaft des Graudenzer Kreises schreibt: „Da wo man Rath nicht hört, wo Rath nicht Folge hat, allda ist gar kein Rath der allerbeste Rath." — Ein anderer Abgeordneter meint: „Nur der bekundet seine Unabhängigkeit, der nach seiner Ueberzeugung, als dem, was er für wahr erkennt, handelt, ohne Rücksicht auf Verhältnisse und Vortheile."

K. von Kalkstein äußert sich: „Die kräftigste Hilfe fand Rom in der Weisheit seines Senats und dem standhaften Muthe seiner Bürger."

Der Abgeordnete der Ritterschaft für den Wahlkreis Niederup, Regierungsbezirk Gumbinnen, Reimer, sagt von der konstitutionellen

Entwickelung, die auf den Provinzialständen begonnen hatte: „Alles, was groß war, war anfangs nicht groß; so möge auch der Baum, den wir jetzt pflegen, kräftig wachsen und seinen Schatten zum Wohle unserer Nachkommen immer weiter und weiter verbreiten."

Ein anderer Repräsentant der Ritterschaft aus demselben Gumbinnen, namens Hensche, hat das Motto: „Durch Wahrheit zur Freiheit, durch Freiheit zur Wahrheit."

Von Bardeleben, der spätere Oberpräsident der Rheinprovinz, thut den charakteristischen Ausspruch: „Einer ist klüger als alle, klüger als Talleyrand und ich, sagt Napoleon, und dieser Eine ist die öffentliche Meinung."

Jachmann-Trutenau meint skeptisch: „Die Repräsentation des Volkes ist durch des Königs Aufruf an die Abgeordneten aller Provinzen zur Thatsache geworden, die zur herrlichen Freiheit an Haupt und Gliedern, den Fürst und Volk im großen und ganzen, zur Einheit des Strebens aller Stände, aller Volksstämme, nach einem schönen Ziele führen wird. Es muß aber noch manches Vorurtheil verlassen, manche irrige Ansicht berichtigt, manchem neuen Gedanken Eingang geschafft werden, bevor diese neue Schöpfung unseres Königs das wird, was sie sein kann, was sie sein soll!"

Der Abgeordnete der Ritterschaft Rastenburg (Ostpreußen) Thiel-Wangotten, ruft aus: „Alles für Freiheit und Recht, Pflicht und Gesetz!"

Neben den Fürsten, Marschällen, Grafen und Rittern durften auch die „Stände" des Provinziallandtages natürlich nicht fehlen. Eingeleitet wird diese Abtheilung des Albums durch die Aussprüche der Vertreter der Haupt- und Residenzstadt Berlin. Es sind dies: Stadtsyndikus Moewes, Kaufmann Ferdinand Schauß und Geheimer Finanzrath und Stadtältester Knoblauch. Die Stadt Brandenburg ist durch den Stadtrath und Kaufmann Hammer, die Stadt Potsdam durch den Bürgermeister und Syndikus Stöpel repräsentirt. Man muß gestehen, daß die Väter der Stadt eine recht freimüthige Sprache führen. So sagt z. B. der Geheimrath Knoblauch: „Das unbeschränkte Recht, die wohlbegründeten Wünsche und Bedürfnisse des Volkes vor den Thron zu bringen, ist für eine gedeihliche ständische Wirksamkeit so unentbehrlich, wie die Luft zum Athmen."

Die Stände zeichnen sich überhaupt durch große Offenheit aus. Der Oberbürgermeister, Kriminalrath und Abgeordnete der Stadt Prenzlau, Grabow, führt als Motto den Spruch: „Zwischen uns sei Wahrheit!" Der Polizeidirektor a. D. und Abgeordnete Mehls aus Landsberg a. d. Warthe ergeht sich in einem Gleichniß: „Der Beifall der Welt gleicht einem schönen, jedoch flüchtigen, rasch verschwindenden Meteore, aber der Beifall Gottes und unseres innern Richters, des Gewissens, einem Fixsterne, der in reiner und unwandelbarer Klarheit immer strahlt."

Der Apotheker Anwandter aus Kalau in der Niederlausitz, welcher als zweiter Abgeordneter der Kreisstädte der Niederlausitz im vereinigten Landtage erschien, spricht das stolze Wort aus: „Dem Volke können seine Rechte weder durch seine Fürsten oder Vertreter, noch durch Verjährung geschmälert werden, denn sie sind natürlichen, göttlichen

Ursprunges, darum ewig und unzerstörbar!" Der Kaufmann Wenzler aus Lübbenau in der Niederlausitz, Abgeordneter der kollektiv wählenden Städte, macht seinem gepreßten Herzen in Versen Luft:

„Da, wo das Volk mit freiem Worte
An seines Fürsten Thron und Pforte
Nach dem Gesetz sein Recht verlangt,
Da möge immer Gnade wohnen,
Denn Volkes Liebe wird es lohnen,
Wenn Güte in der Krone.
Denn redlich ist des Volkes Streben,
Wird ihm gern sein Recht gegeben,
Liebt es auch den Fürsten treu."

Aus der Fülle der mehr oder weniger goldenen Worte dieses Kapitels mögen hier noch einige der bezeichnendsten ihren Platz finden. Der Repräsentant der Stadtkommune Gumbinnen, Ludwig Wenghoffer äußert sich also: „Niemals trete Willkür an die Stelle des Rechts."

„Bewahre Dein Gewissen, daß dieses Dir niemals über Unrecht Vorwürfe zu machen hat; hüte Dich vor Versprechungen, die Du zu halten nicht gesonnen und spreche niemals so zweideutig, daß Du mißverstanden werden kannst — handle stets so, daß Du mit Recht sagen kannst: ich thue recht und scheue niemand." (Abgeordneter Pieltke.)

„Das Wohl des Vaterlandes kann nur dadurch gefördert werden, daß alle Geisteskräfte sich frei bewegen." (Abgeordneter Dombrowsky.)

„Des Segens, der Liebe und Verehrung der Nation können hinfort nur diejenigen deutschen Fürsten und Staatsmänner theilhaftig werden, welche Willkür und Bedrückung aus dem System der Regierung entfernen, Gesetz und Freiheit als unzertrennliche Grundlage eines werkthätigen Staatslebens fördern." (Hunrüb, Abgeordneter der Haupt- und Residenzstadt Königsberg.)

„Möge der Wahlspruch des großen preußischen Helden im Kriege: „Vorwärts!" es bleiben im Frieden und bei dem angefangenen großen Werke der Volksvertretung." (Frantzius von Danzig.)

Und endlich die schlagendste Satire auf den ganzen, so resultatlos verlaufenen Landtag, welche vom Abgeordneten der Stadt Graudenz, Weise, herrührt, der ausruft:

„Es widmet sich der Landtag ganz
Dem Wohl des theuren Vaterlands!
Wir seh'n in regem Walten
Viel schönes sich entfalten!
Das Gute wird geprüft, erwägt,
Gesprochen viel, und überlegt,
Und — alles bleibt beim Alten!"

Die Schlußabtheilung des Albums bilden die Landgemeinden, beziehungsweise die Gutsbesitzer, Schulzen, Lehnschulzengutsbesitzer und Ackersleute, welche die Landgemeinden als ihre Vertreter in den vereinigten Landtag sandten. Die Spruchweisheit dieser ländlichen Gemüther zeichnet sich am meisten durch ihre Einfachheit, Kürze und Volksthümlichkeit aus; hier einige Proben:

„Das Wort macht lebendig." (Gutsbesitzer Krohn aus Teltow.)

„Nicht das viele Wissen thut's, sondern wissen etwas gut's.“ (Schulze, Abgeordneter der Kreise Zauch-Belzig und Jüterbogk-Luckenwalde.) Und endlich: „Wahrheiten können nicht oft genug wiederholt werden und die offene und ehrliche Sprache der Wahrheitsliebe ist von Heftigkeit weit entfernt und verschieden von Beleidigung.“ (Heim, Abgeordneter aus Schwetz.)

So manche der hier mitgetheilten Denksprüche haben noch heute, trotz aller Blumenlesen und „Lichtstrahlen“, ihren Werth nicht eingebüßt und verdienen auch von uns Epigonen beherzigt zu werden!

Widerstreit.

Wie schnell doch mein Gemüthe
Ein neues Leid umwob,
Seit Deine Herzensgüte
Mich aus dem Elend hob.

Ob auch vereint, erlesen
Die Geister gleiches Ziel,
Bleibt unser Herz und Wesen
In trotz'gem Widerspiel.

Die Geister haben gemeinsam
Den Flug hinaufgelenkt,
Doch jedes Herz still einsam
Grollend des andern denkt.

Paul Barsch.

Die französischen Bäder.

Deutschland hat sein Kissingen, Ems und Wiesbaden, Oesterreich sein Karlsbad, Marienbad, Teplitz und Franzensbad, auch Frankreich fehlt es an heilkräftigen Quellen und weltberühmten Modebädern wie Vichy, Biarritz, Aix und Nizza keineswegs. Wir Deutschen suchen sie indessen seltener auf, einmal, weil sie uns meist ferner liegen, als beispielsweise die böhmischen Bäder, alsdann weil ein geselliger Verkehr in einem Lande, dessen Presse beständig das Rachefeuer schürt, für uns beinahe völlig ausgeschlossen ist.

Bevor wir die französischen Bäder, sei es nach ihrer geographischen Lage, sei es nach der Heilkraft ihrer Quellen klassifiziren, einige allgemeine Bemerkungen.

Noch vor nicht langer Zeit vertilgte man die Brunnen literweise, in dem naiven Glauben, durch diese Ueberschwemmung den bösen Krankheitsparasiten wie einen alten Adam zu ersäufen. Davon ist man jetzt auch in Frankreich abgekommen, wo man in Bezug auf die Diät übrigens sehr liberal denkt. Früchte, ja sogar der geliebte Salat werden ruhig genossen und der französische Arzt und Apotheker erklären willig, daß die Verbindungen, welche die Säuren im Magen eingehen, unschädlich sind und auch die Wirkung der Brunnen keineswegs schwächen. Vor- und Nachkur sind so gut wie unbekannt. Es ist übrigens im allgemeinen für die Heilmethode der französischen Aerzte charakteristisch, daß diese die verordneten Medikamente fast immer während der Mahlzeit nehmen lassen. Letzteres ist, so viel ich weiß, auch in England sehr gebräuchlich.

Die Inhalationsmethoden, welche in Deutschland und Oesterreich längst guten Ruf haben — ich erinnere nur an Reichenhall — kommen jetzt auch in Frankreich sehr in Aufnahme.

Moorbäder findet man nur in Dax und in Saint-Amand an der belgischen Grenze und diese Bäder sind mit Franzensbad keineswegs zu vergleichen.

Was nun im allgemeinen die Bäder betrifft, so giebt es in Frankreich noch so manchen Arzt, welcher die Absorption der mineralischen Bestandtheile durch die Haut überhaupt in Abrede stellt und die Heilkraft gewisser Quellen lediglich ihrem Wärmegrade bezw. ihrer Elektrizität zuschreibt. Es ist ja in der That bekannt, daß die Wasser des weltberühmten Teplitz an mineralischen Bestandtheilen arm sind und ihre große Heilkraft wohl vorwiegend ihrer Temperatur verdanken. Ganz dasselbe gilt für Néris, das französische Teplitz, und für Bath in England.

Die Douchen, ferner Massage und Gymnastik gelangen bei unserem Nachbar immer mehr in Aufnahme, ganz dasselbe gilt für die Schwitzbäder bei gleichzeitiger Anwendung von kaltem Wasser. Die warme Douche, welcher eine kalte folgt, führt in Frankreich den Namen „schottische Douche", weil sie nämlich aus Edinburg im Jahre 1787 von einem Aixer Arzt eingeführt wurde. Die Wirkung, welche der Wechsel von Kälte und Wärme auf die Blutcirkulation ausübt, dürfte so bekannt sein, daß ich darauf kaum näher einzugehen brauche. Wenn ich bei diesem Thema also noch verweile, so ist es nur, um der sogenannten „Hammams" zu erwähnen, welche in Paris und in ganz Frankreich so beliebt geworden sind. Wir in Deutschland haben dafür andere Namen, wir sprechen von römischen Bädern, wenn es sich um trockene Hitze handelt, von russischen Bädern, wenn es sich um feuchte Hitze, um Dampfbäder handelt.

Woher stammt der Name Hammam? Man braucht kein Sprachgelehrter zu sein, um den orientalischen Ursprung desselben zu errathen. Die Türken und Mauren nennen oder nannten die römischen Bäder Hammam, vielleicht nach dem Namen ihres Wiederentdeckers. In der Glanzzeit von Cordova, Bagdad, Fez, und Samarcand, also sowohl in Europa, wie in Afrika und Asien, enthielt jeder der zierlichen, in reicher Ornamentik prangenden Paläste der islamitischen Großen seinen prächtigen Hammam. Vom neunten bis ins zwölfte Jahrhundert war der Islam der Hort — der Reinlichkeit, während unter anderen der heilige Jérôme den jungen Mädchen das Baden verbot, da die Reinlichkeit — keine christliche Tugend sei. Wir Christen denken nun heute, Gott Lob, über das Wasser toleranter, aber die Franzosen haben vielleicht nicht unrecht, daß sie durch den Namen Hammam die Muhammedaner dafür ehren, daß sie die Ueberlieferung der römischen Bäder pietätvoll bewahrt und ihrerseits an das wieder reinlich gewordene Europa überliefert haben. Ehre dem Ehre gebühret! Heute enthalten die Hammams sowohl russische, wie römische Bäder und werden auch wohl als maurische Bäder bezeichnet.

Kommen wir nun auf die französischen Badeorte, deren es unzählige giebt. Wie sie klassifiziren? Dem Fachmann würde eine Eintheilung auf Grund der chemischen Verwandtschaft der Wasser offenbar als die zweckmäßigste erscheinen; aber da voraussichtlich nicht alle meine Leser Fachleute sind und eingehenden chemischen Analysen wenig Geschmack abgewinnen dürften, so ziehe ich die geographische Eintheilung vor.

Ueber die andere nur einige wenige Worte. Wir unterscheiden auch bei den französischen Wassern vier große Gruppen, nämlich erstens

die salzhaltigen, zweitens die alkalischen und doppeltkohlensauren, drittens die schwefelhaltigen, viertens die eisenhaltigen; wir haben ferner die Seebäder, falls man diese nämlich nicht zur erstgenannten Klasse zählt, und die Winterstationen und klimatischen Luftkurorte zu unterscheiden. Was nun die vorgenannten Gruppen betrifft, so werden die Leser bei der von mir gewählten geographischen Eintheilung wiederholt bemerken, daß letztere vielfach mit der anderen übereinstimmt, daß also beispielsweise fast alle Heilquellen der Pyrenäen schwefelhaltig, die der Auvergne alkalisch sind ꝛc.

Ein Blick auf die Karte lehrt, daß Frankreich reich an Flachland ist; von dem Hochplateau der Auvergne (Puy de Dôme) abgesehen, besitzt es fast nur an seinen Grenzen hohe Gebirge: die Pyrenäen, Alpen, Jura, Ardennen und Vogesen.

Beschränken wir uns darauf, die berühmtesten Bäder des Gebirgs- und Flachlandes in vorstehender Reihenfolge hervorzuheben.

Eaux-Bonnes in den Nieder-Pyrenäen ist, oder richtiger, sind das französische Aachen und zumal bei Hautkrankheiten angezeigt. Nicht weit davon gelegen die ebenfalls schwefelhaltigen Wasser von Cauterets. Barèges in den Ober-Pyrenäen ist weltbekannt und noch heute nennt man in Paris ein Schwefelbad „bain de Barèges", womit indeß nicht gesagt ist, daß letzteres den echten Schwefelbädern des Pyrenäenbadeortes an Güte gleich käme. Ganz im Gegentheil! Der Gebrauch seiner Wasser empfiehlt sich besonders gegen rheumatische Leiden, Flechten, bei Schuß- und Hiebwunden und Knochenbrüchen der bedenklichsten Art. Auch Luchon besitzt einen bedeutenden Ruf und eine ähnliche Heilkraft, wie das vorgenannte Bad, zumal bei chronischen Krankheiten aller Art. Daneben seien angeführt Le Boulou, Amélie-les-Bains, Rennes-les-Bains ꝛc.

Auch in den Alpen fehlt es nicht an bedeutenden Badeorten; ihre Perle ist Aix-les-Bains (Savoyen), daneben Brides-les-Bains, ferner Uriage (Isère), Evian am Genfersee und Salins (Savoyen).

Aix liegt so recht eigentlich mitten zwischen Frankreich, der Schweiz und Italien, und seine Fremdenliste weist an zwanzigtausend Gäste auf. Die Umgegend ist herrlich und bietet zu den interessantesten Ausflügen Gelegenheit, beispielsweise nach dem Montblanc oder nach Chambéry, wo Rousseau in den Charmettes eine Zeit seligen Liebesglückes verlebte oder, wenn man materialistischer denkt, nach dem Kloster der Grande Chartreuse mit seinem berühmten Likör. Das Kasino ist eines der schönsten der Welt. Die Thermen von Aix, den Teplitzern verwandt, sind alkalisch-salinische, wirken aber hauptsächlich durch ihre Temperatur und werden besonders gegen den chronischen Rheumatismus mit Erfolg angewendet. Für andere rheumatische Affektionen empfehlen sich dagegen mehr andere Bäder, so das schon erwähnte Néris gegen nervösen Rheumatismus, Plombière gegen den Rheumatismus des Unterleibes ꝛc.

Brides und Salins wirken infolge ihres großen Salzgehaltes laxirend, besitzen die Eigenschaften der Wasser von Kissingen, Kreuznach und Homburg und sind unter anderen gegen Starkleibigkeit, Kongestionen und auch gegen die chronische Gicht angezeigt. Uriage wird gegen Flechten und Skrofeln besonders empfohlen. Evian gilt als

kleines Vichy, wie man Kissingen das kleine Karlsbad genannt hat. Der Jura, Vater Grévys Heimat, ist an Heilquellen verhältnißmäßig arm. Zwischen ihm und den savoyer Alpen herrscht eine gewisse Verwandtschaft, insbesondere auch in seinem Gestein, seinen Kalkfelsen ꝛc., welche auf die Beschaffenheit der Wasser einen so großen Einfluß ausüben. Hier wie dort Soole, Schwefelhydrate und selbst Eisen. Salins-les-Bains ist das Kreuznach des Jura, das sagt meinen Lesern alles. Neben diesem Bade sei das anmuthig gelegene Guillon (Doubs) genannt, das gegen Skrofeln und Blutarmuth empfohlen wird.

Bedeutsamer sind die Vogesenbäder, von denen wir nur Plombière, Bourbonne und Contrexéville erwähnen.

Plombière ist seit einigen Jahren in Frankreich außerordentlich beliebt geworden. Es besitzt nicht weniger als dreizehn Quellen, welche fast durchweg ungewöhnlich heiß sind, und mehr durch ihre Temperatur, als durch hohen mineralischen Gehalt ihre große Wirkung üben. Einen Schwefelgehalt, wie früher behauptet wurde, besitzen sie nicht, und sind unter anderen angezeigt gegen Magen- und Unterleibsleiden, Wechselfieber und Nervenkrankheiten. Die Lage des Ortes zwischen lieblichen, reichbewaldeten Höhenzügen ist malerisch genug. Die Wasser von Bourbonne besitzen vielleicht den größten Salzgehalt aller französischen Quellen und machen das Bad so recht zu dem, was man, etwas undeutsch, als Skrofelbad bezeichnet. Die Quellen von Contrexéville werden hauptsächlich zum Trinken benutzt, befördern die Sekretionen und sind sehr wirksam gegen Steinleiden.

Wir kommen nun auf das centrale Hochplateau Frankreichs, das in mehrfacher Beziehung eine Sonderstellung einnimmt. In den Alpen, in den Vogesen, erklärt sich der mineralische Gehalt der Quellen aus der chemischen Beschaffenheit des Bodens. Anders bei den Wassern von Auvergne, die ihren Gehalt aus einer Erdtiefe beziehen müssen, in welche das menschliche Auge und auch das der Wissenschaft nicht hinabdringt. Sie sind fast sämmtlich und par excellence heilkräftig bei gichtischen und rheumatischen Leiden, besitzen einen starken Lithingehalt und sehr viel Kohlensäure, welche den Bodenrissen entströmt und auf vulkanische Kräfte schließen läßt, wie dies in noch höherem Grade bei den Quellen um Neapel der Fall ist.

Pougues ist, wie das deutsche Neuenahr, gegen die Zuckerkrankheit sehr empfohlen, Néris mit seinen heißen Quellen und Ueberresten römischer Bäder hat eine große Verwandtschaft mit Gastein, Pfäffers und Plombière. Man trinkt wenig und badet viel und wendet vielfach auch die Douche an. Alle rheumatischen und nervösen Leiden sind dort wirksam bekämpft, wie denn Néris so recht eigentlich als das Bad der Militärs bezeichnet werden muß, die sich dort, wie der alte Greiner nach Uhlands Gedicht, im Wildbad ihren narbenvollen Leib gesund baden.

Weltberühmt ist Vichy, trotzdem es nur ein Städtchen mit sechstausend Einwohnern ist; wer kennt nicht die berühmten Vichy-Pastillen! Vichy ist das Modebad par excellence geblieben, trotzdem Napoleons III. bekanntes Leiden sich dort eher verschlimmert, als gebessert hat. Gicht, Dyspepsie und Leberleiden bekämpft es in besonders wirk-

samer Weise, außerdem auch die ... Langeweile — giebt es doch; vielleicht von Nizza oder Trouville abgesehen — kaum einen eleganteren Badeaufenthalt. Eine vorzügliche Musik im alten schattigen Park, die besten Pariser Schauspieler, zahllose Promenadenwege, Gelegenheit zu den prächtigsten Ausflügen, beispielsweise nach dem Puy-de-Dôme, kurzum es fehlt an nichts, außer vielleicht an Ruhe und Stille. Vichy ist im Sommer ein Klein-Paris; seine Wasser sind reich an alkalischem Gehalt.

Minder berühmt, aber vielleicht noch heilkräftiger ist Royat. Seine heißen Quellen liegen 450 Meter über dem Meeresspiegel, so daß das Bad vor der drückenden Hitze des Hochsommers geschützt ist. Es hat eine sehr gleichmäßige Temperatur und eine kräftige, nervenstärkende Luft. Royats Wasser sind stark alkalisch und sanguinischen Naturen nicht zu empfehlen, umsomehr dagegen den lymphatischen bei Blutarmuth, bei katarrhalischen und rheumatischen Affektionen und bei gewissen Nervenleiden.

Auch Mont-Dore (Puy-de-Dôme) wird sehr besucht, zumal von Brust- und Kehlkopfkranken in letzterer Beziehung und wegen seines großen Kohlensäuregehaltes Ems vergleichbar. La Bourboule (Puy-de-Dôme) besitzt den Ruf, ungesunde Säfte am schnellsten zu beseitigen, ebenso Skrofeln, Zuckerkrankheit und gewisse Fieberzustände, vor allem das sogenannte Sumpffieber. Die stark salzhaltigen Wasser haben den seltenen Vorzug, bei der Verschickung an Gehalt nicht einzubüßen.

Meinen Lesern wird es aufgefallen sein, daß bisher von eisenhaltigen Quellen noch nicht die Rede war; sie sind eben selten, finden sich fast nur in der Ebene und keiner der Badeorte kann sich beispielsweise mit Pyrmont messen. Ich nenne daher nur flüchtig Forges-les-Eaux, denen einst Richelieu seine Genesung zuschrieb, ferner Saint-Amand, Pierrefonds und Enghien.

Ueber die Heilquellen Korsikas und Algeriens läßt sich noch weniger sagen; in Algerien giebt es deren zwar eine große Zahl, aber sie werden nicht ausgebeutet, da der Araber Allah die Initiative überläßt, Allah seinem Propheten und dieser wiederum dem Araber.

Eine sehr große Bedeutung haben die französischen Winterstationen und Luftkurorte. Weniger bekannt ist Arcachon bei Bordeaux, wo die Villen gleichsam in die Sanddünen eingegraben sind und durch mächtige Tannenwaldungen vor Nordwinden geschützt werden. Weltberühmt sind Biarritz und Pau am Nordabhange der Pyrenäen, ferner die Insel Hyères bei Toulon, schließlich Cannes (Seealpen), Nizza, Monaco und Mentone.

Wem fallen, wenn er Biarritz nennen hört, nicht die Namen Napoleons III. und des Fürsten Bismarck und deren Unterredungen ein, welchen wir es wahrscheinlich zu verdanken haben, daß Frankreich den Oesterreichern 1866 nicht zu Hilfe kam. „Das Klima des am atlantischen Ozean und dicht an der spanischen Grenze gelegenen Biarritz hält die Mitte zwischen der trockenen Hitze und der feuchten Kälte kontinentaler Klimate", schreibt das „Echo des Villes d'Eaux". Der nahe Golfstrom erwärmt die Bucht und giebt dem Klima einen gleichmäßigen und insularen Charakter.

Pau (Nieder-Pyrenäen) wird überschätzt. Der Herbst ist zwar sehr schön, aber der Winter kalt, außerdem regnet es durchschnittlich an einhundertfünfundzwanzig Tagen im Jahre, wie denn sein Klima erschlaffend wirkt. Es empfiehlt sich für diejenigen Lungenkranken, welchen die galoppirende Schwindsucht droht. Der Blick auf die etwa 20 Kilometer entfernte Pyrenäenkette mit ihren zackigen Umrissen ist wundervoll.

Hyères besitzt den bösen Ruf, daß man sich dort langweile. Dieser Vorwurf trifft indessen, meine ich, weniger die Lokalität, als den, welcher sich langweilt. Mehr als die übrige Provence, ist Hyères von deren Plagegeist, dem Mistral, verschont; das Klima ist warm und mild, während andererseits das Meer vor dem Sonnenbrande schützt. Daß die Natur wundervoll ist und das Goethesche Mignonlied auf dieselbe paßt, bedarf kaum der Versicherung. Das gilt nun freilich auch für Cannes, Monaco, Nizza, Mentone und das italienische San Remo.

Die Berge Cannes schützen die Leidenden vor dem Nordwinde und zum Theil auch vor dem Mistral. Sie leben fast den ganzen Tag, im Winter bis um vier Uhr, in der herrlichen Natur, das Meer ist mit lustfahrenden Segelbooten bedeckt, die Kranken werden in beständiger Bewegung erhalten in einer Luft, die außerordentlich stimulirend und appetitreizend wirkt.

Nizza gilt für die Königin der Winterstationen. Ob mit Recht? Ja, wenn Eleganz, Komfort und großstädtische Zerstreuungen alles machten, dann könnte darüber kein Zweifel sein. Aber Nizzas Klima ist trocken und eignet sich daher nicht für jeden Brustkranken, es ist der Antipode Paus, hat es doch jährlich im Durchschnitt nur sechzig Regentage; der Winter ist warm. Auch unterscheidet sich Nizza durch einen Ueberfluß an Staub von den übrigen Winterstationen in nicht eben vortheilhafter Weise; schließlich hat es mehrere geradezu ungesunde Viertel.

Uebrigens ist das Klima Monacos noch etwas wärmer, zumal im Winter. Im Winter des Kriegsjahres 1870—71 zerstörte der Frost in Cannes und Nizza seltene, erst kürzlich akklimatisirte Pflanzen, wie Bananenbäume und Eucalyptus, welche in Monaco in freier Erde standen und durchaus nicht litten. Die Terrasse von Monte Carlo, welcher, Monaco gegenüber, auf einem kleinen Plateau liegt, wäre ein kleines Paradies, wenn sich auf seine Palmen und seine üppige Vegetation nicht das alte lateinische Sprichwort von der „Schlange unter dem Grünen" anwenden ließe. In dem Paradiese fehlt die Schlange, fehlt die Hölle nicht, nämlich die weltberühmte oder richtiger gesagt in der ganzen Welt berüchtigte Spielhölle, welche dem Fürsten und seinem Ländchen so viel einbringt, daß es in letzterem, einem wahren finanzpolitischen Schlaraffenlande, keine Steuern und Zölle giebt. Es giebt nur einen Zoll: den Blutzoll. Die Statistik Monte Carlos ist überreich an Selbstmorden.

Das Klima von Hyères, Cannes und Nizza wirkt erregend (tonisch), dasjenige von Pau, Pisa und Madeira beruhigend (sedativ). Dasjenige des eine Viertelstunde von der italienischen Grenze entfernten Mentone, oder wie der Franzose sagt, Menton, hält gleichsam die

Mitte, es überreizt nicht und erschlafft auch nicht. Es liegt mitten im üppigsten Grün und von mächtigen Felsen umgeben, welche die Wärme reflektiren und nur dem lauen Südwind den Zutritt in dies vom Meer befruchtete Gewächshaus gestattet, dagegen vor allem dem Mistral, d. h. dem Nordwestwinde wehrt. Die Citronenbäume liefern jährlich vier bis fünf Ernten, was sich von denen der benachbarten Küsten nicht behaupten läßt.

Es erübrigt nur noch, auf die Seebäder einen flüchtigen Blick zu werfen. In den vorerwähnten Winterstationen badet man zwar auch im Meer, aber als Seebäder im eigentlichen Sinne des Wortes kann man sie nicht bezeichnen. Wir haben es lediglich mit der wundervollen langgestreckten Küste (la plage) des atlantischen Ozeans zu thun.

Der Besuch der Seebäder ist in Frankreich so recht eigentlich zum Modesport geworden. Aber selbst der Mode liegt bisweilen etwas vernünftiges zugrunde und hier trifft ihr Instinkt sicherlich das Rechte. Das Meer mit seinem starken Salzgehalt und seinen kräftigen Brisen ist so recht eigentlich der Regenerator der in den luftarmen Großstädten verkümmernden Menschheit.

Die Zahl der französischen Seebäder ist Legion; die berühmtesten, die sogenannten Modebäder, liegen Paris möglichst nahe, d. h. am Kanal. Es ist so angenehm, in Dieppe oder Trouville zu baden, zu frühstücken, sich dann in ein bequemes Coupé des Expreßzuges zu setzen und in Paris zu diniren. Man frühstückt nämlich in Frankreich zwischen zehn und ein Uhr und dinirt zwischen fünf und acht Uhr. In den Bädern der Normandie und auch der Bretagne — ich nenne von letzteren nur Granville und Dinard — spielt übrigens der Apfelwein eine große Rolle und steht bei den Mahlzeiten à discrétion zur Verfügung, d. h. man kann so viel davon trinken, wie einem beliebt. Für den Appetit bei den Mahlzeiten sorgen die Wogen des atlantischen Ozeans, welche weit salzhaltiger und darum mächtiger und minder schäumend sind, als die unserer guten Ostsee. Bei einigermaßen hohem Seegange erdrücken sie einen fast, ils vous assomment, sagt der Seemann.

In französischen Seebädern stehen zahllose kleine Häuser und Villen zur Verfügung, welche von einzelnen Familien meist für die ganze Saison gemiethet werden, und zwar oft zu wohlfeilem Preise. Man kann sich indessen auch in Pension geben, die bei bescheidenen Ansprüchen, d. h. mäßiger Wohnung, aber gutem Essen selbst im theuren Trouville nur 8 bis 10 Francs beträgt. Die französische Pension unterscheidet sich von der in der Schweiz üblichen dadurch, daß das erste Frühstück extra vergütet werden muß und daß man gemeiniglich nicht an der table d'hôte speist, sondern gesondert an kleinen Tischen, an denen auch Nichtpensionäre Platz nehmen können. Fast jede Pension ist gleichzeitig ein Restaurant.

Es dürfte meinen Lesern bekannt sein, daß in allen französischen Seebädern Herren und Damen zusammenbaden, was den großen Vortheil hat, daß der liebende Gatte oder Vater Weib und Kind selbst ins Meer führen darf und seine Kranken nicht unbedingt der Fürsorge Besoldeter anzuvertrauen braucht. Auch trägt diese Mischung der Geschlechter, zumal bei der lieben Jugend, und dieses dadurch erlaubte

Zusammenbleiben der Familie sehr dazu bei, den Frohsinn und die Freude am Bade zu erhöhen. Es bedarf kaum der Versicherung, daß die Badekostüme im höchsten oder, richtiger gesagt, längsten Maße decent sind, andererseits aber auch, zumal in den Modebädern, der Mode unterworfen sind. Bunte Farben, verschiedene Schnitte, Seide, Spitzen und wahre Aschenbrödelpantoffelchen tragen dazu bei, die Scenerie zu beleben, welcher das mit weißen und gelben Segeln bedeckte ewige Meer als Hintergrund dient.

Was nun die Seebäder betrifft, von denen wir die bekanntesten im folgenden wenigstens kurz erwähnen wollen, so kann man sie in zwei sehr verschiedenartige Gruppen theilen. Die erste reicht von Boulogne-sur-Mer bis an die Seinemündung, die andere liegt südlich von dieser, von Honfleur bis Dinard. Der Strand der ersten Gruppe ist mit galets, der der anderen mit weichem Sand bedeckt. Unter den galets versteht man ein von steilen, das Meer umsäumenden Felswänden abbröckelndes Kieselgeröll, das den Boden oft halbe Fuß hoch bedeckt und das der nackte Fuß nicht ungestraft überschreitet. Sandalen sind unerläßlich. Zweifellos sind diese galets, welche einen beim Hineingehen ins Meer, sobald dieses nur einigermaßen bewegt ist, Welle für Welle in Gestalt eines Kieselhagels belästigen, eine wahre Plage. Dennoch ist letztere nicht so groß, daß sie von dem Besuche der zahlreichen Bäder abzuschrecken vermöchte.

Boulogne habe ich nicht besucht, aber es gilt dank seiner anmuthigen Lage, und auf halbem Wege zwischen Paris und London, für einen der drei maritimen Planeten, welche die Satelliten mit geringerem Lichte umstrahlen. Ich brauche kaum zu sagen, daß mit den beiden anderen Planeten Dieppe und Trouville gemeint sind.

Dieppe ist eine Mittelstadt mit geringem Handel; sie lebt von ihren Sommergästen und ihrer Fischerei: an dem breiten Strande unzählige kasernenartige Hôtels und ein prächtiges Kasino, in welchem dem Glücksspiel nur allzu sehr gefröhnt wird. Dieppe ist ein französisches Engländerbad, d. h. der reiche, vornehme Sohn Albions giebt dort den Ton an. In London liebt er die kleinen von ihm allein bewohnten Häuser, im Auslande die Kasernen, in der Heimat dinirt er im Frack, im Auslande in einem schottischen Veston — seltsamer Widerspruch, aber es ist so! — Ganz das Gegentheil ist der Franzose! Er hat seine Grands Hôtels in Paris, aber im Bade liebt er die Anmuth.

Trouville ist reich an anmuthigen, in fantastisch-modernem Stil erbauten Villen; auf dem hellgelben, feinkörnigen Sande des Strandes ist mit Brettern eine künstliche breite Promenade gebildet, auf der die Elite der französischen Aristokratie und Plutokratie — um von einer andern Welt zu schweigen — nach Sonnenuntergang hin- und herwogt. Noch vor wenigen Dezennien war Trouville ein armseliges Fischerdorf, heute ist es eines der elegantesten Bäder der Welt. In unmittelbarer Nähe von ihm liegt das Seebad Deauville, in dem Rothschild seine stolze Villa sich erbaut hat, und wo alljährlich berühmte Rennen stattfinden. Die Badegäste, welche für den Sport schwärmen, finden hier und in der Umgegend reiche Gelegenheit dieser Leidenschaft zu fröhnen. Rennen in Deauville, Regatten in Trouville

und im nahen Le Havre, Taubenschießen ꝛc. Der Sportsman von Fach — Engländer und Franzose — bildet eine Legion. Wie ein Heuschreckenschwarm reist er von Küstenplatz zu Küstenplatz und von Rennplatz zu Rennplatz, und wo er sich auf Tage oder Wochen niederläßt, da steigen die Preise mächtig, und der friedliche Bürger und der Kranke flüchten mit Grausen in eine ruhigere Sommerfrische. An einer solchen fehlt es glücklicherweise nicht. Auf der westlich von Trouville gelegenen Küste beispielsweise reiht sich Badeort an Badeort, von denen einige, wie Villers, Houlgate und Cabourg zwar auch bereits zu Modebädern sich fortentwickelt haben bezw. entartet sind, die anderen dagegen wie Beugeval, Lion-sur-Mer und Arromanches, noch einigermaßen dem entsprechen, was der Deutsche als „ländlichen Aufenthalt" bezeichnet.

Die meisten Seebäder sind in Frankreich merkwürdigerweise nicht von den Aerzten, sondern von den Künstlern, Malern und Dichtern entdeckt worden; so Puys bei Dieppe, wo Dumas Vater residirte und der jüngere noch residirt, so selbst Trouville, das auch erst durch die Chroniken des älteren Dumas und durch die Maler Mozin, Decamps und andere zur Königin des atlantischen Ozeans geworden ist.

Etretat ist das Künstlerbad par excellence; Saint-Valéry und Fécamp wetteifert mit ihm. Höchst malerisch liegt Le Tréport mit seiner auf einem Felsen prangenden, uralten Kirche und seinen kleinen, in englischem Stil erbauten, schmalen Häusern, deren Einrichtung japanisch ist und die von französischen Rentiers und Künstlern bewohnt werden. In nächster Nähe liegt das in einem prächtigen Walde fast vergrabene, von anmuthigen Höhenzügen eingeschlossene Eu, in welchem der Graf von Paris wie ein Cäsar der Stunde harrt, da man ihm die Königskrone anbieten wird. Man muß bekennen, daß das prächtige, langgedehnte Schloß und die herrliche Umgebung, Wald und Meer, Jagd und Fischerei, ihm das Langen und Bangen eines Kronprätendenten einigermaßen erträglich machen dürften, und daß von einer schwebenden Pein kaum die Rede sein kaunn.

Und nun zum Schluß: in Bezug auf die Zahl, Beschaffenheit und Wirksamkeit heilkräftiger Quellen ist Deutschland Frankreich zweifellos überlegen; seinen Seebädern muß man dagegen den Vorzug geben und sich mit dem umgekehrten Dichterworte trösten:

„Alles schickt sich nicht für einen!"

Charakter.

Ein alter Mann saß in seinem Studirzimmer.

Er las.

Der weiße Bart fiel ihm bis auf die stillgefalteten Hände, weiße Locken wallten von dem kahlen Scheitel über den Hals und die Schläfen. Ein großer Foliant lag auf einem Lesegestell vor seinem bequemen Lehnstuhl, nach jenen gebildet, in welche Rafael seine rothgewandigen Kardinäle setzte.

Das Zimmer war mit prächtigen Möbeln von hellgefirnißtem Eichenholz, Teppichen, Vasen und Statuen geziert. Büsten griechischer Götter, Göttinnen und Helden blickten hoheitsvoll und doch wohlwollend auf den einsamen Leser herab. Ein feiner Geist mußte die Kostbarkeiten in diesem einzigen Raume zusammengestellt, geordnet haben. Alles zeugte von Geschmack und höchster Bildung. Alles war milde abgetönt, das Kleinste schien unauflöslich mit dem einen ruhigen Eindruck hervorbringenden Ganzen verbunden.

Der Alte sah aus wie ein Geistlicher.

War es die Bibel, welche er mit so abgeklärtem Gesichtsausdruck wieder in sich aufnahm?

Die Regale mit den vielen Hunderten von geschmackvoll gebundenen Bänden beherbergten alles vorzügliche der schönen Literatur, der Kunstlehre, der Geschichte, der Naturwissenschaften. Globen, astronomische Geräthe lagen umher. Es war nicht die Bibel, die der Weltabgeschiedene las. Ein hoher Siebziger, dem Grabe nahe, studirte er den Bau des menschlichen Körpers, schlug die Blätter eines anatomischen Prachtwerkes um und bewunderte mit andächtigem Staunen das Gefüge des Skelets.

„Unwandelbare Gesetze", hieß es im Texte, „verbürgen das Bestehen der Welt. Der gläubige Christ, der Jude und Heide wendet die Blicke zu seinem Gotte und setzt seine Hoffnung auf ihn, fordert ihm auch wohl hie und da ein kleines Wunder ab: ein Stillstehen der Sonne, ein Wiederaufleben nach wirklichem Tode. Der Mann der Wissenschaft hat nur Einen Gott: das unerbittliche, nicht zu verrückende Naturgesetz. Die Mathematik, die Astronomie lehren uns, wie die Gravitation, die Erhaltung der Kraft im ganzen Weltraum machthabende Gesetze kennen, die mit eiserner Nothwendigkeit im Metallstäubchen der Erde wie im Sonnenkörper und den dazwischen liegenden Medien walten . . . Auch das Werden des Einzelnen, sein Dasein und Vergehen, sein Charakter unterliegt nicht zu erbittenden Gesetzen. Uranlage, Nahrung, Erziehung bilden seinen speziellen Charakter, die Grundlage des individuellen Ichs, des Menschen einzigstes, alleinigstes Eigenthum. Der Charakter ist das Beständige im Menschen, man kann auf ihn bauen wie auf ein Naturgesetz. Kenne ich eines Men-

schen Charakter, so kann ich in allen Fällen seine Entschließungen, seine Thaten vorhersagen.

„Wie an dem Tag, der Dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald Du fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach Du angetreten.
So mußt Du sein, Du kannst Dir nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen und Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt!"

Der Greis hielt inne und schaute auf. Dann stützte er sein Haupt in die beiden Hände und sann. Draußen im kleinen Gärtchen spielte eine frohe Kinderschaar, der Vogelgesang, mit Blütenduft gemischt, drang durch das halb offene Fenster. Es war Frühling in den Landen.

Der Alte fühlte sich mit all seiner Weltweisheit weltverlassen und allein. War er immer so weise gewesen?

Da sprang die Thür auf.

Ein Knabe von ungefähr zehn bis zwölf Jahren tollte herein. Er setzte sich neben den Silberbärtigen und bat um die Früchte, welche zwischen den Vasen und Statuetten lagen. Es waren aber nur marmorne Zierrathe, Briefbeschwerer, und der Junge, abschlägig beschieden, weinte, unzufrieden und launisch. Um ihn zu trösten, schlug ihm der Alte — war es der Onkel, der Großvater? — einen Spaziergang ins Freie vor. Der Fluß, durch vom Eis befreite Bäche und Gebirgswasser getränkt, war übergetreten und flutete auf den Quais. Barken glitten dahin, wo der Junge sich sonst zu den Meß- und Jahrmarktszeiten mit Gespielen zu tummeln pflegte. Der Alte sprach orphische Worte zum Knaben. Von der Gesetzlosigkeit, welche die Schranken überflutet, von dem Meere des Wissens und dem glatten Strome des Lebens für den klugen und gemäßigten Fährmann. Von Ehre und Ansehen, die einst dem Strebsamen werden, und der Verachtung, die dem wird, der nichts gelernt hat und thöricht seine Jugend vergeudet. Sinnend wanderte nun der Jüngling gewordene Knabe neben dem Greise heim.

Dieser saß wieder in seinem geschweiften Lehnsessel und las weiter von der Ständigkeit des Charakters.

Da trat ein junger Mann zu ihm herein. Er kam dem Weisen Lebewohl zu sagen.

Er wollte nach bestandenem Examen Pfarrer auf einem kleinen Landsitze werden, der Welt, der Liebe, der Ehe entsagen und ganz den Pflichten eines katholischen Seelsorgers leben. Während er die Segensworte des Greises empfing, ging die Thür abermals auf, und ein schönes Mädchen mit unsäglich rührendem Gesichtsausdruck schwebte herein. Wer war sie? Eine Tochter, eine Nichte des Alten? Die Frage schwebte auf des jungen Mannes Munde. Sie sahen sich eine Weile an:

„So mußt Du sein, Du kannst Dir nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen und Propheten!"

Der Greis, nun zurückdenkend, entsann sich des Schicksals beider! Er ward kein Priester und sie ward nicht sein Weib. Sie zerstörte eine Laufbahn, die vielleicht Glück und Segen, Heil und Seelenfrieden gebracht hätte. Er, auf dem geraden Wege aus dem Geleise geschleudert, verlor den Hang zum einsamen Sinnen, zum Leben für andere. Er ging als Priester unter. Sie, sie theilte das Loos der Schönen von Sesenheim. Sie war eine zurückgestoßene Jugendliebe, man verließ sie, weil man fürchtete, daß sie den Genius untergrabe...

Ein neuer Besuch meldete sich bei dem Alten ...

Es war eine Revolution ausgebrochen.

Ein Sohn, ein Enkel? kam, um Abschied zu nehmen. In Kriegsrüstung, das Gewehr um die Schulter, den Säbel an der Seite. Große Worte flossen von seinen Lippen:

„Tod den Tyrannen! Freiheit und Gleichheit! Brod und Arbeit für alle! Keine Armuth mehr! Einer für alle, alle für einen!“ Und der Greis entließ den Enkel? den Sohn? Mit Seufzen und Kopfschütteln. Er war ein Feind alles Gewaltsamen. Er vertraute der stetigen Entwicklung, er hoffte mehr von einem stillen, ununterbrochenen Fluß der Dinge als von Eruptionen, Erdbeben, Sintfluten.

Der Greis blieb seinen Folianten treu.

Der Revolutionär aber kam zurück von der Irrfahrt. Ernüchtert, mißmuthig, verbittert, mit einem Mißgeschmack im Herzen, wie er dem Munde eignet nach zwischen Bechern durchtollter Nacht ... Freunde waren abgefallen, Verrath und Denunciation hatten sich in die Reihen der Treuen geschlichen, eine Schlacht war geschlagen und verloren, die Besten saßen gefangen und spannen — traurige Tage. Wie durch ein Wunder war er entkommen. — Was nun thun? Er berieth sich mit dem Greise. Was der ihm vorschlug, verwarf er.

Endlich gestand er ihm seine Sehnsucht, seine Hoffnung. Ein maßloser Durst nach Reichthum peinigte, verzehrte ihn. Geld, nicht um des Geldes, sondern um der Macht willen, das mußte ihm werden, das mußte der Ausdauer zu erringen sein.

Der Greis lächelte.

Jener aber ging hin und ward zunächst der Knecht, der Diener — der Commis eines Reichen. Er lauschte diesem alle Kunstgriffe und Vortheile ab; die Sparsamkeit, der Fleiß, der Zufall, das Glück wurden seine Verbündeten. Er gründete Fabriken, Aktien-Gesellschaften; überseeische Unternehmungen trugen seinen geachteten Namen nach allen Richtungen der Windrose.

Er hatte vor lauter Geschäftigkeit für das Leben keine Zeit mehr, er war vom frühen Morgen an, gleich einer aufgezogenen Maschine, ohne Gefühl, ohne Herz. Er baute sich einen Palast und ließ ihn von fremder Hand nach fremdem Geschmack aufs prächtigste schmücken...

Wieder ein Hilfesuchender, der sich dem weißen Eremiten näherte.

Ein Mann trat ein, elegant gekleidet, mit vollem dunklem Barte und etwas gelichtetem Haupthaar. Silberfäden leuchteten schon aus beiden auf.

„Ich bin reich, einsam. Ich bin unzufrieden, glücklos. Was soll ich thun?“ sagte der.

„Theile Dich und Dein Gut mit einem anderen Wesen. Entzweie

Dich mit Deiner egoistischen Seele, gieb Dich auf, um Dich hinzugeben. Lebe für andere, der Du für Dich zu leben als höchstes Gut betrachtest!"

Und der Berathene ging hin, und that also.

Jahrzehnte verstreichen. Der Weltweise lebte immer noch. Sein Augenlicht ward schwächer, und seltener wurden die Besucher, die den Stein der Weisen von ihm fortzutragen erhofften.

Noch einer kam zu ihm.

Der Reiche hatte das Leben für andere, selbst aus Liebe, zunächst schwer, ja unerträglich gefunden. Er war ein allzu eingefleischter Egoist gewesen. Nun kam er nochmals, sich nach dem Alten umzusehen. Er erzählte: „Ich fühlte mich in allen Handlungen beengt, ich kam mir vor wie ein Füllen, das nach langer Freiheit Reiter tragen, Karren ziehen muß. Aber ein Krieg brach aus und ich verlor meine unermeßlichen Reichthümer. Als ich Weib und Kind Noth leiden sah, fiel mein Egoismus von mir ab. Ich arbeitete und errang wieder, diesmal nicht für mich, für andere, wenn auch die Meinen! Der Selbstherrlichste giebt sich für die Kinder auf. Der Mensch ist . . ."

„Ein Charakter?" fragte sich der Alte, der allein geblieben. „Ein Proteus! Ein Chamäleon!"

Er war nun bei sich selbst zu Besuch. Nachdem er eine Weile selbst gesonnen, sah er in den Spiegel. Der warf ihm das Bild eines Mannes zurück, den er Zeit seines Lebens so gut und genau zu kennen geglaubt hatte und der ihn doch so manchmal getäuscht. Wohl war es derselbe, der nun seit zwanzig Jahren, vom fünfzigsten bis zum siebzigsten, unverrückt für das Wohl einer Familie geschaffen, dann das Scepter in die Hand wohlgerathener Söhne gelegt und nur noch mit rezeptiver Gelassenheit und olympischer Ruhe dem Studium des Schönen, Guten, Wahren oblag. Der vernachlässigte Bau seiner Jugendbildung fand erst im späten Alter seine Vollendung — die Vollendung des Autodidakten.

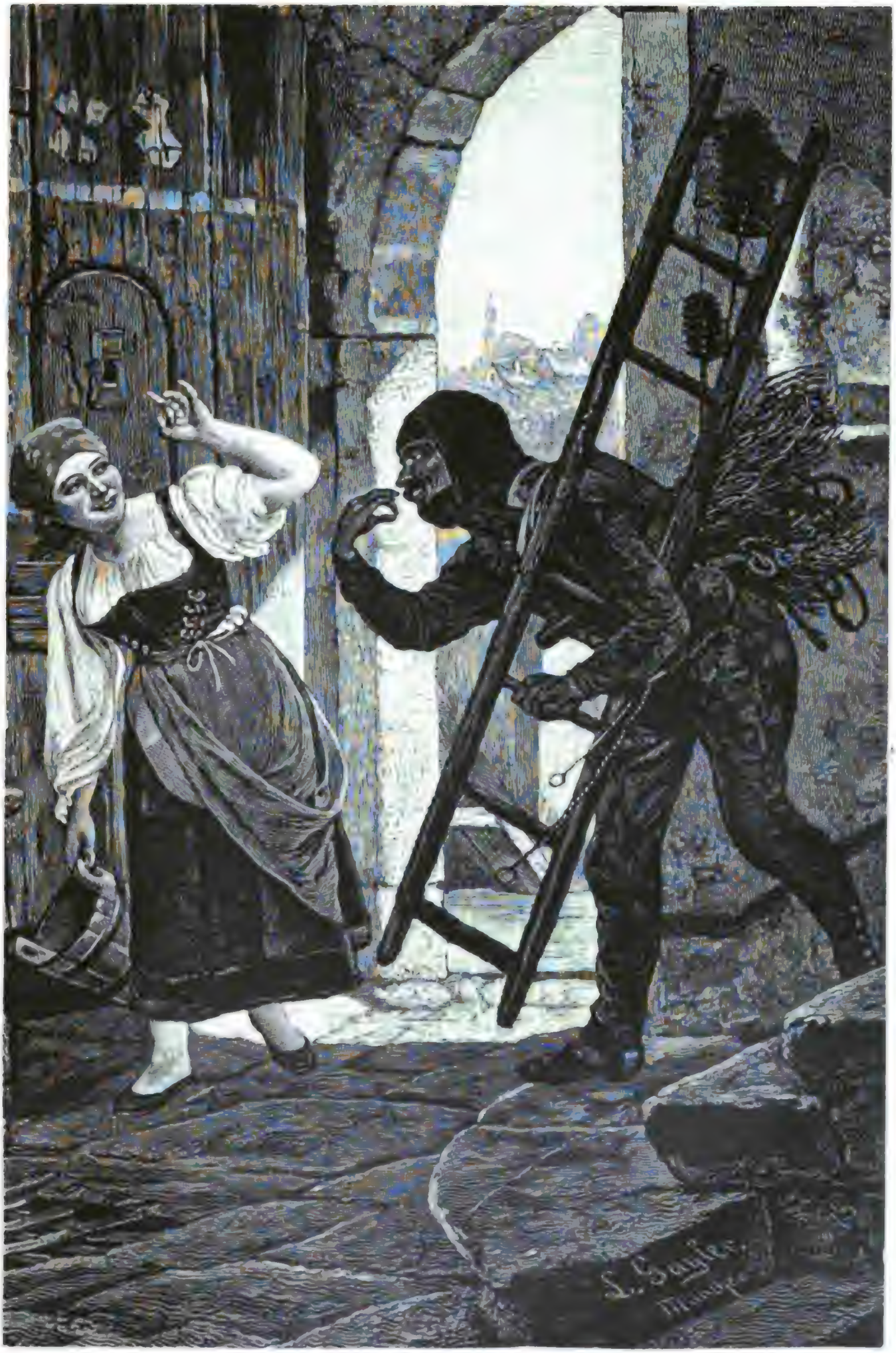
Was zeigt sich ihm aber nun in dem Spiegel? Trübte sich sein Auge oder verklärte sich's zu überirdischer Klarheit?

Da ist der Knabe, der nichts lernen wollte und nur nach eitlem Tand, Vergnügen und falschen Früchten griff! Er gleicht ihm, wie eine vergilbte Photographie aus der Jugendzeit noch die Züge des bärtigen Greises trägt! Glückliche, selbst wenn irrgehende Jugend! Die Photographie belebt sich, nein, aus dem Spiegel lächelt ihm der rothwangige holdgelockte Knabe zu, Feuer im Auge, im Busen ein unentweihtes Herz und in diesem die Lust zu leben, zu leben!

In dieses Herz wird der Same gestreut vom Baume: Sucht nach Weisheit! Frömmelnde Lehrer machen aus dem Lebensdurstigen einen Himmelsdurstigen.

Da schaut er aus dem Spiegel, der Geistliche, welchem der einsame Pfarrsitz als Hafen vor jedem Sturme vorschwebt, und dem ein Weib dazwischentritt.

Sie schwören sich ewige Liebe, und der Mann im Spiegel glaubt, mit einundzwanzig Jahren zeitlebens den Wollknäuel der Omphale halten zu können. Aber er wirft ihn von sich und stürmt über die Vergessene hinweg.



Rußiger Galanthomme.

Nach dem Originalgemälde von L. Gayler.

Digitized by Google

Digitized by Google

Kampf, Sturm ist nun sein Element.

Froh, mit gelichteten Segeln, fährt er aus, und mit geborstenem Maste kehrt er heim, die Havarie ein paar verlorene Jahre hindurch auszubessern!

Der Revolutionär, der unersättliche Kaufmann, der Familienvater, der sich nach Freiheit sehnt, der Familienvater, der sich für die Seinen fast zu Tode arbeitet, sie treten alle aus Spiegel und Rahmen heraus. Sie setzen sich um den Alten, sie plaudern mit ihm unerzählbare Dinge, so daß dem Eremiten die Thränen in die Augen treten. Sie sind ja alle — er selbst; diese Vielheiten faßte sein — zuverlässiges, unwandelbares ständiges Ich in ein Wesen, untheilbar, unzertrennlich — zusammen!

Wie sagte doch der Foliant eben zu ihm: „Wer eines andern Grundnatur so kennte, wie diese ihren Gesetzen treu bleibt, der könnte auch dieses Menschen Handlungen im voraus bestimmen!"

Er schlägt das Buch zu. Sein Auge ist feucht. Es ist ihm unheimlich, mit so vielen — fremden Menschen ungleichen Alters in seinem stillen Lesezimmer zu weilen.

Nun geht die Thür wirklich auf.

Seine Frau, die treue Lebensgefährtin, von einer Schaar von Töchtern, Söhnen und Enkelkindern gefolgt, tritt ein, mit Blumen und Gaben beladen, es ist sein siebzigster Geburtstag. Er ist unsagbar seelig. Der einst so Lebensdurstige hat wieder eine Charakterschwäche, einen neuen Wunsch — den, zu sterben!

Der Kreis ist erfüllt, er ist alles gewesen, ein Kämpfer, ein Mensch, vielleicht ein — Charakter!

„So mußt Du sein, Du kannst Dir nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen und Propheten!"

Dies Sprüchlein bleibt dennoch wahr.

Nimm eine schlanke Haselgerte und bewege sie rasch hin und her, sie erscheint wie ein Fächergebilde. Der in der Erde wurzelnde Strauch wird vom Winde nach allen Seiten hingebogen. Auch die Eiche erzittert bis zur Tiefe, wenn der Föhn sie umbraust. Alles aber hat sein Ureigenstes, Ständiges, und nur der ins Innere dringende Blick sieht das Mark in den Dingen, den Charakter.

Alfred Friedmann.

Der Kaffee.

Plauderei von L. Stobitzer*).

„Sie haben uns neulich so viel interessantes über den Thee erzählt, Herr Professor", sagte Frau von F., „daß ich meine Tasse nur noch mit einem Gefühl der Hochachtung zum Munde zu führen wage. Ein Ding, das eine ältere Geschichte aufzuweisen hat als das erlauchteste Adelsgeschlecht, zwingt uns unwillkürlichen Respekt ab. Was

*) Siehe Heft VII, Jahrgang 1886 des „Salon".

meinen Sie, wenn Sie uns heute über den Zwillingsbruder des Thees, den Kaffee, eine kleine Vorlesung halten würden?"

„Ach ja! Bitte, bitte!" schloß sich Fräulein Malvine lebhaft dem Wunsche der Mutter an.

„Aber, meine Damen", wandte Medizinalrath von K. ein, „ist es auch rathsam, Ihr Interesse für dieses Getränk noch zu steigern? Bedenken Sie, daß der Kaffee, im Uebermaß genossen, gleich dem Thee nachtheilig auf die Gesundheit wirkt. Er enthält das giftige Kaffeïn und erzeugt Herzklopfen, Kongestionen nach dem Kopf, starke physische Erregung, endlich allgemeines Zittern, Angst und Unruhe. Eine besonders merkwürdige Wirkung aber übt er auf die Zungen der Damen: er versetzt sie in schwindelerregend schnelle Thätigkeit."

Man lachte. Dann sagte Frau von F. achselzuckend: „Sie sind Pessimist, natürlich! haben Sie es doch immer nur mit den Gebrechen der Menschheit zu thun! Sie übersehen die Lichtseiten der Dinge allzugern und machen darin mit dem Kaffee keine Ausnahme. Erzeugt er nicht ein Gefühl allgemeinen Wohlbehagens? Regt er nicht die geistigen und körperlichen Kräfte zu erhöhter Thätigkeit an? Ist er nicht ein unübertreffliches Mittel gegen körperliche Ermüdung und geistige Erschlaffung? Das Bier, habe ich einmal gelesen, macht querköpfig, der Wein hitzköpfig, der Kaffee aber ordnet, ebnet und läutert die Gedanken!"

„Sehr wahr", nickte der Professor. „Ich kann für die Richtigkeit dieser Bemerkung eine Autorität ins Feld führen, die auch unser Medizinalrath wird anerkennen müssen: den berühmten Physiologen Jakob Moleschott. Er läßt sich in einer großen Lobrede auf den Kaffee folgendermaßen vernehmen: Der Kaffee wirkt zwar auch, wie der Thee, auf das Denkvermögen erregend, jedoch nicht ohne zugleich der Einbildungskraft eine viel größere Lebhaftigkeit zu ertheilen. Die Empfänglichkeit für Sinneseindrücke wird durch den Kaffee erhöht, daher einerseits die Beobachtung gesteigert, auf der anderen Seite aber auch die Urtheilskraft geschärft, und die belebende Einbildungskraft läßt sinnliche Wahrnehmungen durch Schlußfolgerungen rascher bestimmte Gestalten annehmen. Es entsteht ein Drang zum Schaffen, ein Treiben der Gedanken und Vorstellungen, eine Beweglichkeit und eine Glut in den Wünschen und Idealen, welche mehr der Gestaltung bereits durchdachter Ideen, als der ruhigen Prüfung neu entstandener Gedanken günstig ist."

„Hören Sie? Hören Sie?" winkte Frau von F. triumphirend dem Medizinalrath zu. „Also geben Sie sich keine weitere Mühe, unsern schwarzen Freund zu diskreditiren. Es wird Ihnen nicht gelingen."

„Ich weiß! Ich weiß! Entwickeln doch die Damen für dieses Genußmittel eine Schwärmerei, auf die unser Geschlecht eigentlich eifersüchtig sein müßte. Ihre Vorfahrinnen haben diese Schwärmerei nicht immer getheilt. Im Jahre 1674 reichten die Frauen in London eine Petition gegen den Kaffee ein, die denn auch den Erfolg hatte, daß König Karl II. 1675 die Kaffeehäuser als revolutionäre Institute polizeilich schließen ließ, während die Zeitungen den Kaffee mit „Kienrußsyrup! Schwarzes Türkenblut! Dekokt aus alten Schuhen und

Stiefeln!“ und ähnlichen Ehrentiteln traktiren mußten. Freilich hatte all' das nur den Erfolg, daß London kaum ein Jahrhundert später circa 8000 Kaffeehäuser zählte!“

„Und jene Petition soll in der That von Frauen ausgegangen sein? Ist das verbürgt?“

„Gewiß!“

„Ich glaube es doch nicht! Ich glaube nicht, daß Frauen so gegen ihre Natur handeln können!“

„Das Beispiel steht auch einzig in der Geschichte da“, nahm der Professor das Wort. „Kaffeeverbote dagegen sind nichts seltenes und der feurige Trank Arabiens hatte mit mancherlei Fährlichkeiten zu kämpfen, ehe er seine jetzige Weltherrschaft erlangte.“

„Unbegreiflich!“ riefen die Damen wie aus einem Munde.

„Vielleicht verdankt er diesen Kämpfen seine Beliebtheit beim schönen Geschlecht“, muthmaßte Graf Z., der Husar. „Schätzen die Damen doch nichts höher als einen Helden!“

„Die Wiege unseres Helden stand in Abessynien, dessen Provinz Kâfa bei der Taufe Pathe gestanden hat“, sprach der Professor. „Zur Schande der Menschheit muß ich indeß gestehen, daß nicht sie es gewesen, die die junge Heldennatur zuerst erkannt hätte, sondern — eine Ziegenheerde, die von den Bohnen und Blättern des Kaffeestrauches genascht und daraufhin eine solche Munterkeit und Lebhaftigkeit entwickelt haben soll, daß die Hirten aufmerksam wurden und die Wirkungen der Pflanze an sich selber erprobten. Abessynische Christen bezeichnen den Prior eines Maronitenklosters als den Erfinder des Kaffeetrankes, den er zuerst seinen Mönchen gereicht haben soll, um sie bei den nächtlichen Gebeten wach zu erhalten. Die Muhammedaner endlich erklären einen ihrer Rechtgläubigen, den Mullah Chadelly, für den Columbus des Kaffees. Sicher ist, daß das neue Getränk sich schon im neunten Jahrhundert von Abessynien aus über Persien verbreitete, wo es mit offenen Armen und dankbaren Herzen aufgenommen wurde. „Der Kaffee“, sagt der Perser begeistert, „ist das Gold, das unsere Seele läutert, das Wasser, das unsere Sorgen wegspült, und das Feuer, das unsere Schmerzen aufzehrt.“ Nicht weniger begeistert dafür zeigten sich die Araber, nachdem ihnen ein Mufti von Aden, Gemal Eddin, der Persien bereist hatte, gegen Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts den Gebrauch des Kaffees vermittelte.

„O Kaffee“, singt einer derselben,
„O Kaffee, Du vertreibst das Heer der Sorgen,
Du bist das Getränk der Freunde Gottes
Und gewährst Kraft seinen Dienern, die nach Weisheit streben!“

Freilich hatte der Kaffee in Arabien auch seine erste große Prüfung zu bestehen, aus der er jedoch, wie aus allen späteren Verfolgungen, siegreich hervorging. 1511 war in Mekka ein neuer Statthalter, Khair Bey, eingezogen, der den Kaffee für ein aufregendes Getränk hielt, das als solches gegen die Satzungen des Korans verstoße. Er setzte einen feierlichen Gerichtshof ein, der über Tod und Leben des dunklen Trankes entscheiden sollte, und richtig erklärte derselbe den Kaffee, nach damaliger Kunstsprache, für „kalt und trocken“, mithin

für verwerflich. Daraufhin wurden nicht nur die öffentlichen Kaffeehäuser geschlossen und die Kaffeevorräthe der Kaufleute verbrannt, sondern auch die heimlichen Kaffeetrinker mit schwerer Strafe, der Bastonnade und einem Ritt durch die Stadt, verkehrt auf einem Esel, belegt. Zum Ueberfluß wurde diesen Sündern noch prophezeit, „daß ihre Gesichter am Tage des jüngsten Gerichts schwärzer erscheinen würden als der Kaffeetopf, aus dem sie das Gift getrunken.“ Als aber das scharfe Vorgehen des Statthalters dem Sultan Kansu Alguri in Kairo zu Ohren kam, beeilte er sich, die Kaffeeverbote wieder aufzuheben, denn er selber — war der leidenschaftlichste Verehrer des schwarzen Giftes!“

„Das war ein kluger Mann!“ lobte Fräulein Malvine. „Ehre seinem Andenken!“

„Um das Jahr 1530“, fuhr der Professor fort, „war das Kaffeetrinken in Konstantinopel bereits eine allgemeine Familiengewohnheit und 1554 wurden dort unter Sultan Soliman die ersten öffentlichen Kaffeehäuser, Khawas, Khanehs genannt, errichtet, die — mit allem möglichen orientalischen Komfort ausgestattet — bald die Sammelplätze der vornehmen und ausgezeichneten Muselmanen wurden. Sie tauschten hier ihre Meinungen aus, lehrten und lernten, und verschafften so den Kaffeehäusern im Volksmunde bald den Ehrentitel „Schulen der Erkenntniß.““

„Das wäre auch ein hübscher Titel für unsere Kaffeekränzchen“, meinte Frau v. F.

„„Schulen der Klatschsucht“ wäre besser“, dachte der ungalante Medizinalrath, hütete sich aber, es auszusprechen.

„Sultan Murat II. fand indeß, daß in diesen „Schulen der Erkenntniß“ zu viel politisirt würde, und da er dieses Laster dem beschränkten Unterthanenverstand nicht für zuträglich erachtete, ließ er alle Kaffeehäuser schließen. Den Kaffee selbst vermochte er aber dadurch in seinem Siegeslauf nicht aufzuhalten. Nachdem 1590 der Arzt und Botaniker Prosper Alpinus aus Padua der gelehrten Welt Europas einen fruchttragenden Kaffeebaum, den er in Kairo kennen gelernt, beschrieben und 1615 Pietro Della Valle brieflich von Konstantinopel ausführliche Nachrichten über das neue Getränk „Kahue“ oder „Kahwe“ gegeben hatte, brachten 1624 die Venetianer größere Mengen Kaffees nach Europa und schon 1645 soll derselbe in Süditalien allgemein gebräuchlich gewesen sein. Kurz nachher errichtete der Grieche Pasqua in London das erste Kaffeehaus, das noch heute unter dem Namen Virginia coffeehouse besteht. In Paris wurde das Kaffeetrinken durch Soliman Aga, den Gesandten Mohameds IV. am Hofe Ludwigs XIV., bekannt und einige unternehmungslustige Levantiner machten sich die Vorliebe, die sich allenthalben für das neue Getränk zeigte, alsbald zunutze, indem sie — ambulante Kaffeeschänken errichteten. Wie heute die Eishändler in italienischen Städten, liefen sie die Straßen auf und ab, mit verführerischen Worten ihren Kaffee anpreisend, und wer solchen trinken wollte, riefen sie zu sich ins Haus, wenn er nicht etwa vorzog, sich auf der Straße sein Schälchen schmecken zu lassen. Die nöthigen Materialien und Utensilien trugen sie in einem Blechkasten, den sie um den Leib geschnallt hatten; eine Kohlen-

pfanne nebst Kanne in der rechten und ein Wasserkrug in der linken Hand vervollständigte ihre Ausrüstung. Doch machten sie schlechte Geschäfte, denn das von ihnen verzapfte Gebräu soll herzlich schlecht gewesen sein. Freilich war auch der Preis ein sehr geringer; er betrug pro Tasse zwei Sous fünf Deniers, und wenn man bedenkt, daß der Preis der Kaffeebohnen damals ein enorm hoher war, nämlich 140 Franken pro Pfund."

„Oh!"

„So wird man die Händler milde beurtheilen müssen, wenn ihr Getränk ein wenig dünn war. Das erste ständige Kaffeehaus in Paris errichtete der Italiener Procopio in der Nähe der Comédie Française; es wurde bald der Sammelpunkt der feinsten Geister der Hauptstadt und fand so viele Nachahmungen, daß Paris schon 1680 zweihundertfünfzig Cafés zählte, die sich unter Ludwig XV. auf sechshundert und bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts auf achtzehnhundert vermehrten. Heute zählt die Seine-Stadt mehrere tausend Cafés."

„Und wie verhielten sich unsere deutschen Voreltern zum orientalischen Eroberer?" fragte der junge Offizier. „Leisteten sie ihm Widerstand?"

„Sie ergaben sich ihm, gleich den andern Völkern, bald auf Gnade und Ungnade. Das erste deutsche Kaffeehaus wurde in Wien unter besonderen Umständen errichtet. Unter den Schätzen und Vorräthen, welche die belagernden Türken 1683 bei ihrer Flucht vor dem Polenkönig Sobieski im Stich lassen mußten, befanden sich auch zahllose Säcke mit Kaffeebohnen. Einer der Helden Sobieskis, der sich besonders ausgezeichnet hatte, namens Kulcicki, erbat sich nun vom Kaiser zur Belohnung für seine Dienste die Erlaubniß, aus diesen Bohnen ein Getränk bereiten und in Wien verkaufen zu dürfen. Und der Tapfere hatte nicht schlecht spekulirt! In kurzer Zeit war er Millionär und noch heute ist das Café Kulcicki eins der besuchtesten in der schönen Kaiserstadt."

„Eine sonderbare Carrière: vom Kriegshelden zum Kaffeesieder!" sagte der Husar geringschätzig.

„Der „Kaffeesieder"", griff der Professor das Wort auf, „stand in Stuttgart unter der Gerichtsbarkeit des Hofes und der berüchtigte Jude Süß verschaffte sich 1736 das Monopol, Kaffeehäuser zu errichten und zu verpachten. Aber nach 1766 ließ der hochweise Magistrat zu Ravensburg unter Trommelschlag verkünden, daß das Kaffeetrinken bei fünf Gulden Strafe und Konfiskation des Kaffeegeschirres verboten sei."

„Ein echter Schwabenstreich!"

„In Berlin entstand das erste Kaffeehaus 1721. König Wilhelm I. erwies sich als ein großer Gönner des Kaffees; er gewährte dem Wirth sogar einen namhaften Zuschuß aus seiner Privatkasse. Umso feindseliger erwies sich ihm Friedrich der Große. Er errichtete Staatskaffeebrennereien, wo man den Kaffee sechsmal theurer bezahlen mußte als beim Kaufmann, und machte den Kaffeehandel zum Monopol. Nur der Adel, die Geistlichen und höheren Beamten erhielten sogenannte Brennscheine, das heißt die Erlaubniß, den Kaffee selbst zu brennen. Dagegen mußten eigene „Kaffeeriecher", meistens In-

validen, durch die Straßen und in die Häuser gehen, um darüber zu wachen, daß kein Bürger heimlich Kaffee brenne und etwa anderen trinke als den theuren königlichen. Das Volk sollte sich nicht an den Kaffee gewöhnen, damit nicht soviel Geld für denselben aus dem Lande gehe. „Seine königliche Majestät", sagte er in einem Reskript an die kaffeelüsternen Pommern, „Seine königliche Majestät ist in der Jugend mit Biersuppe erzogen worden, die ist gesunder als Kaffee; mithin können die Leute in Pommern ebenso gut mit Biersuppe erzogen werden!"

„Ein ebenso erbitterter Kaffeefeind war Kurfürst Georg III. von Hannover, der 1781 den Bauern geradezu das Kaffeetrinken verbot und den Verkauf nur in Städten erlaubte."

„Da würde ich eine Revolution gemacht haben!" versicherte Fräulein von F. mit komischem Ernst.

„Sie sagten vorhin, das Vaterland des Kaffeestrauches sei Abessynien", sprach Frau von F. „Nun ist er aber heutzutage, wenn ich recht unterrichtet bin, fast in allen Tropengegenden heimisch. Können Sie unsere Neugierde auch darüber befriedigen, lieber Professor, in welcher Weise diese Ausbreitung geschah?"

„Gewiß, meine Gnädige! Die ersten Kaffeebäumchen sollen schon 1650 durch die Holländer von Mekka nach Batavia gebracht worden sein. Sie gediehen dort so vortrefflich, daß 1680 auf Java, Sumatra und Ceylon Pflanzungen im großen angelegt wurden, und schon 1710 konnte der Gouverneur in Batavia, van Hooren, 169 lebende Bäumchen an den Konsul Witsen in Amsterdam senden, wo sie, in den botanischen Garten verpflanzt, trefflich gediehen. Interessant ist die Art und Weise, wie die Pflanze nach den westindischen Inseln gelangte, die heute in der Kaffeeproduktion eine so hervorragende Stellung einnehmen. Im Jahre 1714 hatte Ludwig XIV. einen Kaffeebaum aus Amsterdam, sorgfältig in einen Glaskasten verpackt, zum Geschenk erhalten und im Garten zu Marley einpflanzen lassen. Mehrere Gärtner wurden zu seiner Pflege und Vervielfältigung angestellt und als letzteres gelungen war, übergab man dem Schiffskapitän Declieux drei der kräftigsten Bäumchen, damit er sie nach der französischen Besitzung Martinique überführe. Allein widrige Winde hielten das Schiff so lange auf, daß die Lebensmittel und das Trinkwasser zu Ende gingen und gleich der Schiffsbevölkerung auch die kostbaren Passagiere aus dem Pflanzenreich das nöthige Wasser entbehren mußten. Bereits waren zwei derselben verdorrt und Declieux begann zu fürchten, daß er den Zweck seiner Sendung gänzlich verfehlen würde. Da faßte er einen heroischen Entschluß: er theilte täglich die eigene, ohnehin so kärglich bemessene Wasserration mit dem letzten der Pflänzchen. Seine Aufopferung wurde belohnt: er brachte seinen Schützling glücklich an seinen Bestimmungsort, wo derselbe der Stammvater der Millionen Kaffeesträucher wurde, die heute auf Westindien blühen. Gegenwärtig wird die Pflanze in Ostindien, Guiana, Caracas, auf den Antillen, besonders aber in Brasilien kultivirt und liefert jährlich weit über 10 Millionen Centner, wovon über achteinhalb Millionen Centner zur Ausfuhr gelangen."

„Ein respektables Quantum!" meinte Graf S. „Man sollte glau-

ben, die Sündflut, die sich aus diesen Massen herstellen läßt, müßte hinreichen, selbst die ausschweifendsten Kaffeegelüste der Menschheit zu stillen."

„Das ist aber durchaus nicht der Fall", versetzte der Medizinalrath. „Nicht nur daß schon die rohen Bohnen häufig gefärbt werden, um ihnen eine den besseren Sorten ähnliche Farbe beizubringen, sie werden auch geradezu künstlich fabrizirt, indem verschiedene Surrogate bohnenförmig gepreßt und dann gefärbt werden. Es sind Kaffeesorten untersucht worden, die bis zu 27 Prozent solcher Bohnen enthielten."

„Ah! Aber wie soll man sich denn gegen solchen Schwindel schützen?"

„Es genügt, die Bohnen vor dem Rösten einige Stunden in warmes Wasser zu legen, wodurch die falschen aufquellen und an das Wasser ihren Farbstoff abgeben. Diese Vorsichtsmaßregel ist umso dringender anzurathen, als diese Farbstoffe häufig kupferhaltig und deßhalb gesundheitsschädlich sind."

„Abscheulich!"

„Von den zahllosen Kaffeesurrogaten, die den weniger bemittelten Klassen den Kaffee ersetzen müssen und sich selbst bei besser situirten Hausfrauen einer unausrottbaren Vorliebe erfreuen, will ich nicht reden. Wir sprechen ja über den Kaffee und damit haben alle diese Stoffe, mögen sie nun Cichorie, Eichel-, Feigen-, Rüben-, Gersten-Kaffee oder sonstwie heißen, nichts gemein."

„Es ist ein alter Aberglaube vieler Hausfrauen, daß der Zusatz eines Surrogats den Geschmack verbessere", sagte die Frau vom Hause. „Ich für meinen Theil verwende stets nur reinen Kaffee, den ich kurz vor dem Gebrauch in irdenen Gefäßen rösten lasse. In Blechgefäßen nimmt er leicht einen bitteren, brenzlichen Geschmack an. Auch dürfen die Bohnen nur eine röthlich-braune, höchstens hellbraune, nicht aber dunkelbraune oder gar schwarze Farbe erhalten. Statt den Kaffee zu mahlen, lasse ich ihn in einem hölzernen Mörser stoßen, wodurch seine aromatischen Bestandtheile mehr ausgepreßt werden. Dem Wasser aber setze ich eine Messerspitze doppeltkohlensaures Natron bei."

„Sehr gut!" nickte der Doktor. „Nun wundere ich mich nicht mehr über die vorzügliche Qualität Ihres Mokkas. Auch im Orient, dem klassischen Land des Kaffeegenusses, wo man auf reinen Geschmack und gutes Aroma alles hält, bereitet man den dunklen Trank auf ähnliche Weise. Man reibt die für jede Tasse besonders gebrannten Bohnen im Mörser zu Pulver, übergießt dasselbe in der Tasse mit kochendem Wasser und trinkt die Mischung ohne weiteren Zusatz."

„Jawohl", bestätigte der Professor. „Alexander Dumas, Vater, verlangte einst in einem der ersten Kaffehäuser Konstantinopels Milch zum Kaffee, wurde aber entrüstet zurückgewiesen, da man glaubte, er wolle sich über die Qualität des Getränkes beschweren. Er verlangte hierauf Zucker, wovon ihm endlich ein Aufwärter ein Stückchen brachte, es aber grinsend auf der Hand hinwies und ungewiß fragte, ob er auch recht verstanden habe. Anstatt eines Kaffeelöffels, den Dumas nun forderte, reichte man ihm ein Holzstäbchen zum Umrühren, da sich ein Kaffeelöffel im ganzen Hause nicht vorfand."

„Und ist es der Gesundheit dienlicher, den Kaffee mit Milch zu trinken?“ fragte das Fräulein.

„Nein, mein Fräulein“, antwortete der Medizinalrath. „Einerseits macht die Gerbsäure des Kaffees die Milch schwerer verdaulich, andererseits beeinträchtigt die letztere die eigenthümlichen, Verdauung befördernden Wirkungen des Kaffees.“

„Ich schließe mich dem Ausspruch Talleyrands an“, rief der junge Offizier, „der da behauptet, guter Kaffee müsse heiß sein wie die Hölle, schwarz wie die Sünde und süß wie die Liebe!“

„Jedenfalls war es derartiger Kaffee“, meinte Frau von F., „der meinen Liebling Jean Paul zu dem Ausspruch begeisterte, der Kaffee mache feurige Araber, der Thee ceremonielle Chinesen.“

„Und welches sind die besten Kaffeesorten?“ fragte Fräulein Malvine.

„Ohne Zweifel die arabischen, der Mokka und der levantinische oder Alexandriner Kaffee. Allein beide kommen unvermischt wohl nie in den europäischen Handel.“

„Des Lebens ungemischte Freude,
Wird keinem Sterblichen zutheil!“

deklamirte pathetisch der Offizier.

„Die zwanzigtausend Centner echten Mokkas, die jährlich produzirt werden, sollen überhaupt nicht westlicher als bis Konstantinopel gelangen, sondern meist in Aegypten, Persien und der Türkei verbraucht werden.“

„Und der Mokka, den ich doch von meinem Händler beziehe?“ warf Frau von F. ein.

„Wird von derselben Glaubwürdigkeit sein wie der echte Champagner, die echten Havannas, der echte Kaiserthee und andere Naturgrößen, die wir nur vom Hörensagen kennen, weil die Quantitäten, die davon wirklich erzeugt werden, nicht den tausendsten Theil desjenigen betragen, was davon unter der Marke der Echtheit verkauft wird. Uebrigens hängt die Güte des Getränkes vor allem von der Bereitungsweise ab, und bei dieser mögen doch alle Hausfrauen des Ausspruches eingedenk bleiben, den Baron Vaerst in seiner berühmten Gastrosophie macht: Der Kaffee gleicht darin der Poesie, daß in beiden das Mittelmäßige gar keinen Werth hat; nur den vortrefflichsten Kaffee oder keinen!“

„Ich lade die Herren morgen zum Kaffee“, sprach die Hausfrau mit liebenswürdigem Lächeln, „um darüber zu entscheiden, ob Baron Vaerst tauben Ohren gepredigt hat oder nicht!“

Wiener Brief.

Wien, 7. Juni 1887.

Für das sich fächelnde, für das schlafbedürftige, das badelustige und das klimpersüchtige Wien ist in der diesjährigen, in dem Monate Mai und Juni eröffneten, unter dem Protektorate des Herrn Erzher-

zog Karl Ludwig stehenden, siebenten Möbel-Industrieausstellung in praktischster und geschmackvollster Weise gesorgt; die Fächer aus der Fabrik Johanna Erdödys gehören zu dem Schönsten was sich in dieser Branche denken läßt und wir wissen nicht, was größeres Lob verdient, die kunstvolle Schnitzerei des Gestells oder die thaufrisch hingeworfenen Blumenbouquets, welche sich auf dem feinen Gazestoff reizend ausnehmen und uns erfreuen; auch Quincagleriegegenstände bietet die Firma, auf denen die zierlichsten Sträußchen von Meisterhand gemalt sind, so z. B. Kästchen für Briefpapier aus Veilchen und Nadelholz mit Blumentouffes, die eben gepflückt zu sein scheinen und deren Duft man mit der Phantasie einzuathmen wähnt, so naturgetreu sind die holden Kinder des Frühlings und des Sommers, welche unser Auge schaut. Zerlegbare Divans und Fauteuilles in allen Gestalten, die sich sehr praktisch als Betten eignen, theilweise auch sehr wenig Platz einnehmen, sind weit mehr denn sonst und auch in zweckmäßigerer Gestaltung vertreten. Badewannen und Badestühle, aus denen man sogar in vereinzeltem Falle einen wohlfrisirten, wächsernen Damenkopf hervorlungern sieht, liefern den Beweis, daß man denn doch immer mehr zu der vom Standpunkte der Hygiene aus so vernünftigen Anschauung übergeht, daß sowohl für die Haushaltung als auch für das Einzelindividuum, wenn möglich ein komfortabel eingerichtetes Badezimmer, wo nicht, mindestens ein Badestuhl unerläßlich ist. Unter den Zimmereinrichtungen sieht man eine Unzahl mehr oder minder praktischer Möbel, im großen ganzen solid gearbeiteter Einrichtungsstücke aus amerikanischem Nußholz vorwiegend. Originell ist das Zimmer der Hausweberindustrie von Békés Csába, die unter dem Protektorate des Grafen von Eugen Zichy steht und von der Hofräthin Helene von Bártoky geleitet wird. Dekorateur Sell hat die originelle Weberei nach altungarischen Mustern, deren Anfertigung während der Wintermonate einer namhaften Anzahl armer Mädchen das Brod gesichert hat, für ein geschmackvolles Schlafgemach mit Säulenbett, Vorhängen, Chaiselongues ꝛc. verwendet. Das Ausstellungsobjekt ist denn auch sofort von Frau von Zubovitsch-Flesch käuflich an sich gebracht worden, da die geschmackvolle Arbeit sich auch im Preise absolut nicht hoch stellt — wie denn auch die übrigen Produkte der ungarischen Hausindustrie, welche in Gestalt von Handtüchern, Tischläufern und derlei praktischen Dingen uns vorgeführt werden und die ebenfalls lauter ungarische Muster aufzuweisen haben, hübsch und originell sind. Eigenartig ist auch das japanesische Zimmer aus Pfesser und Bambusrohr mit echten Malereien und Stickereien, welches die Firma Jäger u. Tiel ausstellt; es sieht zierlich und vornehm aus, wenn auch für den flüchtigen Beschauer die Möbel filigranhafteren Eindruck hervorrufen, als sie thatsächlich verdienen, denn trotz des zierlichen Baues, trägt jeder dieser Stühle doch einen festen Mann. In der Branche der Kücheneinrichtungen, so praktisch und nett dieselben auch sind, ist uns mit Ausnahme des Süssschen Schnellkochapparates für Militärmenagen nichts neues ins Auge gefallen. Bei der Glasausstellung bieten sich Nouveautés in Gestalt von Pokalen und Gläsern in Goldfiligran, welche sich aber weit hübscher ausnehmen würden, wenn sie über rothem oder blauem Glase angewendet wären, anstatt über dem

unscheinbar grauen. Adelmar von Breden führt uns die neuen Universal-Sicherheitslampen vor; mit Füllschraube und Bajonettverschluß des Brenners — bei denen ein wie immer gearteter Unglücksfall ganz absolut ausgeschlossen ist. Oberlieutenant Siemang ist der Erfinder dieses anerkennenswerthen und imgrunde genommen einfachen Apparates. Frau Kabilka bietet in ihrem Pavillon weiblicher Handarbeiten eine Menge geschmackvolle Produkte dessen, was geschickte Finger zu leisten imstande sind. Besonders elegant sind Vorhänge aus Kompressestoff mit reicher Stickerei. Schließlich erwähnen wir noch die große Auswahl schöner Klaviere, denen wir im oberen Stockwerke begegnen und die Schnellschreibmaschine „Vindobona", welche gleichzeitig ein Vervielfältigungsapparat ist. Fast gänzlich ausgeschlossen in diesem Jahre sind die Kunstschlosserarbeiten und jene wenigen, welchen wir begegnen, ragen nicht besonders hervor.

Um auf die Theater überzugehen, erwähne ich nur mehr en passant des „Wolter-Jubiläums" im Monate Mai, von dem Ihnen die Tagesblätter genugsam erzählt haben werden und das eine noch nie dagewesene Ovation genannt werden kann. Die erste Aufführung von Augiers „Haus Fourchambault" verlief brillant, wie dies bei der glänzenden Besetzung nicht anders denkbar; die besten Kräfte unserer Hofbühne, die Herren Sonnenthal, Tyrolt, Gabillon, die Damen Hohenfels, Schratt, Gabillon waren vertreten; in Sardous „Georgette" gastirte Fräulein Babette Reinhold und gefiel, trotz kleiner Mängel, recht gut. Im Opernhause begnügt man sich einstweilen mit Reprisen. Das Theater an der Wien erholt sich von den gefeierten Triumphen und bleibt bis September geschlossen. Im Karltheater gastirt die englische Operettengesellschaft D'Oyly Carte vom Savoy-Theater in London; „Mikado" und „Patience" sind die beiden Vorstellungen, welche eine erkleckliche Anzahl von Reprisen erlebten. Jedenfalls ist die erstere mehr nach dem Geschmack eines P. T. Publikums; zum Theil, weil sie schon im Vorjahre hier bekannt war, zum Theil auch, weil die Musik reizend und der Text einem deutschen Auditorium verständlicher, als jener von Patience. In dieser Operette wird nämlich die in England zu Anfang der achtziger Jahre so stark verbreitete Sekte der Aesthetiker entsprechend persiflirt. Das Vorhandensein derselben ist jedoch ein Umstand, welchen auf dem Kontinent nur jene wissen, die ein ganz besonderes Interesse für die Vorgänge in den vereinten Königreichen an den Tag legen.

Und nun lassen Sie mich zu jenem wichtigen Dinge übergehen, welches seit Wochen halb Wien in Athem erhält, zu dem Frühlingsfeste. Dasselbe fand auch heuer wie im Vorjahre unter dem Protektorate des Erzherzogs Karl Ludwig, Bruder unseres Kaisers und dessen Gemalin der Erzherzogin Maria Theresia statt; an der Spitze des Comités stand die Fürstin Pauline Metternich, jene geistsprühende, originelle Frau, welche ihresgleichen in Europa nicht findet, der Inbegriff von allem dem ist, was wir unter dem schwer zu analisirenden Worte „Chic" verstehen und obwohl selbst von der Sonnenseite des Lebens begünstigt, sich ein warmes Herz und einen hilfbereiten Sinn zu wahren verstanden hat für alle jene, welche Noth leiden. Zur Schande der Menschheit sei es gesagt, daß der Ich-Kultus im neunzehnten

Jahrhundert zu weit geht, als daß solch humanitäres Empfinden ein allgemeines geworden; eben deßhalb aber verdient es doppelte Anerkennung dort, wo es uns entgegentritt und sowohl der gute Wille, als auch das mächtige „Können" der Fürstin Metternich ward von dem großen, sowie von allen Theilcomités des Frühlingsfestes, welches zu Gunsten des Kleingewerbes, dann zu Gunsten der Errichtung eines Parkes auf der Türkenschanze, zu Gunsten der freiwilligen Rettungsgesellschaft, der Leopoldstädter Volksküchen, der Seehospize für skrofulöse Kinder am 4. und 5. l. M. im Prater abgehalten ward, auf das werkthätigste unterstützt. Pauline Metternich, von der man seit Jahren sich die geistvollsten Aperçues, die treffendsten Scherze und wohl auch eine Unzahl von Bizarrerien zu erzählen weiß, gehört unstreitig zu den populärsten Persönlichkeiten der Residenz und zwar ist sie dies ganz speziell geworden seit der „Erfindung der Frühlingsfeste", in denen sie so werkthätig dokumentirt, wie gerne sie der Noth abhilft; daß man ihr, als sie sich beim Blumenkorso in ihrem prächtigen Wagen à la Daumont mit der gepuderten Dienerschaft in kanariengelber Livrée, an der Seite der Baronin von Bourgoing, zeigte — wahrhaft zugejodelt hat, ist imgrunde genommen ein gewöhnlicher Akt der Huldigung; daß man aber thatsächlich Metternich-Semmeln, Metternich-Bier, ich glaube sogar Metternich-Käse verkaufte und Greisler, Kleingewerbler, Schneiderinnen und eine Menge arme Teufel von der Fürstin Pauline sprachen, als wäre dieselbe ihr Privateigenthum, beweist, wie sehr der Metternich-Kultus in das Herz des Volkes übergegangen ist. Doch zur Sache. Sie wollen ja natürlich genau wissen, wie das Fest ausgefallen und so viel ich Ihnen auch zu erzählen habe, muß ich leider allem die Bemerkung voraussenden — daß die Polizeinote, welche ich Ihnen über den Himmel auszustellen habe, dieses Mal keine makellose ist — doch das genirt uns Wiener nicht! Wir sind und bleiben nun einmal ein Völkchen, dem man eine gute Dosis leichten Sinn, um nicht zu sagen „Leichtsinn", nicht absprechen kann; wir amüsiren uns trotz Donner und Blitz, trotz Regen und Wind, wenn Amusement nun einmal die Parole des Tages ist, wie dies beim Frühlingsfeste der Fall gewesen. Der Blumenkorso, welcher am ersten Tage stattfand und für den sich eine weit größere Zahl von Theilnehmern angemeldet hatte, als im Vorjahre, fiel auch in der That glänzender aus — denn trotz des grauen Himmels und des in den Wipfeln der Bäume Aeolsharfen ähnlich stöhnenden Windes hatten nur wenige der angemeldeten Theilnehmer den Muth zur Fahrt verloren. So sah man die glänzendsten Equipagen, die kostbarsten und anmuthsvollsten Toiletten, die schönsten Frauen und hatte überdies Gelegenheit zu bemerken, wie viel eifriger und geschickter das Werfen der duftigen Blumenspenden besorgt wurde, als im Vorjahre. Laut vorhergetroffener Vereinbarung war die Mehrzahl unseres reichsten und angesehendsten Adels, dieses Jahr dahin übereingekommen, noch den Blumenkorso im Prater mit zu machen, ehe man nach den alten böhmischen, ungarischen oder niederösterreichischen Schlössern übersiedelte, in welchen die meisten Familien keinen geringen Theil des Jahres zubringen und so kam es denn, daß eine Reihe prachtvoller Equipagen, welche im Vorjahre gänzlich gefehlt hatten, dem Blumen-

Digitized by Google

korso zur Zierde gereichte. Auch an originellen Exzentrizitäten hat es nicht gefehlt; so sah man z. B. ein Schiff, eine Arche Noah, einen weißen, aus Blumen gebildeten Schwanenwagen, einen Wagen, dessen Dach durch Fischerembleme gebildet war, einen anderen, bei welchem unter einem chinesischen Baldachin zwei reizende Frauengesichter hervorlugten — dann einen von Pinzgauer-Pferden gezogenen Leiterwagen, ein pinzgauer Bauer saß auf einem der derben Rosse, während von den Insassen des Wagens selbst ein lustiges Blumenbombardement ausgeführt ward. Baron Rothschild hatte einen Postzug zu dem Korso geschickt. Die Töchter des Südbahnhôteliers Schneider fuhren in einer Orangerie. Originell war ein Wagen in Form einer Badewanne, in dem man zwei junge schöne Frauengestalten und ein allerliebstes Kind gewahrte; eine Equipage mit Paprikagarnirung trug das Schild „Eljen Metternich". Die Damen der Aristokratie, von denen wir die Namen Clamm Gallas, Dietrichstein, Schönborn, Hohenlohe, Festetic, Croy, Larisch, Hunjady, Schwarzenberg ꝛc. nennen, fuhren zum großen Theil in Equipagen, welche reich mit Rosen aller Farben und Gattungen, mit Goldregen und Akazienblüten oder Feldblumen geziert waren. Im Publikum herrschte trotz des prächtigen Bildes, das sich demselben bot, trotz des oftmals auch die Fußgänger und Fußsteher überflutenden Blumenregens am ersten Tage im großen Ganzen genommen etwas weniger Animo als im Vorjahre, was aber nur auf „blau gefrorene Menschennasen, feuchte Wege, nassen Rasen und des Menschen stillen Wunsch, Ofen, Grog und Eierpunsch" zurückzuführen war. Vom Hofe war Seine Majestät der Kaiser, der stets rücksichtsvoll und pflichtgetreu seinen Wienern eine Freude macht, wo er nur kann, so wie dessen Brüder erschienen; dann auch der Kronprinz mit seiner Gemalin, der bei uns zu Lande vergötterten Erzherzogin Stefanie, Tochter des belgischen Königspaares; ihnen folgte Herzog Philipp von Koburg und der Landwehr-Obercommandant Erzherzog Rainer. Sah man sich abseits der sogenannten Nobleallee im Prater um, so hörte man überall Musik von Militär- und Civilbanden — unter letzteren besonders nennenswerth die tüchtige und wohlgeschulte Berndorfer Knabenkapelle. In der Rotunde, welche am ersten Tage um vier Uhr nachmittag eröffnet wurde, gab es Glückshafen und dekorirte Zelte, eine Vorstellung des Pertl'schen Sommerorpheums, Konzert des Wiener Männergesangvereins, Produktion des Seilkünstlers Brunner ꝛc. Natürlich an allen Ecken und Enden zu essen und zu trinken um theuere und billige Preise, denn für Hungerkuren à la Tanner ist der Wiener nun einmal nicht eingenommen. Als das Konzert des Wiener Männergesang-Vereines mit dem „Deutschen Lied" endete, war der Beifall ein so frenetischer, wie man ihn noch kaum erlebt.

Nach dem am zweiten Tage, am eigentlichen Volksfeste wegen der Unbill der Witterung in den Vormittagsstunden der Verkehr ein weniger lebhafter gewesen, empfand Gott Pluvius, welcher gerade zur Mittagszeit eine impertinente Ueberflutung von Visitkarten in Gestaltung wiederholter Regengüsse beim P. T. Publikum abgegeben, denn doch ein menschlich Rühren und verabschiedete sich für den Rest des Nachmittags und Abends. Er besaß sogar die Courtoisie die

liebe Sonne anstatt seiner zu entsenden, nur benahm sie sich unkonsequent, wie ein hysterisches Frauenzimmer, bald war sie da — bald schwand sie wieder. Man kümmerte sich aber nicht viel um ihre mieselsüchtige Laune, sondern gab sich ganz und ungetheilt der Freude des rege pulsirenden Lebens hin. Auf dem Trabbrennplatze produzirten sich erst die Radfahrsportkünstler, zwar nicht auf Deutsch, aber jedenfalls deutlicher genannt „Bicycliſten" mit ihren mit Blumen dekorirten Bicycles. Diesen folgte das Wiener Fiakerfahren, bei welchem man unwillkürlich an das Heransausen der Windsbraut denken mußte.

Nach Erledigung der Rennen harrte eine Kopf an Kopf gedrängte Menge in athemloser Spannung dem Aufsteigen des Riesenballons des Herrn Edoardo Spelterini; Miß Leona Dare, die kühne Trapezkünstlerin sollte an einem unter dem Schiffkorbe des Ballons angebrachten Trapez, an welchem sie sich nur vermittels ihrer Zähne festhielt, ihre Fahrt in die Lüfte antreten — und das Unglaubliche geschah; Herr Spelterini und ein Diener befanden sich in dem Korb, das „Allez" erscholl und mit den beiden freien Händen der Welt und der auf dem festen Erdboden versammelten Menschenmenge ihren Abschiedsgruß zuwinkend, flog Miß Leona Dare, sich nur auf die Widerstandskraft ihrer Zähne verlassend, hoch in die Lüfte empor. Ich finde es gar nicht unverzeihlich, daß mir bei dem Anblick dieses Schaustückchens, bei dem frivolen Spiel mit einem Menschenleben, beinahe nicht gut geworden ist und das Publikum muß wohl größtentheils das Gleiche gefühlt haben, denn obwohl es im ganzen sehr leicht zu Beifallssalven hinneigt, verhielt es sich in diesem Falle ganz merkwürdig still und starrte in angstvoller Spannung hoch in die Lüfte empor, in denen bald nur mehr ein dunkler Punkt die Stelle bezeichnete, an der die tollkühne Luftschifferin in ihrem tiefvioletten Tricot schwebte. Zur Beruhigung meiner freundlichen Leser, will ich Ihnen übrigens bekannt geben, daß der Ballon bei Kapuvar in der Nähe von Oedenburg in Ungarn, abends gegen neun Uhr niederging und Miß Leona Dare eben so unversehrt war, wie Signor Spelterini; freilich wollen wir Ihnen verrathen, daß ein feiner Draht der Gymnastikerin um den Leib gelegt war, dessen Ende man im Schiffkorbe befestigt hatte und der sie vor der Gefahr eines Sturzes sichert — wenn er hält; aber ob er hält — ob ein Unglück ganz unmöglich, dies mit apodiktischer Sicherheit anzugeben, geht über das Vermögen eines geschulten Mathematikers und deßhalb bleiben solche Produktionen immer gewagt.

Eine gemüthlichere Programmnummer war das Erntefest der Hainbacher, welche mit einer Musikkapelle auf reichgeschmückten Bauernwagen ihren Einzug in den Prater hielten und sich in ihren schmucken Kostümen wunderhübsch ausnahmen. In der Rotunde begann die Eröffnung der Vorstellungen um acht Uhr mit dem Blumenkorso der Bicycliſten, welchem der Bänderkorso der Wagen folgte, der sich von dem Blumenkorso dadurch unterschied, daß die beiläufig fünfzehn Zweier- und Viererzüge, welche daran betheiligt waren, anstatt der Blumen, Bänderschmuck trugen. Die Perle des Abends bildete aber das große pantomimische Schauspiel „Ein Tag in Wien", welches von den Herren Gaul, von Bukovics und Pallik unter Mitwirkung des Grafen Nikolaus Eſztherhazy, Karl Blaſel, Julius v. Blaas, dem

unvergleichlichen Komiker Alexander Girardi, den Schauspielern Witte und Bukovics, sowie von einer Anzahl Damen des Hofopernballets ausgeführt wurde. Ein wenig idealisirt sind diese Wienerbilder vielleicht gewesen, sagen wir mit Liebe gezeichnet, aber deßhalb doch wahr. In den imposanten Bildern, welche uns da vorgeführt wurden, sah man das Treiben der Metropole von der vierten Morgenstunde angefangen, d. h. vom Milch und Marktwagen bis zum Zapfenstreich; das Straßenleben mit all seinen Arten und Abarten, das Zeitungswesen, die Plakatindustrie, das Geschäftsleben, die Burgmusik, die Sonntagsreiter, eine Fiakerhochzeit, Touristenklub, Wagen der freiwilligen Rettungsgesellschaft u. s. w. u. s. w. Dem Wienertag folgte eine ungarische Bauernhochzeit, welche geschmackvoll arrangirt war und den Schluß bildete die zum großen Theile von Vertretern des höchsten Adels ausgeführte Parforcejagd, welcher dann zur mitternächtlichen Stunde der in Reih und Glied unter bengalischer Beleuchtung und klingendem Spiel angetretene Ausmarsch aus dem Prater folgte; in den etwas entlegeneren Wegen waren in sehr kurzen Zwischenräumen Gaskandelaber angebracht worden, auf denen nicht von einer Glashülle beengt, breite Flammen brannten, die zischend von der Abendluft hin und her gepeitscht wurden und an die Freuden und Dankopfer barbarischer Zeiten und kulturloser Stämme erinnerten — die Poesie des Gesammtbildes aber nur erhöhten. Und so lassen Sie mich denn für heute Ihnen Lebewohl bieten mit der Versicherung, daß das zweite Frühlingsfest durch dessen Erträgniß so manchen Bedrängten rettende Hand geboten wird, Dank der rastlosen Mühe des Comités, dessen Obmann wie im Vorjahre Herr Edgar v. Spiegl war, in jeder Hinsicht als ein gelungenes bezeichnet werden kann, daß auch das Publikum zu diesem Gelingen das Seine beitrug und daß als Devise für dasselbe die Worte Schillers passen würden:

„Gram und Armuth soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreuen.

Max von Weißenthurn.

Nippsachen.

Künstliche Zähne in Japan. Die Japanesen sind die einzige Nation außerhalb der Kultur des Occidents, welche künstliche Zähne herzurichten versteht. Sie haben zwar das meiste ihres arzneilichen und technischen Wissens von den Chinesen entlehnt, aber in dieser Beziehung haben sie ihre Lehrer überholt, denn die Chinesen haben keine Idee von Anlagen eines künstlichen Gebisses. Sie schnitzen zwar Schneidezähne und befestigen dieselben an jeder Mundseite, aber es sind nur Schmuckgegenstände, während die von den Japanesen angefertigten wirklich zweckdienlich brauchbar sind, sie sehen zwar nicht so elegant aus wie unsere Kunstzähne, aber man kann damit Nüsse knacken. Sie haben eine hölzerne Grundlage, die Vorderzähne bestehen aus formgemäß bearbeiteten Quarzkieselchen, aber die Backen- oder Mahlzähne sind durch kupferne Nägel vertreten. Eine interessante Thatsache ist es, daß das Befestigen der Gebisse durch Ansaugen den Japanesen schon seit mindestens zweihundert Jahren geläufig ist. Die durch Handarbeit hergestellten Platten werden in folgender Weise fabrizirt: von dem Munde wird ein Abdruck in Wachs genommen, und danach ein ebenfalls wächsernes Modell gefertigt. Dieses wird mit rother Farbe bestrichen, die rohgeschnitzte Platte daraufgelegt, alle roth sich markirenden Stellen

an der Unterseite sorgfältig fortgeschnitten, bis die Platte genau mit dem Modelle übereinstimmt. Nun wird sie ebenso in den Mund gepaßt, nachdem die Gaumen mit der rothen Farbe bedeckt sind, um Ungenauigkeiten an der Platte zu erkennen. Ein japanisches Kunstgebiß war noch nach fünfzehnjährigem Gebrauche vollständig dienstfähig.

Steinmarder auf der Lauer. (Mit Illustration.) Ein dem Landwirth verhaßter Räuber und Mörder ist der Steinmarder. In Hühner- und Entenställe, in Taubenschläge bricht er ein, wenn es gilt, durch Klettern und Springen oder durch Kriechen und Einzwängen des Leibes oder auch durch Beseitigung des Ziegels eines fehlerhaften Daches und Erweiterung eines Loches mittels Beißens und Kratzens das Ziel zu erreichen. Ein furchtbarer Schreck ergreift das Geflügel, im Taumel der Verzweiflung flattert, gackert oder schreit und piept das arme Federviehvolk; mit rasender Mordgier und unersättlichem Blutdurst haust dagegen der gewandte Räuber unter den entsetzten Opfern, bis der letzte Schrei verstummt und der Fuß des letzten sterbenden Huhns nicht mehr zuckt. Was entrinnen kann, stürzt hinaus in die Nacht, um an irgend einem Plätzchen sich zu verbergen. Welche Verheerung aber ringsum im Hühnerstall! Alle Hühner und mit ihnen der stattliche Hahn liegen gemordet am Boden. Ueberall Blut und ausgerissene Federn. Todtenstille herrscht. Nur ein leises Rascheln verräth das einzige überlebende Wesen — es ist der Mörder selbst, den der Hausherr glücklich überlistet hat. Oben am Dach hat sich der Eindringling krampfhaft angeklammert. Im Scheine der Laterne funkeln die kleinen Augen, in denen der Ausdruck der Mordlust noch nicht erloschen, aber derjenige der Furcht und Angst immer mehr die Oberhand gewinnt. An der Schnauze hängen noch Federchen, an der weißen Kehle kleben frische Blutflecken, die verrätherischen Zeichen der Schuld. Die kürzeren, sehnigen Vorderläufe mit den breiten Pfoten und scharfen Krallen, der dicke, muskelkräftige Hals, von dem sich der feine, vorn spitz zulaufende Kopf kaum merklich durch die sanfte Wölbung abhebt, der schlanke Leib, die längeren, zu weiten Sprüngen geeigneten Hinterläufe, die buschige Ruthe, die Bildung aller dieser Körpertheile erklärt die Räthsel seiner Thaten. Ein wohlgezielter Schlag auf den Vorderkopf, aus gerechter Entrüstung geführt, betäubt und wirft ihn zu Boden. Entkommt er aber der Nachstellung nach solchen Blutthaten, so trifft man ihn nicht selten am darauffolgenden Tage in einem Zustande überwältigender Schlafsucht an, die ihm nicht einmal gestattet, der plumpsten Verfolgung zu entgehen.

Russische Fischer auf einer Eisscholle ins Kaspische Meer getrieben. (Mit Illustration.) Kein Beruf birgt so viel Mühe, Arbeit und Gefahren, als der des Fischers und Seemannes. Sturzseen und plötzliche Böen haben schon ganzen Flottillen den Garaus gemacht, und oft verweigert die tückische See jede Beute; halbtodt vor Kälte und Ueberanstrengung kehren die Fischer mit leeren Netzen heim und können noch von Glück sagen, daß sie ihr nacktes Leben gerettet. Doch das sind so gewissermaßen gewohnte Sachen, aber es giebt Gefahren für den Fischer, von denen der Binnenländer sich gar keinen Begriff zu machen versteht. Eine solche gefahrvolle Situation veranschaulicht unser Bild. Es sind Fischer, die aus Astrachan, der bekannten Kaviarstadt, im Januar v. J. Eisfischerei auf dem Kaspischen Meere trieben und dabei in die Rohrdickichte der Wolgamündung geriethen. Da der Kaspisee nur an den Rändern in einer Weite von etwa 5—6 Kilometern zugefroren war, lag vor ihnen blankes Wasser, und plötzlich, als die Leute eben in der besten Arbeit waren, die schweren Netze mit der ansehnlichen Beute aus den gehauenen Eislöchern zu ziehen, löste sich eine gewaltige Eisscholle, auf der sie standen, und trieb bei dem gerade stark wehenden Nordostwinde ins offene Meer hinaus. Keiner der in ihre schwere Arbeit vertieften Männer merkte im entscheidenden Augenblicke die Gefahr. 150 Fischer mit ihren Geräthschaften, Karren und Pferden befanden sich auf der Scholle, und erst drei Tage später, am 26. Januar, gelang es ihnen, aber nur Dank des plötzlich nach Südost umspringenden Windes, wieder ans Land zu gelangen; etwa 150 Kilometer von der Abfahrtsstelle entfernt, konnten sie sich retten, aber alle ihre Geräthschaften, gegen 3000 Seile und über 2500 Netze, sowie drei Pferde und eine große Anzahl Schlitten waren der Verlust, welchen die armen Leute zu tragen hatten, ungerechnet die Einbuße des Fanges.

Jerusalem und Trapezunt. (Mit Illustrationen.) Die beiden Landschaftsbilder, welche wir in diesem Salonheft bringen, stammen aus dem originellen Prachtwerke: „Der Orient" von Schweigger-Lerchenfeld (Verlag von Hartleben in Wien). Die Ansicht Jerusalems stellt sich in ihrem nächtlichen Dämmer sehr malerisch dar. Der bekannte Orientreisende sagt in dem erwähnten Werke unter anderem folgendes über die Stadt des heiligen Grabes: „Jerusalem ist heute eine ziemlich heruntergekommene Provinzstadt. Es besitzt, wie die meisten Städte des Orients, den Nachtheil, dem Beobachter oder Bewunderer nur vorübergehend ein glänzendes, von zahllosen Mythen und Legenden gleichsam umschleiertes Panorama darzubieten, während eine nähere Inaugenscheinnahme der Stadt und ihres Lebens in mancher Hinsicht enttäuscht. Alle Abendländer, die gerade nicht auf einer Reise durch das Innere von Palästina begriffen sind und in diesem Falle dann entweder von der Seite des Jordanthales oder über den Oelberg her der Stadt sich nähern, erblicken von ihr anfangs möglichst wenig. Und auf welch' verschiedene Art wird die brennende Neugier der Pilger befriedigt! — Da sind die Frommen, welche von mystischen Schauern umweht werden, denken sie an Golgathas Felsenhöhe, an die Via Dolorosa, an Gethsemane und die ehrwürdige Scheitelhöhe des Oelberges. Noch sehen sie nicht den Teichspiegel von Siloah, der im Thale von Kidron liegt, aber ihrem inneren Auge zeigt sich der Weg, den der Gottessohn „am Tage, da man die Palmen streute", heraufgeritten kam, bevor er den Tempelhof erreichte. Und das Volk, das in Bewegung gerieth, fragte: „Wer ist dieser?" und andere antworteten: „Das ist Jesus, der Prophet von Nazareth in Galiläa."

Vom heiligen Lande führt uns Schweigger-Lerchenfeld an eine andere Orientstätte. Es ist die Südküste des Schwarzen Meeres, das malerische Anatolien. Den Glanzpunkt dieser wundervollen Küstenscenerie bildet das altberühmte Trapezunt — das Tarabozan der Türken — in einer unvergleichlichen Lage am äußersten Nordende der Abdachungen des schneebedeckten Kolat-Gebirges. Während am Gestade alles Land unter Weingärten und Oelhainen verschwindet, Myrthe und Lorbeer blühen und die Citronenblüten duften, sind die Alpenstriche des Küstengebirges mit herrlichen Azaleen und der berühmten pontischen Alpenrose geschmückt. Man begreift sonach leicht, daß die Komnenen, welche nach Begründung des lateinischen Kaiserthums zu Konstantinopel hier ein neues Herrschaftsgebiet sich schufen, in sybaritischem Wohlbehagen ihre kurze Herrlichkeit verbrachten. Minne und Hofdienst füllen die Chroniken aus, und zum Wettgesange fanden sich Abenteurer aus Nah und Fern ein. Da die Prinzessinnen des komnenischen Kaiserhofes überdies im Rufe außergewöhnlicher Schönheit standen, fehlte es nicht an Bewunderern und Werbern, welche selbst aus dem fernen Persien hierher gezogen kamen. Den Mittelpunkt dieses Schlaraffenlebens bildete selbstverständlich der Kaiserhof zu Häupten der Kastellstadt. Dortselbst, wo heute nur baufälliges Gemäuer der türkischen Citadelle, erhoben sich die herrlichen Marmorterrassen, die getäfelten, offenen Hallen mit den Aussichtsbalkonen, zu denen herauf der Blütenathem der Gestadegärten strich. Knapp darunter (wo heute die Türken-Stadt) umgürteten starke Festungsmauern mit gewaltigen Thürmen, verborgene Treppenfluchten hinter massiven Doppelthoren und tiefen Wallgräben die Oberstadt, welche die zweite der drei Küstenstufen einnahm. Heute liegt hier alles halb und halb in Ruinen, nur die tiefen Wallgräben, natürliche Schluchten, gähnen noch, und das Pflanzendickicht in ihnen reicht bis zu den Brücken herauf, über welche man in die Türken-Stadt einzieht. Welcher Wechsel hat sich auf diesem einst herrlichen Bogen vollzogen! Ein Gewirr von engen Gassen mit fensterlosen Häusern nimmt uns auf, Koth und Verwahrlosung überall, schmucklose, nackte Mauern, die nur ab und zu durch ein geöffnetes Thor einen Blick in die Höfe der Türkenhäuser gestatten, wo Gartenbäume schatten und Springquellen murmeln — die einzige Abwechslung in der Oede! Am Strande dehnt sich das eigentliche Handelsviertel, mit einer sehr rührigen, aus allen Nationen des näheren Orients zusammengesetzten Bevölkerung, aus. Noch immer ist nämlich Trapezunt weitaus der bedeutendste Stapelplatz am nord-anatolischen Gestade.

Bonnets and Hats.

Fig. 1.—Bonnet of Black Lace and Jet.

Fig. 2.—Bonnet of Black Lace and Jet.

Fig. 3.—Bonnet of Black Lace and Jet.

Fig. 4.—Bonnet of Black Lace and Jet.

Fig. 1. Head of Ceres, from a Roman Coin.

Fig. 2. Head of Ceres, from a Roman Coin.

Fig. 3. Head of Ceres, from a Roman Coin.

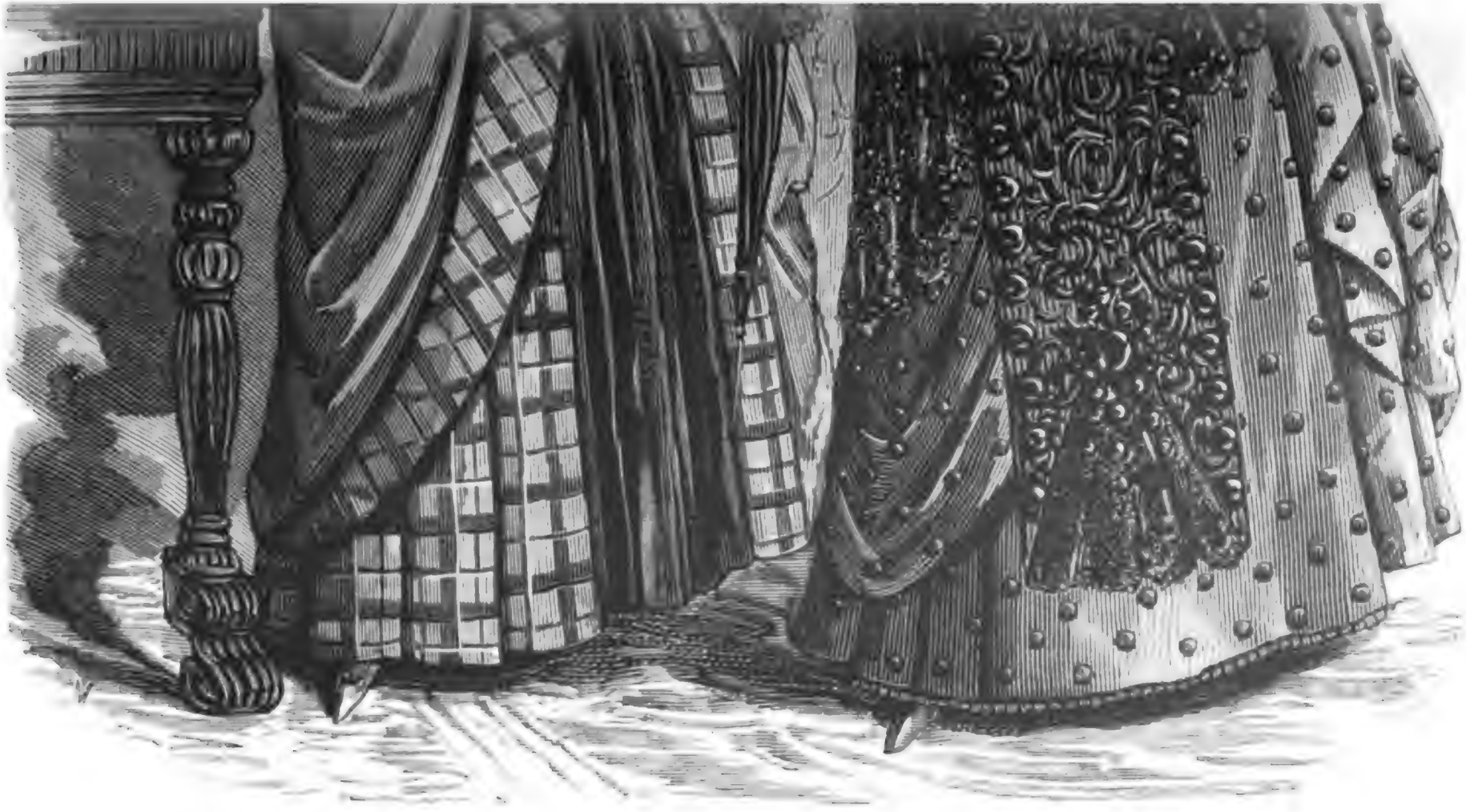
Fig. 4. Head of Ceres, from a Roman Coin.

Fig. 5. Head of Ceres, from a Roman Coin.

Many years ago, Mr. Bowdoin Van Riper, a Bronx resident, began collecting the work of Bronx artists. Now, the Bronx Museum of the Arts has received the collection as a gift from Mr. Van Riper's estate. The collection includes this bronze sculpture by Hugo Robus.

H. C. ROBUS'S "TORSO"

Mr. Van Riper's collection will be on display at the museum, 1040 Grand Concourse at 165th Street, from Jan. 15 through March 15. Admission is free.



Nr. 4. Anzug aus ſchottiſchem Surah.

Nr. 5. Promenaden-Anzug.

Digitized by Google

Nr. 7. Morgenhaube.

Das Kopftheil dieser Haube ist aus bestickter Gaze hergestellt und hat am Hinterkopf als Rand einen kleinen Bausch, welchem eine breite, an den Seiten glatte und vorn in der Mitte sehr faltige Blonde angesetzt ist. An den Seiten sind hochstehende kirschrothe Bandschlupfen befestigt, deren Enden, hinten auf dem Haar zusammengebunden, in einer Schleife mit Enden ausgehen.

Nr. 8. Anzug fürs Haus.

Der Rücken dieses granatfarbigen Kleides ist in Prinzeßform geschnitten. Die

Nr. 6. Morgenhaube.

Nr. 7. Morgenhaube.

Vordertheile stehen offen und sind in der Taille eingereiht. Eine große Draperie von schwarzem Spitzenstoff in seiner ganzen Breite ist um den Hals gelegt, wo derselbe eine kleine Rüsche bildet, über der Brust sich kreuzt und unterhalb der Taille durch granatfarbige Passementen befestigt ist. Von da gehen diese Theile, in natürlichen Falten auslaufend, bis an den Saum des Rockes herab. Der Falteneinsatz, welcher die Vordertheile verbindet, ist aus rosa Crêpe angefertigt. Die halblangen Aermel haben am Rand ebenfalls eine Spitzenkrause. Granatfarbige seidene Strümpfe und ausgeschnittene braunrothe Schuhe.

Nr. 9. Blouse für Kinder.

Die Blouse ist aus weißem Wollenstoff angefertigt und besteht aus einem weiten Rock, welcher unten mit Säumen verziert ist, und einer langen, losen Taille,

welche im Rücken, ſowie am Vordertheile oben eingereiht iſt. Auf der linken Seite des Vordertheiles iſt dieſelbe durch Knöpfe geſchloſſen. Die Blouſe befindet ſich auf

Nr. 8. Anzug fürs Haus.

Robe d'intérieur en cachemire écossais, à plis Watteau dans le dos, et à basques arrondies devant. Corsage à plastron, à manches ballon, avec poignets à revers.

Robe d'intérieur en cachemire écossais, à plis Watteau dans le dos, et à basques arrondies devant. Corsage à plastron, à manches ballon, avec poignets à revers.

Der erste Urlaub.

Nach dem Originalgemälde von Oswald Stieger.

Digitized by Google

Eine Hochzeit.

Von A. Ch. Edgren-Leffler. Deutsch von Emil Jonas.

Der ganze alte Pfarrhof war seit mehreren Wochen auf den Kopf gestellt. Schon seit die jungen Leute verlobt wurden, hatte man nichts anderes gethan, als gewebt und genäht und gewaschen, gerollt, gescheuert, geschlachtet, gebacken und gebraut.

Der Bräutigam war auch gar zu ungeduldig. Es wäre in jeder Beziehung geeigneter gewesen, die Hochzeit noch ein Jahr hinauszuschieben — ein solches Kind, wie Alfhild war, die soeben ihr neunzehntes Jahr vollendet und wie ein fünfzehnjähriges Mädchen unentwickelt war. Die Tante Malla ihrerseits hatte bisher noch nicht erlebt, daß man Verlobung, Aufgebot und Hochzeit wie in einem Athemzuge feierte — ja, sie meinte geradezu, daß es fast unpassend sei, auf solche Weise damit zu eilen.

Wenn Steen wenigstens ein paar Wochen während der Vorbereitungen fortreisen wollte. Er ging überall umher und hüpfte zwischen den Scheuerwannen und schlich Alfhild in alle Ecken nach — es war kaum zu ertragen. Es war durchaus nicht angenehm, einen so feinen und verzogenen Residenzherrn stets um sich zu haben, wenn man Beschäftigung hatte, und dazu kam noch, daß mit Alfhild auch nicht viel aufzustellen war, natürlicherweise, wenn der Bräutigam sich in ihrer Nähe befand. Es war unmöglich sie zu einer Sache anzuhalten; denn sobald sie des Morgens aufgestanden waren, zog Steen mit ihr hinaus in den Wald oder in das Boot auf dem See, oder sie fuhren mit dem armen Gaul davon, der bisher nie so oft in Anspruch genommen war. Die Tante vermochte sie nicht einmal zu veranlassen, ihre eigene Wäsche zu zeichnen — kurz alles überließ sie andern, und wäre es von ihr abhängig gewesen, dann würde sie sicherlich ohne Schuhe und Strümpfe in ihr neues Haus kommen.

Diese Klage wiederholte Tante Malla täglich vor ihren weiblichen Verwandten, die bereits seit der Verlobung in dem Pfarrhofe weilten, um überall hilfreiche Hände zu leisten. Und des Abends, wenn Alfhild auf ihr Zimmer gegangen war und die Tante Malla nicht

mehr zu fürchten brauchte, von dem Bräutigam gestört zu werden, dann hörte Alfhild, wie die Tante mit ihrem etwas beschwerlichen, und doch schnellen Gang die steile Bodentreppe heraufstieg, und obgleich sie sich beim Entkleiden beeilte und that, als ob sie schlafe, entging sie doch nicht dem erwarteten Schelten wegen all' der Versäumnisse, deren sie sich im Laufe des Tages schuldig gemacht hatte.

„Es ist außerdem gar nicht passend, daß Du immer mit Deinem Bräutigam Dich außerhalb des Hauses befindest", schloß gewöhnlich die Tante. „Das sieht fremden Leuten gegenüber sehr leichtsinnig aus, wenn nicht noch schlimmer."

Alfhild antwortete nie auf diese Vorwürfe; es war, als spräche die Tante zu einem Stein.

Sie gähnte, streckte sich und sagte, sie sei schläfrig und zog die Bettdecke über die Ohren.

Am folgenden Morgen war sie früh auf, um dasselbe herrliche Nichtsthun wieder zu beginnen. Ach, sie war so glücklich! Sie versicherte ihrem Bräutigam, sie sei sehr zufrieden damit, daß die Tante sie so viel schelte; denn etwas Ungemach solle man ja stets im Leben haben und das Schelten des Abends schien ihr eine Berechtigung zu geben, den ganzen folgenden Tag recht glücklich zu sein.

„Das alte Weib", murmelte Steen vor sich hin — aber er durfte sich auf solche unhöfliche Weise nicht laut ausdrücken, sondern er sagte statt dessen „jedenfalls wird es mir schwer, ihr zu verzeihen, meinen Liebling auf solche Weise zu schelten. Und wenn ich sie einmal auf der Treppe und an Deiner Thüre gehen höre, möchte ich aus meiner Kammer herausstürzen und sie — sie auf meinen Arm nehmen", verbesserte er sich, als er Alfhilds etwas erschreckte Miene gewahrte, „und sie wieder hinabtragen."

Im vorigen Sommer hatten sie sich zum ersten Mal gesehen. Er hatte in der Nähe des Pfarrhofes ein Fischerdorf aufgesucht, nachdem er in einem großen Badeorte, der auf der andern Seite des Fjordes lag und dessen flatterhaftes Wesen ihn ermüdete, sich aufgehalten hatte; denn theils war er in der That krank und bedurfte der Ruhe, und theils nährte er eine wenig liebenswürdige Verachtung für seine Mitmenschen im allgemeinen und besonders für junge Mädchen, die nach den Badeorten reisen, in der Hoffnung verheiratet zu werden. Er begab sich aus dem Grunde nach dem Fischerdorf, um in Frieden leben zu können und verbrachte seine Tage in einem Segelboote.

Zufälligerweise wurde er dort mit dem alten Pastor bekannt und fühlte sich durch dessen frommes und unpraktisches Wesen, das etwas Kindliches in sich barg und über das mancher vielleicht lächeln und es dennoch lieben mochte, angezogen.

Eines Tages hatte er Gelegenheit Alfhild zu sehen.

Schön war sie nicht — wie viel schönere hatte er nicht schon gesehen! Es fehlte ihr an einer gewissen Lebensweise und ebenso wenig vermochte sie eine Konversation zu führen. Wenn andere sprachen, hörte sie nur zu, wenn sie nicht in irgend einer Ecke mit einem andern jungen Mädchen saß und flüsterte und mitunter ein lautes Lachen ertönen ließ, das so überlaut heiter war, daß die andern ihr Gespräch unterbrachen und wissen wollten, worüber sie lachte. Aber dann er-

röthete sie nur und schmunzelte wie ein richtiges Schulmädchen. Ungeachtet dessen war Steen, bevor der Sommer zu Ende ging, darüber zur Klarheit gekommen, daß er dieses Kind liebe — ja, sie liebe in dem Grade, daß ihre Gegenliebe für ihn ein neues Leben bedeuten würde.

Und dennoch kam er nicht dazu, offen um sie zu freien. Wie wäre es auch möglich gewesen, von Liebe mit diesem spielenden, lächelnden, sorglosen, kleinen Mädchen zu sprechen? Mitunter glaubte er bemerken zu können, daß er ihr nicht gleichgiltig sei. Sie konnte zuweilen zu ihm mit einem Blick voller verschämter Bewunderung empor schauen — aber fühlte er sich dann von diesem Blick erwärmt und versuchte eine Annäherung, dann zog sie sich zurück. Er merkte, daß er ihr am besten gefiel, wenn er ihr mit halb überlegener, halb scherzender Höflichkeit begegnete, eine Höflichkeit, die er überhaupt im Umgange angenommen hatte; und diese imponirte ihr sichtbar, aber seine Liebe verstand sie nicht. Und was war es auch für eine Liebe, die er ihr bieten konnte? Eine Liebe, die auf dem Ruin vieler enttäuschter Hoffnungen, so vieler zerstörter Ideale emporflammte: Lag nicht in der That ein unübersteiglicher Abgrund zwischen einem solchen Mann, wie er, der das Leben kannte und an nichts glaubte, und diesem unschuldigen, naiven Kinde? Wäre es nicht besser, daß sie mit dem lichthaarigen Hilfsprediger, der sie mit schwärmerischen blauen Augen verfolgte, verheiratet würde?

Er reiste und suchte sie zu vergessen.

Aber bereits im Mai des folgenden Jahres kam er nach dem Fischerdorf zurück — die Luft dort hatte ihm so wohl gethan. Er wollte indeß einen kurzen Besuch im Pfarrhofe machen, es konnte dann immer recht interessant sein, zu sehen, wie das kleine Mädchen sich entwickelt habe. Vielleicht sei sie bereits mit dem Hilfsprediger verlobt.

Was war es für ein heller Gegenstand, der von der knotigen Birke oben am Berge hindurchschimmerte? Dort war ja ihr Lieblingsplatz im vorigen Sommer gewesen. Der Baum bildete einen bequemen Ruheplatz und dort saß sie emporgekrochen mit den hoch gezogenen Füßen auf einem vorspringenden Baumzweige ruhend, so daß er die blaugestreiften, selbst gestrickten Strümpfe und die etwas plumpen Schuhe sehen konnte. Der Strohhut lag auf dem Boden; sie lehnte den Kopf gegen den Baumstamm zurück und ihr ganzes Gesicht badete sich in der Sonne. Die Augen hielt sie geschlossen.

Er blieb stehen und blickte sie an. Er stand vor ihr mit starkem Herzklopfen und bereit, auf die Kniee vor ihr zu fallen und die Kante ihres bunten baumwollenen Kleides zu küssen.

Die ganze Erscheinung war ja eine vollständige ländliche Idylle, und er — er der Held derselben. Sie hatte keine Ahnung, daß er in die Gegend zurückgekehrt war, und als sie das Rauschen des trockenen Laubes vom vorigen Jahre, das er mit dem Fuß berührte, vernahm, öffnete sie die Augen und war so erschreckt, daß sie laut zu schreien anfing. Ohne daß einer von ihnen richtig wußte, wie es zugegangen war, lag sie fast im nächsten Augenblicke weinend und lächelnd in seinen Armen.

Der Winter und die Einsamkeit hatte sie entwickelt. Wie hatte sie sich nach ihm gesehnt und von ihm geträumt!

Er wollte, daß sie ihre Verlobung geheim halten sollten, daß er jeden Tag nach der alten Birke kommen und sie dort treffen sollte. Er zitterte bei dem Gedanken an den Verlobungsschmaus, an die Gratulationen und Besuche.

Doch dies konnte Alfhild nicht begreifen — sie sehnte sich im Gegentheil danach, von ihrem Glück der ganzen Welt zu erzählen. Ihm heimlich im Walde zu begegnen — das schien ihr just nicht recht. Was würde Tante Malla dazu sagen?

„Tante Malla! Begreifst Du denn nicht, daß unsere Liebe eine Sache ist, die niemand anders angeht als uns selbst? Wozu brauchen wir sie allen Tanten und Cousinen der Welt preiszugeben?"

Er konnte nicht verstehen, daß sie, die sonst so natürlich und naiv, dennoch so konventionell war, daß sie ihre Liebe ohne den Stempel der Verlobung nicht berechtigt hielt. Aber sie war in diesem Falle sehr bestimmt und er mußte sich unterwerfen. Infolge dessen blieb ihm nichts anderes übrig, als sie so schnell wie möglich aus dem Vaterhause zu führen. Er fand seine Stellung als Bräutigam ebenso lächerlich wie demüthigend und beschloß, sie nicht länger zu tragen, wie es durchaus nothwendig war — dies um so mehr, als er unbefriedigt mit dem halben Glück war, das seine Verlobung ihm schenkte. Er irrte sich nicht in dem Glauben, daß er ihre Liebe besaß und — dennoch fand er eine so sonderbare Scheu bei ihr, die sie veranlaßte, seine leidenschaftliche Heftigkeit in seinen Liebkosungen zurückzustoßen. Sie war ihm gegenüber noch etwas verschämt, und er gefiel ihr am besten, wenn er seinen stürmischen Liebkosungen Fesseln anlegte und ihr mit ruhiger, halb ritterlicher Zärtlichkeit begegnete.

Vielleicht liebte er sie noch mehr gerade wegen ihres keuschen Gemüths, und doch sehnte er sich danach, sie ganz zu besitzen, sie unvorbehalten sich seiner Liebe hingegeben zu sehen.

Er hatte es durchzusetzen versucht, daß sie in aller Stille getraut werden und dann sofort nach seinem eigenen Heim reisen sollten. Aber seine Wünsche scheiterten in diesem Fall an der unerschütterlichen Halsstarrigkeit der weiblichen Mitglieder der Familie; selbst der Pastor stellte sich in die Reihe der Opposition, aber sie kämpften vergebens gegen die Majorität. Eine große Hochzeit sollte es werden, sowohl die Verwandten der Braut wie des Bräutigams von nah und fern sollten sich zusammenfinden.

Steen verabscheute tief diese Preisgebung der Liebe, wie er eine große Hochzeit nannte und all das Reden über die Einrichtung der Brautkammer irritirte ihn aufs höchste. Er fühlte sich erbost, sowohl gegen die bereits angekommenen, wie die erwarteten Hochzeitsgäste; er verglich sie mit Spionen, die das Geheimniß seines Herzens in unverschämter Weise erforschen wollten, mit Einbruchsdieben, die in seine verborgene Schatzkammer eindringen wollten. Er befand sich in einer so aufgeregten Laune, daß Tante Malla fromm den lieben Gott bat, das arme Kind zu behüten, das einen so heftigen Mann haben solle.

Da kam der dritte Sonntag des Aufgebots. An diesem Tage mußten die Verlobten in die Kirche gehen, das Aufgebot zu hören, was an

den vorhergehenden Sonntagen nicht für passend erachtet wurde. Sie gingen Arm in Arm dahin, durften aber nicht nebeneinander sitzen; er in der Bankreihe, wo die Männer saßen, sie links in der Frauenabtheilung.

Es war das erste Mal, daß er — er wußte nicht seit wie vielen Jahren — sich wieder in der Kirche befand. Er wurde ganz verlegen, als Alfhild an der Kirchenthür ihn fragte, wo er sein Gesangbuch habe. Er besaß keins, aber er that, als ob er in den Taschen noch fühle und murmelte einige Worte, als ob er es vergessen habe.

Sie gab ihm das ihrige mit der Erklärung, daß sie fast alle Lieder auswendig kenne. Er war ärgerlich auf sich selbst, wegen seiner niedrigen Lüge und um aus seiner unangenehmen Stimmung herauszukommen, schlug er im Gesangbuche die Brauttrauung auf und begann zu lesen. O, wie war doch seine kleine Lüge, die er vorhin gesprochen, unbedeutend gegen die offizielle Lüge, die er im Begriff stand vor dem Altar eine Woche später zu begehen! Er sollte dann dort stehen und im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes getraut werden. Er, vor dem diese Namen leere Worte waren. Weßhalb genügte nicht die Civiltrauung? Weßhalb wollte man Menschen zwingen, sich in die Ehe hineinzulügen? Die Ehe, diese heilige Institution, von der er im Gesangbuch las, war ja nichts anderes als eine Profanirung gerade des Heiligen — denn das Heilige besteht nicht in der äußern kirchlichen Handlung, sondern in dem Bunde zwischen zwei Wesen, die einander lieben. Diese seine zartesten, hehrsten Gefühle wolle man unkeusch zum Beschauer einer gleichgiltigen, neugierigen Versammlung von Menschen preisgeben! Und dies nennt man moralisch! Diese Lüge und diese Unsittlichkeit!

„O, ich würde viel moralischer handeln, wenn ich ohne jede Ceremonie ganz einfach einen Wagen in der Dämmerung vorfahren ließe und dann mit meinem Liebling davon reiste, irgend wohin nach einem verborgenen Winkel, wohin keine neugierigen Blicke oder unkeusche Gedanken uns zu folgen vermögen."

Er hörte kein Wort von der Predigt. Der alte Geistliche hatte eine eigenthümlich singende und eintönige Weise zu predigen. Es war erdrückend heiß in der Kirche und außerdem ein unangenehmer Geruch von den Bauern. Steen fühlte sich so übel zu Muthe, daß er große Lust hatte, sich zu erheben und die Kirche zu verlassen. Aber er wagte es nicht aus Furcht, Alfhild zu verletzen. Als alle die andern sich andächtig während der Gebete niederbeugten, saß er emporgerichtet da und sah umher — aber er bemerkte, daß Alfhild ihn heimlich beobachtete und ihm einen betrübten Blick zuwarf.

Und wenn hier nothwendigerweise gelogen werden muß, weßhalb sollte er es nicht auch thun können. Es sei ja in jedem Falle keine größere Andacht in ihrem Gebet als in dem seinigen, schlimm genug, daß er von dem konventionellen Anstand sich beherrschen lassen müßte. Er war fast böse auf sie, als er während des Vaterunsers den Kopf herab beugte.

Endlich war die Predigt zu Ende und der Geistliche begann:

„Ein christlicher Ehebund wird heute verkündet." — In diesem Augenblick war es wohl durchaus geboten, eine ernste und andächtige

Miene anzunehmen. Er warf einen Blick auf die entgegengesetzte Bank und sah Tante Malla weinen und Alfhilds Hände drücken. Letztere beugte sich tief hinab und hielt das Taschentuch vor die Augen. Weinte sie oder betete sie? Sollte man vielleicht? — er beobachtete sie mit einer gewissen Unruhe. Welche Haltung war wohl eigentlich die passendste bei dieser Gelegenheit? Selbst hatte er durchaus kein Gefühl für die Bedeutung des Augenblicks — er war nur erregt darüber, daß ein Bauer, der neben ihm saß, so übel riechende Wichse auf seinen Stiefeln hatte.

Dann blickte Alfhild zur Hälfte empor, obgleich der Kopf noch immer etwas gebeugt war. Er faßte einen Blick aus ihren Augen auf, der ihn wie ein erwärmender Strahl durchrieselte und seine Mißstimmung sofort verjagte.

Sie lächelte! ja, sie lachte geradezu. Ihre Augen erglänzten voll Schalkhaftigkeit und sie hielt das Taschentuch vor dem Mund, um das Vibriren desselben zu verbergen.

„Gott segne sie für diese Aeußerung der ungekünstelten Kindheit! Keine Spur vorgeschriebener ernster Stimmung, nur das rein kindliche Gefühl, daß es komisch sei, seinen Namen bei einer solchen feierlichen Gelegenheit in der Kirche genannt zu hören."

Diese Aeußerung ihrer heiteren Laune erschien ihm als das beste des ganzen Gottesdienstes; das einzig Wahre und Erfrischende in dem Dunst und der Unwahrheit, die sein Skeptizismus in allen religiösen Formen zu entdecken glaubte. Er hätte quer über den Kirchengang springen und sie umarmen mögen.

„Ach, weßhalb ist unsere Hochzeit nicht schon heute — weßhalb dürfen wir nicht schon heute Abend nach unserem Heim fahren?" flüsterte er ihr zu, als sie aus der Kirche nach Hause gingen.

„Das möchte ich auch wünschen", antwortete sie in natürlichster Weise.

„Ist es wahr, Alfhild? Willst Du schon heute die meinige werden?" fragte er mit ziemlich erregter Stimme.

„Ja, gewiß!" antwortete sie verwundert. „Weßhalb sollte ich das wohl nicht wollen?"

Als sie nach Hause gekommen waren, ging er sofort in das Zimmer des Pastors und hatte mit diesem eine lange Unterredung. Er sah so froh und glücklich aus, als er wieder herauskam, daß Alfhild ihn fragte, worüber sie gesprochen hätten.

„Ueber unsere Hochzeit natürlicherweise", antwortete er.

„Aber, lieber Steen, Du wirst verzeihen, ich glaube nicht, daß die Hochzeit bereits am Sonnabend stattfinden kann, wie ich versprach", fiel die Tante Malla ein. „Wenn Du nichts dagegen hast, wünsche ich, daß dieselbe bis zum Dienstag der nächsten Woche aufgeschoben würde."

„Nein, was soll ich wohl dagegen haben?" antwortete er mit einer Bereitwilligkeit, welche die Tante nicht erwartet hatte.

Mehrere der Nachbarn, die heute in der Kirche gewesen waren und jetzt eine Gratulationsvisite im Pfarrhofe abstatteten, wurden eingeladen, an einem frühen, einfachen Mittagsmahle theilzunehmen. Steen war ungewöhnlich zuvorkommend und liebenswürdig und acceptirte,

ohne eine Grimasse oder Einwendung zu machen, die verschiedenen Reden und Toaste.

Nachdem der Kaffee servirt war, reisten die Fremden, und Alfhild merkte schon, daß Steen und ihr Vater bedeutungsvolle Blicke austauschten. Sie wunderte sich just darüber, was sie für Geheimnisse miteinander haben könnten, als der alte Kirchenhirte in einem sonderbar feierlichen Tone seine Tochter bat, in ihr Zimmer zu gehen und ihr Brautkleid anzuziehen — er wolle sehen, wie sie sich darin ausnehme. Tante Malla nahm diesen Vorschlag sehr übel auf. — Das sei doch auch eine sonderbare Idee und Steen dürfe jedenfalls nicht anwesend sein, denn die Braut pflege sich niemals in ihrer Brauttracht früher als am Hochzeitstage zu zeigen. Das sei geradezu unpassend.

Unpassend? — Das verstand Alfhild nicht.

Bald darauf kam sie in dem hochhalsigen, weißen Atlaskleide und mit dem Schleier über das Haar geworfen herein, aber ohne Krone und ohne Kranz. Sie glich vielmehr einer Konfirmandin als einer Braut — so kindlich unbewußt, die Augen von einem gewissen frommen Glück strahlend. Ahnte sie vielleicht, was jetzt bevorstand? Steen glaubte es fast, und er freute sich, sie so froh, so ruhig zu gewahren.

Der Pastor küßte sie auf die Stirn und wandte sich dann an seine Schwester:

„Bitte unsere Leute, einzutreten", sagte er.

„Aber Alfhild muß sich doch erst umkleiden!" entgegnete die Schwester, welche vermeinte, man wolle das Abendgebet verrichten.

„Weßhalb das?" fiel er ein. „Thu' nur, um was ich Dich bitte, und sieh zu, daß alle sich versammeln."

Tante Malla mußte gehorchen und bald waren alle Bewohner des Pfarrhofes im Saale versammelt. Alfhild stand noch immer in der Mitte des Zimmers mit Spannung auf das wartend, was kommen sollte.

Steen trat an ihre Seite und drückte ihr die Hand. Der Geistliche schien bewegt und schnäuzte sich zu wiederholten Malen und trocknete seine Brille. Nach einem Paar leisen „hm, hm" begann er, sich an die beiden jungen Leute wendend:

„Meine Kinder! Der christliche Ehebund, den Ihr einzugehen gedenkt, ist heute zum dritten Male vor der Gemeinde verkündet worden. Mit gerührtem Herzen habt Ihr selbst es mit angehört und Ihr sehnet Euch ganz natürlich nach der Stunde, die äußerlich die Gelübde, die Ihr einander gegeben habt, mit dem Segen der Kirche besiegeln soll. Weßhalb damit zögern? Kinder, wollt Ihr schon heute das heilige Ehegelöbniß ablegen? Antwortet mir!"

Alfhild stand mit gesenktem Haupte da. — Sie sah empor und begegnete Steens Blick und gleichzeitig antworteten beide:

„Ja!"

Tante Malla war nahe daran, ohnmächtig zu werden; sie behielt jedoch so viel Fassung, um sich zu überzeugen, daß ihr Bruder nicht scherzte, was er übrigens nie zu thun pflegte, und daß er wenigstens scheinbar im Gebrauch aller seiner Sinne war.

Der Pastor verschwand nun auf einen Augenblick in sein Zimmer, kam bald darauf mit dem geistlichen Gewande und Kragen bekleidet

herein, in den Händen die der Kirche gehörige schwere Goldkrone, welche von den Bauernbräuten getragen zu werden pflegt, mit sich führend. Er setzte diese feierlich auf Alfhilds Haupt und gab seiner Schwester ein Zeichen, heranzutreten und sie zu befestigen. Tante Malla hatte manche Braut bereits geschmückt, aber sie war fast bewußtlos vor Gemüthsbewegung, als sie nun die Krone auf Alfhilds Haupt befestigte. Sie konnte noch immer nicht recht begreifen, ob das ganze ein Traum oder ein unpassender Scherz sei.

Es war überhaupt nicht beabsichtigt worden, daß Alfhild mit der goldenen Krone getraut werden sollte, da man sie viel zu schwer für sie hielt; aber die Myrtenkrone war natürlicherweise noch nicht gebunden.

Da stand sie nun mit dem uralten Zeichen der Jungfräulichkeit über der Stirn. Der Kopf neigte sich ein wenig unter der Schwere der Krone; sie sah aus wie ein kleines Mädchen, das sich zum Scherz zu einer Märchenprinzessin verkleidet hatte. Sie lächelte auch halb schelmisch, halb verlegen darüber, diesen Schmuck zu tragen, den sie so oft mit Ehrfurcht betrachtet hatte. Dies sei ja noch komischer, als ihren eigenen Namen in der Kirche verkündet zu hören.

Steen dagegen schien weit mehr von der Bedeutung des Augenblicks ergriffen. Er war blaß und drückte mit großer Innigkeit ihre Hand, während der alte Vater mit einem entsetzlich falschen Pathos, der doch von einem wahren und innigen Gefühl durchbebt war, in weinendem und singendem Ton das Trauformular vorlas. Der Schweiß perlte von der Stirn des guten alten Mannes hervor und die Thränen liefen auf beiden Seiten der Nase herab. Er konnte nie ein Paar trauen oder überhaupt eine kirchliche Handlung verrichten, ohne zu weinen; aber jetzt war er nahe daran, den ganzen Akt vor Gemüthsbewegung zu unterbrechen. Man hörte gar bald Tante Mallas Schluchzen sich mit dem seinigen vermischen. Die Leute wurden von der allgemeinen Rührung angesteckt und begannen ebenfalls zu weinen. — Alfhild blickte mit Verwunderung um sich und meinte, der ganze Akt sei so traurig, wie eine Beerdigung. Ihre Augen behielten während der ganzen Zeit ihren klaren und sonnigen Ausdruck und dasselbe scherzhafte Lächeln verblieb während der Handlung auf ihren Lippen. Sie war noch die Märchenprinzessin. — Es war so wunderbar dort unter der Schwere der goldenen Krone gebeugt zu stehen und zu wissen, daß nun Hochzeit im Hause — eine Hochzeit, hervorgerufen ebenso schnell, wie in einem Traum — und daß sie — sie, Alfhild, die Braut sei. Mit welcher Ehrfurcht hatte sie nicht stets die Bräute betrachtet, die sie in der Kirche mit der Krone auf der Stirne zum Altar schreiten sah, um von ihrem Vater getraut zu werden — und nun war sie es selbst — die selbst die Braut war.

„Erinnert Ihr Euch Tegners Abendmahlskinder?“ fragte der alte Pastor. „Erinnert Ihr Euch, wie der ehrwürdige Lehrer nahe dem Pfingstfeste, dem Tage des Entzückens, die geweihte Stimmung der jungen Konfirmanden benutzte, sie eine Woche früher an den Tisch des Herrn treten ließ, als beabsichtigt war? Auch Ihr scheint mir heute in der richtigen Stimmung für Euer bedeutungsvolles Vorhaben zu sein. Möge Gottes Segen Euch jetzt und immerdar folgen.“

Er legte seine Hände auf ihre Häupter und küßte und umarmte beide.

„Ich bin überzeugt, daß Deine Mutter meine Handlungsweise billigen wird, wenn auch die Welt diese etwas sonderbar finden dürfte", sagte er zu Alfhild.

Es war sein frommer Glaube, daß seine früh verstorbene Frau alle seine Handlungen mit reger irdischer Theilnahme und Interesse verfolge.

Tante Malla hatte während der letzten halben Stunde alle Arten Sinnesbewegung, Schreck, Zorn, Scham — durchkämpft — ja, es sei etwas unpassendes, etwas, das ihre ganze jungfräuliche Verschämtheit in dieser ganzen Anordnung verletze, diese Eile, diese Ueberrumpelung!

Daß Alfhild so ohne weiteres darauf eingehen konnte, das war ihr unbegreiflich. Und gar des Abends und keine Brautkammer in Ordnung!

„Solche Ceremonien sind durchaus nicht nöthig", fiel Steen lebhaft ein. „Wir reisen morgen früh schon nach Hause."

„Morgen früh?" wiederholte Tante Malla, die sich mit beiden Händen um die Schläfe hielt, um ihr Gehirn vor Irrsinn zu bewahren.

„Ich sage Euch, Ihr macht mich ganz wirr im Kopfe. Alfhilds Koffer sind ja noch gar nicht gepackt."

„Das thut nichts", sagte Steen mit einem unglaublichen Leichtsinn. „Wirf nur alles über Kopf hinein, wir werden's schon ordnen, wenn wir später nach Hause gekommen sind. Nimm nun Dein Brautkleid ab", sagte er zu Alfhild, „dann wollen wir zusammen ausgehen."

„Aber, lieber Steen, Du mußt mir verzeihen, so etwas habe ich denn doch niemals gehört!" rief die Tante Malla. „Seid Ihr denn noch nicht genug während des Sommers im Walde umhergelaufen? Wollt Ihr denn am Hochzeitsabend selbst — — —. Ich versichere Dir, es ist nicht einmal passend! Eine Braut muß doch wohl ein wenig an ihre Würde denken."

„Ist es nicht passend für eine Frau, mit ihrem Mann auszugehen?"

„Man sagt nicht „Frau" am Hochzeitstage", berichtigte die Tante. „Man soll nicht sofort ins alltägliche übergehen. Und eine Braut pflegt in der That nicht sofort nach der Trauung in den Wald hinein zu laufen und die Berge zu erklettern."

„Papa", sagte Alfhild schmeichelnd zum Pastor, „darf ich nicht mit Steen ausgehen? Nur eine kurze Zeit."

„Gewiß, geht nur, meine Kinder", sagte der Pastor halb abwesend. Er hatte kein Wort von den Einwendungen seiner Schwester gehört.

Er wünschte ihnen eine gute Nacht, bevor sie gingen. Er ging in sein Zimmer, um in guter Zeit, wie er zu thun pflegte, sich zu Bett zu legen. Alles war wie an einem gewöhnlichen Abend und Steen beglückwünschte sich über seine Kriegslist, die ihn von allen Ceremonien, die er verabscheute, befreit hatte.

Bald ging das junge Paar Arm in Arm auf einem Waldwege dem Strande zu.

Alfhild war heiter und froh wie ein Kind, doch Steens tiefer Ernst wunderte sie.

„Weißt Du, Alfhild, was das sagen will, daß Du meine Frau bist?“ fragte er zu wiederholten Malen.

„Nein!“ — Sie fühlte durchaus nicht, daß etwas in ihrem Leben verändert sei. Sie war die Seinige gestern eben so gut, wie sie es heute war.

„Während ich die schwere Krone auf dem Kopfe trug, meinte ich zwar, daß es ein wenig feierlich sei und dann die Gebete und der Segen und alles, was dazu gehörte. Aber jetzt, wo alles den andern Tagen gleicht und ich mein gewöhnliches Kleid anhabe, begreife ich nicht, was für ein Unterschied zwischen gestern und heute sein sollte. Ja, daß wir zu so später Stunde ausgehen dürfen — das ist wahr. Ach, wie schön ist das!“

Die ganze Herrlichkeit der Sommernacht. Ein wenig Roth und Gelb noch tief am Rande des Wassers — als Reflex einiger Wolken, ein wenig Violett über den fern gelegenen Bergen — sonst wenig Farbenspiel — die lichten Birken und die dunkeln Fichten unterschieden sich nicht so sehr von einander in dieser Beleuchtung — alles so ruhig, so durchsichtig klar. Es war wie ein Reich der Geister in der schönen indischen Sage, wo alle Gegenstände den gewöhnlichen irdischen glichen, aber wo weder Bäume noch Menschen Schatten warfen.

„Die Natur heute Abend gleicht meiner Frau“, sagte Steen, „so klar und rein und leidenschaftslos.“

„Wie kann die Natur anders als leidenschaftslos sein?“ fragte Alfhild halb lachend, halb von seinem Ernst ergriffen.

„Und dennoch liegt etwas leidenschaftliches im Sonnenschein, dünkt mich. Die tiefen Schatten und die scharfen Lichteffekte, — die brennende Glut, welche so plötzlich das ganze Gewächsleben aus dem Schnee und der schwarzen Erde hervorruft und die Bäche, welche brausen und die Eisstücke, welche schmelzen. — Alles ist so gewaltig und rücksichtslos und gleichzeitig dennoch so jubelnd. Wann wirst Du verstehen, daß gerade das Wesen der Liebe ebenso ist?“ fügte er hinzu und zog sie in seine Arme. Er hielt sie dicht an sich geschlossen und küßte sie wiederholt mit wachsender Leidenschaftlichkeit, bis er sie erbleichen sah und sie sich mit einer gewaltsamen Bewegung aus seinen Armen losriß. Sie schlug die Hände vor das Gesicht und brach in Thränen aus.

Er war fast geneigt, auch zu weinen — er fühlte sich bitter in ihr getäuscht. Sie war noch ein Kind, sie liebte ihn nicht. — Sie verstand nicht, was Liebe ist, und dennoch hatte sie versprochen, seine Frau zu werden.

„Das war nicht recht von Dir“, schluchzte sie, „Du weißt, daß ich Dich nie leiden mochte, wenn Du so leidenschaftlich warst. — Ich pflegte stets so froh zu sein, wenn Tante Malla hereinkam und uns störte.“

„Aber, meine Theure, erinnere Dich doch, daß Du jetzt meine Frau bist?“

„Und was folgt daraus?“ rief sie. „Wie kann das überhaupt eine Aenderung herbeiführen? — das verstehe ich nicht.“

„Verstehst Du das nicht? Heute Vormittag würdest Du es nicht für Recht angesehen haben, wenn Du mit mir allein nach unserm

Heim gereist wärest — Du würdest selbst nicht darauf eingegangen sein, es zu thun, aber morgen folgst Du mir bereitwillig."

„Das ist eine andere Sache. Nach Deinem Heim zu reisen ist ja nur eine äußere Handlung, aber in allem, was Dich und mich betrifft, vermag die Trauung keine Aenderung zu machen. Und was nicht recht ist, das wird auch nicht recht, weil wir getraut sind, das sollst Du mich niemals glauben machen. Wäre dies der Fall, so würde die Trauung ja keine heilige Handlung sein, wie sie es ist; — sie wäre dann eine sündhafte, schlechte Handlung, wenn sie uns zwingen wollte, zu dulden, was wir nicht für recht halten."

„Nicht recht?" wiederholte Steen, verzweifelt über diese Logik. „Aber, meine Geliebte, Du verstehst durchaus nicht. Sollte es nicht recht sein, seine kleine Frau zu küssen und zu umarmen und ihr zu zeigen, wie innig und unaussprechlich man sie liebt?"

„Das kann man ohnedies thun, aber nicht auf diese Weise. Du machst mir Angst — Du machst mich krank — Du bringst mich dahin, daß ich mich schäme. — Es ist mir, als ob Du mir etwas böses thun wolltest — und ich halte gar nichts — nicht ein wenig von Dir, wenn Du so gegen mich bist — —"

„Weine nicht", sagte er mit plötzlicher Bitterkeit. „Du hast recht — ich habe es mehrmals gefühlt — die Liebe, die ich Dir bieten kann, ist nicht von der Art, die ein unschuldiges Kind, wie Du bist, ein Recht zu fordern hat. Ich komme unwillkürlich zu meiner alten Ansicht zurück — Du hättest Dich mit dem blonden, blauäugigen Hilfsprediger verheiraten sollen. Die Seraphim würden sich über eine solche Vereinigung gefreut haben, aber — jetzt fürchte ich gar sehr, daß die Engel über uns weinen."

Sie befanden sich auf dem Rückwege, indem sie sich in einem Abstande von einander hielten; plötzlich steckte sie vorsichtig ihren Arm unter den seinigen und blickte unruhig in sein Gesicht.

„Bist Du böse auf mich?" fragte sie sanft.

Er liebkoste ein wenig nervös die Hand, welche auf seinem Arm lag, schob sie dann zurück und wollte etwas sagen, aber er bedachte sich und begann schnell zu gehen.

Aber diese scheinbare Kälte vermochte sie nicht zu ertragen. Sie nahm wieder seinen Arm, legte ihre Wange an seinen Bart und flüsterte:

„Glaubst Du vielleicht, daß ich Dich nicht aufrichtig liebe?"

Sie bot ihm ihre Lippen dar und er küßte sie — leichthin — ohne Leidenschaft, wie sie es haben wollte. Sie setzten dann ihren Weg in der zunehmenden Dämmerung schweigend fort. Er war in Gedanken versunken.

Alfhild war schlaftrunken wie ein Kind, und bald hing sie schwer an seinem Arm und ging langsam, oft über Steine und Baumwurzeln stolpernd; die Augenlider schlossen sich fast; sie war sehr blaß, was sie stets zu sein pflegte, wenn sie schläfrig war.

Welch ein Kind war sie doch! Auf diese Weise zu schlafen an ihrem Hochzeitsabend, ruhig und sorglos, als ob nichts ungewöhnliches geschehen sei.

Wie glücklich ist man doch in der Zeit, wo keine Gemüthsbewegung

vor Unruhe oder Freude oder Kummer den natürlichen, gesunden Kinderschlaf fern zu halten vermag! Wie liebte er sie gerade so, wie sie da halb schlafend an seinem Arme hing! Ein Gefühl beschützender Zärtlichkeit löste auf eine wohlthätige Weise seine frühere Leidenschaftlichkeit ab.

Aber wie sollte er sie nach Hause schaffen, da sie nun so ermüdet zu sein schien, daß sie fast bei jedem Schritt zu fallen geneigt war? Sie auf seinen Armen tragen? Nun ja, in den Romanen pflegt dies außerordentlich leicht zu geschehen, aber in der Wirklichkeit! Er lächelte vor sich hin, als er daran dachte, wie müde seine Arme zu sein pflegten, wenn er genöthigt war, irgend einen Gegenstand zu tragen. Doch ein Zufall verjagte plötzlich ihren Schlaf. Sie gingen auf einem Wege zwischen Feldern; er sah ein Paar Kühe in dem Roggen hervorschimmern. Er richtete ihre Aufmerksamkeit darauf und plötzlich erwachte das praktische Landmädchen in ihr und unter dem Ruf: „Papas bestes Roggenfeld, das ist gewiß die wilde Bläsje!“ ergriff sie schnell eine Stange, die sie am Wege fand, war mit einem Sprunge über den Graben und glitt vorsichtig zwischen dem Roggen dahin, bis sie die beiden Verbrecher erreichte.

Steen eilte ihr nicht nach, um ihr zu helfen. — — Er blieb auf dem Wege stehen und sah zu, überzeugt, daß er, kurzsichtig wie er war, mehr Schaden als Nutzen anrichten würde, wenn er sich ebenfalls auf den Acker begeben wollte.

Bald hatte Alfhild die aufrührerischen Kühe durch ein herabgefallenes Gatter und in den Wald hineingetrieben. — Jetzt stand sie und arbeitete daran, das Gatter wieder in Stand zu setzen. Da aber die Latten schwer und ein wenig schief waren, gelang es ihr nicht, sie in die betreffenden Löcher hineinzubringen.

„Aber, Steen, wo bleibst Du?“ rief sie fröhlichen Sinnes über das Roggenfeld hinweg. „Da stehst Du und siehst ruhig zu und kommst nicht mir zu helfen!“

Steen war in Betrachtungen darüber versunken, wie schön die hell gekleidete Gestalt mit dem großen Strohhut sich gegen den Wald und den leicht verschleierten Nachthimmel abzeichnete. Er machte nun einen wenig glücklichen Sprung über den Graben, fiel auf die Nase und verlor sein Pincenez. Zu seinem großen Glück hatte er noch ein anderes in der Tasche. — Er blieb stehen, sich dasselbe auf die Nase zu setzen und kletterte dann vorsichtig neben dem Graben her, bis er das Gatter erreichte, wo Alfhild das Commando übernahm und ihm befahl, das eine Ende der Stange zu nehmen und sie in das betreffende Loch hineinzuschieben. Steen benahm sich nicht sonderlich praktisch bei dieser Gelegenheit, und Alfhild lachte über ihn so herzlich und überlaut, daß die ganze schlafende Natur bei dieser plötzlichen Unterbrechung in schweigender Nacht zu erwachen schien. Endlich war das Gatter wieder in Stand gesetzt und Alfhild bekam nun den Einfall, daß sie, statt den langen, krummen Landweg zu verfolgen, einen Richtweg durch den Wald nehmen sollen.

„Im finstern Walde!“ wandte Steen ein, bewußt der Unmöglichkeit für ihn, im Dunkeln sich zurecht zu finden.

„Ach, wie kannst Du nur von Dunkelheit in einer so herrlichen Sommernacht reden! Komm nur, ich finde den Weg."

„Jetzt war sie weder schläfrig, noch müde. Stolpernd, kletternd, bald hüpfend, bald kriechend arbeiteten sie sich durch den dunkeln, engen und steinigen Waldsteg dahin. Die Anstrengung, vorwärts zu gelangen, hatte ihn ganz aus seiner erotischen Stimmung gerissen und ihn von seinen beschützenden Gedanken befreit. Sie half sich in der That so prächtig; er beobachtete, genau ihren Fußspuren so dicht wie möglich zu folgen, um nicht den Weg zu verlieren.

Aber als sie glücklich und wohl aus dem Walde heraus gekommen waren und wieder neben einander gingen, schlang Alfhild plötzlich den einen Arm um seinen Hals.

„Ach, wie ist es doch so herrlich, auf diese Weise mit Dir zu gehen!" sagte sie. „Wie manches Mal habe ich gewünscht, mit Dir allein an einem solchen schönen Abend ausgehen zu dürfen, aber das durfte ich der Tante wegen nicht wagen. Ist es nicht herrlich, daß wir nun zusammen gehen können, so lange wir wollen; niemand sitzt auf und wartet auf uns?"

Als sie über den Hof daheim gingen, sah sie, daß doch noch Licht in dem Zimmer der Tante brannte.

„O, ich konnte es mir schon denken, daß die Tante nicht zu Bette gehen würde, wenn ich mich draußen befinde. Wie viel ist die Uhr?"

„Zwölf."

„Zwölf? Aber, Steen, was wird die Tante sagen?"

„Daß Du mit Deinem Mann ausgingst."

„Ja, aber es ist doch komisch — wirst Du mir einräumen. Es kann gar nicht in meinen Kopf kommen, daß seit gestern irgend etwas verändert ist, und doch bekam ich gestern Abend so viel Schelte von der Tante, daß wir zur selben Zeit die Treppe hinauf gingen und im Dunkeln gute Nacht sagten."

Die Hausthür war geschlossen und die Tante kam selbst zu öffnen.

„Liebe Tante — verzeih!" sagte Alfhild und warf sich schmeichelnd in ihre Arme. Sie hatte sichtbar Angst vor Schelte.

„Aber weßhalb brauchte auch die Tante auf uns zu warten?" sagte Steen in einem Tone, der keine besondere Dankbarkeit für diese Aufmerksamkeit auszudrücken schien.

„Glaubt Ihr, daß ich es wagte, bei offenen Thüren zu schlafen?" antwortete die Tante; „und außerdem will ich Alfhild beim Auskleiden helfen."

„Weßhalb das?" fragte Alfhild sehr verwundert. Sie hatte in der That bisher keine Hilfe beim Auskleiden gehabt, so weit sie sich zu erinnern vermochte; wozu sollte es heute Abend nöthig sein.

„Die Brautjungfern würden Dir sonst geholfen haben, aber da Ihr über Hals und Kopf getraut worden seid, sind keine Brautjungfern da, also — — —"

„Aber, liebe Tante, ich habe ja das Brautkleid nicht mehr an", wandte Alfhild ein, „und zu dem alltäglichen Kleide brauch ich doch wahrlich keine Hilfe. Gute Nacht, liebe Tante! Wecke mich um Himmels willen morgen recht früh, damit wir den Zug nicht versäumen."

Sie küßte die Tante flüchtig und eilte sehr schnell im Finstern

die Treppe hinauf. Steen folgte ihr und hörte, wie sie sonderbar unterdrückte Laute hervorstieß, deren Bedeutung er erst begriff, als sie oben angelangt waren und sie das unterdrückte Lachen losbrechen ließ.

„Das hat die Tante nur gethan, damit wir auch heute Abend nicht zusammen die Treppe hinauf gehen sollten", flüsterte sie „und dann wollte sie natürlicherweise zum letzten Male die Gelegenheit ergreifen, mich ein wenig auszuschelten. Denke nur, Steen, wie einsam und leer es der armen Tante nun im Hause sein wird."

Aber als sie die Thür zu ihrem Zimmer öffnete, stieß sie einen Ruf der Ueberraschung aus.

„Aber sieh doch, komm her! Da kannst Du sehen, die Tante ist doch gut!"

Zwei Lichter waren im Zimmer angezündet, das mit Blumen geschmückt war. Ein weiß bedeckter Toilettentisch mit vergoldetem Spiegel und ein großes Bett mit bunter, seidener Decke waren aus dem besten Fremdenzimmer hereingebracht, das der Bischof während seiner letzten Visitation bewohnt hatte, und beider Koffer standen fertig gepackt.

„Auf solche Weise wird man gefeiert und bedient, wenn man „Frau" geworden ist", fügte sie lachend hinzu. „Aber nun werde ich Dir nach Deinem Zimmer leuchten. Ich bin neugierig, ob die Tante auch seine Möbel in das Deinige bringen ließ. Aber Steen — ach, Du gehst Deiner Wege, ohne mir gute Nacht zu sagen?"

Steen hatte sich wirklich beeilt, aus ihrem Zimmer zu kommen, ohne ein Wort zu sagen. Sie trat nun mit dem Licht in der Hand auf den Boden hinaus, um ihm zu leuchten.

„Ach, Du willst mir lieber hier draußen wie gewöhnlich gute Nacht sagen. Aber heute Abend hättest Du gern in mein Zimmer kommen können, wenn Du wolltest."

Er umarmte sie schnell und schritt über den dunkeln Boden nach seinem Zimmer, das dem ihrigen am andern Ende gegenüber lag.

Als er an seine Thür kam, kehrte er sich noch einmal um und nickte ihr zu. Sie stand dort in der halb geöffneten Thür ihrer festlich geschmückten, kleinen, jungfräulichen Kammer. Sie sah so kindlich unschuldig — so süß und einnehmend aus mit den herabgefallenen Flechten und den schlaftrunkenen Augen, die sie ein wenig vor dem Licht, das sie in der Hand hielt, beschattete.

Und sie war die Seine — die Seine! Nein, noch nicht ganz die Seine. Es war nicht der Buchstabe des Trauungsformulars, sondern der Geist der Liebe, der ihre Ehe zu einer lebendigen Wahrheit machen sollte.

Frankreich im Lichte seiner Literatur.

Kritische Essays von Charles Fuster.

Autorisirte Uebersetzung von **Ewald Paul.**

IV.

Der Pessimismus und Paul Bourget.

Man kann es nicht leugnen, unsere Zeit ist eine traurige und die, die sie schildern, sind traurig. Der Glaube ist untergegangen, und nicht nur der moralische Glaube, sondern auch das intellektuelle Vertrauen, das heftiger angegriffen und später vernichtet wurde als das moralische Vertrauen. Durch alle zeitgenössischen Werke, von den genauen Ausführungen des Romans bis zu den grausamen Analysen der Kritik zieht sich eine Art absonderlicher und schmerzlicher Niedergeschlagenheit. Die großen Charaktere erniedrigen sich, die großen Züge verwischen sich und wir scheinen von jenem Uebel in Beschlag genommen zu sein, neben dem die Verzweiflung nichts ist: dem Ueberdruß. Und das ist nicht etwa eine flüchtige Langeweile gleich jener Renés, eine deklamatorische Gemüthsverstimmung wie die Werthers, eine wortkünstlerische wie die Klagen der romantischen Helden, sondern eine tiefe Müdigkeit, ein überall ersticktes Schluchzen, eine Wehklage, die sich schämt, erkannt zu werden, eine, ich weiß nicht wie zu benennende Bitterkeit, die das glücklichste Dasein vergiften würde. Der heutige Ueberdruß schreit nicht und weint noch weniger: er begnügt sich einfach zu leiden.

Man wolle uns nicht anschuldigen, daß wir das Uebel übertreiben und die Plage vergrößern aus einfacher Freude, böses kundzuthun. Und daß man nicht sage, wir wollten nicht erkennen, was das gegenwärtige Leben neben der alltäglichen Prosa an dramatischem hat — an Freuden, an Fortschritt, an ewigem Aufschwung zum besseren! Gewiß, dieser Aufschwung ist vorhanden und läßt sich beweisen, diese Freuden werden uns im vorübergehen zutheil, aber das Uebel geht deßhalb nicht minder seinen Weg fort, langsam, systematisch, mit der monotonen Regelmäßigkeit unerträglicher Qualen.

Kein Schriftsteller zu Ende unseres Säkulums hat diesem Uebel, das uns martert, entgehen können. Flaubert war oft davon heimgesucht; er sah das Leben in seiner traurigen und einfältigen Gestalt, das verzweifelt spießbürgerliche, verzweifelt regelmäßige Leben. Er

war einer von denjenigen, die ihre Arme nach irgend einer Lösung ausstrecken, ohne sie doch finden zu können, ja, ohne selbst daran zu glauben. Nachdem er in „Madame Bovary" die albernen und lästigen Jämmerlichkeiten des trivialen Daseins dargestellt hatte, versuchte er in das graue Alterthum zu entfliehen und „Salammbô" entstand durch diesen äußersten Versuch des Vergessens. Flaubert erkrankte an unserer Zeit, und seine Werke, die einige unmoralisch gefunden haben, während andere sie überspannt heißen, sind in Beklemmung und Abscheu entstanden, sind Werke, so ungesund und doch wieder so prächtig; so betrübend, daß dem Leser das Herz zerreißen, so anziehend, daß sie Begeisterung bringen und daß diese Loslösung von allen Dingen die Resignation des indischen Fakirs zu erzeugen vermöchte, der immer von neuem der Sonne ins Angesicht schaut, gleichviel, ob sie ihm auch die Augen ausbrennt.

Auch Leconte de Lisle hat mit Flaubert den Widerwillen gegen das Leben gemein, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht die Kümmernisse des Lebens verwünscht, sondern das Leben. Die menschliche Geschäftigkeit bedrückt ihn und unsere volkreichen Städte, diese lärmenden Ameisenhaufen, in denen sich so viele Ideen und Leidenschaften bewegen, erscheinen ihm als ebenso viele melancholische Katakomben. Das „göttliche Nichts" zieht ihn unwiderstehlich an, die übermenschliche Vergänglichkeit mit ihrer vornehmen Ruhe, ihrer Kälte, ihrer Nacht und ihrem Stillschweigen. Er verstand — so sagt er —

Die Schmach zu denken und den Abscheu, ein Mensch zu sein.

Er hat inmitten buddhistischer Legenden gelebt, die ihm ihre bizarre, anziehende Philosophie überlassen haben. Denn es liegt, offen gesagt, ein gewisser Reiz in dieser Vorstellung von Glück: der äußersten Vernichtung, dem Schlaf ohne Träume, dem Dunkel ohne Sterne. Das Grab scheint dabei eine neue Größe zu gewinnen, weil aller Lärm des Lebens in ihm erstickt, weil nichts von dem, was unser war, darin übrig bleibt, weil man in ihm die Schrecken des Gedankens, das närrische Pochen des Herzens, die Qualen, welche uns schütteln und martern, nicht kennt. Die buddhistische Vorstellung lebt in unserer nothgeplagten Civilisation wieder auf. Sonderbar, dieselbe Idee, die der Weichlichkeit der Hindus behagt, gefällt gleichermaßen unserem so bewegten und so fiebrischen Denken. Dieses Bedürfniß nach Ruhe sucht uns heim wie ein zu ergreifendes Ziel, wie ein Lebenstraum, und wir verstehen die erhabene und ergreifende Anrede, die Leconte de Lisle den Todten zuwirft, indem er sie frägt, ob sie wenigstens „völligen Schlaf gefunden haben."

Flaubert und Leconte de Lisle sind vielleicht, wenn man es richtig auffaßt, die beiden großen Pessimisten unserer Epoche. Diese sind Pessimisten mit dem Kopfe — andere sind es mit dem Herzen. Weniger groß in ihren Verwünschungen, weniger ausschließlich in ihren Abneigungen, belastet sie ein Weh vielleicht viel schwerer und vielleicht viel aufrichtiger. Paul Bourget gehört zu dieser Art von Leuten, zu diesen Pessimisten des sentimentalen Lebens, die noch mehr zu beklagen sind als die Pessimisten des spekulativen Lebens.

Denn das spekulative Leben ist nur ein geringer Theil unseres

Lebens. Das sentimentale Leben hingegen nimmt uns und unsere Leidenschaften weit mehr in Anspruch. Man stirbt selten an einem Gedanken und Pascal mag vielleicht der einzige gewesen sein, der am Uebel, nicht zu wissen, bis zum äußersten gelitten hat. Man kann an einer Herzwunde sterben — und wir kennen Todeskämpfe, die niemals jemand vorhergesagt hätte, weil sie schweigsam waren, die aber dennoch ihre traurige Arbeit vollendet haben, indem sie den Gesichtskreis ringsum verdüstern, alle hohe Gedanken nivelliren, die geringsten peinlichen Eindrücke übertreiben und das Herz Stück um Stück vernichten, derart zwar, daß endlich ein völliger Zusammenbruch das Werk vervollständigt. Niemand ahnt diese Todeskämpfe. Freilich ist es wahr, daß nur die stolzen Seelen so leiden und eine alltägliche Brust solche Stöße nicht zu erdulden hat. Um derart langsam abzusterben, bedarf es einer eigenartigen Zartheit der Gefühle und einer seltenen Höhe in den Empfindungen. Die Märtyrer dieser Art mußten erst durch eine langsame Einweihung zum Leiden vorbereitet werden. Ich stelle sie mir alle vor als über das nachdenkend und das fühlend, was Paul Bourget „tief schmerzende Kleinigkeiten" nennt. Ich stelle sie mir alle feinfühlend vor wie dieser Psychologe, geläutert wie dieser Künstler, aufrichtig wie dieser Denker auf der Suche nach dem Wahren.

Ich stelle sie mir zumal vor, als zugängig den flüchtigsten Eindrücken, allen auch den geringfügigsten Betrübnissen, und dem widerspruchvollsten Enthusiasmus. Und so wie sie sind, egoistisch und edelmüthig, heldenhaft und feige, gutherzig und grausam zu gleicher Zeit, nenne ich sie die Opfer einer zu weit vorgeschrittenen Civilisation, einer Rasse, deren Nerven und Herz das Hirn und die Muskeln zum schweigen bringen.

Paul Bourget erscheint mir als der vortreffliche Repräsentant dieser seltenen und schmerzvollen Elite. In ihm tritt alles, was es menschliches und edles giebt, zu Tage. Beim Lesen seines Buches fühlt man sich von diesem bisher ungekannten Gefühl ergriffen — der großen, der allgemeinen Traurigkeit.

Ich will hier nicht von seinen oft recht schönen, immer kränkelnden und zuweilen beunruhigenden Versen sprechen. Der Mensch lebt darin nicht voll und ganz, voll und ganz aber zeigt er sich in seinen neuesten Werken, in seinen Romanen und in seinen kritischen Studien, tiefgreifenden, delikaten Studien voller psychologischer Aperçus von erstaunlichem Scharfsinn.

Paul Bourget liebt die englische Poesie. Er hat ihr aus freien Stücken einiges von seiner Melancholie und seiner Graumalerei entliehen. Auch die englischen Landschaften scheint er zu lieben, die engbegrenzten trüben Horizonte, den überaus blaßblauen Himmel, die zarten, etwas traurigen Farben. Wie die meisten echten Künstler strebt er nach dem Helldunkel, und seine Landschaften haben einen zurücktretenden und so zu sagen trüben Reiz. Sie sind mit einem leichten Nebel verschleiert, an den sich der Blick gewöhnt und der dem Herzen gefällt, wie jene köstlich duftigen Corotschen Bilder, auf denen die braunen Zweige und die rothgelben Blätter unter einem Himmel, der keine Farbe hat, halb ins Wasser hinabtauchen.

Und dieser Rahmen paßt so wunderbar zu den Ideen, die der-

Schriftsteller heraufbeschwört. Nirgend etwas hervorragendes, etwas energisches, etwas scharfes. Alles ist wie in Traurigkeit getaucht und die Verzweiflung selbst hat keinen Schrei.

Paul Bourget hat die wahre Loosung, die genaue Färbung, die wirkliche Eigenthümlichkeit des Lebens verstanden. Zwischen dem breiten Lachen von Freund Fritz und dem wilden Wehklagen Werthers liegt auch feiner fühlendes Lächeln, giebt es verschwiegenere und zugleich eindringlichere Klagen, solche, die weit mehr ergreifen. Die wahren Dramen sind jene, bei denen man sich nicht sehr aufregt und das sind die Dramen, die uns Paul Bourget vorführt. Ihr verehrt Eure Mutter und brecht ihr das Herz, ein Weib liebt Euch und täuscht Euch dabei, die Erinnerungen an frühere Zeit verhindern Euch im Genusse des gegenwärtigen Glückes, Ihr kennt die drückende Angst des Unersetzlichen, Unverbesserlichen, Ihr leidet und macht leiden, Ihr seid feige und grausam um eines ungeheuren Irrthums willen — und das ist das Leben. Nichts ist weniger melodramatisch, nichts ist weniger neu. Und dennoch — weiß der Schriftsteller, als er diese banalen Scenen schildert, dies unter so minutiösen Beobachtungen und mit einer so allgemein richtigen Wahrheit zu thun, daß man sich von einer unfreiwilligen und stechenden Bitterkeit erfüllt fühlt, indem man an die arme Menschennatur denkt, die immer irgend eines Dinges Sklave, die immer geduldig ertragenen oder weise in Uebereinstimmung gebrachten Gegenwirkungen ausgesetzt ist. Man sieht das Dasein so wie es ist, zusammengesetzt aus unfaßlichem Mühen und noch ungreifbarerem Glück. Man ersieht die Ohnmacht des Gehirns, um die Gedanken zu ergründen, an denen es sich versucht, man sieht die Nerven sich unser bemächtigen und uns tyranniſiren, man sieht das Herz aufgerüttelt durch alle diese Bewegungen, immer zwischen der großen Freude, die es nicht erreichen kann und dem höchsten Schmerz, zu dem es nicht herankommt, schwanken. Wenn man dann diese betrübenden Seiten, auf denen der Schriftsteller die Zergliederung seines eigenen Ich vornimmt, zu Ende gelesen hat, versteht man mehr als je, wie grausam wahr dieses Wort ist, das Daudet seiner Sappho in den Mund legt: „Ihr seid verderbte und verworrene Menschen."

Verderbt und verworren! Paul Bourget nimmt an, es zu sein und wir sind es mit ihm. Nichts natürliches, nichts glückliches ist in den bizarren Wesen, die wir sind. Die gemeinen alltäglichen Neigungen sind uns untersagt und wir würden daran auch wohl wenig Freude finden. Wir brauchen das Gewürz einer Beklemmung, welche wir verwünschen und die wir suchen. Unser Herz kann nicht mehr regelmäßig schlagen, wie es das thun müßte, wenn es in Ordnung wäre, aber entweder hält es an oder es hat das Fieber. Es schafft sich künstlich Schmerzen, die seine Kraft nach und nach aufreiben. Und auf diese Weise können wir in uns dieses seltsame Problem beobachten, das uns zwei Neigungen neben einander lebend zeigt, die sich in das um jede von ihnen leidende Herz theilen. Und auf diese Weise geschieht es auch, daß wir uns mit der Hoffnung peinigen, mit der Erinnerung, der Eifersucht oder der Gleichgiltigkeit, je nachdem wie der Himmel ist oder das letzte Buch, welches wir gelesen.

Die Zukunft wird uns melancholisch und flüchtig, eine Art Fata-

lismus raubt uns den Glauben an die kommende Blütezeit, an den Lenz, und das Zutrauen, daß die gleichen Sonnen wiederkehren. Das Gedächtniß martert uns, indem es uns das vergangene Liebesglück und die ins Grab gelegten Träume wie ebenso viele Leichname, die für einen Augenblick wieder Leben bekommen zu haben scheinen, vorführt. Die Eifersucht belästigt uns und wir lieben in so hohem Grade, daß wir die Liebe als eine für unsere Seele zu schwere Bürde verwünschen. Oder auch manchmal, in den traurigsten Stunden, fühlen oder meinen wir uns gleichgiltig, wir werfen uns unsere Gleichgiltigkeit vor, wir haben die höchste Ermüdung der Herzen, die nicht schlagen können. Verderbte und verworrene, räthselvolle Menschen, die wir sind, vermögen wir die natürlichen Freuden nicht mehr zu genießen, aber wir verstehen Schmerzen zu erdulden, die wir uns selbst schaffen — und schließlich läuft das sentimentale Leben für Kranke, die wir sind, auf nichts anderes hinaus als eine langsame freiwillige Hinrichtung.

Paul Bourget hat dieses Mal in seinen „Essays zeitgenössischer Psychologie" wunderbar analysirt. Er giebt darin mit resignirtem Pessimismus die Theorie vom Verfall und endigt sein Buch mit einem letzten Worte, das muthig erscheint, das aber schrecklich bleibt wie eine Mauer ohne Ausgang. Keine Hoffnung wohnt darin, kein Glaube besteht dabei, und der verschlossene Himmel breitet über unsere Todeskämpfe seinen immer wechselnden und doch immer gleichen Glanz. Das Beste ist es noch, diese Dinge anzunehmen wie sie sind, sich seinem Leben zu überlassen, das Unbekannte zu ignoriren und gegen das Dunkel zu marschiren, ohne Furcht zu haben.

Ohne Zweifel ist diese so herzzerreißende Auffassung eine besonnene und stolze Größe. Aber wie ohnmächtig ist sie, um den Geist zu befriedigen, wie ohnmächtig vor allem, um dem Herzen zu genügen! Dieser ruhige Pessimismus, edel und großartig im Prinzip, würde in der Praxis nur dazu dienen, uns das Leben noch unfruchtbarer und kälter zu gestalten. Um die menschlichen Beschwerlichkeiten zu ertragen, bedarf es einer Erhebung, die der vernunftgegründete Pessimismus unmöglich machen würde. Diese Erhebung, unserer Natur nothwendig und anhängend, erlaubt uns, ein für schwache Gemüther überaus schweres Gewicht zu tragen. Sie ist es, die uns hilft, die kleinen Opfer anzunehmen, die kleinen täglichen Widerwärtigkeiten zu erdulden und unser Leben vollkommen und einfach zu durchleben. Ihrer Hilfe beraubt, was würde uns überbleiben? Ein schwankendes Herz, unschlüssige und dunkle Gedanken, traurige Erinnerungen, Hoffnungen, denen man wenig glaubt, tausend verborgene Qualen, tausend schmerzhafte Kleinigkeiten, die damit enden würden, daß sie alles tödten, was in uns noch überlebt. Durch die auserlesenen Geister angenommen, würde ihnen der kalte Pessimismus einen großen Schlag, den höchsten und grausamen — den letzten Stoß versetzen.

Nicht, daß wir das Leben verherrlichen möchten! Es ist traurig, es ist einförmig, es ist wunderlich grausam — aber man muß es erheben, um es erträglich zu machen. Die einen exaltiren es, indem sie den Glauben daran haben: das sind die Gläubigen, die Christen der ersten Jahrhunderte, die auf die Galeeren geschickten Hugenotten,

die indischen Fakirs, die hehren Schwärmer, die das bewundernswerthe Glück des Glaubens zu ergreifen vermochten. Die anderen, weniger frohlockend, erheben dennoch das Leben, und sie thun recht daran. Sie haben recht, denn das Leben hat für jeden einmal wenigstens in seiner Schmerzensewigkeit die auserlesene Stunde, die alle übrigen mit annehmen läßt.

Für den Liebenden ist das der Rausch des ersten Geständnisses, der ersten glücklichen und vertrauenden Liebe, der ersten Zärtlichkeit ohne Thränen. Für den Poeten oder Künstler ist es das Werk, welches er träumt und das er in Angriff nimmt, das Werk, in welches er sein ganzes Wesen setzen will. Für den Denker ist das eine begriffene Idee, für den Forscher eine bewiesene Wahrheit, für den Liebeskranken ist es kleines kindisches und doch köstliches Besitzstück — eine zur Erde gefallene Blume oder ein weggeworfener Handschuh. Es ist nichts und doch liegt das ganze Leben darin. Und für diesen Moment, dem Leiden vorhergingen und Leiden folgen werden, müßten wir das Leben noch segnen, das Leben, welches uns gegeben hat, was es uns geben konnte, eine Stunde der Ekstase und des Vergessens.

Unter dem Kaiserreich, nach den großen Metzeleien, nach Wagram, nach Eylau, als der Kaiser, von einem kleinen Gefolge umgeben, bei sinkender Nacht im Stillschweigen des mit Schmutz und Blut bedeckten Schlachtfeldes einherritt, da war's, daß jeder Verwundete seine Blicke nach ihm kehrte, ihn erwartete, ihn ausspähte und dann alle seine Kräfte zusammennahm und die schrecklichen Körperschmerzen hintansetzend, sich auf blutigem Gliedstumpf aufrichtete, um zu schreien: „Es lebe der Kaiser!" oder „Es lebe das Vaterland!" So müssen wir es auch machen. Das Leben ist solch' ein Schlachtfeld und wir sind die Verstümmelten. Bewahren wir uns einen großen Enthusiasmus, exaltiren wir uns, erheben wir uns, vergessen wir unsere Wunden — und — gedenken wir dessen, daß trotz Ohnmacht, trotz Zweifeln, trotz Qualen aller Art, dennoch ein Augenblick für jeden von uns kommt, in welchem wir das Leben lobpreisen, mochte es grausam oder gleichgiltig gegen uns sein, mochte es uns ermüden oder im Stiche lassen, ein Augenblick, in welchem wir die unvergängliche Begeisterung, zu leben, die Freude am Dasein hochhalten.

V.

Die Unpersönlichkeit in der Literatur.

Die Idee der literarischen Unpersönlichkeit ist modern und wenn man es richtig auffaßt, so ist sie auch eine demokratische Idee.

Niemals war das Leben so fieberhaft, so hart und so auf das Aeußerste in Anspruch genommen als in unserer Zeit. Ueberall beständige Bewegung, überall Gährung — das heutige Leben ist eben nicht mehr jenes stockende Gewässer, welches es im Mittelalter war, noch jene kurze und ungestüme Erschütterung, die das sechzehnte Jahrhundert aufwühlte, um zwei Ideen von ganz verschiedener Tragweite, die Renaissance und die Reformation neben einander entstehen zu lassen; das zeitgenössische Leben ist weder die wilde Sturmesflut der ersten Revolution, noch jene seichte Ruhe, die auf die schaudervollen

Schlachten des Kaiserreiches folgte; das zeitgenössische Leben ist ein weitausgreifender Lavastrom. Unsere Ideen haben nichts bestimmtes, bündiges mehr, denn wir haben alle Ideen. Die gegenwärtigen Hirne — ich meine jene, welche nachdenken — bedeuten wenig, die gegenwärtigen Hirne, mit Doktrinen genährt, die zu entgegengesetzt sind, um neben einander bestehen zu können, fühlen sich durch ein unbeschreibliches Chaos in Besitz genommen. Bei diesem seltsamen Ungemach des allzu verfeinerten, zu sehr allen, auch den widerspruchvollsten Eindrücken zugängigen Gedankens gedeiht kein Glaube, der von Zweifeln verschont bleibt — giebt es keinen Zweifel und sei er selbst systematisch, der nicht seine Stunden des Glaubens hat. Das Leben erscheint uns verworrener als es jemals unseren unmittelbaren Vorfahren erscheinen konnte. Ich glaube, es war Zola, der einmal sagte: „das Leben ist einfach". Es ist vielleicht so gewesen, aber es durfte dies nicht mehr sein. Wenn eine Rasse erst dahin gekommen ist, sich durch so viele eingebildete oder wirkliche Schmerzen erschüttert, zwischen so vielen verschiedenen Meinungen hin und hergeworfen, durch so vielfache moralische Qualen zerrissen zu fühlen, so muß diese Rasse unglücklicherweise daraus ein anderes Bild vom menschlichen Dasein gewinnen als die zwar leidenschaftlicheren, aber weniger zusammengesetzten, weniger gebildeten Generationen, die in den relativ ursprünglichen Zeitabschnitten gelebt haben.

Es ist gewiß, daß die demokratischen Ideen, indem sie in alle höheren Geister drangen, und man muß selbst gestehen, in jene Geister, die sich solchem Einfluß gegenüber rebellisch vermeinen, es ist sicher also, daß die demokratischen Ideen zu dieser augenblicklichen Aufhebung des organischen Zusammenhanges im zeitgenössischen Denken außerordentlich beitragen. Der Geist der freien, unbefangenen Prüfung nimmt uns ein und daran liegt sicherlich etwas gutes. Aber wie viel böses birgt dieses Gute hinwiederum! Die Zeiten sind vorüber, da die Philosophen sich in ihre Philosophie einlullen konnten, wie die Sybariten, die auf einem Kissen aus Rosen schliefen. Alles wechselt von Tage zu Tage, die alten Wahrheiten werden Lügen, wie es die jungen Wahrheiten dereinst sein werden, und in diesem Schiffbruch aller Axiome giebt es nur einen Halt, verbleibt nur ein einziges traurig angenommenes Gesetz und das ist die Nichtigkeit menschlicher Anstrengungen und die in ihrer Grausamkeit immer streng unparteiische und in ihrer Größe immer wieder trostspendende Pflicht, dieses Mühen bis zum letzten Ende immer wieder anzufangen.

Die demokratischen Ideen haben nicht nur dazu beigetragen, die alten Formeln abzuschaffen und die fest aufgestellten Ueberzeugungen in Bresche zu legen, sie haben nicht nur mit ihrer edelmüthigen Unklugheit alle Köpfe unter ein gleiches Joch, das der freien Reflexion, des unbefangenen Nachdenkens, gebracht, nein, sie haben noch mehr gethan, sie haben — dahin zielen wir — bei einigen Geistern von seltener Kraft und schöner Unabhängigkeit diese Idee der Unpersönlichkeit in der Literatur zur Welt kommen lassen, welche ein Uebel für das Schriftthum und eine Gefahr für das Denken ist.

Mehrere Geister unseres zu Ende gehenden Jahrhunderts haben angesichts der zeitgenössischen Gesellschaft, die sich ausgleichenden, ihnen

widerstrebenden Tendenzen überlassen hat, das Ziel geträumt, sich von der Menge, von dieser Menge, in der heute alles durcheinander gebracht ist, abzusondern, um zu den ruhigen Höhen anzusteigen, von denen Lucretius spricht. Bis dahin ist alles in diesem großen Utopien normal. Aber um gegen sich selbst konsequent zu sein, mußten diese Schriftsteller zu einer besondern Auffassung der Kunst kommen und — sie schufen die streng unparteiische Kunst, die unpersönliche Kunst, wie sie Gustav Flaubert im Roman, Leconte de Lisle in der Poesie und Renan in der Philosophie zur Verwendung gebracht hat.

Gustav Flaubert war ein großer, ein sehr großer Schriftsteller. Er hatte das, was Bossuet gehabt hat, den Sinn für erhabene Harmonie. Seine Phrasen sind klangvoll oder farbenreich und mehr noch mit Klangfülle als mit Farbenfülle niedergeschrieben. Man liest sie nicht — man deklamirt sie. Sie hallen lang und voll nach wie die bewundernswürdigsten Perioden Bossuets. Wenn wir höher steigen und vom Stil auf die Idee übergehen, sehen wir, daß Flaubert seine seltsame Kunsttheorie in die Praxis umzusetzen gewußt hat. Keine seiner Persönlichkeiten ist er selbst, niemals hat der Schriftsteller in sein eigenes Herz gegriffen, um darin die blutenden oder verdorrten Fibern anzuschlagen — höchstens kann man bei den Helden, die er uns vorführt, die Vorstellung wieder erkennen, die er sich vom Leben macht, von diesem Leben, das ihm langweilig und grau erschien wie ein herabhängender Himmel. Nirgends eine Spur von Selbstbiographie oder gar Bekenntniß — der Verfasser verschwindet einfach hinter dem Werke und das Werk spricht allein. Sicherlich ist es beredt, aber um wie viel besser würde es sein, wenn es nicht allein spräche, wenn hinter diesen schuldlosen Phrasen das zerrissene Herz schlüge und wenn dieser große Unglückliche, welcher Flaubert hieß, nicht die stolze Verachtung gehabt hätte, sein Unglück hinter den Enttäuschungen Emma Bovarys, eines Bouvard oder Pécuchet zu verbergen. Es kommt uns hier ein sehr schönes Wort von de Goncourt ins Gedächtniß, der einst sagte: „Das Blut ist noch die beste Tinte, um seinen Namen in das Gedächtniß der Menschen zu schreiben."

Flaubert hat kein Blut an sein Werk gewendet und das Gedächtniß der Menschen wird seinen Namen dennoch bewahren, weil er ein bewundernswerther Stilist war — aber um wie viel tiefer würde sich dieser Name in die Herzen eingeprägt haben, wenn man fühlte, wie sich hinter all' diesen Einzelbeobachtungen eine Seele zermartert, und wenn man in der Pracht dieser wohltönenden und mächtig musikalischen Stimme das Schluchzen eines trauervollen Lebens aufgefunden hätte!

Diese Seufzer eines trauervollen Lebens läßt zuweilen Leconte de Lisle entfliehen und dieser Umstand ist es vielleicht, der ihn am besten vor dem Vergessen rettet. Man fühlt, daß Leconte de Lisle, der sich sehr abgeschlossene Ideen gemacht hat und diese, um sie zu vertheidigen, von Tag zu Tag vollständiger anzunehmen gezwungen ist, daß dieser Mann dennoch zuweilen die Ideen zu vergessen weiß, um die Gefühle anzuhören und sie zu vermerken, wie sie gerade kommen, ohne Sorge um den Kaltsinn, den ihm seine Jünger darbieten. Dies sind nach unserer Meinung die besten Stunden des Schriftstellers.

Wenn er in den Stunden völliger Reflexion die Werke genau ausarbeitet, anstatt sich etwas gehen zu lassen, so findet er dieselben wohl vollkommen an Form und voll hoher Eingebung, aber bei raschem Lesen bleiben dieselben oft langweilig, ebenso wie sie sich bei genauer Prüfung kalt zeigen. Ich gebe zu, daß das alles prächtig ist: die finstern Dschungeln, die lichtstrahlenden Berge, das wunderbar gegebene erhabene Schweigen der Nacht, hier ein köstlicher Schnee-Effekt, dort ein blutrothes Schlachtfeld; weiter der sterbende Christus in einer Majestät, die die Römer staunen macht, oder der Kain, der durch Wüsten flieht, die mit allen Schrecken der Wüste gemalt sind; noch weiter kläglich heulende Wölfe, eine kleines Thal von der Insel Bourbon, das seinen grünen Schmuck und seine lebhaften Farben unter einer brennenden Sonne entfaltet, der Kondor, der in der eisigen Luft der Kordilleren ausruht.

Das Mittelalter ist in allen seinen fürchterlichen Martern wieder auferweckt, Paris empfängt die Weihe der Kanonenkugeln und der Feuersbrunst — alles das ist sehr schön, alles das ist durch Meisterhand heraufbeschworen, aber alles das berührt uns nur halb, weil der Meister, obschon er sich sehr darin gefällt, sich in sein Prophetengewand gehüllt hat und wir hinter dem Propheten den Menschen suchen. Sicherlich birgt der Prophet einen Menschen und zwar einen Menschen, der lieben und leiden kann wie wir, aber der Mensch erscheint nur selten, gleichsam, als ob er sich schäme zu erscheinen. Und so kommt es, daß dies so solide und dauerhafte Werk, das in rohem Gestein und hartem Erz aufgeführt ist, regelmäßig und stolz dasteht, wenn es in schmerzhaftem Zucken sein könnte.

Gewiß, das Werk, welches uns Renan überliefert, ist in Wallung. Aber wie sehr ist es dazu angethan, um zu befremden und zu verwirren! Hier scheint uns die unpersönliche Kunst ihren höchsten Grad erreicht zu haben. Renan ist kein Mensch, nein, man könnte ihn eher einem unfaßbaren Proteus vergleichen, der zurückweicht, wenn man ihn erreicht zu haben glaubt, der sich zeigt, um dann wieder unseren Blicken zu entschwinden, und der uns das seltsame Schauspiel einer immer erneuten Mannigfaltigkeit giebt. Er bietet unaufhörlich das, was Sainte-Beuve zuweilen geboten: jede Doktrin ist ihm gelegen, jede Formel scheint ihm werth, daß man sie diskutire, jeder Eindruck werth, daß man ihn fühle. Und in diesem Gemisch ungleichartiger Doktrinen, widerspruchsvoller Formeln und wunderlich zusammengesetzter Eindrücke verliert sich der Geist auf der Suche, welcher Doktrin, welcher Formel, welchen Eindruck dieser so zurückweichende, so biegsame Geist, der heute mystisch ist und gestern erbitterter Religionsvernichter war, um morgen liebenswürdig und duldsam nach Voltaires Art zu sein, vielleicht am liebsten nachgiebt. Man weiß bei dieser unendlichen Mannigfaltigkeit zusammengemengter und wie ineinander verwickelter Seelen nicht mehr, wo die wahre Seele ist. Der Philosoph ist zwar aufrichtig, trägt aber dabei das Aussehen jemandes, der gern andere zum besten hat; der Schriftsteller verwirrt uns durch seine unerwarteten und unehrerbietigen Einfälle; der Poet — und ein solcher steckt in Renan — versetzt uns in eine zart empfundene Rührung und entreißt uns ihr wieder durch ein spöttisches Lächeln. Und diese

bei einer so ungezwungenen aristokratischen Haltung so weit getriebene Unpersönlichkeit hat es zustande gebracht, daß Renan das Echo und so zu sagen die Zusammenfassung dreier oder vier einander zuwiderlaufender Lebensläufe ist, wenn er ein Mensch und nur ein Mensch sein sollte.

Ein Mensch — das ist es, was nach unserer Meinung der Schriftsteller werden muß. Man ist es nicht immer — man wird es. Um persönlich zu sein, muß man zunächst seine eigene Persönlichkeit haben. Das klingt naiv und ist doch von tieferer Bedeutung, als man wohl denken möchte. Bevor man sich selbst, sein eigenes Ich herausschält, muß man sich von den Einflüssen, denen man unterworfen ist, freimachen, von den moralischen, intellektuellen und sentimentalen Einflüssen. Dann, nachdem man zerstört hat, geht es an das Aufbauen; man muß sich seine Natur und bis zu einem gewissen Punkte sein Temperament schaffen. Das ist gewiß eine mühsame Arbeit, aber das Leben thut das Seine, um uns dabei zu helfen. Das Leben ist die große Erzieherin. Es giebt Leute, für die es Großmütterchens Launen und Nachsicht hat, und diese Leute sind die wahrhaft Unglücklichen, denn sie verwöhnen sich und verweichlichen derart, daß sie niemals wissen, was das Dasein an hartem, männlichem haben muß. Andere hinwiederum behandelt es als Stiefmutter; diese haben große Aussicht, Empörer, das heißt also unvollkommene Wesen zu werden — unvollkommen durch die Schuld des Geschickes, aber immerhin unvollkommen. Endlich giebt es andere, denen das Leben eine intelligente Mutter ist, die zugleich zart und fest zu sein vermag, eine Mutter, die sie manchmal hart anfährt, aber ohne sie zu verletzen, die sie liebkost, ohne sie allzu sehr zu verweichlichen, denen sie sich zeigt, wie sie ist, deren Charakter sie durch allmähliche Prüfungen zur Reife bringt, denen sie behilflich ist, ihre Persönlichkeiten von den empfangenen Einflüssen freizumachen, kurz die sie zu Menschen erzieht.

Nehmt einen dieser Menschen, einen von jenen, die das Leben behandelt hat, wie es gemeinhin die große Menge seiner Kinder behandelt, macht diesen Menschen zum Schriftsteller, werft ihn in den Strom unseres heutigen Lebens hinein und laßt ihn allein mit seinen Gedanken und seinem Herzen marschiren. Ich glaube nicht, daß diese Idee der Unpersönlichkeit viel Macht über ihn haben wird. Er wird verstehen, daß das geschriebene Buch auch eine gesprochene Sprache sein muß und daß man sein ganzes Wesen, sein ganzes fleischliches und seelisches Empfinden darein zu setzen hat. Wenn eine Seite denen, die sie lesen, Thränen entreißen soll, so muß diese Seite unter Thränen niedergeschrieben sein und soll sie rechte Heiterkeit erwecken, so muß sie aufgezeichnet sein wie eine Walzermelodie, die der Komponist in einer Stunde völligen Wohlbefindens und großer Freude fand. Damit verwundete Herzen — ach und wie viele haben ihre Wunde! — darin einen Angstschauder ihrer Art wiederfinden, ist es nöthig, daß diese Seite, diese einfache Seite, die vielleicht unter genug verschiedenartigen Beobachtungen und manchen wenig bedeutungsvollen Einzelheiten verborgen, ist es nöthig, daß diese Seite in einem Augenblick tiefsten Schmerzes, angesichts eines zusammengebrochenen Lebens, daß sie mit Blut niedergeschrieben ist. Es ist nöthig, daß Musset

seine „Nächte" durchlitt, es war nöthig, daß Vigny all' die ohnmächtige Empörung Simsons durchkostete und daß Viktor Hugo mit Olympio beim Anblick der Trümmer des zerbrochenen Glückes weinte, es ist nöthig, daß die ganze Menschenseele sich in einer Seite, einer Zeile, einem Worte wiederfindet — dann und nur dann wird diese Seite wahrhaft unvergeßlich sein, wird diese Zeile von äußerster Leidenschaft lodern und wird dieses Wort wie glühendes Eisen seinen Weg in die lautaufschreienden Herzen finden.

Ich glaube, daß wenn ich ein Werk zu schreiben hätte, ich in dieses Werk keineswegs prächtige Phrasen, keineswegs die erhabene Harmonie Boßuets oder Flauberts setzen würde, diese Harmonie, die uns wie das ferne Klagen des Ozeans begleitet; ich würde darin keineswegs viele ausgesuchte und feinfühlende Beobachtungen noch viele ergreifende Bilder, weder die Reinheit des Marmors noch die unaussprechliche Melancholie einer Musik unterbringen — nein, ich würde nur einen Schrei hineinlegen. Aber dieser Schrei wäre der eines ewigen Gefühls, einer, der jenen Gefühlen entstammt, die seit Jahrtausenden unsere menschliche Seele durchschütteln; es wäre das ein Schrei des Zornes oder der Freude oder der Liebe, und dieser Schrei würde, einmal vielleicht an der unrechten Stelle sogar ausgestoßen, lange in der Ruhe der Gemüther seinen Nachhall finden. Und das so geschaffene Werk, geschaffen mit einem einzigen aufrichtigen Geständniß, würde vielleicht von ebenso langer Dauer sein als es der Zug eines Schreies über die Oberfläche ist.

Giebt es übrigens einen tieferen Genuß als den, alles das, was den Kopf füllt und das Herz schwellt, in ein Buch oder in Verse oder in eine einfache psychologische Studie niederzulegen? Die Poesie ist eine vertrauliche Mittheilung. Man belächelt manchmal die einfachen Dilettanten, die in ihr eine Tröstung suchen, aber man thut unrecht, denn es muß zugestanden werden, daß die wahren Poeten selbst ihre Schmerzen nur niederschreiben, um weniger darunter zu leiden. Sie können das Leben in allem, was es romanhaftes und tragisches hat, ertragen, aber sie kosten zum mindesten die unendliche Süße des Gedankens, daß der Roman nicht mit ihnen stirbt, daß diese intime Tragödie nicht im Gewirr des alltäglichen Lebens untergeht, sondern daß auch andere diesen Roman durchleben und durchleiden werden. Abends, beim Lesen dieser Seite, auf der der Schriftsteller sein schmerzvolles Geheimniß gebrochener Liebe ohne Rückhalt enthüllt, wird sich ein Weib flüchtig durch die Melancholie der traurigen Geständnisse geschmeichelt fühlen und innerlich wird sie weinen wie unter dem Eindruck eines Trauermarsches, der aber bitterer, bohrender erscheint als jener, den Chopin hervorgebracht. Sie wird sich müde zurücklehnen und lange, lange sich dem Reiz des Träumens überlassen, das Buch ansehend, ohne es doch noch einmal zu lesen, denn sie kennt es bereits nach dem erstmaligen Durchlesen auswendig und findet unter diesen wenigen Zeilen die ganze Bitterkeit und die ganze Resignation verlorenen Lebens wieder.

Diesen Autor, den sie derart lesen wird, mag vielleicht ein herzlich unbekannter und sehr gewöhnlicher Poet sein, aber was schadet das? Der Rausch macht die Flasche vergessen und dieser Poet hatte wenig-

stens seine Stunde, weil er ein Gemüth bewegt und ein Augenpaar benetzt hat.

Die anderen, jene, die man bewundert, ohne sie zu lieben, jene, die die Stilschmiede und Phrasenschleifer sind, jene, die ihren Ruhm dareinsetzen, den Einklang zweier Worte oder das Zusammenstimmen zweier Töne finden, solche mögen ihren Traum der Unpersönlichkeit verfolgen. Aber wie vergeblich ist dieser Traum und wie kalt ist er! Zweifelsohne liegt eine besondere Größe darin, sich über die menschliche Zärtlichkeit hinwegzusetzen, aber wie viel größer ist es, alle diese Zärtlichkeiten selber zu empfinden und zu sagen, wie man fühlt, und sein Herz schlagen zu lassen ohne es aufzuhalten und den anderen ein treues Bekenntniß seines Uebels zu geben, damit sie besser das ihrige heilen oder bequemer daran sterben können. Darin liegt der wahre Ruhm und darin liegt auch das wahre Glück. Und der Schriftsteller, gleichviel wie bescheiden er ist, kann in Frieden dahin gehen, wenn er in sein Werk, auf eine Seite seines Werkes nicht nur die Worte, welche weinen oder frohlocken, nicht nur eine unnachahmliche Harmonie, nicht nur einen erhabenen Gedanken oder eine tiefe Beobachtung gesetzt hat, sondern dieses unbestimmte, aber rein menschliche Etwas, dieses gewisse Etwas, das ewig, unvergänglich ist, dieses ich weiß nicht was, welches erhebt und bewegt — das tiefe Schluchzen gelegt hat.

Eine Bauernhochzeit im oſtpreußiſchen Oberlande.

Von Hildebrandt-Strehlen.

Das oſtpreußiſche Oberland, in dem die Städte Mühlhauſen, Pr. Holland, Saalfeld, Mohrungen, Guttſtadt, Liebſtadt, Oſterode liegen, hat (einſt durch ſüddeutſche Koloniſten bevölkert) den Charakter des Hochdeutſchen in Sprache und Sitte ſeiner Bewohner bewahrt; während im Süden und Süd-Oſt das polniſche, im Nord-Oſt das littauiſche, im Norden und Weſten das nieder- oder plattdeutſche Element vorherrſcht.

Hier ſitzen noch auf ihren ſtolzen Schlöſſern die alten reichsgräflichen Geſchlechter, die ihren Urſprung meiſt bis auf Karl den Großen zurückführen; namentlich die Dohnas und Denhoffs, welche hier vorzugsweiſe den großen Grundbeſitz repräſentiren. Dieſe gehören faſt ſämmtlich der höheren Ariſtokratie, — im edleren Sinne des Wortes — an; da ſie ihre Ehre in Leutſeligkeit nach unten, in männlichem Stolze nach oben, in Intelligenz und einer wahrhaft noblen Geſinnung ſuchen und finden. So lautet mindeſtens das Urtheil derer, die dieſe Herren in ihrem Privatleben näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Das Landvolk, durchweg ein biederer Menſchenſchlag, hegt für das Altherkömmliche eine gewiſſe Pietät, die es auch gegen verbeſſernde Neuerungen ſehr kritiſch macht. Dennoch lebt und webt in ihm ein gewiſſer klarer Geiſt (unverkennbar in Dinters Pflanzſchule genährt und groß erzogen), der ſeine Bildungsfähigkeit begünſtigt. Zwiſchen „Bauer und Graf“ herrſcht an manchen Orten noch ein wahrhaft patriarchaliſches Verhältniß.

Die charakteriſtiſchen Feſte der ländlichen Bevölkerung beſchränken ſich auf Hochzeiten, Kindtaufen und das ſogenannte „Gebetverhör“. Von Kirchweih, Kirmeß, Erntefeſt, — die ganze Ernte iſt ihnen ein Feſt — finden wir hier keine Spur. Eine Hochzeit konzentrirt daher gewöhnlich, was wir in dem Leben dieſer ſchlichten Naturkinder (fränkiſche Sitte iſt ihnen fremd geblieben) eigenthümliches finden.

Die Zurüſtungen zu einer „rechtſchaffenen“ Bauernhochzeit beginnen mindeſtens eine Woche vor dem feſtlichen Tage. Die Wahl

der Brautjungfern, der „Platzmeister“*) und „Spitznickel“**) war bereits unmittelbar nach Festsetzung des Hochzeitstages erfolgt. Dazu suchen Braut und Bräutigam, oder deren „Parten“ aus ihrer „Freundschaft“ die „strammsten Margellen“ (schmucksten Dirnen) und stattlichsten Junggesellen aus. Letztere müssen überdieß gewandte Reiter sein, da die Ehre des Tages zum großen Theil von ihren Reiterkünsten abhängt. Während Brautvater und Mutter alle Hände voll zu thun haben, — nach dem Mastvieh zu sehen, den Hochzeitsstaat einzukaufen, die Gewürzwaaren zu besorgen, Fische, Bier und Branntwein zu beschaffen u. s. w. u. s. w. — schmückt jede Brautjungfer ihren Platzmeister***) und sein Roß. Das geschieht zwar nach feststehenden Gesetzen der Etikette, doch lassen diese dem Schönheitssinn wie Prunksucht noch viel Spielraum. Den Hut umschließt, über der Krempe, ein breites Seidenband, meist von rother Farbe, das rechts in eine Rosette oder Schleife verschlungen wird. Aus dieser empor wächst (ähnlich dem Feder- oder Haarbusch der Postillone) ein mächtiger Blumenstrauß; in der Regel aus bunten Federblumen zusammengesetzt. Den langen dunkelblauen Tuchrock des Reiters ziert zunächst (anstatt der Achselschnüre) auf jeder Schulter eine ganze Garnitur breiter Seidenbänder, — über dem Rücken, fast bis zum Sattel herabhängend, ein luftiges freies Spiel der Winde. Die Pracht und Schattirung dieser Achselbänder hilft namentlich den Ruf der konkurrirenden Brautjungfern begründen. Ein noch breiteres, stärkeres Band von brennendem Roth, umgürtet — als Schärpe — die, selten schlanke Taille des Reiters. Noch muß aus jeder Rocktasche ein hochrothes Taschentuch mit $^2/_3$ seiner Länge zu Tage treten; zu welchem Ende es mit einem Zipfel auf dem Grunde der Tasche festgenäht wird. Ein jugendlicher Ableger des Hutstraußes wird auf der linken Brust befestigt. Gelbe Handschuhe, anliegende gelbe Lederhosen (als Surrogat wird auch Leinwand gebraucht), hohe, blanke Stiefel, blitzende, klirrende Sporen und eine am Griff mit einer Schleife versehene Reitpeitsche vollenden diese Marschallsuniform. Nun aber das Pferd. Schon seine Wahl aus den besten des Landes, ist eine Hauptfrage des Platzmeisters. Hat er diese aber glücklich getroffen, so bleibt es seiner Jungfer überlassen, dasselbe eigenhändig zu rüsten. Obenan steht sein natürlicher Schmuck, sein glattes Haar. „Das muß glänzen, wie ein Atlas.“ Ist es irgend möglich, so sucht man Sattel und Zaumzeug von hellbraunem Leder aufzutreiben. Vor der Stirn prangt, von rothem Seidenband gefaßt, und am Zaumzeug befestigt, ein mächtiges Oblongum aus „Knasterblank“ (Rauschegold), über welchem sich — zwischen den Ohren — ein bunter Federstrauß erhebt; in seinen Dimensionen mit dem

---

*) Brautdiener.

**) Eine ganz eigenthümliche Charge für kleine Gehilfinnen der Brautjungfern.

***) Ursprünglich waren zwei Brautjungfern und eben so viel Platzmeister üblich. Später setzten reiche Bauern wohl eine Ehre darin ihre Zahl zu verdoppeln oder zu verdreifachen. — Da jeder Brautjungfer die Ausrüstung resp. Ausschmückung des ihr zugetheilten Platzmeisters aus eigenen Mitteln obliegt und sie überhaupt für die Dauer des Festes vorzugsweise seine „Gesellin“ bleibt, paart man in dieser Weise gern zwei junge Leute, die sich ohnehin wohl leiden können. A. d. V.

Hutschmuck des Reiters wetteifernd. Die Mähnen pflegt man mit farbigem Seidenbande zu durchflechten, den Schweif einfach in der Mitte zu umgürten, während die Enden der Schleifen frei im Winde flattern.

Die Ankunft eines so ausstaffirten Platzmeisters in einem Dorfe ist nun, — der Jugend mindestens — ein Ereigniß. Noch erinnere ich mich lebhaft, daß es für mich eine Zeit gab, in der diese Erscheinung mein Ideal von Schönheit und Pracht so vollständig realisirte, daß ich auf die übliche Frage: „was willst Du werden?“ mit der enthusiastischen Antwort: „ein strammer Platzmeister“, das höchste Ziel gegriffen zu haben vermeinte. Die Woche vor dem eigentlichen Ehrentage ist nun für die Herrn Brautdiener eine schwere, aber ruhmvolle. Zunächst liegt ihnen ob, als Hochzeitsbitter von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus herumzureiten und in jedem Hause ihre lange, theilweise gereimte Rede abzubeten, richtiger: „abzusingen“. Eine dieser, noch heute gebräuchlichen Reden lautet wörtlich also:

„Glück und Friede sei in diesem Haus!
Alles Unglück bleibe fern daraus!
Ist der Herr Wirth oder die Frau Wirthin drein? —
Gute Botschaft soll ihnen lieb zu vernehmen sein!
Junggesellen und Jungfrauen!
Lassen Sie sich jetzt von mir beschauen.
Ich komm' hereingeritten,
Ganz ergebenst will ich bitten:
Nehmen Sie so vorlieb wie ich's vermag!
So wünsch' ich Ihnen zuerst einen guten Tag!

Günstige Herren und Freunde!

Ich bitte ganz freundlich: Sie wollen mir es nicht für übel halten, daß ich dreist zu Ihnen hereingekommen! Ich habe eine christliche Werbung an Sie und Ihre vielgeliebte Hausehre, nebst den lieben Ihrigen. Ich bitte, Sie wollen meine christliche Werbung auf- und annehmen! Dieweil ich ausgesandter Bote bin, von Braut und Bräutigam und von der ganzen Freundschaft; als nämlich von dem ehrbaren und wohlgeachteten Junggesellen N. N., des ehrbaren und wohlgeachteten Hufenwirths N. N. in N. einzigem Sohn und seiner verlobten Jungfer Braut N. N. des ehrbaren und wohlgeachteten Hufenwirths N. zu N. (zweiten) Jungfer Tochter. Diese beiden Personen haben sich, nach der Schickung Gottes, des Allmächtigen, wie auch mit Rath der anverwandten Freundschaft in ein christliches Eheverlöbniß eingelassen und sind nun gesonnen, vermittelst göttlicher Hilfe solch Eheverlöbniß auf den künftigen Freitag ins Werk zu richten und alsdann ihren hochzeitlichen Ehrentag zu halten entschlossen. Weil aber solch Vornehmen ohne guter Herzensfreunde Beistand nicht geschehen, noch vollzogen werden kann, also bittet der Herr Bräutigam und die Jungfer Braut sammt der ganzen Freundschaft und ist auch mein christliches Bitten: der Herr wolle sich mit den lieben Seinen auf künftigen Freitag um 10 Uhr Vormittag einstellen, auf einem Wagen mit 4 Pferden, wohl ausmandirt, mit zwei oder drei Jungfrauen ausgeziert, daneben in des ehrbaren und wohlgeachteten Hufenwirths N. zu N. Behausung sich verfügen. Allda werden Euer Liebden mit ge-

bührender Reverenz und hochzeitlicher Ehrerbietung empfangen werden. Nachdem wollen Euer Liebden dem Herrn Bräutigam und der Jungfer Braut mit der ganzen Freundschaft das Geleit geben nach der christlichen Kirche, der christlichen Kopulation und Ehetrauung mit herzlicher Andacht beiwohnen und Gott um eine glückliche Ehe anrufen, damit ihr christliches Vornehmen zu einem glücklichen Anfange und seligen Ausgange gereichen möge. Nach geschehener Trauung wolle der Herr mit den lieben Seinen nebst andern geladenen Gästen wiederum zurück in des ehrbaren und wohlgeachteten Hufenwirthes N. zu N. Behausung zur Mahlzeit sich verfügen. Allda werden Euer Liebden sehen, was der überaus hochreiche Speisemeister, Gott der Allmächtige an Essen und Trinken bescheeren wird und günstig damit vorlieb nehmen;

Von der Mahlzeit zum Trunk
Und fröhlich zum Sprung,
Mit Singen und Springen
Helfen die Hochzeit zu Ende bringen;

und wollen allerseits die hochzeitlichen Ehrenfreuden in Fröhlichkeit anfangen, mitteln und enden helfen; nicht allein Freitag sondern auch Sonnabend, — danach die ganze Woche, so lange die Hochzeit währet. Der Herr Bräutigam und die Jungfer Braut bitten auch, Euer Liebden wollen sich keine Entschuldigung machen, denn sie wollen sich keines Ausbleibens an Euer Liebden versehen haben; auf daß der Ehrentag nicht möge geschwächt werden. Und sollten Sie wiederum einen Sohn oder eine Tochter ausgeben — so wollen sie wiederum gern Beistand leisten, — wofern sie geladen werden. Ich bitte den Herrn und die lieben Seinigen, Sie wollen diese meine geringe Einladung günstig vorlieb nehmen, welche Braut und Bräutigam mir zu verrichten befohlen haben.

Ich bin jung an Jahren,
Ich bin in der Sache noch wenig erfahren,
Ich bin noch jung in Ehren
Was ich nicht kann, will ich besser lehren.
Thun Sie wie Sie sollen! Stellen Sie sich ein,

verschmähen Sie Braut und Bräutigam nicht, auch mich ausgesandten Boten daneben.

Jetzt will ich meine Rede enden;
Mein Pferd kann rechts und links sich wenden. —
Noch eins fällt mir bei! indessen
Nichts für ungut! — Bald hätt' ich's vergessen:
Haben Sie ein Glas Wein!
So schenken Sie mir ein!
Oder haben Sie ein hübsches Töchterlein,
Das soll mir auf der Hochzeit noch lieber sein. —
Ich werde bitten so vorlieb zu nehmen!"

Solche Rede nimmt in ihrem Verlauf ein Paar gesunde, urkräftige Lungen in Anspruch, da jeder, auch der längste Satz in einem Athem recitirt werden muß. Ein Verstoß gegen diese herkömmliche Weise würde ihn dem Spotte der Zuhörer Preis geben. Während des

Aufsagens derselben pflegen kleine Pausen gemacht zu werden, in welchen er gewisse herkömmliche Erkundigungen nach Braut und Bräutigam, Zahl der Gäste u. dergl. entgegennimmt und in schlichter Prosa beantwortet. Junge Mädchen suchen auch wohl durch spitzfindige Zwischenfragen ihn in Verlegenheit oder aus dem Kontext zu bringen. Im Dorfe selbst (mögen Weg und Wetter sein wie sie wollen) schickt sich für sein Pferd keine andere Gangart als „kurzer Galopp". In jedes Haus, das er beehrt (ach! und wie schlagen die jungen Herzen, wenn er auf seiner Runde dem väterlichen Gehöft sich naht), muß er einreiten und sollte er ob der niederen Thür, sich rücklings platt auf das Pferd legen. Er spricht, ißt und trinkt im Sattel, denn er darf überhaupt, so lange seines Weilens an einem Orte, den Bügel nicht verlassen. In der Regel wird nun die Rede vom Pferde herab in der Wohnstube gehalten; bei der Schloßherrschaft, dem Herrn Pfarrer und andern Honoratioren pflegt er um die „Vergunst" zu bitten in den Flur reiten zu dürfen, die ihm fast nie verweigert wird. Zu bewundern ist die Keckheit, mit der Reiter und Pferd, so undressirt wie sie sind, bei dieser Gelegenheit selbst das Hinderniß von Stiegen und Treppen zu überwinden wissen. Gilt seine Einladung auch nur einer Person, und wäre es die gräfliche Küchenmagd, gebeten wird deßhalb doch, wie die Rede vorschreibt, das ganze Haus mit Kind und Kegel und erst hinterher wendet er sich in selbstgewählten Worten an seine Adresse, der Phrase Kern ausklaubend. Hat er gesprochen, so pflegt man ihm einen „guten Trunk" zu offeriren. Obwohl dieser nur mit großer Zurückhaltung gekostet zu werden pflegt, macht seine Wiederholung es doch fast unmöglich, dem Einflusse des, die Lebensgeister anregenden Alkohols sich ganz zu entziehen. Kein Wunder also, wenn in großen Bauerdörfern der Platzmeister in animirter Stimmung erscheint. Symptome der Trunkenheit würden ihn jedoch auf ewig schänden; im Sattel muß er festsitzen, wie „Fels im Meer"; das ist ein Ehrenpunkt.

Endlich erscheint er, der von Braut und Bräutigam heißersehnte Festtag; für die Platzmeister ein Tag „öffentlicher Prüfung", der ihnen entweder Ehre oder Schmach bringen muß. Vormittags sind sie noch aller Welts Diener, da die Brautjungfern mit ihrer Toilette vollauf zu thun haben. Da ist Bier „anzuschleifen", da sind Tische zu ordnen, gewaltige Schüsseln mit Strizel (Backwerk) und Zucker zu füllen, Thüren, Fenster und Balken mit Laub und Blumen zu schmücken ꝛc. Dafür treten sie aber am Nachmittage wieder in ihrer ganzen Herrlichkeit auf.

Die Thurmuhr schlägt 2 Uhr; — der Hochzeitszug setzt sich vom Gehöfte des Brautvaters in Bewegung. Ist im Dorfe keine Kirche, so ordnet sich der Festzug im „Kruge" des Kirchdorfes. — Im Fall, daß die Dorfstraße nicht sauber, benutzt man vierspännige Wagen. — An der Spitze reiten die Platzmeister, ihre feurigen Pferde mit dem Sporn heimlich reizend und gleichzeitig mit ostentirter Gewalt bändigend. Es folgt der Dorfmusikanten buntes Corps mit einem lebhaften Marsche. Hinter ihm schreiten, mit gravitätischem Ernste, paarweise die „Spitznickel" (4 bis 8 an der Zahl.) Es sind das kleine Mädchen von 8 bis 14 Jahren, in weißen Kleidchen und mit Blumen-

Bevölkerung, Bevölkerungsdichte, Bevölkerungsgeschichte, Bevölkerungsgesetz, Bevölkerungsgrad, Bevölkerungsgröße, Bevölkerungsklasse, Bevölkerungsmenge, Bevölkerungsmittel, Bevölkerungsmittelpunkt, Bevölkerungsmittelzahl, Bevölkerungsmittelziffer, Bevölkerungsmodell, Bevölkerungsmodellierung, Bevölkerungsmodellierungsmethode, Bevölkerungsmodellierungsmethodik, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschung, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitut, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiter, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiterstellvertreter, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiterstellvertretervertreter, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiterstellvertretervertretervertreter, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiterstellvertretervertretervertretervertreter, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiterstellvertretervertretervertretervertretervertreter, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiterstellvertretervertretervertretervertretervertretervertreter, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiterstellvertretervertretervertretervertretervertretervertretervertreter, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiterstellvertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertreter, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiterstellvertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertreter, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiterstellvertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertreter, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiterstellvertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertreter, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiterstellvertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertreter, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiterstellvertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertreter, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiterstellvertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertreter, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiterstellvertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertreter, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiterstellvertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertreter, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiterstellvertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertreter, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiterstellvertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertreter, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiterstellvertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertretervertreter, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiterstellvertreter, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiterstellvertreter, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiterstellvertreter, Bevölkerungsmodellierungsmethodikforschungsinstitutsleiterstellvertreterv

Revanche.

Nach dem Originalgemälde von D. Mastaglio.

Digitized by Google

Digitized by Google

Mädchen für gewöhnlich nicht ihr Haar bloß zu tragen. Um sich zu schmücken winden sie um die enganschließende weiße Kappe ein schwarzes oder farbiges Seidentuch. — Die Ehrenchargen bei einer Hochzeit haben einzig und allein das Privilegium im „gemachten Kopf" (frisirtem Haar) zu erscheinen.

Auf halbem Wege zur Kirche treten die Spielleute zur Seite und begleiten aus respektvoller Ferne von nun ab den Zug mit einem Choral. Es liegt darin sowohl eine allegorische Anspielung auf die halb heitere, halb ernste Bedeutung dieses Ganges, als auch die in diesem Volksstamm noch ungeschwächte Ehrfurcht vor dem Gotteshause. Schon schallen aus der geöffneten Flügelthür der Kirche die ersten Orgelklänge. Die Hochzeitsmusik schweigt; die Platzmeister lassen ihren ungeduldigen Rossen die Zügel schießen, erreichen in der Carrière den Kirchhügel, schwingen sich aus dem Sattel, werfen den, auf den Dienst eifersüchtigen, ihrer harrenden Schulbuben die Zügel zu und treten in militärischer Haltung in die Vorhalle; dort an die Pfosten der inneren Thür. Hier erwarten sie den Hochzeitszug, der im Vorbeidefiliren ihnen durch Bückling oder Knix den Tribut der Ehrerbietung zu entrichten hat. In den Kirchbänken nehmen nun, unter dem ersten Liede, sämmtliche Zeugen, sowie Zuschauer Platz; beide Geschlechter gesondert. Während der letzten Strophe, wenn der Geistliche bereits vor den Altar getreten, ordnen sich die Chargirten vor demselben. Jetzt erst wird die Braut dem Bräutigam zugeführt und beide treten Hand in Hand vor den Geistlichen.

Sobald die kirchliche Feier beendet, machen Braut und Bräutigam im Kreise der „Großwürdenträger" ihres Hofstaates die Runde, um ihrem Dank durch eine Verbeugung stummen Ausdruck zu verleihen. Unterdessen haben die Platzmeister sich beeilt, ihre Stellung an der Kirchthür wieder ein- und die pflichtschuldige Reverenz in Empfang zu nehmen. Hat endlich der letzte Gast die Kirche verlassen, so ordnet sich der Zug wieder wie vorhin; nur zwei der bunten Herolde Hymens stürzen in Hast zu ihren Rossen; im Nu sind sie im Sattel, und dahin fliegen sie mit Sturmeseile an dem so eben geordneten Zuge vorüber, zum Hochzeitshause. Hier harrt ihrer schon die Kochfrau mit zwei Tellern. In dem einen befindet sich Brod und Salz, im zweiten Milchreis. Jedem Platzmeister wird ein Teller aufs Pferd gereicht, — und rechtsum kehrt! gehts dem Hochzeitszuge entgegen, den sie auf halbem Wege treffen müssen. Der Zug hält nun an, Braut und Bräutigam genießen von der ominösen Speise und abermals stürmen die berittenen Liebesboten davon, um am Eingange zum Hofe des Brautvaters Posto zu fassen, auch die Spielleute dem Zuge entgegenzuschicken. Während die Musik lärmt, Kinder schreien, Hunde heulen und die überlebenden Gänse schnattern, läuft die Gesellschaft durch das mit Kalmus geschmückte Hofthor, lachend und plaudernd in den Hafen des Hochzeitshauses ein. Hier stehen in der ausgeräumten Wohnstube lange Tafeln, sich biegend unter der Last kolossaler Kaffeekannen und Schmandt-(Sahnen)Töpfe, großer Schüsseln mit Stritzel und Kuchen, Näpfen mit Butter und Zuckerbergen. Ungezwungen wählt man sich seinen Nachbar und der Hochzeitsvater hat kaum die Bitte „es sich schmecken zu lassen" nöthig. Hier und da übernimmt eine erfahrene

Hausfrau das Amt der „Schänkin"; bald löst das liebliche vaterländische Gebräu die Zunge der Männer und Weiber, so gut wie der echteste Mokka. Aus der Küche werden immer von neuem gewaltige Kessel dieses pseudo-levantischen Trankes herbeigeschafft und in die Kannen geleert. Der kräftigste Humor hat sich der Gesellschaft bemächtigt; man ißt, trinkt, schwatzt, scherzt und neckt einander, bis die Sonne zum Untergange sich neigt. Jetzt allgemeiner Aufbruch. Wie ein Bienenschwarm fliegt die muntere Schaar aus und damit ist das Festgelage — zu Ende? — o nein! sondern nur in seine zweite Phase gelangt. Während nämlich die Jugend „zum Tanz", die Alten zu Tisch sich umziehen, finden im Hochzeitshause Brautdiener und Dienerinnen vollauf zu thun um die „Mahlzeit" zu rüsten. Haben nun die „Geladenen" daheim ein wenig nach der Wirthschaft gesehen, Toilette gemacht und dabei hinlänglich Kräfte zu neuem Genuß gesammelt, so begeben sie sich zum zweiten Male nach dem Festlokal. Hier harren wachsamen Auges, denn es dämmert bereits stark, die Spielleute der anrückenden Gesellschaft; weil jeder Gast mit einem Tusch „eingeblasen" (empfangen) werden muß. Der Hochzeitsgeber mustert die Seinen prüfenden Blicks und sobald er sich überzeugt: „ihm fehle kein theures Haupt", weisen die Platzmeister auf seinen Wink den Honoratioren ihre Plätze am „ersten Tische" an. Da sitzen obenan: Der Herr Pfarrer mit seiner Eheliebsten und kleinen Familie, deßgleichen der Herr Organist, der Schulze, die Kirchenvorsteher und etwa noch der Inspektor, Verwalter oder Wirthschaftsschreiber als Repräsentant der Gutsherrschaft. Die übrigen Gäste reihen sich nach Belieben an den langen, mit schimmernden Linnen bedeckten Tafeln. Der erste Tisch zeichnet sich namentlich dadurch aus, daß hier Messer und Gabel neben jedem Teller liegen; von den übrigen Gästen führt jeder sein Taschenmesser bei sich. Servietten sind ungekannte Luxusartikel. Die Braut mit dem Bräutigam, die Brautjungfern und übrigen Würdenträger des Festes nehmen den sogenannten Brauttisch ein, der in der Mitte des Zimmers steht. Nur die Platzmeister dürfen an den Freuden des Mahles noch nicht theilnehmen. Im Schweiße ihres Angesichts schleppen sie „unendliche Fülle" selbstgebrauten Bieres und gewürzten Branntweins herbei, mit Argusaugen jedes geleerte Glas überwachend; vorzugsweise aber ihre Dienste dem Brautpaar widmend, das sich angelegen sein läßt, sie in steter Bewegung zu erhalten. Dabei müssen sie in voller Galla bleiben; sogar die lederne Reitpeitsche hängt an einem Riemen vom Handgelenk herab. Und der Hausherr winkt wieder; da öffnet sich die weite Thür, die zur Küche führt, und hinein treten in langer Reihe, die Mägde mit Schüsseln. Sie enthalten die gelbäugige, unentbehrliche Suppe. In jeder Schüssel zwei Hühner und für je vier Gäste eine Schüssel. Ein Blick des Einverständnisses wird zwischen dem Herrn Pfarrer und dem Wirth gewechselt und ein langanhaltendes: „Pst" bringt sämmtliche Zungen zur Ruhe. Der Geistliche betet; worauf der Organist ein Tischlied intonirt. Sowie die letzten Töne des Gesanges verklungen sind, lüftet der, am untern Ende der Honoratiorentafel, dem Prediger gegenüberstehende Hochzeitsvater sein Käppchen und spricht die unvergeßlichen Worte: „Meine Herrschaften, greifen sie zu! nur mir nicht in die Haar!" mit dem gewöhn-

lichen Zusatze: „ich hab' ohnehin nicht viel." Kein Trompetensignal bei einem Manöver kann exakter ausgeführt werden, als das so eben gegebene. Alsbald hört man das Geklapper der Löffel; im fernern Verlauf der Mahlzeit von dem anschwellenden Summen einer lebhaften Unterhaltung begleitet. Die Zahl der Reihenfolge der Gerichte ist von der Sitte vorgeschrieben. Auf die Suppe folgen Fische (am Herrentische Karpfen in Bier), durchweg aber Marenen, die zu einer Hochzeit oder Kindtaufe herbeigeschafft werden müssen, und sollten sie meilenweit hergeholt werden; Braten (wobei Gans und Schwein stark vertreten) und zuletzt dicker Reis mit Zucker und Zimmt. Schwarzsauer (aus Gänseblut und Backobst bereitet), ein nationales Extragericht, kommt jetzt selten mehr vor. Der übriggebliebene Braten wird jedoch noch gewissenhaft getheilt und, in mitgebrachtes Papier gehüllt, ad saccum gesteckt. Nur der „Herrentisch" hat, dem Beispiele des Herrn Pfarrer folgend, dieser Sitte bereits entsagt. Gleichzeitig mit dem Reis erscheint die Großmagd, welche in einer flachen Schüssel jedem Gaste ein angefeuchtetes Buchsbaumsträußchen offerirt, wofür ihr ein kleines douceur ins Wasser geworfen wird. Diese Sträußchen sind eine Aufforderung für jung und alt, einander in neckischer Weise durch „Besprengen" ein kühlendes Staub- und Tropfbad zukommen zu lassen. Endlich tritt die Kochfrau vor, mit verbundenem Arm um ein „Schmerzensgeld" zur Heilung ihrer, im Kampfe mit den rebellischen Elementen der Küche davon getragenen Brandwunden bittend. — Und abermals entblößt der Brautvater sein Haupt mit einem: „meine Herrschaften! nehmen Sie so vorlieb!" — Abermals erhebt sich auf ein langgezogenes: „Pst"! die Tafelgesellschaft zu Gebet und Gesang und man wünscht sich eine „gesegnete Mahlzeit."

Hat der Platzmeister bis jetzt unermüdlich den Ganimed gespielt, so gebührt ihm jetzt auch eine voll wichtige Genugthuung. Siegeschieht ihm, indem mit fliegender Eile die Brauttafel verschwindet und an ihre Stelle ein kleiner, aufs sauberste geschmückter Tisch rückt, an dem die Herren Marschälle jetzt erst in der That „Meister des Platzes" werden. Ihre Bedienung liegt nun den Brautjungfern ob und diese haben die Verpflichtung, außer den üblichen Schüsseln ihnen noch ein Phantasiegericht extra zu liefern. Da wetteifern nun beide Theile, die einen in unverschämtem Fordern, die andern in sinnigem Gewähren. Die Bestellung dieser Extraschüssel muß jedoch schon bei der Suppe gemacht werden, damit die dienstfertigen Grazien einige Minuten Zeit gewinnen, um ihre Arrangements zu treffen. Ich war Zeuge, wie einst die übermüthigen jungen Leute als fünfte Schüssel: „junge Hunde mit Schoten" forderten. Das war — ihrer Meinung nach — der höchste Trumpf, den niemand schlagen könne. Doch er wurde überboten, durch Geistesgegenwart der „resoluten Margellen." Ein alter Kleiderschrank ward schleunigst seiner Zier, zweier kleiner Gipshunde beraubt und als Surrogat für Schoten, die Ende Oktober nicht mehr aufzutreiben waren, nähten die Mädchen in größter Eile einige Pfefferkörner in zusammengelegte Orangenblätter. Das Ganze wurde mit einer Schmandsauce servirt. — Nicht selten mögen jedoch heimliche Verabredungen den Brautjungfern zu Hilfe kommen, und die Ueberraschten sind vielleicht die Zuschauer allein. Unterdessen haben die

Alten ſich ein Pfeifchen angeſteckt, die Jungen die Speiſetiſche weggeräumt und ſobald es den pretentiöſen Herren Platzmeiſtern beliebt auch ihrerſeits ſich zu erheben, hört man auch ſchon die erſten Klänge der Fidel; es wird zum Tanze angetreten. Schottiſch, „Berlinſch“ (Galopp) und Walzer ſind die einzigen, bis jetzt bekannten Tänze. Der Herr Pfarrer muß anſtandshalber noch ein halb Stündchen den aufwirbelnden Staub mit Dünnbier herabzuſpülen verſuchen. Dann ziehen die Alten ihn wohl durch beharrliche Bitten ins „Stübchen“ um dort ſeine ſchönen Geſchichten zu hören, bis er Ruhe ſucht in ſeinen vier Pfählen. Gegen Mitternacht pflegt man ohnehin den Geiſtlichen zum „längern Verweilen“ nicht mehr zu nöthigen, da ſeine Gegenwart den Aeußerungen der Luſt eine immer fühlbarer werdende Schranke auferlegt. Sobald dieſe gefallen, ſchlüpfen in das Hochzeitshaus allerlei abenteuerliche Geſtalten, im Hausflur wiſpernd und kichernd. Nun beginnt der „Mummenſchanz der Maskirten“ (in der Mundart des Volkes die „Ausgekleideten“ genannt). Diejenigen, welche ſich dazu hergeben, ſind in der Regel Ungeladene, die gerade nicht zu den Honoratioren des Dorfes gehören und doch von dem „guten Leben“ auch ein Partikelchen erwiſchen möchten. Die erſte Rolle ſpielt der Bärentanz, der nach beſonderer Muſik in Koſtüm ziemlich treu nachgeahmt zu werden pflegt. Etwas draſtiſcher fällt gewöhnlich die Barbierſcene der Bucklichen aus. Der zu raſirende will durchaus nicht ſtill halten, erhält von dem Raſeur ein zurechtweiſende Ohrfeige und fällt für todt vom Stuhle. Allgemeiner Schrecken, fruchtloſe Verſuche den Todten wieder zu beleben (meiſt nicht ſehr zarter Natur), während die Muſik Schmerz heult und Verzweiflung winſelt. Endlich ſpringt der Todtgeglaubte auf ſeine Beine; allgemeiner Jubel und ſchließlich ein ungenirter Ball paré. Der Aufbruch jedes Gaſtes von Diſtinktion unterbricht jedoch ſtets den Tanz, da die Pfeifen, Klarinetten und Hörner vor der Thür mit Marſch und Tuſch ihn „auszublaſen“ verpflichtet ſind. Das junge Volk pflegt bis zum Morgen der Luſt des Tanzes ſich hinzugeben. Die Platzmeiſter ſind verpflichtet, jedes anweſende Mädchen (die Spitznickel nicht ausgenommen), wenigſtens einmal auszuſchwenken.

Zum Schluß wird der Braut das Kränzlein vom Haupt genommen; man verbindet ihr die Augen, ſämmtliche Jungfern ſchließen einen Kreis und tanzen (nach eigner Muſik) einen Reigen um ſie herum; währenddeſſen ſucht dieſe eine ihrer Freundinnen zu erhaſchen, um ihr den Kranz aufzuſetzen. Die ſo Geſchmückte, wird als die nächſte „Braut“ bezeichnet.

Der ganze Verlauf des Feſtes beweiſt, wie viel Euphemismen und Hyperbeln in der Rede des Hochzeitsbitters vorgekommen. Auch was darin von der Dauer des Gelages geſagt, darf man ja nicht buchſtäblich verſtehen.

Auf Umwegen.

Novelle von **Hermann Birkenfeld.**

(Schluß.)

Ich habe es gleich gesagt, so lange Wellheim die Bank hält, ist nichts zu wollen. Man sollte eigentlich gar nicht mehr spielen", rebellirte Lissen, der wiederholt verloren hatte.

„Machen Sie es wie Waldau, der niedrig pointirt", erwiderte der Lieutenant.

Fritz Waldau fühlte sich etwas gereizt; denn er setzte einfach deßhalb niedrig, weil ihm die Mittel zu höherem Spiele fehlten und er gleich den anderen beständig verloren hatte. Jetzt legte er sein letztes Zehnmarkstück auf die Dame.

„So ist's recht, Waldau, mit dem Silber zwingen Sie das Glück nicht!" rief Dirkstein.

„Gold wirkt freilich besser, wie Figura zeigt", sprach Wellheim gelassen, indem er an Waldau dessen Gewinn auszahlte.

„Ich lasse stehen", sagte dieser und setzte das Gewonnene zu seinem ersten Einsatz. Wieder fiel die Dame zu seinen Gunsten — es war, als hätte das Glück völlig umgeschlagen; denn binnen kurzem hatte er einen kleinen Haufen Goldstücke vor sich liegen.

„Meine Herren, noch ein Abzug!" publizirte Wellheim, der nicht unbeträchtlich verloren hatte.

„Währenddem sprenge ich die Bank." Damit schob Waldau die Hälfte des vor im liegenden Geldes auf eine Karte. Wellheim zog ab — der leichtsinnige Spieler hatte verloren. „Dann den Rest auf dieselbe Karte", sagte er und schob aufgeregt die zwanzig Goldstücke, welche noch vor ihm lagen hin.

Wieder fielen die Karten zu seinem Schaden — sein letztes Goldstück war dahin, ohne daß einer der Anwesenden besonders Notiz davon genommen hätte. Als Wellheim die Bank abgab, hatte er seinen Verlust wieder gedeckt.

„Soll ich Ihr Nachfolger werden?" fragte Waldseck.

„Nein, nein, lassen Sie Waldau lieber die Bank, er hat, glaube ich, am meisten verloren", sagte Torsten.

„Ich bin außerstande, weiter zu spielen — ich bin blank", sprach Waldau.

„Nanu, Sie werden doch nicht —!“ Damit wurde ihm von Wellheim und Torsten je zwei Hundertmarkscheine hingeschoben. Fritz wurde aufgeregt. Er wollte das Dargebotene zurückweisen, doch die Idee, seinen gestrigen und heutigen Verlust wieder gewinnen zu können, hielt ihn davon zurück. „Ich danke Ihnen; ich nehme Ihr Anerbieten an“, sagte er etwas beklommen. „Faites votre jeu, messieurs, s'il vous plaît!“

So nahm das Spiel seinen Fortgang; aber merkwürdig! schon nach fünfzehn Minuten war die Bank auf ein Minimum reduzirt. Wellheim sah es und schob Waldau wieder eine Banknote zu. Auch diese folgte den ersten. Der Bankier warf einen Blick zu Torsten hinüber, und — dreihundert Mark wanderten in seine Hände.

„Das ist zuviel, Torsten“, sagte er betroffen.

„Nicht, wenn anständig gesetzt wird“, sprach dieser gleichmüthig, indem er einen Hundertmarkschein auf den König legte. Das war das Signal zu allgemeinem höherem Spiel, in welchem Waldau unausgesetzt verlor. Wieder und wieder borgte er bei anderen, ohne recht zu wissen, wie hoch seine Schuld schon angewachsen war. Endlich war die Bank gesprengt.

„Ich muß Ihnen noch vierzig Mark schuldig bleiben, Waldseck“, sagte Waldau, als er dem Baron den letzten Gewinn auszahlte. Und jetzt höre ich auf zu spielen; ich bin heute doch einmal ein Pechvogel.“ Er notirte im Taschenbuche seine Schulden: sechshundert Mark an Torsten, dreihundert an Wellheim und kleinere Beträge an die übrigen, im ganzen circa zwölfhundert Mark. Ihm wurde schwindelig bei dem Gedanken diese Summe in kurzer Zeit zahlen zu müssen — hastig goß er ein Glas Wein hinunter.

Bald nachher trennte man sich und Waldau schlenderte allein die Straße hinab seiner Wohnung zu. Die kühle Nachtluft ernüchterte ihn vollends, und er verwünschte seine Leidenschaft, ohne aber verlegen um Gründe zu sein, die sein gewagtes Spiel vor ihm selbst rechtfertigten. Das schlimme Faktum, daß er mehr schuldet als er in drei Monaten überhaupt einnahm, konnte er indeß nicht wegbannen, und lange wälzte er sich ruhelos auf seinem Lager, ehe der Schlaf ihn in Selbstvergessen einwiegte.

Am anderen Morgen fielen ihm sofort wieder zwei Dinge ein: der versprochene Besuch bei Frau von Carlowa und — seine Schulden. Er prüfte seine Börse — nicht einmal eine ganze Mark war ihm geblieben, er durfte sich gar nicht mehr auf der Straße sehen lassen! Ihm fiel Knorr ein, der ihm wenigstens ein paar Thaler borgen würde, und bald hatte er sich zu diesem auf den Weg gemacht.

„Alle Wetter, das ist ja ein seltener Besuch!“ rief der alte Freund, der sich wenig geändert hatte, seit wir ihn zuletzt gesehen haben. „Aber thut nichts, freut mich, daß Du 'mal wiederkommst, alter Junge! Da setz' Dich — nimm den Ehrenplatz auf meinem Kanapee, dem besten Möbel, das die biedere Frau Behling ihr eigen nennt. Soll ich um eine zweite Tasse schellen, oder hast Du schon gefrühstückt?“

„Danke schön, Knorr. Ich — ich wollte Dich um etwas anderes bitten, als ein Frühstück.“

„Desto besser, vorausgesetzt, daß ich Dir irgendwie nützen kann

Sekundiren, was? Anrempeln? Weißt Du, bist ein Prachtkerl, Waldau, und ich gehe für Dich durch zwei Feuer."

„Ich bin in einer — freilich nur sehr momentanen — Verlegenheit —"

„Verlegenheit? Famos! Kerl, so viel Spaß hast Du mir lange nicht gemacht wie heute, wo ich gerade noch in meiner saison dorée bin. Sieh hier!" Mit den Worten öffnete er seine Börse und ließ zehn bis zwölf Goldstücke über den Tisch rollen. „Kannst sie meinetwegen alle haben; ich werde auch ohne sie fertig."

„Nein, nein, ich habe an ein paar Thalern genug. Wenn Du mir fünfzehn Thaler borgen willst, so ist das hinreichend für mich."

„Mit Freuden! Da, hier sind zwanzig."

„Die Du am ersten zurückerhalten sollst. Ich danke Dir, Knorr, Du hast mir wirklich einen großen Dienst geleistet."

„Schon gut, alter Kerl! Und wegen der Rückgabe mach Dir nur keine Sorge. Wenn ich einmal am Verhungern bin, werde ich mich schon melden."

Von Knorr zurückgekehrt, machte Waldau sorgfältig Toilette, galt doch sein Besuch einer Dame aus den Kreisen der Aristokratie, die sich seiner nicht schämen sollte! Er hatte bisher zu wenig mit Frauen verkehrt, daß nicht die Bekanntschaft mit so viel Schönheit, so viel pikantem Reiz, dabei der schmerzliche Zug, welcher durch das Wesen der Baronin ging, seine Sinne gefangen nehmen sollte, und er war zu sehr Weiberfreund, einmal angeknüpfte Beziehungen zu einer jungen, schönen, liebenswürdigen und — wie er aus ihrem Wesen herauszufühlen meinte — auch gebildeten Dame, noch dazu einer solchen, welche vermöge ihres verstorbenen Gatten eine gewisse gesellschaftliche Stellung einnahm, leichten Sinnes abzubrechen. Er gehörte zu den männlichen Naturen, welche zugleich durchaus leichtsinnig leben und dennoch tief empfinden können, es lag etwas weibliches in seinem Charakter, das ihn weniger starr machte gegen Einwirkungen von außen, er gehörte zu den Gefühlsmenschen, welche ihre rauhe, leichtfertige, ja frivole Außenseite nur zu benutzen scheinen, um die ganze Glut einer empfindsamen und tief empfindenden Seele darunter zu verstecken, Leute, die heute um so häufiger sind, als es ja einmal nicht zum guten Ton gehört, in „anständiger" Gesellschaft Gefühl zu äußern.

Wenn ein Kanarienvogel an Magenüberladung stirbt, eine Kokette sich die zarte Haut ihres kleinen Fingers ritzt, so daß beinahe ein Blutstropfen hervorquölle, dann ist es gestattet, sein tiefgefühltes Beileid zu äußern, und wer es unterläßt, ist ein „gefühlloser Mensch". Wenn aber unsere Mitmenschen neben uns verhungern, wenn ein Mädchen durch die Schändlichkeiten eines Roué und bitteren Mangel zu Hause endlich dem Verderben in die Arme geführt wird, dann muß das Gefühl hübsch in Schranken gehalten werden. Im ersteren Falle giebt man allenfalls einen Thaler in die Armenbüchse, hinsichtlich des letzteren zieht man in Gesellschaft die Nase hoch, schlägt bei sich selbst ein Kreuz und äußert allenfalls ein „Fi done" über die „Kreatur", und im Junggesellenkreise fragt höchstens der eine oder der andere: „War sie hübsch?" Das ist alles, das ist fashionable, lady-like und gentlemanly!

Fritz Waldau nun verhielt sich äußerlich genau gerade so wie ein

„anständiger" junger Mann soll, auch hinsichtlich des Gefühls innerlich war er aber keineswegs genug angekränkelt von der „fashion" des „high life", sondern hatte sich immer noch ein Quantum gesunden Gemüths bewahrt. So lange er mit Hildegard Römer in Briefwechsel stand, hatte er sich wenig oder gar nicht um andere Damen gekümmert, nachdem er mit ihr gebrochen, hatten anfangs seine Gedanken umsomehr bei ihr geweilt. Jetzt war er frei. Aber es giebt Menschen, welche ohne den Umgang mit Frauen gar nicht leben können, die sich gern voll und ganz dem eigenthümlichen und meist veredelnden Zauber hingeben, welchen der Verkehr mit einer Frau von Herz und ein wenig Geist immer ausübt, und ein solcher war Fritz Waldau. Er log sich selbst vor, er müsse wieder einen Halt haben, an den er sich anklammern würde, um nicht am Ende seine Studienzeit in eine Reihe von Extravaganzen umzuwandeln. An Hildegard dachte er heute Morgen mit keinem Gedanken, er hatte auch keine Zeit dazu. Einmal dachte er verzweifelnd an seine Schulden, dann mit den Empfindungen eines Kindes vor der Geburtstagsbescheerung an seinen Besuch, zuletzt nur an diesen. Endlich hatte er seine Toilette beendet und nahm, da er nicht unterwegs von Bekannten angehalten sein wollte, eine Droschke, welche ihn bald ans Ziel beförderte.

Eine Zofe, wahrscheinlich dasselbe Mädchen, welches gestern Abend geöffnet hatte, führte ihn in ein kleines, aber höchst elegant möblirtes Gemach zu ebener Erde, wo er sich auf einem Fauteuil in dunkelrothem Sammet niederließ. Sein Herz pochte fast hörbar, während er sich im Zimmer umsah und von Zeit zu Zeit auf die ihm gegenüber befindliche schwere dunkelseidene Portière gespannte Blicke warf. Endlich theilte sich der Vorhang, ein hohes Weib erschien unter demselben in weitem blaßrothem Atlasschlafrock mit Schwanenpelz, welcher, oben etwas geöffnet, den klassisch geformten Hals und die Anfänge einer üppigen Büste umrahmte, deren Fülle durch den Schnitt des weiten Gewandes verrathen wurde. Fritz Waldau bewunderte die volle Rundung des weißen Armes, welcher bis zum Ellenbogen frei wurde, als sie ihm unbefangen die Hand zum Gruße bot. Er drückte seine Lippen auf dieselbe, um, wie er scherzend sagte, jetzt nachzuholen, was ihm gestern Abend versagt war, doch entzog sie rasch die schlanken Finger seinem Griffe, während sie ihn mit einer Handbewegung zum Sitzen einlud.

„Sie haben wenigstens Wort gehalten; das ist hübsch von Ihnen, Herr Waldau. Ich fürchtete schon, sie würden es machen, wie so manche Herren, die am Morgen vergessen haben, was sie am Abend versprochen."

„Können Sie sich wirklich vorstellen, daß ich, der ich dem Schicksal dankbar sein muß, das mich in Ihre Nähe führte, mir die Gelegenheit hätte leichtsinnig entschlüpfen lassen, noch einmal des Glückes Ihrer Nähe theilhaftig zu werden?"

Die Baronin ließ sich nachlässig in einer Sophaecke nieder.

„Jedenfalls bin ich Ihnen verpflichtet, daß Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen nochmals meinen Dank für Ihre ritterliche Hilfe von gestern abzustatten. Und zu dem bin ich ja hier so vereinsamt, daß ich kaum weiß, die Zeit todtzuschlagen und mich freue, wenn durch Ihren Besuch ein wenig Abwechselung in mein monotones Dasein ge-

bracht wird." Sie strich mit der Linken über ihr reiches dunkles Haar, welches, in lose Flechten gebunden, nach hinten über den stolzen Nacken herabfiel, während vorn eine Fülle mattglänzender Löckchen den oberen Theil der weißen Stirn beschattete. „Man kann sich doch nicht ewig allein mit Büchern und Bildern unterhalten, und Annette, mein Mädchen, hat noch zu wenig Schliff, als daß sich mit ihr gut plaudern ließe. Später werde ich eine Gesellschafterin zu mir nehmen müssen."

Der Besucher deutete auf die zahlreichen Albums, welche auf einem Seitentische aufgespeichert lagen.

„Ich sehe, Sie scheinen sich sehr für Kunst zu interessiren", sagte er.

„Wenn Sie die Freude an ein paar illustrirten Prachtwerken Kunstinteresse nennen wollen — pourquoi pas? Mein Gemal liebte es, mir gerade Bücher und Bilder zum Geschenk zu machen, und ich habe vielleicht von meinem Vater die Eigenschaft geerbt, daß ich das Gute aus der Menge von Stoffen, die unter der Flagge von Kunstwerken segeln, bald herausfinde. Das letzte, was mir der Baron schenkte, war diese Sammlung", sagte sie, indem sie eine Mappe mit zum Theil meisterhaft ausgeführten Aquarells öffnete und ihm hinhielt. Dabei rückte sie mit einem Sessel näher, so nahe, daß fast ihre Kniee die seinen berührten.

Während sie zusammen die Bilder durchmusterten, wurden Fritzens Sinne mehr und mehr gefangen genommen von dem Reiz ihrer Körperformen, der weichen Stimme, in welcher sie die Erläuterungen zu den Blättern gab. Dabei beugte sie sich tiefer auf dieselben herab, und er empfand den berauschenden Duft, welcher dem braunglänzenden Haare entströmte, dessen Ausläufer über ihrer Stirn ein paar Mal leise die seine berührten. Ihm schwindelte beinahe, und auf Augenblicke versank er in völlige Gleichgiltigkeit gegen das, was sie sprach. Er wußte nur, daß ein schönes, wollust-athmendes Weib neben ihm saß, wie Musik klang ihm der melodische Tonfall ihrer Stimme — er glaubte den süßen Athem ihres wie zur Liebe geschaffenen Mundes zu empfinden — er war berauscht. Ohne zu wissen, wie er dazu kam, in einer leidenschaftlichen Aufwallung des Gefühls preßte er seine Lippen auf ihren weißen Nacken. Sie fuhr empor: „Pfui, Sie — loser Mensch!" Und in demselben Augenblicke fühlte er ihre brennend heißen Lippen auf den seinigen, während zwei weiche Arme sich leidenschaftlich um seine Schultern schlangen.

„Hast Du mich lieb? Pauline, Du mein! Ist's möglich, oder träume ich?"

„Ob Du geträumt hast, weiß ich nicht", sagte sie, während sie sich dichter an ihn schmiegte und er ihre Wangen, Stirn, Mund und Augen mit Küssen bedeckte, „aber ich weiß, daß Du mich lieben sollst und mußt, weil ich Dich liebe, liebte von — ja vom Augenblicke an, seit ich das erste Wort aus Deinem Munde hörte. O, mit welcher Sehnsucht habe ich Dich heut' Morgen erwartet, und wie besorgt war ich, Du möchtest Dein Wort nicht halten; denn — Ihr Männer seid doch allesammt Egoisten. Aber jetzt habe ich Dich und lasse Dich nicht fahren!" Und er sank vor ihr auf die Kniee und barg sein Haupt in ihren Schoß.

* * *

Seit diesem Tage war der junge Mediziner in den Banden der schönen Frau, welche ihn fester und fester an sich kettete, ohne daß er sich hätte sagen können, wodurch sie ihn so plötzlich zu ihrem Leibeigenen, ihrem Sklaven, gemacht habe. Ihre Stimmung wechselte so oft wie die Roben, mit denen sie sich schmückte: bald war sie ganz das hingebende, in ihrer Liebe zu ihm aufgehende Weib, gegen dessen Wärme seine Empfindungen kühl zu nennen waren, bald zeigte sie sich als verständig denkende Frau und imponirte ihm durch ihre fast geistreichen Bemerkungen, ihr treffendes Urtheil über Leute und Bücher, bald wieder wurde sie beim Gedanken an ihr früheres Leben von sentimentalen Anwandlungen ergriffen, um sich im nächsten Augenblicke in den muthwilligsten, kindlichsten Spielereien und daneben in Bemerkungen zu erschöpfen, welche an Frivolität streiften. Fritz Waldau gefiel sie immer: ihre Hingebung machte ihn glücklich und stolz, ihr kindliches Wesen berührte ihn wie ein Hauch aus einem anderen Leben, dem er frühe entwachsen war, ihre Heiterkeit verfehlte nicht ihn anzustecken, und in ihren sentimentalen Stunden war er glücklich, wenn er glaubte, sie trösten zu dürfen. Und dabei war er sich bewußt, daß sie einzig für ihn lebte; denn sie wies jede Annäherung an andere Menschen förmlich zurück. Er schwamm in einem Meer von Glück und Wonne.

Zuweilen nur legte es sich wie ein Alp auf seine Brust; denn vergebens sann er auf Wege, seine pekuniäre Lage zu bessern. Er wußte, daß er dem Onkel, einem etwas schroffen pensionirten Major, in solchen Dingen die Wahrheit nicht gestehen dürfe, ohne sich auf das Aergste gefaßt zu machen und in dem kleinen Kreise, in welchem er letzthin verkehrt hatte, konnte er unmöglich jemanden um Hilfe bitten, da ja die Meisten der „Bären" seine Gläubiger waren. Daneben fühlte er hie und da etwas wie gelinde Gewissensbisse wegen seines Verhaltens gegen Hildegard Römer, wennschon er sich sagte, daß dieselbe ihn über kurz oder lang vergessen werde. Und wenn nicht? Nun, was that's! Er hatte seine Liebe zu Frau von Carlowa, eine Liebe, die nicht nur sein ganzes Herz einnahm, sondern auf welche er auch bedeutende Hoffnungen hinsichtlich seiner materiellen Lage baute. Er war fast zu beneiden; denn was ihm oft als unerreichbares Ideal vorgeschwebt hatte, war die Eroberung einer Frau von Stande, welche ihm mit ihrem Herzen zugleich die Mittel zu einer auf „gesunder Basis" ruhenden Ehe gab, wie er sagte, das winkte ihm jetzt so nahe, so anmuthig, so glückverheißend! Daß er diese Frau schon so bald gefunden, daß sie völlig unabhängig, daß sie das herrlichste, anbetungswürdigste Geschöpf unter der Sonne war, daß sie ihn bis zum Wahnsinnigwerden liebte, das alles war eben sein spezielles Glück — er war entschieden eine Art Sonntagskind. Mit der offiziellen Verlobung wollten sie beide noch einige Monate warten, bis die Trauerzeit um Paulinens Gemal verstrichen sein würde. Dann wollte er auch seine Studien mit vollem Eifer wieder aufnehmen — vorläufig fand er nicht Zeit dazu. Er hatte zuviel für sie zu sorgen, in deren Liebe er allein lebte; allein oder mit ihr besorgte er ihre Einkäufe, fand sich morgens bei ihr ein, um sie zu einer Spazierfahrt abzuholen, des Nachmittags, um mit ihr zu promeniren oder in dem kleinen Blumen-

garten hinter dem Hause zu plaudern oder zu lesen, und des Abends beschloß er den Tag in ihrer Nähe — kurz, er lebte nur mit ihr und für sie. Dem Onkel in Gellheim berichtete er natürlich nichts von der ganzen Sache, er kannte den barschen Ton des alten Offiziers, der sich ihm gegenüber, wenn es etwas zu tadeln gab, nicht eben der sanftesten Ausdrücke bediente, und er fürchtete, der Alte möchte in seiner Aufregung den Zorn, welcher dem Neffen galt, auf dessen Geliebte übertragen; denn daß sein Oheim ihm nicht ohne weiteres beistimmen würde, war ihm vollkommen klar. Seinen Bekannten in der Stadt konnte dagegen sein Verhältniß zu der jugendlichen Wittwe nicht lange unbekannt bleiben, und wiewohl er hier und da ihretwegen kleinen Neckereien ausgesetzt war, so gab es doch unter den Bären kaum einen, der ihn nicht wegen seiner Eroberung beneidet hätte.

Uebrigens suchte er die Gesellschaft der jungen Lebemänner seit dem letzten Spielabende nicht; einmal ließ ihm die Baronin kaum Zeit dazu, und daneben war es die Scham, welche ihn erröthen ließ, sobald er seit dem für ihn so unglücklichen Spiele einem Mitgliede der Gesellschaft begegnete.

Eines Nachmittags — er war gerade im Begriff, nach Hut und Stock zu greifen, um mit „ihr" eine kleine Spazierfahrt zu machen — trat Lissen bei ihm ein.

„Sie machen sich jetzt so selten bei uns, daß man wohl oder übel zu Ihnen kommen muß, Waldau, wenn man etwas mit Ihnen besprechen will", sagte er.

Dem Angeredeten war der Besuch unwillkommen; er mußte sich daher zusammennehmen, um mit einem Höflichkeitslächeln erwidern zu können:

„Dafür dürfen Sie mir glauben, daß es mir jedesmal ein besonderes Vergnügen ist, einen von den Herren bei mir zu sehen."

Lissen lachte. „Schon gut, nur keine Komplimente! — Sie wollten ausgehen, sehe ich; da begleite ich Sie, wenn Sie erlauben."

„Ich habe keine Eile, Lissen; es soll mich freuen, wenn Sie —"

„Nur keine Umstände, Waldau! Und — ich will ja nicht einmal fragen, wohin Sie gehen", sagte der Baron mit einem lächelnden Seitenblick auf Waldau. „Also ich darf Sie begleiten, was?"

„Wenn Sie es denn durchaus wollen, Lissen, so gehen wir zusammen." Damit verließen beide das Zimmer.

„Ich habe nämlich den übrigen Herren versprochen, Ihnen einen Plan vorzulegen, dessen Ausführung uns einen vorzüglichen Nachmittag verschaffen soll", ergriff Lissen nach einer Weile das Wort. „Torsten hat die Idee angeregt, bei diesem kostbaren Wetter einmal eine Art Picknick im Rauensteiner Walde zu veranstalten. Wir denken noch einige Herren vom Militär mit etlichen Damen dazu zu animiren und zu leben wie die Götter."

„Gestatten Sie eine Frage: aus welchen Kreisen werden Sie die — Damen beziehen?"

Lissen lachte. „Jedenfalls reflektiren wir nicht auf ästhetisirende Professorsfrauen mit ihren eingetrockneten, prüden Töchtern. Nein, das ist eben das Neue an der Idee, daß wir ungenirt entre nous mit

Damen nach unserem Geschmack uns amüsiren werden, ohne Anstandsmütter ꝛc."

„Und befürchten Sie nicht, durch die Ausführung dieser Idee einen kleinen Skandal herbeizuführen, der für manchen von der Partie von unangenehmen Folgen sein könnte?"

„Bah! Wenn die Sache plump angelegt würde, ja! Aber wir werden natürlich die Damen voraus schicken, d. h. Torsten soll den ganzen weiblichen Theil der Gesellschaft nach einer Kaffeewirthschaft vor der Stadt geleiten; dort vereinigen wir uns mit unseren Schönen und setzen gemeinschaftlich den Weg fort. Torsten will das Arrangement der ganzen Geschichte übernehmen. Also gemeinschaftliche Ausfahrt, Frühstück und Diner im Freien, kleine Steeple-Chase zwischen Torsten, Waldseck und mir, idyllisches Blumensammeln à la Voß' Louise ꝛc., gemeinschaftliche Rückkehr im Dunkel der Nacht. Was meinen Sie dazu?"

„Ich weiß wirklich nicht, Herr von Lissen, wie ich mich der Frage gegenüber verhalten soll. Sie wissen —"

„Ja ja, ich weiß so ungefähr, daß Sie nicht freie Hand haben werden, in solchen Dingen zu entscheiden. Fragen Sie also erst einmal Ihre Gebieterin — die Sache eilt ja ohnehin nicht. Doch ich sehe, hier trennen sich unsere Wege. — A propos, Waldau, nehmen Sie mir eine kleine Gewissensfrage nicht übel — sind Sie bei Kasse?"

Waldau merkte, daß er bis über die Ohren roth wurde. „Leider nicht sehr, Herr Lissen, andernfalls würde ich nicht verfehlt haben, bei Ihnen meine alte Schuld zugleich mit meinem Danke abzutragen."

„Aber was reden Sie da für Zeug, Waldau! Ich habe die paar Mark nicht nöthig, aber Wellheim gestand mir heute Morgen, daß es ihm nicht unangenehm sein würde, von Ihnen den kleinen Betrag von damals zurückzuerhalten."

Der Angeredete gerieth in peinliche Verlegenheit. Betreten kratzte er eine Weile mit der Spitze seines Stockes im Sande des Pflasters. „Mir sind — leider — Zahlungen ausgeblieben, auf deren Eintreffen ich — mit Sicherheit rechnete, und Sie können sich nicht vorstellen, Herr von Lissen, wie peinlich es mir ist, so lange auf Ihre Nachsicht und der der anderen Herren zählen zu müssen. Gerade jetzt würde ich am allerwenigsten imstande sein, meinen Verpflichtungen gegen Sie nachzukommen — ich weiß in der That nicht, was ich jetzt eben anfangen soll."

„Ja, ja, infame Geschichten, solche Geldklemmen, kenne das!" sagte Lissen, indem er sein winziges Stöckchen in der Luft schwenkte. „Bedauere nur, daß ich selbst Ihnen nicht helfen kann. Nun, am Ende hat auch Wellheim nicht solche Eile, andernfalls — bleibt Ihnen nur der Jude in der Kranzgasse. Doch ich halte Sie wohl unnützerweise auf und bin nachher die Ursache, weßwegen Sie Schelte bekommen möchten! Mahlzeit, Waldau, und suchen Sie die Sache mit dem Picknick zu arrangiren! Wäre doch schade, wenn wir auf Ihre und Ihrer Dame Theilnahme verzichten müßten."

Lissen faßte flüchtig an seinen Hut und bog in eine Seitenstraße ein, während sein Begleiter einen Augenblick sinnend stehen blieb und dann seinen Weg zu Frau von Carlowa weiter verfolgte. Er war

mit sich selbst uneins, ob er dieser überhaupt zumuthen dürfe, sich in eine Gesellschaft zu mischen, in welcher sie Damen nicht von direkt schlechtem Rufe, aber doch solche finden werde, in deren Begleitung sich ein anständiges Bürgermädchen nicht gern zeigen würde: ein paar Schauspielerinnen, welche es vorgezogen hatten ihren reichen Verehrern zu folgen, und ein paar Exemplare jener Spezies, die ohne eigentlichen Beruf, ohne Vermögen, mit kaum nachweisbaren Einnahmen unter dem Schutze irgend einer „Tante" eine äußerlich beneidenswerthe Existenz führt. Hätte er Pauline wirklich geachtet, sie mit mehr als seinem sinnlichen Auge angesehen, so würde er von vornherein jeden Gedanken daran, sie zur Theilnahme an dem Ausfluge einzuladen, aufgegeben haben, aber so etwas kam ihm nicht in den Sinn. Er zweifelte zwar, ob sie annehmen würde, aber er hätte sie so gern seinen Freunden vorgeführt, sich so gern im vollen Glanze seines Glückes gezeigt, und deßhalb beschloß er, wenigstens einen Versuch zu machen, sich ihre Begleitung zu sichern.

In solchen Gedanken war er bis an ihre Wohnung gekommen, vor welcher schon ein leichter offener Wagen hielt. Im Hausflur kam ihm die Baronin entgegen. „Du läßt hübsch auf Dich warten, Undankbarer", schmollte sie. „Eigentlich sollte ich zur Strafe für Deine Saumseligkeit zu Haus bleiben, da ich um sechs Uhr einen Brief erwarte, auf welchen ich sehr gespannt bin, und deßhalb bald zurück sein muß. Wenn wir nur einmal wüßten, welche vielen Abhaltungen Ihr Herren Studenten habt. Artig war's gewiß nicht, mich warten zu lassen, und —"

„Und doch geschah es aus Rücksicht für Dich, Pauline!"

„Hör' einmal, jetzt machst Du mich neugierig. Doch laß uns einsteigen."

Der Wagen rollte, von zwei feurigen Ponies gezogen, flott dahin, während Fritz ihr den Plan mittheilte, welchen er soeben von Lissen gehört hatte. Als er geendet, schwieg sie einen Augenblick. „Und wessen Kopfe, sagst Du, entsprang diese Idee?" fragte sie dann.

„Ein Graf Torsten hat die ganze Geschichte in die Hand genommen, und, was mich betrifft, so traue ich ihm in solchen Dingen Geschmack und — Erfahrung genug zu, um seinen Versprechungen gerecht zu werden. Ich glaube, daß er uns einen genußreichen Tag bereiten wird, und Du Pauline — o wie würde ich mich freuen, wenn Du an dem Ausfluge theilnehmen wolltest!"

Ein leiser Schatten flog über ihre Stirn, einen Augenblick schwankte sie, dann versetzte sie plötzlich:

„Und wenn ich mich nicht gern betheiligte, was dann?"

„Dann würden wir eben hier bleiben, aber — ich glaube, Du würdest Dich um ein viel versprechendes Vergnügen berauben."

„Deßwegen dürftest Du unbesorgt sein. Wenn ich meine Theilnahme verweigere, so geschieht es einfach, weil ich nicht glaube, mich bei dem Feste gut zu unterhalten. — Dir aber lege ich selbstverständlich keine Schranken auf. Fahr mit — amüsir Dich nach Kräften mit den anderen! Mein Gott, an Damen wird ja wohl kein Mangel sein!"

„Wie kannst Du nur denken, ich würde ohne Dich mich bethei-

ligen!“ rief er leidenschaftlich und ein wenig pikirt aus; denn er glaubte bemerkt zu haben, daß ein besonderer Grund die Baronin veranlaßte, seinen Wunsch nicht zu erfüllen. „Vielleicht“, fuhr er fort, „gestattest Du mir aber dennoch die Frage, weßhalb Du ablehnst.“

„Weßhalb? Nun, ich denke, der Grund liegt klar genug zu Tage!“ erwiderte sie. „Ich kenne keine von all den Damen und Herren, welche von der Partie sind und besitze wenig Neigung, mir hier gerade jetzt einen Bekanntenkreis zu schaffen.“

„Du weißt aber, wie gern ich von Dir sähe, daß Du Dich nicht so sehr von der Gesellschaft zurückzögest!“

„Und warum? Bin ich Dir nicht mehr genug oder werde ich Dir allmählich lästig? Warum gehst Du dann nicht fort und läßt mich meine Wege ziehen?“

„Pauline!“ Er stöhnte es mehr als er es sprach. Sie schwieg jetzt, sie war sichtlich verstimmt — so hatte sie noch nie zu ihm gesprochen. Eine geraume Weile saßen sie beide stumm sich gegenüber, dann stampfte sie plötzlich heftig mit dem elegant chaussirten Fuße auf den Teppich des Wagens.

„Nach Hause!“ rief sie herrisch dem Kutscher zu.

Er ließ sie gewähren. Sie hatte ihn mit ihren Worten zu furchtbar gekränkt, er wußte nichts zu sagen, und jedenfalls war hier draußen nicht der Ort zu weiteren Auseinandersetzungen. Es vergingen für ihn sehr peinliche Minuten, bis das Gefährt vor dem bekannten Gartenthore hielt. Er stieg aus und reichte ihr wie gewöhnlich die Hand, ihm zu folgen, dann griff er nach seinem Hute, um sich zu verabschieden.

„So schnell?“ Nichts feindseliges, gereiztes, aber auch keine Liebe lag in den fast gleichgiltig hingeworfenen Worten. „Ich hätte Dir gern noch meinen neuen Zimmerschmuck gezeigt, eine recht hübsche Fontaine, die ich erst heute Morgen aufstellen ließ.“

Er war einen Moment unschlüssig, was zu thun, dann folgte er ihr ins Haus wie ein Pudel, der gewohnt ist, seinem Herrn zu folgen, gleichviel ob derselbe ihn einmal schlecht behandelt oder mit Zuckerbrod gespeist hat. Sie ließ sich von ihrem Mädchen Hut und Mantille abnehmen und blieb mit ihm im Zimmer. Er sah sich in demselben um.

„Aber — wo hast Du denn — die Fontaine?“ Er bemühte sich, gleichgiltig zu sprechen, doch seine Stimme vibrirte — er konnte seine innere Bewegung nicht verbergen.

„Ach, laß das Ding stehen, wo es steht — drüben im Zimmer“, erwiderte sie plötzlich lebhafter. „Merkst Du denn nicht, daß ich — an Dir allein genug habe, daß mir deßhalb andere Männer herzlich gleichgiltig sein können, daß ich nichts verlange als Dich, Dich und immer Dich, Du — böser, böser Mann?“ Ihre Augen glänzten ihn feucht an, während sie ihre weichen Arme um seinen Nacken schlang.

„Pauline, ich liebe Dich mehr als je!“ rief er leidenschaftlich aus und zog sie sanft auf das Sopha herab. „Hier, hier ist mein Platz! Zu Deinen Füßen will ich liegen und von Dir Verzeihung erflehen!“ Und er ließ sich vor ihr auf eine Fußbank nieder, sein Haupt an ihr Knie lehnend. „Dein Sklave bin ich geworden für jetzt und alle

Zeit!" Er sah nicht den leidenschaftlichen Blick, welchen das schöne Weib auf ihn herabsandte, auch nicht den Triumph, welcher in ihrem Auge aufflammte, während ihre Finger in seinem reichen Haare wühlten und ihre Lippen flüsterten: „Mein lieber — Sklave!"

* * *

Das Picknick der „Bären" verlief durchaus programmmäßig, aber selbstverständlich ohne Waldaus Theilnahme. Dieser hatte an demselben Tage anderes zu besorgen; am Morgen hatte er durch die Stadtpost eine Karte des Lieutenant Wellheim erhalten, der ihn in den civilsten Ausdrücken bat, ihm baldmöglichst durch Rückzahlung der „bagatellen" Schuld aus einer ziemlich fatalen Geldklemme zu helfen, und der Student mußte deßhalb versuchen, ein Mittel zu benutzen, vor welchem er bisher deßhalb zurückgeschreckt war, weil er wie so mancher Unglückliche, der sich in Noth befindet und zugleich mit einer Dosis Leichtsinn begabt ist, immer gehofft hatte, irgend ein glücklicher Zufall würde ihm die Mittel geben, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Aber kein deus ex machina erschien, welcher plötzlich hätte Geld auf den bedrängten Studenten regnen lassen, kein reicher Onkel war in einem fremden Lande jenseit des Ozeans verschieden, um ihn zu seinem Universalerben einzusetzen, und so blieb zuletzt Veit Lavinburg, „der Jude in der Kranzgasse", welchen Lissen ihm empfohlen, seine letzte Rettung. Er wußte durchaus nicht genau, auf welche Weise er seinen Verpflichtungen diesem gegenüber später gerecht werden wollte, aber er gewann Zeit — einstweilen war seine Ehre in den Augen der Herren von der Aristokratie gerettet, und er konnte in deren Gegenwart wieder frei aufathmen.

Veit Lavinburg war ein „nobler Mann", der nicht leicht einen vermögenden Gutsbesitzer oder Majoratserben in Geldverlegenheit sehen konnte, ohne daß er diesem seine Hilfe anbot, einmal aus allgemeiner Nächstenliebe, dann aus Hochachtung für den „gnädigen Herrn Baron" oder „gnädigsten Herrn Grafen", endlich — in letzter Reihe — aus kleinem Interesse für seinen eigenen Nutzen. Nicht als ob er mit seinen hochgeborenen Gönnern wirklich hätte ein Geschäft machen wollen, Gott behüte! nur um keinen direkten Schaden zu leiden, pflegte er zehn Prozent Provision zu rechnen. Man sieht, er war längst keiner von den Schlimmsten seines Schlages, aber er lieh in der Regel auch nur an „sichere" Leute.

Bei Waldaus Eintritt erhob er sich in unterwürfiger Demuth von seinem Sitze und begrüßte ihn mit der ausgesuchtesten Höflichkeit, welche sich aber in eisige Kälte verwandelte, als der Student Namen, Stand und Begehr angegeben hatte.

„Sie wollen haben Geld von mir, Herr Student? Als ob der Veit Lavinburg hätte die Dukaten liegen aufgespeichert im Keller! Weiß nicht, wie Sie kommen auf den Gedanken, daß ich habe zu verleihen Geld an jedermann, der mir kommt und sagt: Lavinburg, ich brauche Geld!"

„Einer meiner Freunde, der Baron Lissen, hat mich an Sie gewiesen, Herr Lavinburg."

„Ist ein feiner Herr, der Herr Baron, ein nobler Mann! Hab'

schon gekannt seinen Vater, der ein paar Güter hat im Preußischen, wofür ihm jeder giebt gern seine halbe Million preußische Thaler. Aber ich kenne Sie nicht, Herr Student, und ich weiß nicht, ob Sie auch sind ein Majoratserbe, ein Mann von ein paar Gütern."

Waldaus Muth sank, mit Ingrimm erkannte er das Beschämende seiner Situation.

„Ich habe allerdings — Aussicht auf die Erbschaft eines nicht unbeträchtlichen Vermögens, und auch ohne das dürften Sie sicher sein, daß ich meinen Verpflichtungen gegen Sie nachkommen werde."

Der Geldmann ging einige Minuten, welche Waldau eine Ewigkeit däuchten, gestikulirend und unverständliche Worte murmelnd im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er vor Waldau stehen.

„Ich will Ihnen 'was sagen, Herr Waldau. Sie können es nicht verdenken einem Manne, der sein Leben lang hat viel gelitten in Geschäften mit den Herren Studenten, daß er sich erkundigt nach Ihren Verhältnissen und daß er fordert eine Sicherheit von einem, den er kennt." Waldau wurde sehr unbehaglich zu Muthe, doch athmete er erleichtert auf, als Lavinburg fortfuhr: „Wissen Sie, was ich werde thun? Werde gehen morgen früh zum Herrn Baron von Lissen, werde ihm sagen: Herr Baron, sagen Sie ein Wort, daß der Herr Waldau, welcher ist bei mir gewesen um Geld, ist gut für fünfhundert Thaler, und ich gebe ihm die fünfhundert Thaler. Und wenn er sagt: Lavinburg, der Herr ist gut dafür, dann sollen Sie haben das Geld, aber nicht heute, nicht morgen, aber übermorgen werde ich mir erlauben zu kommen zu Ihnen. Ist Ihnen das recht?"

Waldau erklärte, damit zufrieden zu sein und ging ziemlich beruhigt wieder heim.

Zwei Tage später kam Lavinburg, brachte ihm zwei Wechsel von je achthundert Mark zur Unterschrift und zählte ihm fünfhundert Thaler auf.

„Sie müssen Rücksicht nehmen darauf", sagte er, „daß Sie mir nicht sind so sicher wie der Herr Baron Lissen oder der Herr Lieutenant Wellheim, und Sie werden mir nicht übel nehmen, daß ich will bezahlt sein für mein Risiko."

Waldau war empört über den unverschämten Wucher, aber er mußte schweigen, er brauchte das Geld des Mannes zu nothwendig. Jetzt konnte er seinen Bekannten wieder frei ins Antlitz sehen und ihnen gegenüber sein Haupt so stolz erheben wie zuvor — ein Grund, weßhalb er sich auch wieder mehr zu den „Bären" hingezogen fühlte und fortan abwechselnd seine Zeit diesen und der Geliebten widmete.

Doch war das Gefühl behaglicher Ruhe, welchem er sich hingab, nicht von langer Dauer. Die drei Monate Frist, welche ihm durch seine Querschrift gesichert waren, waren bereits zur Hälfte verstrichen, ohne daß er auch nur die leiseste Idee hatte, wie er die Wechsel decken sollte. Bei seinen Freunden konnte er eine solche Summe nicht auftreiben — es ist ja eine bekannte Thatsache, daß dieselben Leute, welche am Spieltisch, wo das Geld in den Augen der Spieler nur den halben Werth hat, bereitwilligst dem Mitspielenden ihre Kasse zur Verfügung stellen, sorgsam die Hände auf den Taschen halten, wenn ihnen ein Freund naht, der sich in ernster Verlegenheit befindet. Am Spiel-

tisch hat der Borger Gelegenheit, den geliehenen Betrag von dem andern wiederzugewinnen, und entweder geschieht das, oder der Schuldner gewinnt, und in diesem Falle deckt er bald seine Schuld. So ist der andere geschützt und hat eventuell — im ersten Falle — noch die Aussicht, sein Geld zum zweiten Male von dem Schuldner zurückzuerhalten.

Waldau wäre es ohnehin sehr unangenehm gewesen, einem von den „Bären", z. B. Lissen, der um seine Wechselschuld an Veit Lavinburg wußte, seine abermalige Geldverlegenheit zu gestehen. Endlich verfiel er auf ein Mittel, welches ihm schon hier und da in den Kopf gekommen war: Pauline. Pauline konnte ihm helfen! Aber sie sollte es nicht jetzt; denn obgleich er ihr wiederholt gesagt hatte, daß er für seine Person so gut wie arm sei, und nur durch die Güte seines bemittelten Oheims auf ziemlich anständigem Fuße leben könne, hätte er sich doch zu sehr geschämt, ohne weiteres ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen. Aber als zu seiner vor der Welt verlobten Braut konnte er offener über materielle Dinge mit ihr reden. Weßhalb nicht also die Verlobung ein wenig beschleunigen? Imgrunde war die Sache ja äußerst einfach, er hatte eigentlich nur ein halbes Hundert Karten drucken zu lassen und seinen Onkel von seiner Verlobung in Kenntniß zu setzen. Vor letzterem Schritte fürchtete er sich indeß mit Grund, da er wußte, wie wenig der alte Haudegen Freund von jugendlichen Verlobungen war, die er so ziemlich alle unter der Rubrik „Dummejungenstreiche" zusammenfaßte. Nichtsdestoweniger mußte er endlich den entscheidenden Schritt wagen.

Und er that ihn. Vier Wochen darauf ließ er die zierlichen Karten stechen:

Pauline von Carlowa,
Fritz Waldau.

Es hatte ihn eigentlich fast frappirt, wie bereitwillig sie auf seinen Plan eingegangen war, die Trauer um den verstorbenen Gatten abzukürzen und sich öffentlich mit ihm zu verloben, sie, die schöne, reiche Baronin mit dem unbemittelten und zunächst aussichtslosen bürgerlichen Studenten. Doch hatte sie fast ohne jedes Zögern in seinen Vorschlag gebilligt; sie könnten dann ungenirter als bisher miteinander verkehren, hatte sie gemeint, und er für seinen Theil glaubte, er werde sich selbst zur Arbeit zwingen, wenn er vor der Welt ihr Geschick an das seine gekettet hätte. Jetzt war es die höchste Zeit, daß er dem Onkel die Verlobung anzeigte, und so finden wir ihn eines Morgens vor seinem Schreibtisch, eben im Begriffe, sich das nöthige Schreibzeug zurecht zu legen. Er fühlte sich keineswegs behaglich bei dem Gedanken, dem biederen Major sein „Glück" mittheilen zu müssen, wenn er nicht wünschte, daß Frau Fama dies in einer für ihn vielleicht wenig günstigen Weise besorgte. Er kramte eine Weile zwischen seinen Papieren und öffnete dann hastig ein, zwei Schiebladen des Sekretärs, um eine neue Feder zu suchen. Da fiel ihm ein kleines Etui in die Hand — er kannte es nur zu gut — es enthielt Hildegards Ring. Aergerlich warf er das Ding beiseite, es war ihm keineswegs angenehm, gerade jetzt an sie erinnert zu werden. Und dennoch! Er konnte nicht widerstehen, langsam griff er nach dem

Kästchen und betrachtete eine Weile den einfachen, schlichten, dünnen Goldreif mit dem Steine der Hoffnung darauf. Jetzt trug seine Hand anstatt desselben einen prächtigen Opal, welchen ihm Pauline gestern Abend an den Finger gesteckt hatte, als er sie in seinen Armen hielt und schwor, sie sei seine einzige, liebe Braut, seine Herrin, und werde es bleiben immerfort. Es war ihm nicht eingefallen, zu vergleichen zwischen der Geberin des mild glänzenden Smaragds und der des in tausend Farben schillernden Opals, und hätte er es gethan, der Vergleich wäre ja doch zu Gunsten der Baronin, seiner Braut, ausgefallen. Aber jetzt schweiften seine Gedanken dennoch von dieser ab und zu seiner ersten Liebe, freilich nur, um ihm sein Glück desto anschaulicher vor Augen zu führen. Sein Glück? War er glücklich? Er wußte es selbst nicht recht. Was war überhaupt Glück?

Da klopfte es an seine Thür, und während er hastig das Etui mit dem Ringe wieder an seinen Platz legte, trat auf sein „Herein" jemand ins Zimmer, auf dessen Ankunft er am wenigsten gefaßt war, sein früherer Schulkamerad Ollner.

„Du begreifst mein Erstaunen", redete er diesen an, „Dich so plötzlich hier zu sehen, während ich Dich in Bonn vermuthete."

„Komme ich Dir ungelegen?" versetzte der andere. „In diesem Falle würde ich bedauern, Dich zu stören."

„Aber ich bitte Dich, Felix, ist das die Sprache eines alten Freundes! Ich freue mich aufrichtig, Dich wiederzusehen, aber sag' nur, welch' glücklicher Zufall Dich hierherführt."

„Ich habe wegen einer philologischen Arbeit Geschäfte an der hiesigen Bibliothek, würde Dich übrigens nicht aufgesucht haben, wenn nicht ein Gerücht, von welchem ich gestern hörte, mich veranlaßt hätte, Dich zu besuchen."

Fritz Waldau sah sein Gegenüber betreten an. Er dachte kaum noch an den Brief des Freundes, welchen er einst unbeantwortet beiseite gelegt hatte, und deßhalb wurde ihm jetzt etwas unbehaglich.

„Du hast es nicht für der Mühe werth gehalten, mir zu antworten", fuhr Ollner fort, „als ich Dir vor mehr als sechs Monaten in einer Angelegenheit schrieb, welche ich Dir wohl nicht näher ins Gedächtniß zurückzurufen nöthig habe. Du hast ja überhaupt wohl kein Interesse mehr für Deine früheren Freunde, da Du jetzt, wie ich höre, in weit feinerer und wahrscheinlich auch besserer Gesellschaft lebst. Aber ich vernahm gestern Abend von Knorr, daß Du seit längerer Zeit in gewissen, sehr intimen Beziehungen zu einer Dame stehst, und ich möchte — Dich fragen, ob — dies Gerücht auf Wahrheit beruht."

„Du führst ja ein Wort wie ein Inquisitor, Felix", antwortete Waldau, indem er sich zu lächeln bemühte. „Ich weiß nicht, was Dir ein Recht dazu giebt — was aber die Dame anbetrifft, von welcher Du redest, so sieh hier!" Er zeigte dem Freunde eine der auf dem Tische liegenden Anzeigen seiner Verlobung mit der Baronin. Ollner trat einen Schritt zurück, als er gelesen hatte.

„Es ist nicht möglich, Fritz, Du kannst nicht vorhaben — — Du darfst nicht — —"

„Was kann ich nicht und darf ich nicht, wenn ich bitten darf?" fragte Waldau mit scheinbarer Ruhe.

„Du kannst Hildegard nicht ohne weiteres aufgegeben haben. Sie hat Dein Versprechen, und Du weißt, wie sie auf Dich baut!"

„Also darauf kommt's zuletzt hinaus? Nimm's mir nicht übel — einmal ist von können und dürfen nicht die Rede, da ich mich mit der Baronin förmlich verlobt habe, also jeden Gedanken an — Fräulein Römer längst aufgegeben haben mußte. Ich bin nicht spießbürgerlich genug angelegt, mein Glück an der Seite einer Gattin zu suchen, welche mir nichts in die Ehe bringt als — ein mehr oder weniger abgeblühtes Gesicht, um dann zeitlebens in die Karre eines kümmerlichen Haushalts eingespannt, mit Sorge von einem Tage in den anderen zu blicken. Dazu mögen andere Leute Ausdauer und — Neigung besitzen — ich nicht!"

„Wenn Du nur versucht hättest, solche Ausdauer zu zeigen, so würdest Du handeln wie ein ehrlicher Mann. Aber so —"

„Nun? So? Wie handle ich so, Herr Ollner?" fragte Waldau gespannt. „Etwa nicht wie ein ehrlicher Mann? Während ich doch — froh sein kann, mich eines — Geschöpfes entledigt zu haben, das sich nicht schämt, mir zu gestehen, sie habe hinter meinem Rücken mit anderen Männern — Liebschaften unterhalten!" Waldau hatte in höchster Aufregung gesprochen und sein Vis-à-vis ihm mit fieberhafter Spannung zugehört. Zuletzt sprang Ollner auf.

„Ich will Dir sagen, wie Du gehandelt hast. Nach den Lügen — ja, ich betone das Wort — nach den Lügen, welche Du so eben über Fräulein Römer ausgesprochen, hast Du nicht nur gehandelt wie ein Niederträchtiger, sondern bist auch einer, ein — Schurke!"

Wie von einer Natter gebissen fuhr Waldau auf den Freund zu. Dieser griff nach seinem Hute und sagte, seine Erregung bekämpfend: „Ich bin nicht zweifelhaft, welches die Folge dieser Auseinandersetzung sein wird. Zu reden haben wir jedenfalls nichts mehr miteinander." Damit verließ er das Zimmer.

Drei Tage später flüsterte man unter den „Bären" von einem Duell zwischen Waldau und einem seiner früheren Bekannten, einem „ziemlich obskuren Menschen", der es gewagt hatte, Waldau gröblich zu beleidigen und der froh sein dürfe, mit einer ungefährlichen Verletzung am rechten Oberarm davon gekommen zu sein; denn Waldau war ein anerkannt guter Pistolenschütze. Dem letzteren, dem Helden des Tages, war indeß keineswegs so wohl zu Muth wie seinen leichtlebigen Freunden. Er war sich bewußt, welchen Freund er an Ollner verloren hatte und ebenso, daß er auf Hildegards guten Namen einen Flecken geworfen hatte, dessen er sich schämen mußte. Er hätte Ollner, der jetzt an seiner Wunde darniederlag, bitten mögen, ihr nichts von dem Vorfalle zu berichten; denn er fühlte, daß ihm die Meinung, welche Hildegard Römer von ihm hegte, trotzdem daß er sie aufgegeben, dennoch nicht gleichgiltig sei. Die Absendung seiner Verlobungsanzeigen hatte er vor dem Duell selbstverständlich unterlassen, nun mußte sie schleunigst erfolgen, da er der Geliebten gegenüber um einen Vorwand für noch längere Verzögerung verlegen gewesen wäre, und zudem kam der erste August, der Termin, an welchem er seine Wechsel decken sollte, näher und näher.

Es war am Tage nach dem Duell; Waldau hatte am Mor-

gen die Karten zur Post gegeben, dann „ihr“ einen Besuch abgestattet und war auf dem Wege nach seiner Wohnung. Bei Rivati ließ man ihn jedoch nicht so ungehindert passiren; denn während er grüßend an der Veranda vorübergehen wollte, wo Torsten und Lissen sich mit einigen anderen Herren niedergelassen hatten, rief ersterer kräftig und laut genug, daß der Betroffene es hören mußte: „Da ist ja unser Glücklicher, der Löwe des Tages! Jetzt entgehen Sie uns nicht so leichten Kaufes, Waldau! Nur immer heran, alter Freund, daß man Ihnen doch wenigstens gratuliren kann!“ So mußte Waldau näher treten und wurde sofort mit Glückwünschen überhäuft.

„Jetzt wird er uns auch wohl einmal eine Chance geben, seine liebenswürdige Braut kennen zu lernen“, meinte Wellheim.

„Darf ich bitten, mich dem Herrn vorzustellen?“ wandte sich jetzt bescheiden ein Herr in Civil an den letzteren.

„Ah, pardon, im Eifer ganz übersehen! Herr von Dernburg — Herr Fritz Waldau, cand. med. und glücklicher Eroberer der Baronin von Carlowa.“

„Erster Schönheit der Stadt“, fügte Lissen hinzu.

So gestatten Sie auch mir, Ihnen meinen Glückwunsch darzubringen, Herr Waldau“, sagte der Fremde, der Haltung nach ein Offizier in Civil.

Waldau dankte. Man redete noch über dieses und jenes, und auch an Anspielungen auf das gestrige Duell fehlte es nicht, doch bemühte sich Waldseck, welcher für Waldau sekundirt hatte, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

Lissen und Torsten unterhielten sich mit Dernburg, der soeben erzählte, wie ein ihnen gemeinsamer Bekannter, ein Freiherr von Ellersen, wegen einer Pistolenmensur zu halbjähriger Festungshaft verurtheilt worden sei. „Am meisten wurde er wegen seiner allerliebsten Maitresse bemitleidet, die man ihm leider nicht gestattete, auf die Festung mitzunehmen, und die er nun auf Treu und Glauben für ein halbes Jahr verabschieden mußte. Das Mädchen, eine wirklich frappante Schönheit, hat ihm Summen gekostet, welche eben nur ein Majoratsherr und vaterloser Besitzer von mehr als einer Million Baarvermögen aufbringen konnte und muß sich ein nicht unbeträchtliches Vermögen zusammengescharrt haben. Gott weiß, wo sie jetzt steckt und ob der arme Kerl, welcher übrigens in zwei Monaten seine Freiheit zurückerhält, sie überhaupt wiederfindet.“

„Na, in sechs Monaten läßt sich schon 'was vergessen“, warf Wellheim nachlässig hin.

Waldau und die übrigen waren in eifrigem Gespräche begriffen. Da fuhr plötzlich ein leichter Ponywagen vorüber; die Dame, seine einzige Insassin sah forschend auf die Gruppe der jungen Männer.

„Donnerwetter, da — kommt sie!“ rief Dernburg und fuhr unwillkürlich von seinem Sitze empor.

„Wer denn?“ fragte Wellheim gleichgiltig.

„Die schöne Pauline, die Maitresse des unglücklichen Ellersen, der auf der Festung nach ihr schmachtet. Bei Gott, sie hat noch immer dieselben Augen wie früher! Doch sie grüßte ja — kennen Sie die Dame?“ wandte er sich verwundert an Waldau, der die Equipage erst

im letzten Augenblicke gesehen und sich schnell erhoben hatte, um den Hut zu ziehen. Ein vertraulicher Gruß mit der Hand war die Antwort darauf, der Wagen hielt in geringer Entfernung vom Café und Waldau beeilte sich, an denselben heranzutreten, ohne den Fragsteller einer Antwort zu würdigen. Er hatte Dernburgs letzte Worte wohl gehört, und das Blut war ihm in die Schläfen gestiegen, aber er bemühte sich, beim Fortgehen seine volle Ruhe zu behalten.

Um so unruhiger waren die anderen Herren geworden. Bestürzt wandten sie sich an Dernburg: „Um Gottes willen, wie können Sie so unbedacht sprechen? Die Dame ist Waldaus Braut, eine verwittwete Baronin Carlowa. Sie müssen sich irren!"

Dernburg klemmte sein Glas ins Auge.

„Sonderbar", murmelte er. „Diese Aehnlichkeit! Ich kenne die schwarzen und doch so sanft blickenden Augen der teuflischen, majestätischen Pauline zu gut. Nein, nein, sie ist's dennoch, sie muß es sein. Und dies — Mädchen da wäre die Braut des Herrn Waldau?" wandte er sich an Lissen.

„Wir sagten es Ihnen ja soeben. Waldau ist seit gestern mit ihr verlobt. Sie soll allerdings bürgerlicher Herkunft sein, doch von ihrem Gemal, einem reichen, alten Baron, ein ziemlich bedeutendes Vermögen ererbt haben."

„Famos!" lachte Dernburg. „Ich schwöre darauf, meine Herren, daß die Dame da nichts weiter ist als eine gewöhnliche Kokette, die frühere Maitresse meines Freundes Ellersen, der sie — ich weiß nicht mehr recht, in welcher Provinzialstadt — aufgestöbert und seiner Zeit nach Berlin mitgebracht hat. Da sie sich einbildete, Talent fürs Theater zu haben, so spielte sie zwei-, dreimal an einer kleinen Bühne, dann aber entsagte sie jeder Hoffnung, sich auf den Brettern Ruf zu erwerben und versuchte dasselbe mit Hilfe ihrer Schönheit und — man muß ihr das lassen — Klugheit allein."

Inzwischen war der Wagen mit der Baronin abgefahren, und Waldau trat wieder an den Tisch auf der Veranda. Er ging sofort auf Dernburg zu.

„Sie haben vor wenigen Augenblicken eine Bemerkung gemacht, welche den guten Ruf der Dame, die da soeben abgefahren und meine Braut ist, in Frage stellt", sagte er halblaut, vor Erregung zitternd, während Dernburg ihm ruhig zuhörte. „Ich muß Sie bitten", fuhr Waldau fort, „Ihre Aeußerungen über die Dame sofort zu revociren."

„Ich kann mir denken, Herr Waldau, wie sehr Sie durch meine Rede getroffen werden mußten. Hätte ich ahnen können, daß jene — Dame dieselbe ist, zu deren Eroberung ich Ihnen vor einer halben Stunde Glück wünschte, ich hätte sicherlich meine Worte zurückgehalten und Ihnen — in mehr schonender Weise Aufklärung über die Vergangenheit jener — Ihrer Braut gegeben."

„Sie wollen doch damit nicht sagen, daß Sie bei Ihrer Aussage bestehen?" rief Waldau aufs äußerste gebracht.

„Da ich überzeugt bin, daß ich mich nicht getäuscht habe, da ich die Dame vielleicht genauer kenne als Sie, so muß ich — leider — bei meiner Behauptung beharren."

Waldau war kreidebleich vor Aufregung geworden.

„Sie — Sie — sind ein — — nein, Sie werden — von mir hören!“ Er hielt sich krampfhaft an der Stuhllehne, um nicht umzusinken; die Beleidigung, welche Dernburg gegen seine Braut und ihn ausgesprochen, war zu entsetzlich! Einen Augenblick zögerte er, dann faßte er sich, er bat Waldseck, ihn zu begleiten und verließ mit ihm das Café.

* * *

Der folgende Tag neigte sich seinem Ende zu, als sich, etwa eine halbe Meile vor der Stadt, die Gegner in einem Gehölze trafen. Waldseck hatte es übernehmen müssen, Dernburg die Forderung des unglücklichen Mediziners zu überbringen, und hatte nicht verhindern können, daß dieser auf der schärfsten Bestimmung, fünf Schritt Barrière, dreimaliger Kugelwechsel, bestanden hatte. Es sollte also ein Kampf werden, dessen Ausgang für einen der Gegner tödtlich sein mußte. Waldau weigerte sich entschieden, irgend welche von den Erklärungen anzunehmen, welche Dernburg geboten hatte; noch heftiger verwarf er den Gedanken, die Baronin auch nur im leisesten ahnen zu lassen, in welch ernste Verwickelungen er sich ihretwegen und zur Vertheidigung seiner eigenen Ehre eingelassen hatte.

Wenige Minuten vor sechs Uhr erschien er mit Waldseck auf dem Platze, wo er den Arzt und Lieutenant Wellheim, welch letzterer als Unparteiischer fungiren sollte, bereits antraf, und bald darauf kam auch der Wagen, welcher Dernburg und seine Sekundanten brachte. Die Distanzen wurden bestimmt, der Unparteiische untersuchte die Waffen und machte, selbstverständlich ohne Erfolg, den üblichen Sühneversuch, die Gegner nahmen ihre Plätze ein. Da hörte man plötzlich auf dem etwa siebzig Schritt vom Orte vorbeiführenden harten Wege den scharfen Hufschlag eines Pferdes.

„Halt!“ rief Wellheim. „Die Waffen fort!“ Man machte eine Pause, um abzuwarten, daß der Reiter den Ort passirt hätte; doch nach einer kleinen Weile hörte man, daß das Pferd stand, und wenige Augenblicke später betrat die Waldeslichtung ein Mann im eleganten Reiseanzuge, die Reitpeitsche in der Hand. Es war eine stattliche Erscheinung; das Männliche in dem Gesicht erhielt durch den Ausdruck lachenden Uebermuths, welcher aus den Augen strahlte, etwas ungemein jugendliches — hätte nicht das sorgsam frisirte dunkle Haar an den Schläfen und am Schnurrbarte etwas ins Graue gespielt, so würde man geglaubt haben, einen Jüngling von dreiundzwanzig Jahren vor sich zu sehen. So aber mußte der Herr für einen Mann gehalten werden, der entweder die vierzig überschritten oder in jüngerem Alter etwas rasch gelebt hatte.

„Ellersen! Bei Gott, er ist es!“ rief Dernburg in höchstem Erstaunen.

„Allerdings, alter Kerl, ich bin's.“ Oskar von Ellersen stellte sich mit höflicher Verbeugung den Anwesenden vor, welche sich die Scene noch nicht ganz klar zu machen wußten. „Wie ich sehe, komme ich noch zu rechter Zeit, einen ernsten Kampf zwischen den Herren hier zu vereiteln.“ Waldau war sprachlos, und in namenloser Spannung hing sein Auge an den Lippen des Fremden. „Sie wissen, meine Herren“, fuhr dieser fort, „daß ich wegen einer Kleinigkeit sechs Monate

hinter den Festungswällen verschwinden sollte und daß ich erst in circa sieben Wochen in Freiheit zu setzen war. Gestern ist mir indessen der Rest meiner Büßerzeit erlassen, und so komme ich heute Nachmittag hier an. Auf dem Bahnhof treffe ich Torsten, der mir die ganze Geschichte, welche ja wohl gestern Morgen zwischen Herrn Waldau und Dernburg sich abspielte, haarklein erzählt. Ich eile zu dem letzteren, Torsten zu dem anderen Herren, aber unglücklicherweise treffen wir niemanden zu Hause. Selbstverständlich galt dann mein Besuch der — Braut dieses Herrn, und ich hatte das Glück in ihr meine schmerzlich entbehrte Pauline wiederzuerkennen. Im ersten Augenblick zwar wollte sie von mir nichts wissen, doch war es für mich ein leichtes, ihr Gedächtniß ein wenig aufzufrischen, so daß sie bereit ist, sich diesem Herrn gegenüber", der Redner wies mit einer Kopfbewegung auf Waldau hin, „vollständig schuldig zu bekennen. Mittlerweile war es spät geworden, Torsten borgte mir deßhalb sein Pferd, und — da bin ich, um Ihnen zu sagen, was ich eben sagte."

Waldau hatte während dieser Rede starr wie eine Bildsäule dagestanden; bald überlief es ihn heiß, bald kalt, während er Ellersens Worte vernahm. Er wollte vorspringen, aber die Kräfte verließen ihn plötzlich, und noch ehe der Fremde ausgesprochen, war er zu Boden gesunken. Der Arzt eilte hinzu, und ihm gelang es, ihn bald wieder zum Bewußtsein zu bringen. Wirr schaute er um sich, sprach ein paar unverständliche Worte und reichte dann Dernburg die Hand.

„Ich — danke Ihnen", stöhnte er, während er sich erhob. „Und — Ihnen auch, Herr Baron", fügte er, zu Ellersen gewandt, hinzu. Weiter kam kein Wort über seine Lippen.

Wie Waldau nach Hause kam, wußte er nicht. Er wußte nur, daß er betrogen worden, mit kaltem Blute, mit Ueberlegung hintergangen von einem Weibe, deren Geliebten er sich gewähnt hatte, deren Sklave er in Wirklichkeit gewesen war, und sein ganzer Mannesstolz bäumte sich auf gegen die Niedertracht, mit welcher ihn diese — Dirne behandelt hatte — er hätte mögen laut aufschreien vor Wuth und Jammer und Schmerz, als er wieder zwischen seinen vier Wänden sich befand und rastlos im Zimmer auf- und niederschritt. Er zog ihren Ring vom Finger und warf ihn in eine Ecke, doch im nächsten Augenblicke nahm er ihn wieder auf und steckte ihn zu sich. Ihr Bild stand auf einem Spiegeltischchen. Er zertrat den Rahmen mit den Füßen und zerriß die Photographie in hundert Stücke, er nahm ihre Briefe und verbrannte dieselben im Ofen, dann fuhr er wieder fort, das Zimmer zu durchmessen. Ueber dem Sopha hing eine kleine Pistole, ein Hinterlader, dessen saubere Arbeit er oft bei Waldseck bewundert und den dieser ihm zum Geschenk gemacht hatte. Er nahm die Waffe herab — er wollte seinem Leben ein Ende machen, doch da besann er sich, daß man nachher sagen würde, er habe sich ihretwegen erschossen, und das wollte er nicht, dieses Weib sollte nicht auch noch den Triumph haben. Endlich nahm er seinen Hut und eilte ins Freie. Die Dämmerung war mittlerweile hereingebrochen — er hatte nicht darauf geachtet. Ohne Zweck und Ziel irrte er umher, und dennoch fand er sich zuletzt — vor ihrem Hause. Er wollte vorübergehen, aber, er wußte nicht weßhalb, er trat ein. Die Zofe beschied ihm,

ihre Herrin sei abwesend. Er hörte nicht darauf, sondern schritt hastig an dem ängstlich ausweichenden Mädchen vorüber in ihr Boudoir. Die Dienerin hatte auf Befehl gelogen. Pauline war zu Hause; sie lag nachlässig in einem Schaukelstuhl, während sie mit den Fingern in einem Journal blätterte. Bei seinem Eintritt fuhr sie empor, doch nur einen Augenblick drückte ihr Antlitz eine gewisse Bestürzung aus, dann blickte sie ihn müde durch die halb geschlossenen Augen an, ohne sich zu erheben.

„Ich glaube, daß Annette Dir gesagt hat, ich sei nicht zu sprechen", sagte sie gleichgiltig, ihn nur mit einem einzigen Augenaufschlag streng musternd.

„Nicht zu sprechen? Hahaha!" lachte er bitter. „Aber — bisher war man zu sprechen, wie? Die Frau Baronin von Carlowa war für ihren ergebenen Diener zu Hause, die — Dirne ist für den, welchen sie schnöde belogen und betrogen hat, natürlich unsichtbar!"

Ihr Blick flammte auf.

„Ich werde die Polizei rufen lassen, wenn Sie nicht verstehen, sich zu mäßigen", sprach sie gelassen.

„Die Polizei! Weib, weißt Du, daß ich Dich könnte als gemeine Betrügerin, als Hochstaplerin anklagen, daß Du hinter die Gitter eines Kriminalgefängnisses gehörtest? Aber sei ruhig, ich werde meinen guten Namen nicht dadurch besudeln, daß ich dulde, er werde noch länger mit dem Deinen in Verbindung gebracht."

„Sehr richtig, mein Herr! Sie werden sich in Ihrem eigenen Interesse wohl hüten, unsere Sache an die große Glocke zu hängen; und zudem, wessen könnte man mich bezichtigen?" fragte sie, während sie den blauseidenen Pantoffel auf der Spitze ihres linken Fußes balanciren ließ. „Ich habe mir erlaubt, einen andern Namen anzunehmen — voilà tout. Alles übrige, was zwischen uns vorgefallen, ist nicht Sache der Gerichte. Ich habe es für gut befunden, mich mit Ihnen ein wenig zu amüsiren, und ich denke, daß Sie sich dadurch höchstens geehrt fühlen sollten. Ob ich nun aber damit ein Staatsverbrechen begangen habe, weiß ich nicht." Sie blickte gleichgiltig auf die Spitze des Pantoffels, während ein verächtliches Lächeln ihren schönen Mund umspielte.

„So ist's recht" lachte er. „Nachdem das Spiel aus ist, zeigt man sich in seiner wahren Gestalt, und der letzte Rest von Scham schwindet, den man in jeder weiblichen Brust vermuthen sollte, selbst in der einer —"

„Einer Frau meines Schlages, wollen Sie sagen? Sagen Sie es immerhin, mich wird's nicht kränken, viel weniger als mich die tausend Beleidigungen gekränkt haben, denen ich früher ausgesetzt gewesen bin. Ein Mädchen niederen Standes, was ist es für Euch? Eine Waare, die man kauft für Geld und wegwirft, sobald man ihrer überdrüssig ist! Ich habe geschworen, mich einmal für die Stellung zu rächen, welche die Männer mir gegeben haben, und ich habe es in diesem Falle fertig gebracht. Nachdem ich einmal von einem Eures Schlages schändlich hintergangen war, hatte ich nur die eine Idee, mich und mein Geschlecht zu rächen an Euch, an dieser feigen, hinterlistigen, hochmüthigen, geldstrotzenden Welt von Gecken, und in Herrn

von Ellersen fand ich mein erstes und — dankbarstes Opfer. Ich war schön, ich wußte es, und ich war klug genug mich zu schonen." Sie erhob sich plötzlich. „O, wie glücklich war ich jedesmal, wenn ich den hochmüthigen Narren neue Kosten verursacht hatte", sagte sie halblaut. „Mein Plan war, ihn ganz zu ruiniren — nicht daß ich selbst geldgierig gewesen wäre — ich brauchte das Geld meist nur, um es zu brauchen. Leider entging der Aermste, für eine Zeit lang wenigstens, meinen theuren Ketten. In dieser Zwischenpause kam ich hierher — ich sah Dich, und Du schienst mir das richtige Subjekt, eine Rache anderer Art zu empfinden. Ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Ich hatte —"

„Weib, bring mich nicht zum Aeußersten!" zischte er.

Sie fuhr gelassen fort: „Ich hatte mir für derartige Fälle Geld genug erspart, brauchte also auf Deine Börse nicht zu spekuliren. Daß wir uns nie heiraten würden, war selbstverständlich, aber eine Verlobung genügte mir zunächst. Ich wollte einmal die offen erklärte Braut eines sogenannten anständigen Menschen sein, um mich nachher an dem Aerger, an der ohnmächtigen Wuth desselben zu weiden. Dazu brauchte ich den angenommenen Namen — leider, denn meinen eigenen halte ich immerhin weit höher. Auf ein bißchen geheuchelte Liebe konnte es mir zudem nicht ankommen — diese — gehörte ja zu meinem Beruf, zu dem Beruf, zu welchem Ihr mich getrieben, Ihr, die heuchlerischen, gemeindenkenden Kreaturen von abgelebten Bonvivants!" Ihre Stimme war bis zur Heftigkeit gestiegen; jetzt fuhr sie wieder ruhiger fort: „Du bist nicht der Schlimmste unter diesen gewesen; ich nahm Dich nur, weil ich den anderen nicht Gefühl genug zutraute, für meine Rache empfindlich zu sein. Somit dürftest Du Dich noch geschmeichelt fühlen, daß ich Dich gewählt habe. Aber der Letzte wirst Du nicht sein, welcher von mir betrogen wird", redete sie heftig weiter. „Als mich der erste Mann, dessen Worte nichts waren als eine lange Kette von Lügen, hinterging, als die Leute mit Fingern auf mich zeigten, da habe ich Rache geschworen, Rache nicht dem Einzelnen, sondern Euch allen, Euch feigem, wortbrüchigen Geschlechte, und so lange ich meine Reize noch unverwelkt erhalten kann, werde ich den unternommenen Kampf fortsetzen. Was liegt daran, wie er für mich einmal endet! Was setze ich aufs Spiel? Ein Leben, das mir selbst eine Qual ist! Und wenn ich dieses verliere, was schadet es der Welt? Der eine oder der andere unter Euch wird dumm genug sein zu sagen: schade, war eigentlich ganz passabel, während er sich freuen sollte, an mir einen Feind zu verlieren. Im übrigen wird die Welt froh sein, von mir, von einer — Dirne befreit zu sein." Bei den letzten Worten war sie wieder auf ihren Sitz zurückgesunken und stützte den schönen Kopf, von welchem die dunklen, glänzenden Haare in langen Wellen den Nacken herabfielen, in die Hand, während es offenbar heftig in ihr wogte. Das zeigte die lebhafte Röthe ihrer zuvor bleichen Wangen, das Beben der halbgeöffneten Lippen, das Wogen der vollen Büste.

Waldau war während ihrer Rede auf einen Stuhl gesunken und saß vornübergebeugt, die Hände zwischen den Knieen verschlungen, während sein starrer Blick sich auf den Boden heftete. Der Kopf

schwirrte ihm bei so viel Bosheit, Rachsucht, Gemeinheit, bei dem Wahnwitz dieses dämonenhaften Weibes. Er wußte nicht, was er erwidern sollte, ihre letzten Worte hatten auf ihn nicht den geringsten Eindruck ausgeübt. Er war sich nur der einen Thatsache bewußt, daß eine Dirne, die Maitresse eines reichen Junkers, ihr Spiel mit ihm getrieben habe. Er erinnerte sich aber, daß er ihren Ring noch in der Tasche hatte, er zog ihn heraus und warf ihn ihr vor die Füße, indem er aufstand und, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer verließ.

Ein Hohngelächter folgte ihm nach.

* * *

Es dauerte lange, ehe Fritz Waldau von einer Krankheit, welche anfangs einen sehr ernsten Charakter anzunehmen drohte, aber zum Glück im Keime erstickt wurde, genas — erst nach acht Tagen durfte er das Bett verlassen, der Arzt hatte ihm absolute Ruhe geboten und jede Aufregung streng untersagt. Er war entschlossen, den Rath des bewährten Mannes zu befolgen und gab sich deßhalb Mühe, das Brüten über die Vergangenheit zu unterlassen. Aber nach und nach traten ihm deren Bilder immer schärfer vor die Seele, doch es war keine Spur von Liebe mehr in ihm zu der Betrügerin, und selbst der Ingrimm, mit welchem er ihrer gedachte, war reichlich mit Verachtung gemischt. Nachdem seine Gedanken klarer geworden waren, befiel ihn indessen wieder die Sorge um die Summe, welche er schuldete, und die hagere, gebückte Gestalt des alten Veit Lavinburg trat vor seine Augen, drohend wie ein graues Gespenst, das ihn jagte und ihm keine Ruhe ließ bei Tag und Nacht. Die Summe war ja an und für sich nicht so bedeutend, daß sein Oheim sie nicht hätte ohne weiteres zahlen können, aber er kannte den streng rechtlichen Sinn des letzteren.

Einmal hatte er ihn gebeten, einen ungleich kleineren Schuldbetrag für ihn zu zahlen, und noch erinnerte er sich der heftigen Scene, welche er mit dem Alten gehabt hatte. Schließlich hatte dieser gezahlt, aber mit der festen Versicherung, er werde aufhören, sich um den Neffen zu kümmern, sobald er höre, daß dieser wieder die geringsten Schulden mache.

„Ich gebe Dir deßhalb einen sehr anständigen Wechsel", hatte er gesagt, „damit Du nicht nöthig hast, bei anderen Leuten zu borgen. Brauchst Du einmal eine kleinere Summe für außergewöhnliche Ausgaben, so wende Dich getrost an mich — Schulden erniedrigen den Mann, geben ihm das Gefühl der Abhängigkeit gegen Fremde, und schließlich lernt der, welcher ewig borgt, sich selbst mißachten. Wem aber Selbstachtung fehlt, der ist auf dem besten Wege ein schlechter Mensch zu werden. Habe die Güte, Dir das als meine persönliche Meinung einzuprägen und behellige mich nicht wieder mit dem Ansinnen, Schulden zu bezahlen, die Du leichtsinnig kontrahirt hast." Fritz hatte sich diese „persönliche Meinung" seines Oheims freilich fest genug eingeprägt, so fest, daß ihm schauderte, wenn er an die Konsequenzen dachte, die sein Leichtsinn nach sich ziehen könnte.

Und noch ein zweiter Gedanke quälte ihn: der an Ollner. Knorr, welcher ihn in seiner Krankheit ein paar Mal besuchte, berichtete zwar

von dem außerordentlich günstigen Verlauf, welchen die Heilung der Wunde an Ollners Arm nähme, aber nichtsdestoweniger fühlte sich Fritz Waldau sehr unbehaglich, wenn er daran dachte, daß er dem alten Freunde seiner Kindheit mit der Waffe in der Hand gegenübergestanden, ja, daß er eigentlich durch die furchtbare Beschuldigung, welche er gegen Hildegard Römer ausgesprochen, den Kampf mit Ollner provozirt habe. Aber dennoch wollte sich keine wahrhaft versöhnliche Stimmung gegen den letzteren seiner bemächtigen. Er fühlte, daß er Hildegard bitteres Unrecht zugefügt habe, aber er war einestheils zu halsstarrig, überhaupt Abbitte zu thun und hatte andererseits auch nicht die geringste Lust, zu irgend einem weiblichen Wesen wieder in Beziehungen zu treten. Eine hatte ihn schamlos hintergangen — zum zweiten Male wollte er nicht der Spielball von Weiberlaunen werden! Und wenn er auch gewollt hätte, würde nicht jetzt ihr Stolz jede erneuerte Annäherung zwischen ihr und ihm verboten haben? Und dann — zunächst fehlte ihm nichts nöthiger als Geld, also etwas viel materielleres als Männerfreundschaft und Frauenliebe.

Das Baare aber wußte er nirgend zu finden. Knorr hatte er seine Verlegenheit eingestanden, aber dessen Versuche, bei den „Bären" für ihn Geld zu borgen, waren erfolglos — Waldseck, der einzige, auf welchen Fritz rechnete, war selbst nicht bei Kasse gewesen. Endlich kam der lange gefürchtete erste August, und als am folgenden Tage die Wechsel noch nicht eingelöst waren, klopfte gegen Abend Veit Lavinburg an Waldaus Thür.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Waldau, wenn ich komme, Sie zu erinnern an die Kleinigkeit, welche Sie haben vergessen gestern zu zahlen." Damit holte er aus seiner umfangreichen fettglänzenden Ledertasche die beiden Wechsel hervor.

„Ich bin leider außerstande, Ihnen das Geld gleich zu geben, Herr Lavinburg", erwiderte Waldau. „Wie Sie sehen, bin ich krank und war deßhalb verhindert, die Summe zu beschaffen, während die Gelder, welche ich von Hause erwartete, ausgeblieben sind."

„Sehr gut, Herr Waldau. Sie werden nicht sagen, daß der alte Lavinburg bedrängt seine Leute. Werde ich warten bis morgen, bis übermorgen, nein, drei Tage, und mer dann erlauben, Sie zu besuchen von neuem." Und der Alte ließ die Papiere wieder in seiner Brieftasche verschwinden, die er, als verstände sich die Sache von selbst, gleichmüthig einsteckte.

„Ich werde — voraussichtlich auch dann noch nicht imstande sein — die — Summe zu zahlen, Herr Lavinburg", sagte der Student gepreßt. „Ich — ich wollte Ihnen den Vorschlag machen, mir die Kleinigkeit bis über drei Monate zu prolongiren; ich werde dann sicher imstande sein, Ihnen den ganzen Betrag einzuhändigen."

„Wie haißt Kleinigkeit? Fünfzehnhundert Mark sind for mich keine Kleinigkeit!" schrie jetzt der Jude, während er lebhaft mit den Händen in der Luft herumfocht und unter schmerzlichen Gesichtsverzerrungen im Zimmer umherlief. „Habe selbst zu machen ein großes Geschäft in acht Tagen, wo ich werde brauchen alles Geld, was ich kann auftreiben."

„Aber ich habe jetzt ganz einfach kein Geld!“ sagte Waldau mit Bestimmtheit.

„So werde ich lassen die Wechsel gehen unter Protest, und man wird schreiben an Ihre Angehörigen, was Sie sind for ein Mann, und werde ich haben mein Geld von Ihren Angehörigen“, sagte der Jude entrüstet.

„Mein Oheim wird ganz einfach nicht zahlen, Herr Lavinburg: es wäre also unnütze Mühe, sich an diesen zu wenden. Mir freilich würden Sie große Unannehmlichkeiten dadurch bereiten, ohne selbst Nutzen davon zu haben.

„Gut, so werde ich Sie lassen pfänden und verkaufen, was Sie haben!“

„Gesetzt, dies geschähe — aus meiner Habe würden Sie nicht den fünften Theil der Summe lösen.“

Lavinburg sah sich im Zimmer um.

„Gott Abrahams, so bin ich ein geschlagener Mann und gekommen um mein Geld!“ wehklagte er. „Aber ich werde Sie anzeigen bei Gericht, werde —“

„Ich möchte Ihnen einen anderen Vorschlag machen“, sagte Waldau mit erheuchelter Ruhe. „Sie prolongiren mir die Wechsel auf neue drei Monate, während ich Ihnen eine angemessene Provision im voraus baar auszahle.“

Der Geldmann überlegte lange.

„So geben Sie mir lieber gar nichts“, sagte er endlich. „Ich werde Ihnen geben zweihundert Mark baar, und Sie schreiben mir zwei neue Wechsel à 1000 Mark auf drei Monat. Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht kann lassen das Geld billiger! Ich hätte können verdienen hundert Prozent in acht Tagen, wenn ich gehabt hätte Ihr Geld.“

Waldau war des Streitens müde — solchen Scenen war seine schwache Gesundheit noch nicht wieder gewachsen. Er willigte ein, ohne auch nur im entferntesten zu wissen, wie er die Summe später aufbringen wollte. Jetzt hatte er wenigstens Zeit gewonnen, und er hatte Recht, wenn er zu sich selbst sagte, er könne leichter zweitausend Mark in drei Monaten als sechzehnhundert in drei Tagen auftreiben.

Acht Tage später erhielt er einen Brief von seinem Oheim, welcher besorgt anfragte, ob er noch nicht bald seine Ferien beginnen wolle; doch vergingen noch mehrere Tage, ehe Fritz Waldau stark genug war, die Reise nach Gellheim zu unternehmen.

* * *

Während alledem hatte in dem weitläufigen stillen Hause am Markt zu Rhedern auch nicht ewiger Sonnenschein geschienen. Tante Fannys fortwährendes Unwohlsein hatte sich nach und nach als chronisches Magenleiden festgesetzt, welches zuletzt so heftig wurde, daß die Patientin das Bett nicht verlassen konnte. Dabei wurde auch Tante Betty, welche sah, wie die Schwester ihrer Auflösung entgegenging, selbst so angegriffen, daß Hildegard in ihr eine zweite Kranke zu verpflegen hatte. Mit bewundernswürdiger Ausdauer kam sie ihren

Pflichten nach; man hätte sie tapfer nennen dürfen wegen der Stärke, welche sie in dieser Zeit und bei ihrem eigenen Seelenzustand an den Tag legte. Unermüdlich wachte sie über der Kranken, und wenn sie sich einmal ein wenig Ruhe gönnte, um Tante Betty den Posten am Bette der Schwester zu überlassen, so war sie sicher nach ein bis zwei Stunden wieder im Krankenzimmer, um ihren Dienst von neuem aufzunehmen. Kopfschüttelnd sah der alte Kreisphysikus Ollner das Treiben eine Weile an, bis er endlich energisch auf Annahme einer Diakonissin drang.

Eines Abends hatte Hildegard wieder die Nachtwache bei der Kranken übernommen, bis gegen Morgen Tante Betty eintrat.

„Aber Tante, weßhalb ließest Du mich nicht wachen bis zum Morgen?"

„Ich konnte ohnehin nicht ruhig schlafen, liebes Kind. Laß mich deßhalb ein Stündchen an Deine Stelle treten."

„Ich bin aber gar nicht müde", warf Hildegard ein.

„Du gutes Mädchen!" sagte die Tante, während sie einen Kuß auf die bleiche Wange der Nichte drückte. „Geh jetzt zu Bett, ich bitte Dich, und schlaf ein wenig; Du mußt Dich schonen. Thue es mir zu Liebe."

„Dann thue ich's, Tante", erwiderte Hildegard leise und schlich aus dem Zimmer. Mit feuchtem Auge sah ihr Tante Betty nach und blickte dann besorgt auf die Kranke, welche in einen ruhigen, wohlthuenden Schlaf versunken schien, wenigstens zeugten davon die regelmäßigen Athemzüge, unter welchen die Brust sich leise hob und senkte.

Tante Betty mochte recht gehabt haben, als sie sagte, sie habe unruhig geschlafen. Sie schien sehr abgespannt; noch eine Weile kämpfte sie mit Macht gegen die Müdigkeit an, welche sie überkam, dann schlossen sich ihre Augen und sie sank in einen unruhigen Schlaf. Plötzlich fuhr sie aus demselben empor und öffnete die Augen — sie schämte sich vor sich selbst; wie lange mochte sie wohl geschlafen haben? Die kleine Uhr an der Wand zeigte auf sechs — zwei Stunden also; denn um vier Uhr hatte sie ihren Posten angetreten! Sie sah auf die Kranke — erst jetzt bemerkte sie die unheimliche Stille im Zimmer, das nur das leise Ticken der Uhr durchtönte. Leise näherte sie ihr Ohr dem Munde der Schwester — kein Athemzug war hörbar, kein Hauch verrieth, ob noch Leben in der Gestalt war, welche unter der weißen Decke des Bettes ruhte. Das Gesicht kam ihr plötzlich so bleich, so steinern vor — ein namenloser Schreck ergriff sie — sie faßte nach der Hand der Schwester — dieselbe war kalt wie Eis. Von furchtbarem Entsetzen ergriffen, rief sie laut den Namen: „Fanny! Schwester Fanny!" Das waren ihre letzten Worte. Mit einem unterdrückten Schrei stürzte sie neben der todten Schwester zu Boden. Der Schreck hatte sie getödtet, und die Diakonissin, welche Dr. Ollner verschrieben hatte, konnte nichts thun, als zwei Leichen in ihre Särge betten.

* * *

Es dauerte lange Zeit, bis Hildegard, welche der plötzliche Tod der beiden Personen, die von früher Kindheit an Mutterstelle bei ihr vertreten hatten, wie ein Donnerschlag getroffen hatte, sich etwas er-

holte. Zunächst hatte sie in der Familie des würdigen Dr. Ollner, der in früheren Jahren ein vertrauter Freund ihres Vaters gewesen war und nun, im Verein mit seiner gutherzigen Frau die Freundschaft für den Vater auf dessen Tochter übertrug, ein Unterkommen gefunden.

Der Ernst, welchen sie eingenommen hatte, würde in Schwermuth ausgeartet sein, wenn nicht ihre gesunde Natur, die ihr jeden Müßiggang von jeher unmöglich gemacht hatte, sie getrieben hätte, die Aufmerksamkeiten, welche ihr im Ollnerschen Hause zutheil wurden, der tüchtigen Hausfrau durch ihre Unterstützung im Hauswesen zu vergelten. So wurden durch das rege praktische Schaffen der Hände aus ihrem Kopfe Gedanken verbannt, welche für ihren Gemüthszustand von nachtheiligen Folgen hätten sein können, und deßhalb ließ der alte Ollner sie getrost sich den kleinen Beschäftigungen hingeben, welche die Führung eines Haushaltes erfordert, wenn schon seine Frau gern Hildegard von jeder Arbeit fern gehalten hätte.

Obgleich mittlerweile der August seinem Ende nahte, war Felix Ollner noch nicht zurückgekehrt. Hildegard gegenüber hatte er seine Theilnahme durch einen ausführlichen Brief an den Tag gelegt und zugleich seine Freude darüber ausgedrückt, daß sie das Anerbieten seines Vaters angenommen habe; er selbst werde binnen kurzem seine Arbeiten an der Universitätsbibliothek beendet haben und sich freuen, dann seine alte Freundin im elterlichen Hause begrüßen zu können. Von der wahren Verzögerung seiner Abreise, der Verwundung am Arm, schwieg er selbstverständlich, doch war der Heilungsprozeß fast so gut wie beendet, so daß er in der That wenige Wochen später in Rhedern eintraf.

Zwischen ihm und Hildegard bildete sich bald ein noch freundschaftlicheres Verhältniß, als es früher der Fall gewesen war — durch den gemeinsamen Schmerz um die Todten, welchen auch Felix Ollner die unbedingteste Verehrung gezollt hatte, waren sie sich erheblich näher gerückt. Zudem existirte zwischen ihnen noch ein anderes, geheimnißvolles Band, welches sie beide ahnen ließ, daß ihr Denken nicht selten auf einem und demselben Punkte zusammentraf. Hildegard konnte nicht aufhören, Fritz Waldaus zu gedenken, ihre Gedanken nicht in Ketten schlagen, um zu verhindern, daß sie immer und immer wieder zu ihm hinüberflogen, der sie vor einem Jahre noch so heiß, so leidenschaftlich geliebt, und Felix trauerte beinahe um den verlorenen Freund wie um einen Todten, ohne daß jemand im Hause eine Ahnung davon hatte, was zwischen ihm und Waldau vorgefallen war. Hier und da freilich wurde der Name des letzteren genannt, doch vermied der junge Ollner, ein Gespräch über ihn einzugehen, und Hildegard lohnte ihm seine Schweigsamkeit, welche sie sich nicht anders als durch die Rücksicht zu erklären wußte, die er auf ihren Gemüthszustand nahm, durch einen dankbaren Aufschlag ihrer großen, ernst blickenden Augen. Sie schrak jedesmal zusammen, wenn durch eine Wendung des Gespräches Fritzens Name genannt wurde, und dennoch! — wie gern hätte sie gewußt, was er treibe, und ob er in seinen Studien rüstig voranschreite; denn neben aller Entsagung, welche sie sich selbst vorpredigte, keimte ihr doch tief im Herzen ganz leise etwas wie Hoffnung, daß Waldau eines Tages als gemachter Mann

vor sie treten und ihr von neuem sein Herz antragen werde, daß er nur für die Dauer seiner Studienjahre frei von allen Fesseln sein wollte, welche das dauernde Gebundensein an ein weibliches Wesen der kräftigen Entwickelung seiner Geistesthätigkeit vielleicht anlegen könnte.

Ein Zufall sollte ihren Wünschen in gewisser Hinsicht entgegenkommen. Eines Tages war sie in einem Zimmer, welches nur durch eine Thür von der Wohnstube getrennt war, mit einer Handarbeit beschäftigt, während der Physikus und sein Sohn ihre Mittagscigarre rauchten und über dieses und jenes plauderten.

„A propos", warf Dr. Ollner gleichgiltig hin, „Du warst doch kürzlich längere Zeit in H.; bist Du denn dort nicht mit dem jungen Waldau zusammengetroffen? Ihr waret doch früher unzertrennlich, wie ich meine?"

Bei Nennung des Namens fuhr Hildegard, welche durch die halbgeöffnete Thür fast Wort für Wort verstand, unwillkürlich empor, sie hielt mit ihrer Arbeit inne und lauschte gespannt dem Fortgange des Gespräches. Auf die Frage des Alten folgte eine kurze Pause, bis sie Felix antworten hörte: „Ich bin selten mit ihm zusammengekommen, da er wenige Tage nach meiner Ankunft schon in die Ferien reiste und zudem — —", der Student stockte.

„Nun, was denn? Ihr habt Euch doch nicht überworfen?" fragte sein Vater. „Ich habe Fritz Waldau sonst immer für einen Menschen gehalten, welcher das Zeug zu etwas tüchtigem hat, und — was seinen Charakter angeht, so kam er mir wie ein junger Mann vor, der gern das Rechte sucht und es verhältnißmäßig leicht findet."

„Von einem — eigentlichen — Zerwürfnisse zwischen uns ist auch nicht die Rede", war die Antwort. „Fritz pflegte nur einen — für meine Mittel und meine Neigung etwas zu — noblen Umgang und mag mit demselben auch wohl seine Ansichten geändert haben — kurz, mir schien, wir paßten nicht mehr so recht zusammen."

„Hm, hm! Ei, das ist mir unlieb zu hören", knurrte der Doktor, „Freilich, der Junge wurde von seinem Onkel ein bißchen verwöhnt, hatte immer die Taschen voll Geld, dessen Werth er wenig zu schätzen wußte. Da kommen denn die noblen Passionen leicht von selbst, besonders, wenn der alte Major, sein Onkel, ihm den nöthigen Wechsel liefert."

„Ich fürchte fast, Papa, Waldau lebt über seine Mittel hinaus — ich — glaube, er macht hier und da kleine Schulden", sagte der junge Ollner zögernd. „Ich hörte, daß es mit seiner pekuniären Lage nicht besonders bestellt sei."

„Dann wünsche ich ihm, daß sein Oheim nicht hinter seine Schliche kommt. So weit ich den alten Soldaten kenne, würde er wenig Federlesens mit dem Neffen machen!"

„Das scheint auch Fritz zu befürchten, da er, anstatt seinen Onkel um Unterstützung zu bitten, mit einem als wenig skrupulös bekannten Geldleiher in Verbindung getreten ist."

„Wie? So weit ist er schon gekommen?" rief der alte Ollner entrüstet aus. „Dann bedaure ich in der That den alten Major, der seinen Stolz auf den Jungen setzte."

„Ich glaube, Du urtheilst etwas zu hart, Vater", sagte Felix kleinlaut. „Wer weiß, wie viel Verführungskünste dazu gehört haben, um Fritz Waldau, der nun einmal in aristokratischen Kreisen sich wohler fühlte als in der Gesellschaft seiner bürgerlichen Kommilitonen, dahin zu bringen, daß er genöthigt wurde, von Veit Lavinburg zu borgen!"

„Das ändert an der Sache so gut wie nichts. Wenn ein junger Mann, vornehmlich auf der Universität, einmal einen dummen Streich und ein bißchen Schulden macht, so mag ihm das hingehen. Wenn aber ein Student beständig über seine Mittel hinaus lebt und endlich gezwungen ist, Wechselschulden zu kontrahiren — dann hört bei mir doch die Gemüthlichkeit auf. Mich geht die ganze Geschichte nichts an, aber so gern ich Fritz Waldau früher in meinem Hause sah, so ist es mir diesmal doch lieb, zu hören, daß Du nicht mehr so intim mit ihm stehst wie früher." Damit stand der alte Herr erregt auf und durchmaß unruhig das Zimmer.

Hildegard hatte mit Besorgniß, zuletzt mit Schrecken vernommen, welcher Art das Leben sei, das Fritz Waldau auf der Hochschule führte, und ihre Brust wogte heftig, während der alte Ollner Fritzens Handlungsweise so vernichtend verurtheilte. Sie rang nach Athem — ihre Lippen, aus denen alles Blut gewichen war, bebten leise aufeinander, sie ließ die Arbeit, welche sie in Händen hielt, zu Boden gleiten, und krampfhaft schlossen sich ihre Finger ineinander wie zum Gebet. Ihr ganzer Stolz war gebrochen, nun ihr nicht mehr erlaubt war, auf ihn stolz zu sein; sie selbst, die ihn trotz all' der Wunden, welche seine Liebe ihr geschlagen, für den edelsten, männlichsten Charakter hielt, war gedemüthigt, indem sie hörte, wie tief ihr Geliebter unter dem Niveau stehe, über welches sie ihn so hoch erhoben hatte. Jetzt hätte sie ihn beinahe hassen können, da er ihr nun auch den letzten Schimmer von Glück geraubt hatte — aber es war nur die Stimme des beleidigten Mädchenstolzes, welcher zu ihr sprach — ihre Liebe wurzelte zu fest, als daß sie ihn hätte wirklich aufgeben mögen. Hundert Gedanken auf einmal durchkreuzten wirr ihren kleinen Kopf. Fritz konnte verleumdet, konnte betrogen sein von Leuten, die sich seine Freunde nannten, und am Ende befand er sich gerade jetzt in größter Noth! Lange saß sie da, endlich faßte sie einen Entschluß, sie wollte zunächst mit Felix Ollner reden. Sie erhob sich und ging in das anstoßende Gemach.

Der Physikus hatte dasselbe verlassen, und sein Sohn allein saß nachdenklich in einem Sessel. Bei ihrem Eintritt erhob er bestürzt den Kopf — sein erster Gedanke war, daß sie Ohrenzeuge des ganzen Gesprächs mit seinem Vater gewesen sein mußte.

„Mein Gott — Fräulein Römer!"

Sie ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Jawohl, Felix, ich habe alles gehört, und —" sie rang einen Augenblick nach Athem — „ich bin Ihnen dankbar dafür, daß — Sie mich über — Ihren Freund — so gut unterrichtet haben." Ein wenig Bitterkeit lag in dem Tone, in welchem sie die Worte herauspreßte; es war, als zürne sie dem Freunde, welcher ihr über das Treiben des

Abenteurer in Catarsis.

Digitized by Google

einstigen Geliebten die Augen geöffnet hatte, und Felix Ollner bemerkte es.

„Bei Gott", sprach er, „hätte ich ahnen können, daß Sie meine Worte hörten, ich hätte nicht geredet — ich —"

„Und weßhalb nicht? Weßhalb mich fortwährend im Zweifel lassen über einen Gegenstand, der mich — Sie wußten es ja — bisher mehr interessirte als —"

„Als er es verdiente, wollen Sie sagen? Ich versichere Sie, Fräulein Hildegard, Fritz Waldau ist Ihrer Liebe unwürdig. Er hat" — doch nein, wie konnte er seinen Freund so furchtbar bei ihr anklagen und zugleich ihr eine solche Wunde beibringen! Er schwieg.

„Sprechen Sie nur weiter, Herr Ollner", sagte Hildegard fast streng. „Sie erzählten soeben, Fritz habe leichtsinnig gelebt, er verkehre in wahrscheinlich frivoler Gesellschaft, hat er — ist er — — o Gott, ich muß es wissen, und ich beschwöre Sie, sagen Sie mir die Wahrheit! — liebt er eine andere?" Angstvoll hing ihr Auge an seinen Lippen, während sie sich ihm gegenüber auf einen Stuhl sinken ließ und das Tuch, welches sie in der Hand hielt, zusammenpreßte.

Ihr Gegenüber blickte einen Moment verlegen zu Boden, endlich schien er mit sich selbst einig.

„Nein, Hildegard, nein! Ich schwöre die Wahrheit zu sprechen — er liebt keine andere Frau!" Er wußte ja, daß er insofern nicht log, als Waldau nach der Katastrophe mit der falschen Baronin jede Hindeutung auf sein Verhältniß zu dieser mit Entrüstung zurückgewiesen hatte.

Erleichtert athmete Hildegard tief auf. Ein Gedanke durchschoß ihr Hirn — sie glaubte ein Mittel gefunden zu haben, ihn zu retten.

„Sie sagten, Fritz Waldau habe — nicht unbeträchtliche — Schulden gemacht." Das letzte kam zögernd über ihre Lippen.

„Ich weiß nur, daß er wahrscheinlich ein paar Mal gespielt hat, daß er verlor, und, da ihm die Mittel fehlten, die fehlende Summe aufzubringen, einem Juden Wechsel in einer für die Verhältnisse eines Studenten beträchtlichen Höhe gab."

„Und wissen Sie das bestimmt, Herr Ollner?"

„Leider ziemlich genau. Ich habe die Nachricht von einem uns gemeinschaftlichen Freunde, welchem er selbst gestand, daß er, um eine frühere Wechselschuld zu decken, seinem Gläubiger neue Wechsel im Betrage von zweitausend Mark übergeben und bis dahin noch keine Ahnung hat, womit er diese Summe zahlen soll."

Sie kämpfte eine Zeit lang mit ihrem Stolze, dann wandte sie sich entschlossen wieder dem jungen Manne zu: „Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Ollner. Sie müssen mir helfen, ihn von weiteren Schritten zurückzuhalten. Wollen Sie das thun?" Angstvoll fragend schauten die ernsten Augen zu ihm auf.

„Es ist Ihnen bekannt, daß ich — sein Freund war, und wie gern ich mich Ihren Wünschen füge, wissen Sie gleichfalls", versetzte er aufrichtig, indem er ihr fest ins Auge sah.

„Ich danke Ihnen, Felix. Sie kennen den Namen von Waldaus Gläubiger?"

„Er ist ein Jude namens Veit Lavinburg, Fräulein Hildegard. Doch Sie wollen doch nicht — —"

„Sie versprachen mir beizustehen, Herr Ollner! Suchen Sie die Wechsel in Ihre Hände zu bekommen — lösen Sie sie ein; ich werde Ihnen die nöthige Summe übergeben, morgen — nein, heute noch. O Gott, wie froh ich bin, die Summe decken zu können! Wollen Sie zur Sparkasse gehen und für mich den Betrag entheben? Sagen Sie, ich hätte andere Verwendung für das Geld, oder was Sie sonst wollen! Aber Fritz — Waldau darf unter keinen Umständen erfahren, daß ich es bin, welche die Wechsel in Händen hat."

Ollner versprach alles.

„Sie sind ein Engel, Hildegard. Gott lohne Ihnen, was Sie an meinem Freunde thun!" sagte er, während seine Augen sich mit Thränen füllten.

Es war das erste Mal, daß das junge Mädchen fast etwas wie Freude über ihre Selbstständigkeit empfand. Sie war einzige Erbin ihrer Tanten geworden, welche kein bedeutendes, aber dennoch ein weit größeres Vermögen hinterlassen hatten, als irgend jemand in Rhedern je vermuthet hatte.

* * *

Die Ferien nahten ihrem Ende, und Fritz Waldau fühlte sich, je näher der Termin seiner Abreise von Gellheim rückte, immer beklommener — wußte er doch, daß am ersten November der unerbittliche Veit Lavinburg ihn wieder aufsuchen werde, um seine Wechsel zu präsentiren! Da erhielt er eines Tages von diesem ein Schreiben, in welchem der alte Wucherer in den höflichsten Ausdrücken von der Welt „Sr. Wohlgeboren dem Herrn Studenten" von neuem seine Dienste anbot. Noch merkwürdiger als der Brief selbst war die Einlage — die beiden Papierstreifen, welche den Aussteller fast zur Verzweiflung getrieben hätten. Vergebens zerbrach sich Waldau den Kopf, wer die Wechsel eingelöst haben könnte — die wenigen Zeilen Lavinburgs boten auch nicht den geringsten Anhaltspunkt. Knorr, welcher um seine Verlegenheit gewußt hatte, konnte unmöglich über solche Beträge verfügen; dennoch nahm sich Waldau vor, ihn bei erster Gelegenheit zu befragen — möglich, daß er ihn wenigstens auf eine Fährte bringen konnte. Sein Oheim ließ durch nichts merken, daß er von der Geldverlegenheit des Neffen etwas wußte, und wenn seine Gattin, die sonst wohl bereit gewesen wäre, ihrem Liebling zu helfen, als gütige Fee seiner Geldnoth ein Ende gemacht hätte, so würde sie doch schwerlich geschwiegen haben. Jedenfalls war Waldau eine Centnerlast vom Herzen genommen, doch fühlte er sich auch noch jetzt etwas unbehaglich, da er nicht wußte, als wessen Schuldner er sich zu betrachten habe. Unbedingt wollte er aber mit Veit Lavinburg keine nähere Bekanntschaft mehr pflegen.

So reiste er wieder zur Universität ab, mit den besten Vorsätzen und dem Entschluß, sein möglichstes zu thun, um Licht in das märchenhafte Dunkel zu bringen, welches die Person des ihm so holden deus ex machina umgab. Einer seiner ersten Gänge war zu Knorr, der aber von der ganzen Sache nichts wissen wollte.

„Sei froh, daß Du Deiner Schulden ledig bist, Kerl!“ sagte er leichthin. „Ich wollte, meiner nähme sich auch 'mal irgend ein Heinzelmann an, der mir mit ein paar tausend Mark unter die Arme greift. Ich sage Dir, es würde ein famoses Leben! Alle meine Schulden würde ich bezahlen und ein Semester lang schwelgen wie ein angehender Gott! Was Deinen Wohlthäter angeht, so habe ich natürlich von ihm keine Ahnung. Aber — gräme Dich nur nicht deßwegen!“

Ungern nur betrat Waldau das Haus Lavinburgs, um einen Versuch zu machen, zu erfahren, wer ihm die zweitausend Mark ausgezahlt habe. Aber der Jude, welcher ihn übrigens mit den tiefsten Bücklingen und der ausgesuchtesten Höflichkeit behandelte und sich wiederholt zu allen möglichen Diensten anbot, wollte entschieden nicht mit der Sprache heraus. Er beschwor hoch und theuer, daß er nicht anders geglaubt habe, als der fremde Herr, der ihm die Summe überbrachte, habe im Auftrage des Ausstellers der Wechsel gehandelt, zumal er ihn beauftragt habe, die Papiere unverzüglich an Waldau abzusenden.

„Und Sie haben keine Ahnung“, fragte Waldau, „wer die Person ist, welche bei Ihnen war?“

„Will ich doch sterben auf der Stelle, will ich sein verflucht vor dem Gott Israels, wenn ich's weiß!“ versetzte der Jude achselzuckend. „War ein schlanker, großer Herr mit blondem Haar, welcher ist gekommen zu mir und hat gesagt —“

„Schon gut, Herr Lavinburg, ich schenke Ihnen den Rest“, unterbrach ihn Waldau. „Wann war der Herr hier, sagten Sie?“

„Es war am sechzehnten Oktober, und ich habe nicht gezögert, Ihnen zu schicken die Wechsel, die Sie müssen erhalten haben am siebzehnten.“

Waldau sah ein, daß Lavinburg nicht mehr sagen konnte oder wollte. Er verließ deßhalb die Wohnung des letzteren und sann nach. Entweder wohnte die räthselhafte Person, nach der er spürte, in der Stadt, oder sie hatte sich nur kürzere Zeit da aufgehalten. Aber in welchem Hause? Waldau kam auf die abenteuerliche Idee, die Fremdenlisten sämmtlicher Hôtels der Stadt zu revidiren, um zu sehen, ob dieselben ihm vielleicht irgend welchen Anhalt böten. Mittlerweile erschien ihm die Sache immer unerklärlicher. Auf der Straße traf er mit Graf Torsten zusammen — er wollte ausweichen, wurde aber mit derselben Familiarität begrüßt wie früher.

„Schön, daß Sie wieder da sind, Waldau! Ich habe mich ordentlich nach Ihnen gesehnt. Notabene — vor kurzem traf ich auch Ihren Gegner von damals, den Herrn — Ollner; so war ja wohl sein Name? Hat sich wundervoll erholt seit jener Affaire. Konnte allerdings nur wenige Minuten mit ihm zusammen sein, wollte gerade abreisen, als er ankam. Sagte, er hätte hier nur einen bis zwei Tage zu thun, erkundigte sich übrigens auch nach Ihnen, d. h. danach, ob Sie hier wären.“

„Wissen Sie nicht mehr, an welchem Tage Sie ihn hier getroffen haben?“ fragte Waldau lebhaft. Ihm kam plötzlich ein Gedanke.

„Lassen Sie sehen! Am zwölften kam ich aus der Schweiz zurück, am achtzehnten war die Hochzeit meiner Schwester, zwei Tage vor-

her kam ich zu Hause an — richtig, am sechzehnten vorigen Monats war es, nachmittags gegen drei Uhr! Genauer können Sie's doch nicht verlangen?" fuhr der Graf lächelnd fort.

„Ich — danke Ihnen", versetzte Waldau und eilte davon, ohne dem verblüfften Torsten ein Wort weiter zu sagen. Jetzt hatte er es heraus: Ollner mußte es gewesen sein, der an Lavinburg die Summe gezahlt hatte — Ollner, dem er noch wenige Wochen zuvor mit der Pistole in der Hand gegenüber gestanden, und mit welchem er seit jener Zeit jede Verbindung abgebrochen hatte! Ollner! Ein anderer wäre ihm lieber gewesen, als dieser strenge Sittenrichter, wie er ihn nannte — es war zu beschämend für ihn, daß er gerade diesem seine Rettung danken sollte.

Noch an demselben Abend schrieb er an ihn einen ausführlichen Brief. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, und ihr Sinn war für Fritz Waldau nicht weniger durchsichtig als ihre Abfassung kurz und bündig. Sie lautete:

„Lieber Fritz!

Ich muß jeden Dank für einen Dienst, den ich Dir geleistet haben soll, ablehnen, da ich viel weniger Dir als vielmehr einer Person dienstbar sein wollte, deren Inkognito Du respektiren wirst.

Dein F. O."

Jetzt wußte Fritz Waldau genug. Das Blatt entsank seiner Hand, als er die Zeilen gelesen; er barg sein Haupt in den Händen und — weinte.

* * *

Ein Jahr nahezu war vergangen. Wieder grünte und blühte draußen der Sommer, und wieder rüstete sich Waldau zur Ferienreise. Er wollte zunächst einer Einladung seines Freundes Knorr folgen, um nach langer Zeit einmal wieder den Reiz des Familienlebens in einer kleinen Stadt zu kosten. Herzlich wurde er von dem Vater des Freundes empfangen.

„Sie kommen gerade zu rechter Zeit, Herr Studiosus", sagte am Abend der alte Herr, ein verwittweter Beamter. „Uebermorgen haben wir hier großes Volksfest mit Vogelschießen, Musik, Tanz und —"

„Vorführung sämmtlicher in Freiheit dressirten Töchter von Klingebühl", ergänzte Knorr jun.

„Nun ja, ohne Damen geht's doch nicht. Jedenfalls ist dieses dreitägige Fest an unserem Orte das Hauptereigniß im ganzen Jahre. Ich hoffe, Sie werden sich amüsiren. Als ich jung war, gab's für mich nichts schöneres als unser Sommerfest. Sie können eine ganze Anzahl junger Damen kennen lernen, die werth sind, daß man sich für sie interessirt."

Klingebühls Hauptfesttag im Jahre war gekommen, und Häuser, Straßen und Menschen wetteiferten in ihren festlichen Gewändern miteinander. Auf dem Festplatze hatte sich Waldau mit dem Freunde an einem Tische unter dem Hauptzelte niedergelassen, von wo aus die beiden bequem das Treiben der Menge beobachten und ihre Bemerkungen über dieselbe austauschen konnten. Knorr erging sich nach seiner Weise in Sarkasmen über die vorbeidefilirende Menschheit, be-

sonders über deren „bessere“ Hälfte, von welcher er selten ein Exemplar passiren ließ, ohne in seiner Weise einen Kommentar zu der Person zu liefern.

„Sieh da“, wandte er sich beim Erscheinen einer neuen Gruppe an den Freund, „Familie Fernkuppel, Vater, Mutter und drei hoffnungsvolle Töchter. Ersterer trichtert seinen Gymnasiasten die Weisheit des Pythagoras in die harten Schädel, während die Frau Mutter ihre Töchter, einst alle drei Sterne erster Größe an unserem Gesellschaftshimmel, zur gefälligen Ansicht und Abnahme seit acht Jahren vergebens in und um Klingebühl spazieren führt. Fräulein Amalie, die älteste, wäre einmal beinahe Frau Doktorin geworden, wenn nicht der arme Doktor Scheibel eingesehen hätte, daß er bei den äußerst günstigen sanitären Verhältnissen unserer Stadt auf die Dauer ohne gesichertes Nebeneinkommen nicht wohl leben könne, und deßhalb die dicke Wittwe eines Dampfmühlenbesitzers vorzog. So mahlt die jetzige Frau Doktor nach wie vor per Dampf Mehl, während ihre frühere Konkurrentin, Fräulein Amalie, sich bemüht, ihre Nebenbuhlerin mit der Schärfe ihrer Zunge zu zermahlen. Fräulein Elvire, die zweite Tochter, hatte ein ähnliches Schicksal mit dem Provisor der Stadtapotheke zu erleiden, und die beste von allen, Fräulein Malvine — doch, Donnerwetter!“ unterbrach er selbst seinen Redefluß, „da ist ja ein Anhängsel, das ich noch gar nicht gesehen habe — Du kennst die Dame?“ wandte er sich plötzlich in höchstem Erstaunen an Waldau, der sich grüßend erhoben hatte.

Der letztere konnte seine Verlegenheit nicht verbergen.

„Zufällig“, murmelte er, „— sie ist aus Rhedern, weißt Du.“

„Bei Gott, die ist von anderem Schlage, als unsere Schönen!“ sagte Knorr bewundernd, indem er einen kräftigen Zug aus seinem Weinglase that. „Dieses Gesicht, diese Haltung! Uebrigens trägt sich die Dame für unsere Verhältnisse außerordentlich einfach — das schwarze Gewand scheint auf Trauer zu deuten.“

Fritz Waldau hatte sich von seiner anfänglichen Bestürzung bereits völlig wieder erholt.

„Zwei Verwandte von ihr sind vor ungefähr einem Jahre gestorben, daher wohl die dunklen Farben.“

„Die sie übrigens ausgezeichnet kleiden. Diese schweren, blonden Flechten sehen fast aus, als ob sie durch ihre Fülle dem Kopfe die stolze Haltung gäben, welche neben dem ernst blickenden Auge die Trägerin unnahbar zu machen scheint.“

Auf Hildegard Römer — denn sie war es, welche Knorr den bewundernden Ausruf entlockte — hatte das plötzliche Wiedersehen des einstigen Geliebten und Freundes ihrer Kindheit einen ähnlich verwirrenden Eindruck gemacht wie auf den letzteren selbst, und sie hatte alle ihre Willenskraft zusammennehmen müssen, um ihre Befangenheit vor den Augen ihrer Begleitung zu verbergen. Sie war zufällig mit Frau Dr. Ollner, welche in Klingebühl in der Gattin des Gymnasiallehrers Fernkuppel eine Jugendfreundin besuchte, hierher gekommen und hatte sich bald an die jüngste der drei Töchter des Mathematikers innig angeschlossen. Die veränderte Umgebung, der Wechsel in ihrem Verkehr, hatten so wohlthätig auf sie gewirkt, daß die mütterliche

Freundin bei ihrer Abreise das junge Mädchen gern noch einige Tage im gastlichen Hause des alten Fernkuppel zurückließ und Hildegard sogar zur Theilnahme an dem Sommerfeste, dem Haupttage im Almanach von Klingebühl, ermunterte. Es war seit dem Tode der Tanten das erste Mal, daß das junge Mädchen eine Festlichkeit besuchte, und wennschon sie weit heiterer gestimmt war als je zuvor, so wußten ihre drei Freundinnen doch genau, daß sie in ihr keine Rivalin beim Tanz zu befürchten hatten — um so lieber sahen sie Hildegard mitgehen.

Nachdem diese sich mit der Familie an einem Tische niedergelassen, fand sie Zeit, sich zu sammeln, indeß war sie keineswegs darauf gefaßt, mit Fritz Waldau zusammenzutreffen, und umsomehr erstaunt, ja bestürzt, als sie sah, wie dieser sich mit einem Male in Gesellschaft Knorrs und im Schlepptau Doktor Fernkuppels ihrem Sitze näherte.

Der bei solchen Gelegenheiten recht aufgeräumte alte Herr hatte die beiden Freunde an ihrem einsamen Tische entdeckt und konnte nicht umhin, nachdem er mit Waldau bekannt gemacht worden, die Herren Studiosen als schätzenswerthe Acquisition für seinen Familientisch abzuführen. Knorr hatte mit Freuden eingewilligt und sein Freund fand keinen Grund zurückzubleiben, so daß nach ein paar Minuten der Mathematikus mit seiner Eroberung und einem gewissen triumphirenden Lächeln neben seiner Ehehälfte erschien.

„Hier bringe ich Dir zwei junge Herren von der Medizin, liebe Amalie", wandte er sich an seine Gattin, welche mit dem freundlichsten Lächeln den beiden Studenten entgegenkam. „Herr Knorr ist ja ein alter Bekannter, aber hier — Herr Kandidat Waldau, meine Frau, meine Töchter Amalie, Elvire und Malwine, Fräulein Hildegard Römer."

Die drei Töchter machten ebensoviele süß lächelnde Gesichter und vorschriftsmäßige Verbeugungen, während Fräulein Römer in größter Befangenheit vor ihrem alten Freunde stand.

„Ich meine, Du genössest die Ehre, von Fräulein Römer gekannt zu sein?" fragte Knorr ein wenig verwundert den Freund, während die erstaunten Blicke der ganzen Gesellschaft von diesem zu seinem Vis-à-vis und von da wieder auf Waldaus Gesicht wanderten. Hildegard stand da, wie mit Purpur übergossen, ein Umstand, welcher den drei jungen Damen am Tische nicht entging; doch versuchte Fritz Waldau so unbefangen wie möglich zu erwidern:

„Allerdings habe ich die Freude, eine alte Bekanntschaft zu erneuern, was mir um so angenehmer sein kann, als ich in meinen Knabenjahren längere Zeit mit Fräulein Römer in demselben Hause wohnte."

„Aber das ist ja ein merkwürdiges Zusammentreffen! Nein, wie hübsch sich das trifft! Da können Sie am Ende von Fräulein Römer manches über Personen hören, die Ihnen früher nahe standen!" schwirrte es durcheinander, während der Herr Papa keineswegs außer Fassung kam und nur in wenigen beifälligen: „so, so!", „da wird sich Fräulein Römer freuen!" seine Freude über die unerwartete Begegnung der beiden kundgab.

Es währte nicht lange, bis Knorr mit Fräulein Amalie zum Tanze abschwirrte, und da deren Schwestern ebenfalls von ein paar tanzlustigen jungen Leuten abgeholt waren, so blieb es Fritz Waldaus Aufgabe,

für Hildegards Unterhaltung zu sorgen. Wennschon ihm dies schwer genug wurde, so empfand er dennoch etwas wie süße Qual, einmal wieder in ihrer Nähe zu sein — er hätte auch für nichts in der Welt den Platz an ihrer Seite an einen anderen abgetreten, als sie sich erhob und er mit ihr dem Doktor und dessen Gattin folgte, um dem Tanze, an welchem sie nicht theilnehmen wollte, zuzuschauen. Sie hatten schon eine Weile über Rhedern und dessen Bewohner miteinander gesprochen, aber wenn auch allmählich die Rede glatter von ihren Lippen floß und sie lebhafter wurde im Fragen und Erzählen, immer lastete es wie ein Alp auf beider Brust; denn zu eng waren die Grenzen ihrer Unterhaltung gezogen, zu leicht kamen sie hart an das noli me tangere des Geheimnisses heran, welches sie miteinander verknüpfte und dennoch ferner von einander hielt, als wenn sie sich eine Stunde zuvor völlig fremd gegenüber gestanden hätten.

Das würdige Ehepaar, das ihnen vorausgegangen war, hatten sie in der dämmerigen Abendluft bald aus den Augen verloren und beide fühlten nun, da sie allein waren, mehr als zuvor das drückende ihrer Situation. Eine Weile schritten sie schweigend in geringer Entfernung vom Tanzzelte nebeneinander her, endlich brach er das Eis:

„Fräulein Römer, ich — doch nein, ich will nicht von mir reden. Aber ist es nicht wunderbar, daß wir uns hier, beide fremd am Orte, so plötzlich treffen?“ Er wußte mit einem Male nichts besseres zu sagen.

Sie blieb stehen und schaute ihn aus ihren großen blauen Augensternen einen Augenblick nachdenklich an.

„Allerdings, Herr Waldau, es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen nach —“, erschreckt hielt sie inne, als fürchte sie, mehr zu sagen, als sie wollte.

„Nach zwei vollen Jahren der Trennung, wollten Sie sagen? Der bitteren Trennung — für mich, der ich den Tag segnen möchte, wo ich Sie wiedergefunden!“

„Sie wollen damit doch nicht etwa sagen, daß Sie diesen Tag herbeigewünscht haben?“ Der Ton, in welchem sie sprach, klang gleichgiltig, fast rauh.

„Herbeigewünscht! Und weßhalb nicht?“

„Weil es Unrecht von Ihnen wäre — nein, weil ich Ihnen nicht zutrauen mag, daß Sie — charakterlos genug sind, nach dem, was zwischen uns vorgefallen, auch noch ein erneutes Zusammentreffen herbeizusehnen!“

Bei dem Worte „charakterlos“ war er zusammengezuckt, als habe ihm jemand einen Schlag versetzt, doch nur einen Moment — im nächsten stand er wieder aufrecht und schlagfertig ihr gegenüber.

„Und wenn ich nun gekommen wäre, mich bei Ihnen für Ihre — Großmuth zu bedanken?“

Jetzt fuhr sie unmerklich zusammen — fast bestürzt warf sie den Kopf empor und schaute ihm fragend in die Augen.

„Wer — wer hat Ihnen gesagt, Herr Waldau, daß — —“

„Wer mir's gesagt hat! Sie sehen, daß ich es weiß, daß Sie — Großmuth übten, wo ich als — Niederträchtiger an Ihnen handelte.

Sie wissen freilich nicht, wie tief Sie mich dadurch vor mir selbst erniedrigten, Sie können den Schmerz nicht verstehen, mit welchem ich von Ihrem Opfer hörte, Sie —"

„O bitte, schweigen Sie, Herr Waldau!" flehte sie angstvoll.

„Nein, nein, ich werde nicht schweigen, ich werde nicht eher aufhören zu Ihnen zu reden, bis Sie mir sagen, daß Sie mir verziehen haben, daß Sie einen Fehler, welchen ich hundert-, tausendmal bitter bereute, mir nicht mehr nachtragen!"

Sie kämpfte einen schweren Kampf. Krampfhaft hob sich ihre Brust; sie wandte ihm den Rücken — als er ihr wieder ins Auge blickte, sah er es voll Thränen.

„Ich — ich habe Ihnen verziehen", sprach sie leise, fast unhörbar.

„Hildegard!" rief er außer sich. Alle die lange und mühsam verhaltene Leidenschaft brach mit einem Male hervor wie ein Vulkan — Liebe, Entzücken, bange Erwartung, namenloser Schrecken malten sich in den drei Silben. „Wollen Sie zu Ihrer Großmuth, zu dem Geständniß der Verzeihung noch das Ihrer — Liebe fügen? Leugnen Sie es nicht!" rief er aus, „Sie lieben mich noch, und ich —"

„Herr Waldau!" unterbrach sie ihn fast schroff, indem sie einen Schritt zurückwich. „Ich habe Ihnen keine Erlaubniß gegeben, so zu mir zu reden! Ja", fuhr sie ruhiger fort, „ich liebte Sie und — so wahr als ein Gott über den Sternen da oben wohnt, ich liebe Sie noch mit aller Kraft meiner Seele! Ich habe versucht gegen mein Herz anzukämpfen, und werde diesen Kampf fortsetzen, bis ich darin siege oder — untergehe. Gehen Sie, ich bitte, ich beschwöre Sie: lassen Sie mich jetzt allein!"

„Und wenn ich ungehorsam wäre? Wenn ich es wagte, Ihnen zu sagen, was ich Ihnen einst so oft ungestraft sagen durfte — daß ich nur Sie je wirklich geliebt habe, daß ich nur mit Ihnen glücklich werden kann, daß Sie mein guter Engel waren, so lange ich Sie die Meine nannte? O, seien Sie es auch jetzt wieder, strafen Sie mich nicht zu hart, und ich werde mein Leben lang zu Ihren Füßen liegen!" Fast hätte er sich vor ihr auf die Kniee niedergelassen.

„Aus — — Dankbarkeit?"

Die Worte berührten ihn wie ein Donnerschlag. Er richtete sich wieder völlig auf und trat einen Schritt zurück.

„O, wenn es das ist, Fräulein Römer, so will ich arbeiten und Ihnen zeigen, daß ich ein anderer Mensch sein kann als der, welcher ich einst war; und wenn ich mir eine Stellung errungen habe, welche Ihrer würdig ist, wenn ich Ihnen die Summe, welche Sie für den leichtsinnigen Studenten opferten, mit Zinsen — mit Wucherzinsen meinethalben — zurückzahle, wenn von Dankbarkeit keine Rede mehr sein kann, werden Sie mich auch dann noch zurückweisen?" Er hatte in großer Aufregung gesprochen, und bange erwartend schauten seine Augen auf ihr liebliches Gesicht herab, das jetzt einen Zug von Entschlossenheit zeigte, wie er ihn selten bei ihr bemerkt hatte.

„Dann — — dann werden wir sehen", sprach sie leise und reichte ihm die Hand.

„Hildegard!“ rief er jubelnd und wollte einen Kuß auf die schmalen Finger drücken, doch sie entzog ihm dieselben und eilte hinweg.

„Kommen Sie, man sucht uns!“

* * *

Drei Jahre sind dahingegangen, und noch weilt Hildegard Römer im Hause des Kreisphysikus. Wieder ist es Sommer, und sie weiß ganz genau das Datum des Tages, als sie am Fenster steht und auf die einsame Straße des Städtchens hinabsieht — es sind genau drei Jahre seit dem Sommerfest in Klingebühl. Wie viel sehnsuchtsvolle Gedanken an ihn, wie viel heiße Gebete zu Gott für ihn sind ihrem Herzen entstiegen während dieser Zeit! Da sieht sie draußen eine wohlbekannte Persönlichkeit, den alten Weegener, der ihr schon von weitem ein ziemlich umfangreiches Couvert zeigt. In wenigen Augenblicken ist sie an der Hausthür.

„Für mich?“ fragt sie erstaunt, als sie das gewichtige Schreiben in Händen hält.

„Für Fräulein Römer“, antwortet der Bote schmunzelnd. „Aber eingeschrieben; muß deßhalb um eine Empfangsunterschrift bitten.“

Verwundert wiegt sie den Brief mit der von unbekannter Hand geschriebenen Adresse zwischen den Fingern, dann entziffert sie den Poststempel: „Gellheim“ — bebend unterzeichnet sie die Quittung und erbricht hastig das Couvert. Es enthält nicht viel — nur sechs Banknoten zu je fünfhundert Mark und einige Zeilen von „seiner“ Hand:

„Beifolgend 2000 Mark nebst 1000 Mark Zinsen seit dem sechzehnten Oktober 187 . . Die Quittung nehme ich selbst in Empfang.“

Keine Unterschrift. Aber eine Stunde später ist er da, nicht mehr der leichtlebige Student, sondern der praktische Arzt Dr. Fritz Waldau, dessen Name seit einem Jahre in der Gelehrtenwelt schon guten Klang hat und der jetzt kommt, um — die Quittung zu holen. Und statt derselben hat er sie, er hält sie in seinen Armen und küßt von ihren Wangen die Thränen, welche immer von neuem den schönen Augen entströmen. Ihr Köpfchen ruht an seiner Brust, während er mit der Linken sanft über ihre Locken streichelt.

„Und wie bist Du nun mit den Zinsen zufrieden?“ fragte er lächelnd.

„Pfui, Du Garstiger“, versucht sie zu schmollen, aber ihr Lächeln bricht wieder wie Sonnenschein über das glückverklärte Gesicht, während sie leise flüstert: „Es war doch ein gut angelegtes Kapital.“

Die Muſe des Sonetts.

Von Herman Hemmig.

Das Sonett iſt die Schmuckperle der Poeſie. Einer Frauenperle verdankt es das hohe Glück, ſeine künſtleriſche Weihe für die Weltliteratur erhalten zu haben, einer ſchönen Franzöſin; und der Liebe zu dieſer ſchönen Frau wiederum verdankt der italieniſche Diplomat, Alterthumsforſcher und Gelehrte Francesco Petrarka, geb. 1304, geſt. 1374, ſeine Unſterblichkeit. Seine Muſe, die Muſe des Sonetts hieß Laura de Sade.

Gelehrte Geſchichtſchreiber erzählen wohl von Petrarkas Reiſen in Staatsgeſchäften, von ſeinen Manuſkriptenſammlungen, ſeinen lateiniſchen Verſen; aber das Volk, die Welt hat das alles vergeſſen, weiß nichts davon; ſie kennt nur Petrarka den Liebenden, den Sonettendichter. Als Dichter wurde er allerdings auch am erſten Oſtertage 1341 auf dem Kapitol zu Rom mit dem Lorbeerkranz bekränzt, aber es war eines lateiniſchen Heldengedichtes wegen, „Afrika“ betitelt, worin er die Thaten Scipios feierte. Das gelehrte Poëm iſt unvollendet geblieben, es ſchmerzt dies niemand, denn niemand fragt danach. Nur eines lieſt man noch von ihm, ſoweit überhaupt europäiſche Bildung gedrungen iſt, es ſind dies ſeine italieniſchen Sonette, Kanzonen und Seſtinen, worin er ſeine Liebe zu der ſchönen Laura de Sade geſungen hat; eine Fremde, eine Franzöſin begeiſterte ihn zur Dichtung in ſeiner italieniſchen Mutterſprache.

Am 6. April 1327, dem Montage der Charwoche, früh ſechs Uhr ſah er zum erſten Mal die reizende Geſtalt voll Anmuth und Würde; es war zu Avignon in der Kirche der Klariſſinnen, wohin er zu beten gegangen war, bald nachher erſchien auch die fromme junge Frau (geboren 1308, war ſie 1325 an den jungen Hugo von Sade vermält worden) und ſofort ergriff ihn mitten im Gebet die glühendſte Liebe. Aber vergebens waren alle Verſuche ſeiner ſtürmiſchen Leidenſchaft, das Herz der Geliebten zu gewinnen, ſie wohl gar zu verführen; die keuſche Frau hat ihre Pflicht als Gattin nie verletzt. Freundlich nahm ſie die Huldigungen des berühmten Mannes auf, ſtreng wies ſie das

Anstürmen seiner Liebesglut zurück, die ihn, der vergebens seine Leidenschaft zu bezwingen suchte, zwanzig Jahre lang an die schöne Frau gefesselt hielt.

Wohl mochte sie sich geschmeichelt fühlen, von dem angesehenen Dichter in Liedern gefeiert zu werden, die ihren Namen durch ganz Europa trugen. Verlangte es doch alle Fremden, die nach Avignon kamen, die gepriesene schöne Frau zu sehen! Huldigte ihr doch sogar Karl von Luxemburg, später Kaiser Karl IV., bei einem Besuche in Avignon, indem er sie auf einem Balle auf Stirn und Augen küßte! Aber sie wahrte fest und treu den sittlich reinen Ruf ihres Namens, und dies ist um so höher zu schätzen, als sie nicht ganz glücklich weder als Gattin noch als Mutter war; denn ihr Mann quälte sie durch wunderliche Launen und ihre älteste Tochter bereitete ihr schweren Kummer.

Als Petrarka sie zum letzten Male sah, lag es wie eine düstere Ahnung auf ihrer beider Herzen. Es war im September 1347; unter ihren häuslichen und mütterlichen Sorgen und Beschwerden war ihre Schönheit sehr verblichen und ihr Anblick machte einen um so ergreifenderen Eindruck auf ihn, als sie in ernster sinnender Stimmung und ganz schmucklos gekleidet war. Sie sah ihn noch einmal zärtlich an; es war der letzte Blick, den er von ihr erhielt, der wie ein rührender Abschiedsgruß auf dem tiefsten Grunde seiner Seele versank; Thränen standen in seinen Augen, er ging — auf Nimmerwiedersehen. Wenige Monate nachher raffte sie die furchtbare Pest, die damals in Europa wüthete, der schwarze Tod genannt, hinweg. Wunderbares, schmerzliches Zusammentreffen! Sie starb just am 6. April früh um 6 Uhr 1348: zu gleicher Stunde und an gleichem Tage hatte er sie einundzwanzig Jahre früher zum ersten Male gesehen! Er erhielt die Nachricht wenige Tage darauf in Verona.

In spätern Schriften hat er berichtet, wie veredelnd diese Liebe auf ihn eingewirkt habe, wie ihm geträumt, sie sei ihm wieder erschienen und habe ihm freundlich die Hand gereicht. Mag auch diese Erscheinung nur eine Dichtung sein, für die Nachwelt wandeln Petrarka und Laura Hand in Hand durch das himmlische Reich der Poesie und unter dem Namen Laura haben spätere Dichter, so auch unser Schiller, den Namen der eigenen Geliebten verschleiert. Der Liebe zu der schönen Französin allein aber verdankt der Italiener Petrarka seine Unsterblichkeit, denn, wie der Verfasser dieser Skizze vor länger als zwanzig Jahren auf den Trümmern des Schlosses Le Pallet, Abailards Geburtsstätte, bei Clisson an der Grenze der Vendée sang:

Richtig, ach! ist alles Streben
Nach des Ruhmes spröder Gunst;
Nur die Liebe ist das Leben
Und das Wissen eitler Dunst.
Trieb's doch aus dem Paradiese
Schon das erste Elternpaar;
Glücklich machte Heloise,
Nicht das Wissen Abailard.

Den ganz „Afrika" nicht retten
Konnte, selbst Petrarkas Ruhm
Fand in winzigen Sonetten
Ein unsterblich Heiligthum.
Was nur wie zu kurzer Weile
Feiernd sang sein liebend Herz,
Amor grub's mit seinem Pfeile
Ein in unvergänglich Erz.

Und so ist denn auch mit dem Sonett der Name Petrarka auf immerwährende Zeit verbunden, durch Petrarka hat diese Gedicht-

gattung ihren literarischen Weltruf erhalten und auch vorzugsweise die Bestimmung, Lust und Leid der Liebe zu feiern, das Lob der Frauen zu singen, nöthigenfalls auch den Schmerz verschmähter Neigung zu verkünden. Das Sonett, das zuerst auf französischem Boden erblüht war und dessen Kunstform wahrscheinlich sich aus der südfranzösischen provençalischen Verskunst entwickelt hatte, war dann mit Petrarka nach Italien ausgewandert; in der Zeit der Renaissance, im sechzehnten Jahrhundert, kehrte es wieder nach Frankreich zurück, von wo es dann auch nach Deutschland verpflanzt wurde. An der Spitze der französischen Dichterplejade stand damals Ronsard (1525—1585). Schreiber dieses hat seine Heimat durchwandert und das ländliche Schloß La Poissonnière besucht, wo der Sonettist geboren war und das acht Stunden westlich von Vendôme am Loir gelegen ist; er hat sich auch mit seinen eigenen Augen überzeugt, daß sich die Mädchen der nahen Stadt Blois, von denen Ronsard manche geliebt hat (ein Dichterherz hat mehr als zwei Kammern), durch zierliche Eleganz auszeichnen. „Voluptati et Gratiis" lautet eine Weihe-Inschrift auf dem Schlosse La Poissonnière, „Der Liebeslust und den Grazien" hat Ronsard auch in seinen Sonetten geopfert; das mit dem Verse: „Quand vous serez bien vieille, le soir à la chandelle" beginnende steht in Frankreich in allen Anthologien, es ist einer schönen Helene gewidmet, wir geben es in unserer Uebersetzung wieder, den Schönen zur Mahnung, gegen die Dichter, denen sie vor allen ihre Verherrlichung verdanken, nicht zu spröde zu sein:

Wenn Ihr einst hochbejahrt, des Abends bei dem Lichte
Am Herde sitzt und spinnt bei trauten Plauderein
Und meine Verse singt, dann sprecht Ihr stolz wohl drein:
Da ich noch jung war, pries mich Ronsard im Gedichte.

Dann habt Ihr keine Magd, die nicht ihr Haupt aufrichte,
Und nickte sie auch schon müd' bei der Arbeit ein,
Von meines Namens Klang erweckt, segnend zu weih'n
Den Euern, der nun glänzt im Tempel der Geschichte.

Ich bin dann lange schon begraben in der Erde,
In Myrtenhainen heilt mein Geist von seinem Schmerz,
Ihr aber kauert dann als altes Weib am Herde,

Bedauernd, daß Ihr stolz verschmäht mein treues Herz.
O lebt, ja glaubet mir, wollt nicht auf morgen warten,
Und pflückt die Rosen heut' schon in des Lebens Garten.

Gleichzeitig mit Ronsard lebte in Lyon eine Dichterin, die uns ebenfalls anmuthige Sonette hinterlassen hat: Louise Labé! Die allerdings etwas emancipirte Dame war an einen reichen Seiler verheiratet; ihr zu Ehren heißt die Straße, wo sie gewohnt hat, noch heute die „rue de la belle Cordière."

Kurze Zeit nach der romantischen Schule, die zuerst das Sonett wieder zu Ehren brachte, ist diese Dichtform vorzugsweise von einem Dichter aus der Bretagne gepflegt worden: Evariste Boulay-Paty, geboren im Jahre 1805 in dem Dorfe Donges bei Saint-Nazaire am Ausfluß der Loire, gestorben 1864 in Paris, ist gewissermaßen der

Erneuerer des Sonetts in großem Maßstabe; seine Sammlung „Sonnets de la vie humaine“ (Paris, Firmin Didot, 1852) wurde von der Akademie gekrönt, sie zerfällt in fünf Bücher: Liebe, Kunst, Familie, Natur, Philosophie. Jede Mutter darf sie ihrer Tochter in die Hand geben; sie sei daher den Familien, worin französische Poesie gelesen wird, warm empfohlen.

Kecker in Gefühl und Gedanken, muthwillig und schalkhaft wie Theokrit, dessen Daristys er reizend in ein Sonett zu drängen gewußt hat, gedankensprühend wie ein Freigeist der Renaissance, und dann wieder auch tief elegisch, ja sentimental ist der jüngste französische Sonettist, der in Lyon lebende Joséphin Soulary, der seine Sonette und übrigen Poesien in drei Bänden bei Lemerre in Paris herausgegeben hat. Der Dichter hat sich jüngst um einen Sitz in der französischen Akademie beworben, er that es im gerechten Gefühle seines Werthes und es gereicht der Akademie nicht zur Ehre, ihm den Verfasser der Operette „la belle Hélène“, L. Halévy, vorgezogen zu haben. Da Soulary in Deutschland, wo das Vorurtheil nun einmal nur an Paris hängt, nicht bekannt ist, so theilen wir eines seiner Sonette im Original mit; es ist „Les deux Cortèges, die beiden Kirchgänge“ betitelt:

Deux cortèges se sont rencontrés à l'église,
L'un est morne: — il conduit le cercueil d'un enfant;
Une femme le suit, presque folle, étouffant
Dans sa poitrine en feu le sanglot qui la brise.

L'autre, c'est un baptême! — au bras qui le défend
Un nourrisson gazouille une note indécise;
Sa mère, lui tendant le doux sein qu'il épuise,
L'embrasse tout entier d'un regard triomphant!

On baptise, on absout, et le temple se vide.
Les deux femmes, alors, se croisant sous l'abside,
Echangent un coup d'œil aussitôt détourné;

Et — merveilleux retour qu'inspire la prière —
La jeune mère pleure en regardant la bière,
La femme qui pleurait sourit au nouveau-né!

In unsern Tagen ist nun aber das Sonett auch in der Heimat seiner Muse und zwar in der klangvoll melodiösen Sprache der schönen Laura, im Neuprovençalischen, wieder erwacht. Eine Schaar junger Dichter in dieser Sprache — Félibres nennen sich diese modernen Troubadours — haben sich um den modernen provençalischen Homer, Mistral, Verfasser des reizenden Poems Mireille, geschaart und vereinigen sich alljährlich zu poetischen Festen und Wettgesängen. Aus Avignon kam der Führer dieser südfranzösischen Dichterschule, Theodor Aubanel, geboren 1829; er führte 1874 den Vorsitz bei den Jeux floraux de Pétrarque zu Avignon, der 500jährigen Gedächtnißfeier von Lauras Sänger, der 1374 gestorben war; hatte man doch Aubanel selbst den Beinamen des „französischen Petrarka“ gegeben. Es ist ein fortwährendes Fest der Poesie, das diese Félibres feiern, herzerfreuend in unserm Zeitalter des Pessimismus und Materialismus,

und wenn es den Leſerinnen dieſes Blattes gefällt, bin ich bereit ihnen eine Schilderung dieſer Troubadours des neunzehnten Jahrhunderts mit Ueberſetzungen zu geben. Heute lege ich mit dieſen Worten einen Lorbeerkranz auf das Grab Aubanels; am 2. November 1886 hat man den liebeglühenden Sänger in Avignon, ſeiner Vaterſtadt, zu Grabe getragen.

„Ach, die Nächte ohne Schlummer“ —

Ach die Nächte ohne Schlummer
Und die Tage voller Noth
Und die Wangen bleich vor Kummer
Und die Augen heiß und roth.
Armes Kind, was ſoll das geben?
Dornenreich iſt Deine Bahn
Und Du haſt Dein junges Leben
Raſch verſpielt und früh verthan;
Haſt Dir Glück und haſt Dir Frieden
Wild und thöricht ſelbſt geraubt,
Haſt ein ſtilles Loos gemieden,
Heiß geliebt und leicht geglaubt.
Willſt Du ſicheres Gelingen,
Luſt und Freude erdenwärts,
Schaffe Dir vor allen Dingen
Kaltes Blut und wenig Herz!

Hermance Potier.

Ein Modemärchen.

Von Elisabeth Pollacsek.

An einem grauen Novembertag, an dem der Himmel seine Schleusen geöffnet hatte, als ob er sich für den ganzen Winter naß machen wollte, saß ein junger Mann in seiner Wohnung und starrte aus der Fensterscheibe. Der Regen tönte ihm ein eintöniges Lied, und er hörte es nicht. Er sah nur, wie die Tropfen sich sammelten, größere und kleinere, und wie sie dann verschwanden. Verschwanden? Nirgends ist es so klar, so deutlich, als in einem Regentropfen, wenn die Sonne ihn trifft, wenn, wie ein Diamant, der ganze Farbenreichtum des Lichtes in ihm aufleuchtet, wenn er gewissermaßen alles in sich vereinigt, was um ihn ist. Und wenn dieser Tropfen verschwindet, dann ist die Erinnerung verschwunden, dann ist der Regen nur Regen, dann ist er nicht mehr Symbol, nicht mehr Gleichnis — da ist nichts Bedeutendes. Und gerade deshalb saß der junge Künstler Tage lang vor dem Fenster und starrte in den Regen.

Er war ein Künstler, ein Maler und ein verliebter Künstler, denn der verliebte Künstler schließt sich einzelnen Erscheinungen an, und wer den eigenen Gedankengang hat zum Ausdruck und Inhalt seines Lebens, der verliebte Künstler auch, der sie verkörperlichen kann. Er war ein verliebter Künstler, und sein ganzes Denken und seine Gedanken waren nur um ein Wesen gruppiert, das ihn beherrschte.

Er liebte sie, und sie liebte ihn auch und verliebten Künstlern, denen die besondere Eigenschaft zukommt, in einzelnen Erscheinungen, mit den ihn umgebenden Gegenständen, mit den Tieren und Pflanzen sich zu identifizieren, verschwinden Wesen, um, wie verschwindende Tropfen, sich auf die verschiedenste Weise auf anderen Formen mit einer Farbenpracht wiederzufinden, die unbeschreiblich ist.

Er liebte sie, und sie hatte seine Liebe angenommen, wie eine selbstverständliche Huldigung, genau wie sie übrigens ihren Verehrer behandelte, der ihr Blumen schickte, der ihr Bonbons schickte, der ihr Bücher schickte, der ihr Schokoladenkuchen schickte. Wenn Regentropfen Regentropfen sind, Blumen Blumen, Bonbons Bonbons und Bücher Bücher, dann ist es ganz gleichgültig, wer sie schickt, und es ist klug von Verehrern wie von verliebten Künstlern zu sein, die sich Mühe geben, ihre Gaben so zu wählen, daß sie ihnen Ehre machen, wenn sie wieder in ihren Händen enden.

Ihren Verehrern schickte sie natürlich weder Gold noch Kraft; ihren

unfreiwilligen Douche. Doch jedwede Verwünschung erstarb auf seinen Lippen, als sich der Schlag des rücksichtslosen Vehikels öffnete und eine junge und selbstredend schöne Dame ihr Füßchen zögernd auf den Tritt stellte und ängstlich das seidene Gewand an sich zu raffen suchte. — Seines keineswegs vorschriftsmäßigen Aufzuges vergessend, hinzuspringen und der Dame den zum Glück wenigstens heilen, wenn auch baumwollnen Regenschirm mit seinem schönsten Bückling anbieten, war das Werk eines Augenblicks. — Das Fräulein dankte durch einen zündenden Blick — und so ging es klopfenden Herzens einige unvergeßliche Schritte neben ihm und da dieser Stern, der so plötzlich als blendend an seinem grauen Lebenshimmel auftauchte, nach allen Regeln der Modevorschrift gekleidet war und nur ganz kleine, zappelnde Schrittchen machen konnte, wurde zu seinem Glück und Unglück die Zahl derselben verdoppelt — bis die holde Unbekannte in der geöffneten Thür des großen Modewaarenmagazins verschwand, vor der ihr Wagen vorgefahren.

Der junge Mann, — nennen wir ihn Hugo, — der Name paßt so nett zu der ganzen Situation, — stand eine Weile wie traumumfangen; — der Kutscher „ihres" Gefährtes schlug fluchend seinen Mantelkragen in die Höhe und die Pferde bissen unwillig auf die Trensen und schüttelten die nassen Ohren. — Endlich fielen Hugos Augen auf seinen eigenen einzigen Paletot, auf dem ihres Wagens Räder eine ganze Himmelskarte entworfen; — aber trotz „ihrer" und trotz alledem, blieb es radikaler Schmutz und wurde nicht vor seinen staunenden Augen zu rothem Gold. — Denn ach! — in den Märchen unserer realistischen Tage muß man sich jedes Tüpfelchen Gold auch erst durch Handel und Wandel erwerben, erspekuliren; — geschenkt und angezaubert wird einem nichts mehr; und wenn ja, — dann ist es, bei Licht besehen, ganz gewiß Talmi.

Und so blieb unserem Hugo schließlich nichts anderes übrig, als seufzend heim zu eilen, — seufzend nach einer Bürste zu greifen, um wider Willen jede äußere Erinnerung an ein Ereigniß zu tilgen, das eine hoffnungslose Liebe in ihm zurück ließ und die sichere Anwartschaft auf einen Stockschnupfen.

* * *

„An meine schöne Unbekannte, Dienst. Morg., Br. 6 Modewaarenmagazin."

Du bist an meines Himmels Saum, —
Ein Sternbild — aufgegangen;
Ich seh' Dich wachend und im Traum
Und seufze in Verlangen.

Ich folge Deiner Tritte Spur,
Um jedem Wink zu lauschen;
Ach, könnt ich einmal, einmal nur,
Ein Wörtchen mit Dir tauschen!
Bis in den Tod getreu.

„Bis in den Tod getreu!" — Erwarte Brief, unter E. W. postl. Postamt I. — Die schöne Unbekannte u. s. w., u. s. w.

Der geneigte Leser wird das Erforderliche schon zwischen den Zeilen gefunden haben; — Langeweile auf der einen, Schwung und athemlose Ergebenheit auf der anderen Seite, mit einem Anhauch jener dichterischen Inspiration, die man heutzutage ja en gros beziehen kann. — Auf der einen Seite ein unterbrochenes Gähnen, dabei aber ein promptes, zielbewußtes „Draufgehen", ohne Zeit- und Wortverschwendung, was bei Inserationen zweifelsohne doppelt empfehlenswerth; — auf der anderen dagegen, eine lebhafte Neigung zu unpraktischen, schlaflosen Träumereien, — Realismus und Idealismus, — wie die beiden gewöhnlich so zusammen kommen zu ihrem eigenen, unabweislichen Schaden.

Wundern kann man sich nur darüber, daß es so schnell ging; — aber das ist ja gerade das Gute unserer elektrischen Zeit. Und darum will ich mich auch so kurz fassen, als thunlich.

Er dichtete sie an und versorgte damit alle Abonnenten desselben Tageblattes mit einer erbaulichen Morgenkaffeelektüre, — sie schrieben sich postlagernd, — der mittel- und konnexionslose Handlungscommis und die glänzende Bankierstochter, — es ist ja nur ein Märchen! — dürfen Sie nicht vergessen — und das Ende vom ersten Kapitel war, daß er vor ihr auf den Knieen lag und an nichts thatsächliches mehr dachte. — Nicht an die grause, soziale Kluft, die zwischen ihnen gähnte, — nicht einmal, daß seine zum Himmel gewendeten Stiefelsohlen, mit rücksichtsloser Offenheit nach mehr denn einem Flicken schreien, trotzdem der alte Flickschuster im Hinterhofe, der sonst den Muth nicht so leicht verlor, sie längst zu seinen hoffnungslosesten Patienten zählte.

Und sie? — Sie wies ihn nicht mit dürren Worten ab! — Bewahre! dann wäre die Geschichte ja aus gewesen. Mit lächelndem Munde und einem bethörenden Blick gab sie ihr Ultimatum — und als Tochter des Geschäftes kannte sie die Bedeutung solcher schwerfälliger Worte des praktischen Lebens sehr genau.

„Wenn Sie in der Lage sein werden, mir einmal alles zu erfüllen, was ich wünsche, — auch nur einen einzigen Tag lang, in dem nun anbrechenden Weihnachtsdom, als mein Führer und Kavalier, mir alles zu Füßen legen können, was ich besitzen möchte, — dann bin ich mit Herz und Hand die Ihre!"

* *
*

Ein ebenso sterblich, wie hoffnungslos liebender Merkursjünger zählt, glaube ich, keineswegs zu der Spezies rara avis. Dieser aber hatte doch schon einige Züge zu viel aus dem berauschenden Feuerbecher gethan, um seinen Kater nach ein paar Jammertagen einfach wieder abzuschütteln. Er führte ihn Abend für Abend an den einsamsten Ufern der breiten, glitzernden Gewässer spazieren, an denen sich die schönsten Stadtanlagen hinziehen und fütterte ihn mit Seufzern und Stöhnen, zu einem so unbändigen Ungethüm heran, daß ihm schließlich selber davor bange wurde. — Wie es inzwischen um seine Pflichten als nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft im allgemeinen und als vierter Commis des großen Handelshauses „Braun

und Gelblich" im besonderen stand, kann man sich ohne Anstrengungen vorstellen.

Ich kenne jemanden, der mit unanfechtbarer Sicherheit jeden Stoff, von Seidengaze bis zum Kameelgarn, für Bombasin ausgiebt; — so ungefähr erging es unserem liebesleidenden Handlungsbeflissenen der Manufakturwaarenbranche auch; — wenn zwar aus anderer Ursache und mit einer weniger harmlosen Wirkung. Was galt ihm noch Meter, Centimeter, Diagonale, Perkale; — stand er hinter dem Ladentisch seiner Prinzipale und dachte an „sie" —, war ihm alles — Bombasin. — Ach und die Folgen dieses unstatthaften Nachtwandelns mitten im Tagewerk ließen nicht auf sich warten. Er hatte nur ein paar verblüffende Proben davon abgelegt, — als ihn der Chef schon freundschaftlich beiseite nahm, einen Knopf seines Rockes erfaßte und ihm eine kleine Ansprache hielt, die mit: „Na, hören Sie 'mal, mein Lieber", anfing und damit endete, daß der Knopf abgedreht und der arme Hugo seiner Stellung ledig war.

Am Abend dieses verhängnißvollen Tages suchte er auf den unvermeidlichen, einsamen Spaziergängen die abgelegensten Wege und vor seinen Augen schwebte unabläßig, in tiefster Druckerschwärze, eine Notiz im „Tagesbericht" der nächsten Morgenzeitung.

„Gestern Abend suchte und fand ein junger, hoffnungsvoller Mann seinen Tod in den Wellen der Außen . . . . .; — unheilbarer Liebesgram soll das Motiv dieser beklagenswerthen That sein." — Und als ein Glück für unseren Hugo darf man es ansehen, daß der Winter vor der Thür stand und das Wasser gar zu kalt war.

Gerade als ihm die Sache langweilig wurde und er den vernünftigen Entschluß faßte, heim und ins Bett zu gehen, sah er im Zwielicht eine weibliche Gestalt auf sich zukommen, die einen sonderbar ungeschickten Gang zu haben schien. — Und richtig, — als er sie fast erreicht hatte, glitt sie auf dem abschüssigen Wege aus und hätte zweifelsohne ein unfreiwilliges Bad genommen; Hugo aber, in dem seit seinem Minnetraum der Ritter zu einem wahren Recken erwuchs, erfaßte sie mit starkem Arm und führte die Wankende auf ein geebnetes Terrain. — Doch seltsam, ihm schmerzte der Arm von seinem Retterwerk, denn als er die süße Last auffing, war es ihm gerade, als fiele ihm ein Bündel Scheitholz entgegen, und als er nun so dicht neben ihr dahin schritt, kam ihr die ganze Erscheinung wahrhaftig genau so vor, wie eine der großen Modellpuppen in seiner Prinzipale Schaufenster. Und doch zeigte seine Begleiterin bis ins kleinste Detail Tournure und Toilette einer Dame von Welt. Aber als sie endlich stehen blieben und das Licht des Mondes, der langsam am Himmel aufstieg, voll auf das Antlitz der Räthselhaften fiel, sah Hugo mit gelindem Haarsträuben, wie sich dasselbe, unter dem keuschen, reinen, feierlichen Mondesglanze richtig in die grell bemalten, hölzernen Züge eines veritablen Haubenstocks verwandelte. — Während er sie noch, aller Höflichkeit vergessend, mit offenem Munde anstarrte, drehte sie ihr Gesicht in den Schatten und lächelte ihm dann wieder, als schöne Dame, mit demselben Lächeln entgegen, das ihm schon einmal lebensgefährlich geworden.

„Sie möchten wohl wissen, wer ich bin, mein Herr", begann die

Unbegreifliche. — „Ja, staunen Sie mich nur an; ich bin kein gewöhnliches Frauenzimmer. — Ich bin eine Fee! — eine Göttin! wenn Sie wollen!

„Donnerwetter" dachte Hugo und glücklicherweise blieb es beim „Denken"; — „die hätte ich mir anders vorgestellt!"

„Ich bin die letzte der Feen, die einst ein unseliges Geschick unter die Menschen bannte, die aber seither zu ihrer unbeschränkten, mächtigen Herrscherin wurde. — Vor langen, grauen Jahren lebten wir, — eine luftige Feenschaar auf den sonnigen Matten eines weltfernen Thales; in mir jedoch regte sich immer schon ein unbestimmter Drang — hinaus, — der mich den naturschwärmenden Schwestern mehr und mehr entfremdete. — Zum Ueberfluß verirrte sich in jenen Tagen das erste Menschenkind in unser Thal, — ein armer Wandersmann zwar nur, aber ein schlanker Geselle. Durch ihn erfüllte sich mein Schicksal! — Ich überschüttete ihn mit allen Schätzen einer Feenliebe, — ich kleidete ihn in Mondstrahlen und wob ihm eigenhändig silberfädige Leinewand; ich tanzte ihm meine schönsten Reigen und kredenzte ihm Morgenthau. Aber der Fremde war eines Morgens verschwunden und verzweifelt irrte ich durch die Haine. Meine Liebe und meine Trauer hatten mir jeden Frieden geraubt, deßhalb sollten nun andere auch keinen Frieden mehr haben; — ich quälte und ärgerte die Schwestern von Stund ab, so unabläßig, daß sie mich zuletzt erbost aus ihrem Reich stießen und einen Bannspruch hinter mir her sangen, der mir für immerdar jede Rückkehr unmöglich machte.

Ich durchstreifte nun die weite Welt und suchte nach dem Verlorenen und siehe da! als ich einstmals im Dämmern durch die Straßen einer großen Stadt schwebte, sah ich ihn plötzlich in einer offenen Thür stehen, — nicht mehr dünn und schmächtig, wie zu den Zeiten unserer Liebe; — nein, dick und behäbig, mit einem sehr selbstzufriedenen Lächeln in dem feisten Gesicht.

Ich flog auf ihn zu, — er aber prallte drei Schritte zurück und streckte die Hände abwehrend gegen mich aus. Alle guten Geister! — murmelte er betroffen. — „Kennst Du mich denn nicht mehr, Du Undankbarer, immer noch Geliebter?"

„Proste Mahlzeit, — ich danke!" lachte er. „Jetzt bin ich anders in der Wehr, wie dazumal. O Jemine! wenn ich noch an den Hunger denke, der mich damals ausdörrte", fuhr er fort und faltete die Hände über den Magen. — „Denkst Du denn gar nicht mehr daran, was ich für Dich gethan; — wie ich Dich tränkte, kleidete und glücklich machte?!" — „Puh!" lachte er grob, — „Regenwasser und Spinngewebe; — ich war nur froh, als ich erst wieder die verzwickten Berge im Rücken hatte. Und schau! dahier traf ich gleich ein massenhaftes Glück an. Die reiche Wittwe eines ersten Kleidermachers fand Gefallen an dem schmucken Gesellen und was ich an ihr fand, wirst Du schon denken können. Sie speiste mich mit richtiger Hausmannskost, allemal mein Leibgericht und Regenwasser hat sie mir meiner Tage nicht vorgesetzt; — auch ihr Gold besteht die Feuerprobe, und ist landesüblich geprägt. — Siehste, so ist's gekommen! — Das ist mein Geschäft, — auf dem Schneidertisch braucht der Meister schon nicht mehr zu hocken — und

hier ist meine liebe Frau", fuhr er grinsend fort, als eine feiste Gestalt aus dem Hintergrunde auf ihn zu watschelte.

Ich floh, — entsetzt und vernichtet! — Also der Gegenstand meiner Liebe, — die Ursache aller meiner Noth, — meiner Verstoßung aus dem Feenreiche, — ein Schneidergeselle! und noch dazu einer, der mich um einer dicken Frau Meisterin willen hohnvoll verließ! — Ich fluchte ihm und ihr und that einen fürchterlichen Schwur, mich durch alle Jahrhunderte meiner Fortexistenz, grausam, schwer und unerbittlich an dem ganzen edlen Menschengeschlecht und ganz besonders an ihren Weibsen zu rächen! — Und, zischelte sie und ihre Pupillen funkelten wie Natteraugen, daß den armen Hugo eine Gänsehaut überlief, „ich habe meinen Schwur gehalten! Seht Euch und seht Eure „bessere Hälfte" nur einmal darauf an! Sie zog einen kleinen Spiegel aus ihrem Kleide und schwenkte ihn triumphirend um ihr Haupt; kalte, scharfe Strahlen zückten aus dem Glasscherben.

„Mit diesen Strahlen", sprach sie weiter: „lähme ich den freiesten Willen, — zerschneide ich die kraftvollen Muskeln des stärksten Mannesarmes, der sich wider mich erheben möchte. Durch diesen Zauberstab habe ich mir den hyperklugen, hochmüthigen Menschen, der sich den Herren der Erde nennt, zu meinem willen- und vernunftlosen Sklaven gemacht, der ohne Nachdenken thut, was ich verlange; — nicht weil es gut, nützlich, hübsch, oder auch nur angenehm wäre! — nein, das Widerhaarigste, Unbequemste, einfach weil ich es diktire!"

„Aber ich bitte, — wer, im Namen alles Glaubhaften sind Sie denn eigentlich?" wagte Hugo endlich schüchtern einzuschieben, als sein Gegenüber auf einmal einen längeren Athemzug thun mußte.

„Wer ich bin?" Die Fremde lächelte und dieses Lächeln hätte als die Quintessenz aller auf diesem Erdenrund vorhandenen, weiblichen Selbstgefälligkeit gelten können. „Wer ich bin!" sagte sie mit einem Knix, der bei aller Vorschriftsmäßigkeit, lebhaft an das Radschlagen eines Pfauhahns erinnerte.

„Ich bin die Mode!!! Begreifen Sie nun, mein Lieber?!"

„In der That" rief der junge Mann mit einem Seufzer der Erleichterung aus dem Banne einer unheimlichen Furcht: „In der That! Nun ist mir nichts mehr unwahrscheinlich!"

„Ich bin Madame la mode!" fuhr sie fort und warf sich noch nachdrücklicher in die Brust. „Und die stolzeste Schöne, die ihre Freier mit der Fußspitze fortweist, — vor mir liegt sie ergeben im Staube und vergißt in absoluter Unterwerfung der eigenen Würde, — nur um die Erste zu sein, die meines Winkes gewärtig ist. Ja, mein Bester, nun wissen Sie, wem Sie die Ehre hatten dienstlich zu sein. — Ich bin Madame la mode — und deutsch rede ich sonst in Eurem Deutschlande nicht, weil das ja gewöhnlich, — beinahe natürlich wäre. Das ist ja gerade mein Triumph, — daß Eure Töchter und Frauen, die mit ihren Thränen und dem Herzblut ihres Liebsten auf der Welt, dem Vaterlande die höchsten Opfer bringen, — sobald der letzte Schlachtenlärm verhallt, doch wieder mit der alten Andacht und Begeisterung die Blicke nach der Stätte richten, wo ich meine tollsten und fratzenhaftesten Ideen ausbrüte und ihren Siegeszug durch die Welt antreten lasse, — trotzdem diese Stätte die Hauptstadt ihres

Erb- und Reichsfeindes bedeutet — und die Hand, die den begehrten, bunten Tant anfertigt, vielleicht dieselbe blutbefleckte Hand ist, — die von ihrem Leben einst den Glanz der Liebe herabriß. — Verstehen Sie wohl, welche Genugthuung in diesem Gedanken allein für mich liegt! — Ich bin Madame la mode — und für ein falsches Herz, das mich betrog, habe ich Euch so viele Falschheiten angehängt, daß Ihr selbst nicht mehr wißt, wo die Wahrheit aufhört und der Betrug beginnt. Und Eure Frauen! Damen wollte ich sagen", — hier kicherte Madame und rieb sich die Hände, die in allen Gelenken knackten, bis es dem armen Hugo flau im Magen wurde. „Eure Damen! was habe ich nicht schon alles aus denen gemacht!" — Aus dem Kichern ging ein Lachen auf, das justament wie eine Blechklapper klang, mit der man Spatzen aus den Saaten scheucht.

„Mehr wie ein Jahrzehnt unseres Jahrhunderts durchwandelten sie als Glockenklöppel, unter Stahl und Eisen. — Das Motiv zu diesem epochemachenden Gedanken fand ich einst auf einem Hühnerhof, in den ich zufällig gerieth. — Und als die letzte der Krinolinen im Wettstreit ihrer begeisterten Trägerinnen einen Umfang erreicht hatte, daß man ernstlich auf eine Reform der Baumethode und einen sofortigen Umbau aller Ein- und Ausgänge sinnen mußte, – da sprach ich: Halt! — und Reif und Bügel fiel und kurz darauf stand das Extrem in seiner höchsten Vollendung da. Ich band meinen Getreuen die Füße zusammen, wie man die Pferde auf der Weide spannt und preßte sie in eine faltenlose Schaale, zu der das Modell in jedem Schlachterladen hängt. — Heute thürmen wir uns die Haare pfundweise zu kunstvollen Gebäuden auf und die sensibelste Schöne, die dem niedriger Geborenen nicht einmal die Spitze ihres behandschuhten Fingers reichen würde, — trägt mit christlicher Duldsamkeit auf ihrem eigenen, juvelenstrahlenden Haupte das Haar, das auf dem wüsten Kopfe einer landstreichenden Dirne gewachsen ist. — Morgen raufen wir uns eine Hand voll Haare aus, um nur ja die knappste Frisur und das schüchternste Zöpfchen im Nacken zu präsentiren. — Und was für eine glorreiche Idee habe ich nun nicht wieder gezeitigt, welche Triumphe gefeiert, als die Beherrscherin Eurer Einsicht, Eurer Gedanken und selbst Empfindungen! — wo sogar das Schicklichkeitsgefühl Eurer Frauen verstummte, weil ich es verlangte; — ganz abgesehen noch von der Aesthetik, die Ihr so viel im Munde führt und die ich damit unbarmherzig verhöhnt habe! — Auf die Details meiner Erfindung kann ich Ihnen gegenüber ja leider nicht eingehen, da Sie ein Herr sind." — Madame lächelte hier mit einer ganz impertinenten Verschämtheit. „Aber im Vertrauen gesagt, bin ich einen Tag lang mit dem Gedanken umgegangen, ein kleines Sättelchen, — vielleicht nach dem Muster der neuesten Kavalleriesättel — geschmackvoll darauf anzubringen, — die Schabracke natürlich im Tone der Robe, mit Silbermonogramm in den Ecken. Damit die Mutter ihr Jüngstes, junge Damen kleinere Geschwister u. s. w. bequem überall mit sich führen könnten. — Doch wäre das für mich zu praktisch gewesen und darum ließ ich den Gedanken fallen! Mir wird schon bald ein anderer und genialer kommen!

Aber nicht allein in dem, was Ihr um- und anzieht, bestimme ich

Euern Willen und regele Euer Thun und Lassen; — fast in allem, was Ihr denkt, was Ihr treibt, meint, oder redet, spreche ich mit — und nicht die letzte Stimme. Selbst die ungezügelten, wilden Leidenschaften, mit denen Ihr Euch unter einander vernichtet und zerstört, habe ich gewissermaßen an meiner Leine; — geht doch mein Einfluß bis zu der Art, wie Ihr zeitweilig Verbrechen begeht. — Darwin war ganz mein Mann, als er der Menschheit ihren famosen Urahnen auftischte; — ein Erbtheil habt Ihr allemal, — den Nachahmungstrieb! — Und sieh mein Freundchen, — an diesem unsichtbaren, aber unzerreißbaren Faden, führe ich Euch eben durch dick und dünn, selbst durch die Pfützen der Lächerlichkeit und Korruption, und kühle meine Rache, die schon Jahrhunderte alt ist. Und wenn ich über kurz oder lang, für Euch, die Herren der Erde, himmelblaue Mullfracks und pfirsichblütenfarbige Papierpantalons erfinde, als Kopfbedeckung einen rosenumkränzten Lampenschirm etwa — und für Eure Damen —"

Hier traf sie ein voller, leuchtender Mondstrahl wie ein Klapps auf den rastlosen Mund; — der Mond stieg gerade bei einer Bucht in seiner ganzen, stillen Herrlichkeit über den Wipfeln vor ihnen auf. Es war, als spiele auf seiner blanken Scheibe ein spöttisch mitleidiges Lächeln, als er so die Flut seiner Strahlen über diese wunderliche Erde wogen ließ. Madame, eben noch so siegessicher, wand sich förmlich unter ihnen — und ließ ihr Gebein dabei wie trockene Haselstöcke klappern. Das unleugbar, quer hölzerne und nur aus dem Groben geschnitzte Haubenstockantlitz mit den grellroth angestrichenen Wangen und den wasserfarbenen Augen zeigte ein hilfloses Grinsen, während sie aus dem Bannkreis des reinen Himmelslichtes heraus haspelte und stoßweise hervor piepte.

Ich habe nur einen überlegenen Feind, der mir immer wieder, ohne jegliche Courtoisie, einen Fußtritt giebt; — das ist diese abscheuliche, unbesiegbare Natur! Ich suche sie zwar zu vernichten, auszurotten, wo ich nur kann — und bei Euch Menschen gelingt es mir auch wohl. Aber auf ihrem eigenen Grund und Boden erdrückt sie mich mit ihrer plumpen Riesenfaust, — wischt mich förmlich hinweg, — als ob Madame la mode nur ein Schmutzfleck wäre! — Ach, dieses gräßliche Licht! — O meine Nerven! meine Nerven! — Ich gehe sonst auch nie weiter, als der Schein von Gas und anderen Lampen reicht; — aber heute ist einmal mein Unglückstag. Bitte, halten Sie mich fest, junger Mann, — ich kann auch dankbar sein! — Sprechen Sie nur! — Ach! ich kann nicht mehr!"

Vor ihnen lag eine längere, schattenlose Strecke; — für die nächsten Minuten herrschte also Schweigen. — Hugo, dem zu Muthe war, als sei soeben eine Lawine hart an seiner Seite zu Thale gegangen, überkam es wie ein durstiges Verlangen, auch einmal wieder seine eigene Stimme zu vernehmen und berauscht von diesem langentbehrten Genuß, sprach er so hastig und ohne Athemholen, daß er gerade mit dem letzten Kapitel seiner Liebes- und Leidensgeschichte fertig wurde, als sie unter der ersten Gaslaterne anlangten und Madame nach einigem Stöhnen und Schütteln wieder als vollendete Dame, recte allmächtige Fee vor ihm stand. Als Hugo den Namen seiner Angebeteten aussprach, lächelte Madame bedeutungsvoll:

„Ei, das ist ja eine meiner Lieblinge! — Die Geschichte interessirt mich in der That und aus Erkenntlichkeit für geleistete Dienste will ich Ihnen zu Ihrem Glück verhelfen! — Aber, junger Mann, Sie dürfen dann auch nicht vergessen, daß nur meine Macht es ist, der sie's verdanken."

Hugo stammelte einige Dankesworte und sah nicht wenig gespannt zu, als seine Gönnerin aus ihrer Tasche einen winzigen Gegenstand hervorzog:

„Hier ist der Schlüssel zu Ihrem Paradiese, mein Bester, und zugleich mein neuester Gedankenblitz; — ein reizendes Portemonnaie aus Froschleder, in das man zur Bequemlichkeit genau nur ein kleines Goldstück praktiziren kann! Sehen Sie, wie hübsch und zweckmäßig, nicht wahr? Wechselt man unterwegs andere Münzen ein, steckt man das Portemonnaie in die eine und das Geld in die andere Tasche. Sie werden gewiß nicht oft den Fall erleben! — Hier nehmen Sie — und so lange Sie dies Goldstück in meinem Dienste, im Dienste der erhabenen Mode ausgeben, wird diese Börse niemals leer sein. Nun gehen Sie, geradeswegs ins Glück hinein und vergessen Sie nur nicht, daß nur Madame la mode, die letzte und mächtigste der Feen, Ihnen die Thore dazu öffnen konnte!"

Ein Wagen rasselte heran, ehe Hugo noch seinen Dank erschöpft; er mußte ausweichen und als er sich dann umschaute, war Madame gleich einer Hand voll Spreu vor seinen Augen entschwunden. Einen Augenblick stieg ein Gedanke an den schnöden Schneidergesellen, an Regenwasser und Spinngewebe in ihm auf; — aber nein! das kleine runde Ding, das er nur mit Mühe aus dem modernsten Portemonnaie hervor klaubte, war zweifelsohne eine gangbare Münze. Hugo schwindelte es vor Glück; vor seinen trunkenen Augen stieg das Bild seiner nächsten Zukunft empor. Arm in Arm mit ihr, in seligem Geplauder, — während er ihre Aufmerksamkeit bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand lenkte und, schon im voraus durch ihren süßen Dank belohnt, seine Liebste mit all dem schmückte und erfreute, was dem Schönheitssinn einer vollendeten Dame gefällt. Die einigermaßen sonderbare Form, in die sie ihre Ablehnung gekleidet, war ja nur die Form, so viel als: „Wenn Du einmal in meine Verhältnisse paßt" u. s. w.; oder: „Wenn Du reich genug bist, eine Frau, wie ich, standesgemäß zu erhalten, — dann magst Du wiederkommen!"

Und er war jetzt reich genug — und er kam auch!

* * *

Die halbe Nacht hatte er mit der Verschönerung seiner eigenen bescheidenen Person verbracht; — sobald die Schicklichkeit es erlaubte, stand er, den Hut in der zitternden Hand vor dem koketten Stubenmädchen seiner Angebeteten und bat, — ein wenig stammelnd zwar, aber unverhohlen um eine Audienz. Einen Augenblick später sah er sich in dem reichüberladenen Empfangszimmer und sammelte gerade zum dritten Male seinen Hut vom Teppich auf, als „sie" ins Zimmer schwebte. — Sie stutzte erst und es sah so aus, als suche sie in der großen Rumpelkammer, die man Erinnerung nennt, noch rasch nach

einem verlegten Gegenstande. — Lieber Himmel, wer wollte in unserem Quecksilber-Zeitalter einer jungen Dame verargen, wenn sich das Bildniß eines ihrer Ritter nicht allzu lange erhielt, — wenn sie die allgemeine Zeitdevise: „Schwamm darüber!“ auch zu der ihren machte.

Hugo, in dem natürlich auch nicht einmal eine Ahnung solcher Vorkommnisse auftauchte, sprach unterdessen mit der ganzen Glut seiner Empfindungen von dem Glück, das ihm durch eine Erbschaft unvermuthet in den Schoß gefallen und das ihn jetzt kühn genug mache, nach den Tagen der absoluten Finsterniß seine Dame wieder zu suchen und sie zu mahnen an ihr letztes Wort. — Jetzt solle sie ihn nur auf seinen Wert oder Unwerth prüfen, — so lange es ihr gefiele. — Er, der Glücklichste aller Sterblichen, habe jetzt zu dem Willen auch die Macht, seiner Angebeteten jeden Wunsch erfüllt vor die kleinen Füße legen zu können.

Während er noch sprach, hatte das Vergangene immer festere Umrisse vor den Augen Ellas angenommen; — als er geendet und sich im Drange seines Herzens, als einstweiliges Pfand, selber vor ihre kleinen Füße gelegt hatte, — entzog sie ihm zwar ihre Hände, aber nur um sie freudig zusammen zu schlagen.

„Nein! das ist ja herrlich! Das ist ja wunderbar! — Papa erlaubt gewiß, daß ich mitgehe; — zudem reiste er ja auch gestern nach Berlin — und Tante Lilienzweig ist hier, die soll uns begleiten! — Nein! Alles kaufen zu können, was man sich wünscht, was für ein Spaß! — Warten Sie, — warte Du nur einen Augenblick; ich hole rasch meinen Mantel und Tante Lilienzweig!“

Der arme Hugo hatte fast zu sicher auf eine Stunde der Weihe, der beiderseitigen thränenfeuchten Rührung gerechnet! — Doch was nicht ist, — kann ja noch werden! — Duldsam und noch immer getragen von seliger Zuversicht, machte er die Bekanntschaft von Tante Lilienzweig, deren Zungengeschwindigkeit ihn lebhaft an den letztverlebten Abend erinnerte. — Dann hüpfte Ella, reizend, himmlisch kostümirt herein und die Wanderung wurde unverzüglich angetreten. Ella an Hugos Arm! — O, wie schlug der Puls dieses beneidenswerthen Armes! — Aber ach, lange sollte das Glück nicht dauern; — schon das nächste Schaufenster einer Putzmacherin entriß Hugo seine holde „Begleiterin für alle Zukunft.“

„Hier müssen wir zuerst hinein!“

„Ja“, meinte Tante Lilienzweig, „nur immer systematisch! fangen wir also mit den Hüten an.“

Weit über eine Stunde wurde gewählt, geprüft, probirt, denn der Vereinfachung halber bestellte man gleich ein volles Dutzend Kopfbedeckungen aller Art. — Anfangs schaute Hugo, dem man in diskreter Entfernung einen Stuhl geboten, in stiller Beglückung den Metamorphosen des hübschen Köpfchens, mit dem streng ausgeprägten Typus zu, das er, der Begnadete vor allen anderen, sein Eigen nennen sollte. — Endlich aber ermüdet auch das größte Maß von Seligkeiten selbst den Sterblichen doch; Hugo fuhr aus einem Halbschlummer empor, als Ella schalkhaft lächelnd mit einer kurzen, aber inhaltsschweren Rechnung auf ihn zutrat und ihm dieselbe mit einem bezaubernden Lächeln in die Hand drückte:

„Willst Du, bitte!"

Ach wie schmeichelnd klang ihre Silberstimme.

Hugo griff entzückt nach seinem Wunderportemonnaie und siehe da! die Gabe der großen Fee ließ ihn nicht im Stich. Nur dauerte es etwas lange, bis er ein Geldstück nach dem andern hervor klaubte und setzte ihn nicht wenig in Verlegenheit, da die Sache ja nicht auffallen durfte.

„Lieber Hugo, wir gehen einstweilen weiter; — im nächsten Geschäfte findest Du uns wieder!" flötete Ella, die allezeit Praktische, um keine Zeit zu versäumen.

Und so ging es fort; — Hugo kam immer gerade recht, um sein Liebesglück in Geld zu übersetzen — und als die Dinerstunde schlug und Tante Lilienzweig unweigerlich heim verlangte und Hugo die Damen ritterlich in ihre Wohnung begleitete, fühlte er bereits einen Krampf in den Finger seiner Rechten, der nicht einmal schwand, als Ella ihm diese Hand drückte und auf dem dunkeln Vorflur unter Verabreichung eines eiligen Kusses zärtlich flüsterte:

„Liebster, wir können Dich ja leider nicht zu bleiben bitten, da Papa nicht zugegen ist; — aber Morgen kommst Du ja zur rechten Zeit, hörst Du!"

Und der glückliche Hugo trat gehorsam ab und den einsamen Heimweg mit Gefühlen an, die, zu seiner künftigen Mannesehre nicht ganz ungetheilt waren.

Und so ging es ein paar weitere Tage. Ella kaufte und Hugo zahlte; so spann sich das Liebesleben der beiden fort. Anfangs träumte der Glückliche, wenn er den Spuren der Geliebten von Laden zu Laden folgte, noch immer von einem Ende seiner Prüfungszeit, von einem seligen Lohn, der seiner harre, wenn der Kaufteufel, der seine Holde jetzt inne hatte, erst wieder abgefahren sei. Als aber der Zählkrampf in seinen Fingern in demselben Maße wuchs, wie das Magazin, das Ella sich in ihrer väterlichen Behausung zulegte, da dachte er überhaupt nicht mehr. Ihm selber unbewußt und von Ella natürlich absolut unbeachtet, vollzog sich jedoch in dem liebenden Jüngling ein Wandlungsprozeß, still und unmerklich, aber so vollständig, wie etwa aus dem formlosen Amphibium nach Abschluß des letzten Stadiums der vollendete Frosch wird. Und am vierten Tage, als er bereits seine Zuflucht zu der Linken nehmen mußte, um seinem goldnen Tagewerke nachzukommen, trat diese Wandlung plötzlich in ihrem ganzen Ausdruck hervor; — gerade wie der junge Frosch eines schönen Sommertages mit einem Male in seiner ausgeprägten Körper- und Charaktereigenthümlichkeit patzig im Schlamme da sitzt.

Man pilgerte matt und müde von des Tages Mühen über den großen Markt; hier in den kleinen Buden gab es für Ella natürlich nichts zu thun. Unmuthig ob der langen Pause, trat sie endlich unter das Zelt eines Korbmachers und hielt gewohnheitsmäßig Umschau, ob nicht doch noch etwas ihrer Wünsche würdiges zu finden sei. Dadurch gewann Hugo zum allerersten Male Zeit, auch selbst einen Gegenstand zu kaufen.

„Ist hier denn gar nichts anständiges zu haben!?" meinte Ella verstimmt und schmollend.

„Doch, mein liebes Fräulein", wurde hier Hugos seltsam veränderte Stimme in frischem, freiem Tone laut; auch der kleinste Anklang an schmachtende Sentimentalität war daraus verschwunden. — „Doch mein Fräulein. Sehen Sie, hier ist das Einzige, was ich meiner künftigen Frau zu unserer Hochzeit schenken werde, damit sie darin die bescheidenen kleinen Bedürfnisse unseres gemeinsamen Lebens selber ins Haus tragen kann. Es ist zwar nur ein simpler, aber sehr achtbarer Marktkorb; für eine feine Dame, wie Sie, verehrtes Fräulein, allerdings nur als Symbol da! Empfehle mich Ihnen!" — Sprach's und drückte der Schönen einen derben Korb in das zarte Händchen und ließ sie mit Tante Lilienzweig, ihrem Korbe und dem Weiteren allein.

* * *

Draußen schüttelte sich Hugo wie ein Pudel, der einem unfreiwilligen Bade entrann; dann trat er ordentlich fester und sicherer auf, als sei ein ganzes Selbstbewußtsein über ihn gekommen und ohne sich länger zu besinnen, schlug er den altbekannten Weg ein und stand bald darauf in dem kleinen Comptoir, vor dem Pulte seines ehemaligen Chefs. Als er seine kurze, unverhohlene Beichte beendet, klopfte ihn der alte Kaufmann wohlwollend auf die Schulter:

„Freut mich, mein Lieber, freut mich! Zeigt mir, daß Sie ein ehrlicher Junge sind, der geradeaus geht. Na! habe Ihren seligen Vater auch zu gut gekannt, um von dem Sohn nicht eigentlich ebenfalls etwas gutes zu erwarten. Sehen Sie, das gefällt mir, — so frisch von der Leber weg und unverzagt wieder umkehren, wenn man einmal falsch gegangen. Das soll Ihnen nicht vergessen werden! Morgen treten Sie ohne weiteres in Ihre alte Stellung ein und wenn dann nichts dazwischen kommt, wollen wir beim Jahresschluß 'mal weiter schauen!"

So froh und leicht war unserem Hugo noch nimmer zu Muthe gewesen; er fühlte sich wie einer, der einer schweren Gefahr entrann und im Vollbewußtsein dessen seinem Schöpfer Dank gelobt, nicht in Worten allein, sondern in seinem ganzen künftigen Verhalten.

Am Abend machte er noch einmal, der Gewohnheit folgend, einen einsamen Spaziergang; ohne Seufzen schritt er diesmal, leise pfeifend, an dem winterlichen Ufer entlang, das das stille Wasser umsäumte, auf dem der Glanz des Mondes flimmerte.

„Halt!" rief er plötzlich laut: „Hier war es ja!" Und mit spitzem Finger zog er einen winzigen Gegenstand aus der Tasche und warf ihn weit in die glitzernden Fluten hinaus. — Wir wollen es nur eingestehen, — er spuckte ihm sogar nach und während er so einen Augenblick in die dunkle Tiefe starrte, murmelte er deutlich vernehmbar: „Ich wollte nur, ich hätte Madame hier ruhig hineinfallen lassen!"

„Und ich würde nichts dagegen einzuwenden haben!"

Kapitulirt. *)

Schwank in einem Akt von Hans von Reinfels.

(Verfaſſer von „Im Négligé", „Eßbouquet" ꝛc.)

Perſonen:

Steffen, Major a. D., Bürgermeiſter. — Illy Sedania, ſeine Tochter. — Peters, Gutsbeſitzer. — Lieschen, ſeine Tochter. — Julius Neumann, Feldwebel. — Viktor von Sommer, Einjährig-Freiwilliger.

Ort: Eine kleine Garniſonſtadt. Zeit: Die Gegenwart.

(Das Stück ſpielt in dem wohnlich ausgeſtatteten chambre garni Viktors mit Mittelthüre und Seitenthüre links. Rechts vorn ein Fenſter, links daneben ein Klavier. Links vorn ein Etabliſſement von Tiſch, Sopha und Fauteuils. Stühle vertheilt im Zimmer, ſo auch vorm Fenſter. Auf dieſem Stuhl liegt verkehrt, aufgeſchlagen Heines „Buch der Lieder". Im Hintergrunde, rechts von der Thür, ein kleiner Schrank, in dem einige Flaſchen Wein und Gläſer ſtehen, links von der Thür Rauchtiſch mit Requiſiten, Cigarren ꝛc. An der Wand Photographien in Rahmen. In der Ecke links Kleiderſtänder mit Militärröcken, Beinkleidern, Mützen ꝛc. Dahinter Gewehr, Säbel mit Koppel. [Rechts und links ſind vom Zuſchauer aus angenommen.])

Erſte Scene.

Viktor. Bald darauf Julius.

Viktor. (Sitzt am Klavier. Er trägt Militärbeinkleider und einen leichten Civilrock. Etwas komiſch in ſeiner Erſcheinung und verlegen-ſchüchtern im Auftreten. Er ſpielt, ſobald der Vorhang aufgeht, mit ſtärkſtem Forte das bekannte Lied: „Ach, wenn Du wärſt mein eigen", dabei unter lautem Seufzen einige verhimmelnde Kopfbewegungen machend. Durch die Muſik hindurch hört man einige Mal Klopfen an der Mittelthüre.)

Julius. (Junger, ſchneidiger Bonvivant, Infanteriſt, im Extraanzug. Er trägt ein kleines Packet. Er reißt, nachdem er draußen einige Mal ſtark angeklopft, haſtig die Thür auf.)

Viktor. (Unterbricht das Spiel kurz, ſpringt verlegen vom Seſſel, macht endlich Front und legt die Hand ſalutirend an die Schläfe.)

Julius. (Lacht.) Rührt Euch! (Legt ſein Packet auf den Tiſch links.)

Viktor. (Blickt wiederholt verlegen auf ſeinen Rock, dann geht er an den Rauchtiſch und holt Cigarren und Feuerzeug.)

Julius. Sagen Sie um alles in der Welt, Sommer, ſind Sie denn über Nacht taub geworden?

Viktor. Wieſo, weßhalb?

Julius. Erſt laſſen Sie mich da draußen zehnmal anklopfen, ohne herein! zu rufen und dann pauken Sie hier drinnen Klavier, als ſpielten Sie einer alten tauben Erbtante etwas vor.

---

*) Den Bühnen gegenüber Manuſkript.

Viktor. Entschuldigen Sie nur, aber ich hörte Sie wirklich nicht, ich war etwas in Gedanken. (Spielt verlegen mit den Cigarren.)

Julius. Etwas? Na, da möcht' ich Sie nicht erst ganz in Gedanken sehen. Mensch, lassen Sie sich das nicht 'mal im Dienst einfallen. Aber das Klavierspiel?

Viktor. (Voll Eifer und Ueberzeugung.) Das mußte so sein.

Julius. (Ironisch.) Ach, was Sie sagen! Ich dacht' mir das immer ganz anders. Zum Beispiel so: (spricht flötend, elegisch) „Ach, wenn Du wärst mein eigen!" Wie Sie es aber spielten, heißt's: (schreit barsch und polternd) „Ach, wenn Du wärst mein eigen!"

Viktor. (Heiter.) Ja, ja, hier klingt das so, wie zuletzt, aber da unten. (Zeigt auf den Fußboden und hält im Sprechen inne.)

Julius. Aha, ich merke 'was! Da unten, nun?

Viktor. Da klingt es weich, süß, wie zuerst.

Julius. Also Sie, Schwerenöther, spielen hier oben jemand da unten etwas vor. Vermuthlich keiner alten Erbtante, sondern —

Viktor. (Aengstlich einfallend.) Bitte, bitte.

Julius. (Fortfahrend.) Sondern allem Anschein nach einem reizenden, lieben Backfisch.

Viktor. Nein, nein.

Julius. Nun, vielleicht der knurrenden Schwiegermutter?

Viktor. Sie hat ja gar keine Mutter mehr.

Julius. Also gefangen, junger Freund. Ich wußte, daß es eine „Sie" und eine junge „Sie" sein würde. Doch das ist Ihr Geheimniß.

Viktor. Sie sollen es auch wissen. Aber vorerst bitte. (Er hält Julius einige Cigarren hin, damit er sich eine nehmen soll.)

Julius. Danke! (Nimmt alle Cigarren und besieht sie lächelnd.)

Viktor. (Reißt ein Zündhölzchen an.)

Julius. (Steckt alle Cigarren gemüthlich in die Tasche.) Pusten Sie nur wieder aus, ehe Sie sich die Finger verbrennen. Die Cigarren werde ich erst trocknen lassen, Sie haben sie ja ganz naß gerieben.

Viktor. (Sieht ihn etwas verdutzt an, löscht dann aber das Hölzchen aus.) Darf ich Ihnen mein Geheimniß anvertrauen?

Julius. Eines nur? Losgeschossen!

Viktor. Ich liebe sie!

Julius. Mich? Alle Wetter, Sommer, das lassen Sie hübsch bleiben.

Viktor. Machen Sie mich doch nicht verwirrt. Ich meine die Tochter des Bürgermeisters.

Julius. So, so. Und liebt sie Sie? (Zeigt beim ersten Sie auf die Diele, beim zweiten auf Sommer.)

Viktor. (Freudig.) Wir sind einig, schon lange einig.

Julius. Und der Alte?

Viktor. Der weiß von gar nichts, kennt mich nicht einmal, obwohl mein Vater mit ihm schon einen Prozeß gehabt hat.

Julius. (Lacht.) Das sind ja famose Aussichten. Ihr Herr Schwiegerpapa hat natürlich den Prozeß gewonnen?

Viktor. Nein, er hat ihn in allen Instanzen verloren.

Julius. (Ironisch.) Das ist ja herrlich! Leichteres Spiel können

Sie gar nicht haben. Da gratulire ich herzlichſt. (Reicht ihm die Hand hin, die Viktor nicht nehmen will.) Na, nehmen Sie doch!

Viktor. (Berührt die dargebotene Hand leicht. Verlegen.) Wie Sie ſpotten können.

Julius. Mein bitterer Ernſt, junger Mann. Denken Sie doch nur, wie ſich der Bürgermeiſter freut, wenn er ſeine Tauſende, die er für den Prozeß ausgegeben hat, wieder erhält! So viel koſtet er doch?

Viktor. Ach ja.

Julius. Gehört ſich auch ſo für einen anſtändigen Prozeß.

Viktor. Das Geld iſt doch aber verloren?

Julius. Im Gegentheil! Wenn Sie des Bürgermeiſters Töchterchen heiraten, laſſen Sie ſich die Prozeßkoſten auf die Mitgift anrechnen, da hat ſie der Alte wieder. Was ſagen Sie nun?

Viktor. (Verwirrt.) Wer wird gleich an die Ausſteuer denken. So proſaiſch — — —

Julius. (Unterbricht ihn. Legt ſeinen Arm um Viktors Hals, führt ihn auf das Fenſter zu und nimmt das Buch vom Stuhl. Beim Sprechen ſchlägt er dann das Titelblatt auf.) Sind nur die Feldwebel, meinen Sie, nicht wahr, Landsmann? Sie ſtudiren Heines Buch der Lieder und ſeufzen Ihr Mädchen mittels des Klaviers durch die Dielen an. Seufzt ſie auch ſo? (Legt das Buch auf den Tiſch. Hinter der Scene. Man hört hinter der Scene, am beſten von unten herauf, auf dem Klavier das Lied ſpielen: „Ach wie iſt's möglich dann?“

Viktor. (Aufgeregt und glücklich.) Hören Sie? Hören Sie doch! Ach, Du liebſte, beſte Illy!

Julius. (Heiter.) Willy, ſagten Sie? Willy iſt ja ein Mannesname.

Viktor. (Wie oben.) Illy! Illy Sedania! Doch fragen Sie nicht, ein andermal erzähle ich Ihnen die Geſchichte dieſes Namens. Jetzt laſſen Sie mich, lieber Freund, ich muß fort.

Julius. Das Geklimper war wohl ein Signal zum Aufbruch? Paßt mir übrigens ganz prächtig.

Viktor. Wieſo? Wollten Sie mich forthaben?

Julius. Ja, hören Sie.

Beide. (Setzen ſich links.)

Julius. (Ernſter als ſonſt.) Mir geht's nämlich faſt ebenſo wie Ihnen, lieber Sommer. Auch ich bin verliebt, ſeit vielen Jahren ſchon und zwar in Lieschen Peters, Ihre Spielkameradin, Ihres Herrn Vaters Nachbarn Tochter. Auch wir ſind einig, ſeit langer Zeit, aber der alte Peters will's nicht haben. Er will höher hinaus. Sie wiſſen, ich bin armer Eltern Kind, mußte die Schule leider früher verlaſſen als mir lieb war und habe mein Brod als Inſpektor auf Peters Hof verdienen müſſen. Da lernten wir uns kennen, die ſinnige, gute Lieſe und ich, der Springinsfeld, und nicht lange währte es, da hatten ſich unſere Herzen gefunden. Wir verlebten mit unſerer heimlichen Liebe köſtliche Stunden, eine Zeit des reinſten, edelſten Glücks. Anfangs zeichnete mich Peters ſehr aus, weil ich den franzöſiſchen Krieg mitgemacht und das eiſerne Kreuz erhalten hatte. Ich, der arme Inſpektor, als einziger im Dorf! Als er aber hörte, wie es mit mir und Lieſen ſtand, behandelte er mich ſchroff und jagte mich vom Hof. Den Schimpf konnt' ich nicht im Ort erdulden. Ich ging in

die Stadt und trat wieder ins Militär. Fünf Jahre sind darüber vergangen, ich bin avancirt und habe jetzt zu leben.

Viktor. (Voll Theilnahme.) Und Liese?

Julius. Ist noch nicht verlobt. Man sagt, sie habe alle Freier abgewiesen und sei noch stiller geworden.

Viktor. Haben Sie von ihr selbst nichts gehört?

Julius. O ja, wir schrieben uns heimlich, sie sandte mir mehrfach ihr Bild und Handarbeiten, die ich natürlich als theures Angebinde aufhebe.

Viktor. (Mit Emphase.) Das kenne ich!

Julius. Nun denken Sie sich die Ueberraschung, als ich gestern einen Brief vom alten Peters erhielt, in dem er mir mittheilt, daß er mich heute besuchen wolle.

Viktor. Er ist also zur Vernunft gekommen?

Julius. Vielleicht, wer weiß. Ich bin nun aber in großer Verlegenheit. Ich wohne in der Kaserne, es sieht schlicht und nüchtern dort aus. Der Alte aber ist eitel und giebt auf Aeußerlichkeiten viel. Da wollte ich ihm nun imponiren und dachte daran, daß Sie mir vielleicht auf den halben Tag Ihre Wohnung abtreten.

Viktor. (Steht auf.) Von Herzen gern, thun Sie ganz so, als wenn Sie hier zu Hause wären. Ich störe Sie nicht.

Julius. Vielen Dank, revanchire mich gern. Nun muß ich aber bitten, daß Sie Ihre Sachen dort (zeigt auf die Kleider u. s. w.) ins Nebenzimmer bringen und auch die Bilder abnehmen.

Viktor. Was soll denn dafür dorthin?

Julius. Meine Bilder, Lieschens Photographie besonders. Ihre Bilder kann ich doch nicht in meiner Stube lassen. Ich habe meine Requisiten gleich mitgebracht.

Viktor. Schön, kann geschehen. (Eilt nun wiederholt von der Bühne links ab, erst mit den Bildern, dann mit den Effekten.)

Julius. (Wickelt sein Packet auf, in dem einige Photographien, zwei kleine gehäkelte Sophadecken und ein gestickter Vorleger (kleiner Teppich) enthalten sind. Er hängt die Bilder an die Stelle der abgenommenen, legt den Teppich vor das Klavier und die Decken aufs Sopha. Beim Geben spricht er.) So mein Liebchen, hier kommst Du und Deine Arbeit mehr zur Geltung. Diese Umgebung paßt besser für Dich.

Viktor. (Ist von links eingetreten, um die letzten Sachen fortzubringen.)

Julius. Einjährig-Freiwilliger, machen Sie, daß Sie fortkommen.

Viktor. (Heiter.) Zu Befehl, Herr Feldwebel, will mich nur noch in Gala werfen, um zu verschwinden. (Links ab.)

Julius. Jetzt werde ich mich hier benehmen, als wenn ich mein Lebtag noch nicht wo anders logirt hätte. Rekognosziren wir einmal das Terrain. Was ist dort, ein Fort? (Oeffnet den Schrank.) Wein! Ei Wetter, das paßt ja vortrefflich. Na warte, Alter, Du sollst Augen machen. (Schließt den Schrank und geht nach links.) Und hier? Cigarren en masse und keine geringe Sorte. Na, da wollen wir den Raub von vorhin nur auch noch dazu thun. (Er legt die Cigarren in den Kasten.)

Viktor. (Von links in voller Uniform.) Melde mich!

Julius. (Hält ihm eine Cigarre hin.) Da, stecken Sie sich nur noch eine ins Gesicht, wer weiß, ob Sie nachher noch etwas vorfinden. So bleibt Ihnen wenigstens die Erinnerung. Na, keine Ziererei.

Viktor. (Nimmt.) Danke! (Beim Abgehen bei Seite.) Muß ich mich noch für mein eigenes Kraut bedanken! (Laut.) Adieu, Herr Feldwebel, viel Vergnügen mit dem Alten.

Julius. Dito mit der Jungen, aber seufzen Sie nicht zu viel.

Viktor. (Durch die Mitte ab.)

Zweite Scene.

Julius.

Jetzt ist das Feld frei und wer daran zweifelt, daß dies meine rechtmäßige Wohnung ist, der kann sich auf drei Tage Mittelarrest gefaßt machen. Ja so, den Alten kann ich doch nicht einsperren lassen, für den muß ich etwas anderes ersinnen. Schwer genug kann man dies Ungeheuer eigentlich nicht bestrafen, denn wie hat es mich behandelt, wie hat es Lieschen gepeinigt. (Legt die Koppel ab, lüftet den Rock und legt sich aufs Sopha.) Fünf Jahre sind's, daß ich von seinem Hofe lief, auf dem ich zwölf Jahre gewirthschaftet hatte. „Sie Hungerleider", sagte er zu mir — ich vergeß es mein Lebtag nicht — „Sie erkühnen sich meine Tochter zu lieben? Das kann Ihnen wohl passen, sich in dieses reiche Bauerngut hineinzuheiraten, aber ehe ich nicht selbst bei Ihnen bettele, ehe werden Sie meine Tochter nicht bekommen. Bilden sich wohl wer weiß was auf Ihr Kreuz ein! Jetzt entfernen Sie sich und lassen sich nicht wieder vor mir sehen." Es ist mir, als wenn's erst gestern passirt wäre und die Wuth steigt in mir auf, gerade so wie damals, wo ich ihn am liebsten bei der Gurgel gepackt und in die Mistjauche geworfen hätte. (Er steht auf.) Aber Gottlob ich beherrschte mich und so brauchte sich Lieschen meiner nicht zu schämen. Die Zeit heilt alle Wunden, das ist richtig, aber zu gewissen Zeiten schmerzen sie doch recht sehr. Ah bah, fort mit den Grillen. Es muß etwas sehr wichtiges sein, daß sich der alte Peters zu mir bequemt. Nun er soll sehen, daß ich vergeben kann, wenn ich's auch nicht zu vergessen vermag. (Heiter.) Der liebe Sommer sorgt doch für alles, hält er mir da den herrlichsten Weinkeller. Heraus mit einer Lafitte. (Er öffnet den Schrank und nimmt eine Flasche Rothwein nebst zwei Gläsern heraus. Er setzt die Gläser auf den Tisch, entkorkt die Flasche und schänkt sich ein Glas Wein ein. Klopft sich selbst auf die Backe.) Prosit alter Junge, prosit Lieschen! (Geht auf eine Photographie an der Wand zu und klingt mit dem Weinglase an das Glas des Bildes. Dann leert er das Glas, während es klopft.) Herein! (Er eilt an den Tisch, setzt sich und blättert im Heine.)

Dritte Scene.

Julius. Peters.

Peters. (Fester, bestimmter Charakter. Mann von circa fünfzig Jahren; frisches, robustes Aussehen. Anfänglich etwas finster, im Verlauf der Scene freundlicher. Er tritt durch die Mitte ein und bleibt dann an der Thür stehen.) Guten Tag.

Julius. Schön Dank. (Er steht auf und geht Peters entgegen.)

Peters. (Sieht sich erstaunt im Zimmer um.) Ist's erlaubt näher zu treten?

Julius. (Freundlich.) Aber gewiß, mein lieber Herr Peters. Ich freue mich ungemein Sie in meinem Heim begrüßen zu dürfen. Bitte setzen Sie sich. (Er nimmt ihm Hut und Stock ab und führt ihn an einen Fauteuil, gießt ihm und sich Wein ein und holt Cigarren nebst Feuer.)

Peters. (Mustert während dessen das Zimmer, sieht auf die Bilder, die Sophadecken und setzt sich dann. Bei Seite.) Verdammt nobel hier und wie gewählt der Junge spricht.

Julius. So, mein lieber Herr Peters, nun erst eine Cigarre in Brand gesetzt und dann lassen Sie uns wie alte Freunde gemüthlich plaudern.

Peters. (Unruhig. Halblaut.) Alte Freunde? Gemüthlich?

Julius. Ja, oder finden Sie es hier bei mir ungemüthlich? Ich wohne ja nur sehr einfach, aber es genügt bei bescheidenen Ansprüchen.

Peters. Einfach, bescheiden? Sie scheinen ja recht bedeutende Fortschritte gemacht zu haben.

Julius. Das lernt sich, ich hatte ja Zeit genug. Aber sonst bin ich noch immer der Alte. (Er hält ihm die abgeschnittene Cigarre und ein brennendes Streichholz hin.)

Peters. (Nimmt beides.) Danke. (Raucht.) Was kostet denn diese einfache bescheidene Wohnung?

Julius. Sie ist billig, fünfundzwanzig Mark.

Peters. Wie verdienen Sie das?

Julius. (Ohne langes Besinnen.) Ich gebe Stunden. (Er zündet sich ebenfalls eine Cigarre an.

Peters. Unterricht? Na, nu hört alles auf! Worin unterrichten Sie denn?

Julius. (Bei Seite.) Was sag' ich denn nur? (Laut.) In — — in Musik.

Peters. (Erstaunt.) Spielen Sie denn jetzt auch Klavier?

Julius. Ja, natürlich. Das gehört heute zum guten Ton.

Peters. Sieh, sieh! Was doch alles aus Ihnen geworden ist. Zeigen Sie 'mal, was Sie können.

Julius. (Bei Seite.) Donnerwetter, das fehlt auch noch. (Laut.) Es thut mir herzlich leid Ihnen diese Bitte abschlagen zu müssen, aber unten ist ein Kranker, ein Schwerkranker.

Peters. Bei Ihrem ehemaligen Hauptmann?

Julius. (Ueberrascht.) Meinem Hauptmann?

Peters. Nun ja, Bürgermeister Steffen ist doch im Kriege Ihr Hauptmann gewesen?

Julius. (Bei Seite.) Daran hab' ich gar nicht mehr gedacht. (Laut.) Ja wohl im Kriege, versteht sich. Ja, seine Tochter soll im Sterben liegen, jedes Geräusch kann von schweren Folgen für sie sein.

Peters. Der arme, bejammernswerthe Mann. Aber was ist das? Da wird ja unten selbst gespielt? (Hinter der Scene. Man hört die Gavotte „Heimliche Liebe" von Resch spielen.)

Julius. Ja, das begreif' ich nicht. Sollte es vielleicht der Wunsch einer Sterbenden sein? Oder ist sie gar schon genesen? Jedenfalls brauche ich jetzt auch keine Rücksicht zu nehmen. Ich werde gleichfalls spielen. (Steht auf und geht langsam auf das Klavier zu. Bleibt dann stehen. Bei Seite.) Wenn ich nur könnte. (Laut.) Uebrigens ist es entsetzlich verstimmt.

Peters. (Hat mechanisch nach dem Heine gegriffen, den Deckel geöffnet und liest Sommers Name.) Lassen Sie es dann lieber, Julius. Viktor von Sommer? das ist ja unseres Herrn Sohn!

Julius. (Bei Seite.) Gott sei Dank. (Laut, beim Zurückgeben.) Jawohl, er hat mir das Buch geliehen.

Peters. Sie verkehren mit ihm?

Julius. (Mit Betonung.) Er geht hier aus und ein.

Autoschutz.
Nach dem Originalgemälde von Gustav Wilda.

Digitized by Google

Peters. Das freut mich, Umgang bildet.

Julius. (Unruhig.) Was ist das eigentlich für ein Prozeß gewesen, den der alte Sommer und Steffen geführt haben?

Peters. Grenzstreit natürlich. Sommers rechter Nachbar war ein Onkel Steffens und hatte ihm sein Gut vermacht. Bei der Uebernahme kamen Sommer und der Major wegen der Grenzen in Streit und klagten. Der Bürgermeister hat verloren.

Julius. Das erzählte mir Viktor schon. Was führte Sie nun aber hierher, Herr Peters? Ich bin wirklich begierig, ob ich Ihnen dienen kann.

Peters. (Trinkt aus und steht auf.) Sie und kein anderer. Mein Lieschen — — —

Julius. (Ihn lebhaft unterbrechend.) Wie geht es Fräulein Lieschen, ist sie wohl?

Peters. Nicht wie es sein soll. Sie ist schweigsam und magert ab.

Julius. (Aengstlich und erregt.) Da müssen Sie aber den Arzt zu Rathe ziehen.

Peters. Für ihr Leiden giebt's nichts. (Bei Seite.) Ich will ihn auf die Probe stellen. (Laut.) Sie sieht das selbst ein und hat mir einen Auftrag für Sie mitgegeben.

Julius. Der wäre?

Peters. Sie möchten ihr die Bilder und Handarbeiten zurücksenden, die sie Ihnen einst im Uebermuth gegeben hat.

Julius. (Ernst und bestimmt.) Im Uebermuth? Wer das sagt, lügt und sei sie es selbst! Aus Liebe hat sie mir alles gespendet und niemals gebe ich es zurück, es sei denn Lieschen holte es sich selber. Also deßhalb suchten Sie mich auf, um sich noch einmal an meinem Schmerz zu weiden? Ich Thor, ich hoffte, Sie brächten mir Ihren Segen! Das war nicht schön von Ihnen, Herr Peters. (Er geht links ins Zimmer.)

Peters. Das war wohl ein wenig zu stark, ich muß ihn wieder versöhnen. Er ist doch ein charmanter Kerl geworden. (Links nach.)

Vierte Scene.

Steffen. Peters. Julius.

Steffen. (Im Civilrock, das eiserne Kreuz I. Kl. an der linken Seite. Er geht am Stock, das linke Bein etwas nachziehend. Sonst jugendlich elastisch. Frisches Wesen. Tritt durch die Mitte ein.) Also hier wohnt der Soldat, von dem mir Illy alle Tage schwärmt? Ich mußte ihren Bitten nur nachgeben und mir selbst den jungen Herrn aufsuchen, um ihn kennen zu lernen. Es ist nicht sehr ehrenwerth von ihm, meiner Tochter ernstlich den Hof zu machen und mich dabei vollständig zu übergehen. Nichts will Illy verrathen, weder seinen Namen noch besondere Kennzeichen, ich soll den Soldaten — anders nennt sie ihn nicht — in seiner eigenen Wohnung aufsuchen und prüfen, ob er ihrer werth ist. Sie besteht darauf nur ihn heiraten zu wollen. Nun wohl! Aber das Nest ist leer, mein Klopfen wurde schon nicht gehört. Doch halt, da kommt ja Gesellschaft. (Zieht sich in den Hintergrund zurück.)

Steffen und Julius. (Kommen von links.)

Steffen. Wer wird sich immer gleich so aufregen, das läßt sich doch auch in Ruhe besprechen.

Julius. (Bemerkt den Major und eilt nach vorn. Bei Seite.) Alle Wetter der Major.

Steffen. (Vortretend.) Gehorsamster Diener, meine Herren, ich hoffte nur einen Feind vorzufinden und nun stoße ich auf deren zwei.

Julius. (Bei Seite.) Wenn ich mich nur verkriechen könnte, jetzt platzt die Bombe. (Dreht Steffen den Rücken zu.)

Peters. Aber der Herr Major sollten uns beide doch für gute Freunde halten.

Steffen. Das wird sich zeigen. (Zu Julius, heiter commandirend.) Kehrt, junger Freund.

Julius. (Macht kurzum Kehrt.)

Steffen. Was seh ich, Neumann, sind Sie's oder sind Sie's nicht!? (Bei Seite.) Er ist der Soldat, das hatt' ich nicht erwartet.

Julius. Zu Befehl, Herr Major, ich bin's.

Steffen. (Reicht und schüttelt ihm die Hand.) Seien Sie mir herzlichst gegrüßt. Aber sagen Sie um alles in der Welt, Neumann, sind Sie denn damals nicht vom Militär abgegangen?

Julius. Jawohl, Herr Major, aber ich bin vor fünf Jahren wieder eingetreten. Sie selbst waren mir durch Ihre Empfehlung dazu behilflich.

Peters. (Bei Seite, ernst.) Ich auch!

Steffen. Richtig, jetzt entsinne ich mich. Und da haben Sie es übers Herz bringen können mich noch nicht aufzusuchen? Ich bin fast schon ein Jahr hier am Ort, Sie wohnen mit mir unter einem Dach und können sich so aufführen? Da charmirt das Volk aber lieber hinter den Rücken der Väter mit den Töchtern und kümmert sich um die Alten gar nicht.

Peters. Das war richtig gesprochen, Herr Bürgermeister. Ich habe ihm schon früher Vorwürfe gemacht, daß das durchaus nicht ritterlich sei. Die jungen Mädchen setzen sich 'was in den Kopf, werden krank, essen und trinken nicht, heulen die ganze Nacht und — und schließlich setzen sie ihren Willen durch, will man sie nicht d'rauf gehen sehen.

Steffen. Just so steht's und geht's mit meiner Tochter.

Peters. Und wenn die Kinder noch zu einander paßten! Er ist aber ein armer Teufel und sie — — Sie erlauben, daß ich's in Ihrer Gegenwart sage, Herr Major — — sie hat doch ein stattliches Vermögen und obendrein noch das schöne Gut. Er, ein bloßer Feldwebel — — sie, die Tochter — — —

Steffen. (Unterbricht ihn.) Schmähen Sie mir nicht die Feldwebel, mein lieber Herr Peters. Das ist der Stolz unserer Armee. Was wäre 1870—71 wohl aus uns ohne unsere Unteroffiziere und Feldwebel geworden? Was mich betrifft, so würde ich meine Tochter ruhig einem Feldwebel anvertrauen, zumal einem solchen, wie Neumann, der ehrenwerth, gebildet ist und dem ich mein Leben schuldig bin.

Julius. (Bescheiden ablehnend.) Aber Herr Major.

Peters. (Aufmerksam.) Was? Ihr Leben?

Steffen. Nun ja; wissen Sie das nicht?

Peters. Nein, ich weiß nur, daß Julius in Ihrer Compagnie gestanden und sich bei Sedan das eiserne Kreuz verdient hat.

Steffen. Ja, weil er einer der Tapfersten und Kühnsten war bei Erstürmung der steilen Höhen von Floing und mich mit eigenster Lebensgefahr ins Gehölz von Illy führte. Wäre er damals Feldwebel gewesen, hätte man ihn sogar zum Offizier gemacht. Doch erlauben Sie, daß ich mich setze, meine Wunde rührt sich immer, wenn mein Gedächtniß bei jenem denkwürdigen Tage verweilt. (Er setzt sich, Peters dicht zu ihm, genau zuhörend. Julius tritt etwas in den Hintergrund und holt nach einer Weile noch eine Flasche Wein und ein Glas aus dem Schrank, beides still auf den Tisch stellend.)

Steffen. Es war am 1. September gegen 1 Uhr, seit 6 Uhr morgens tobte der Kampf. Unsere vereinigte Armee umschloß wie ein eiserner Ring Sedan. In einem verhältnißmäßig kleinen Raume kämpften über 350,000 Mann; sie kämpften muthig und wüthend, den Tod verachtend. Die Deutschen siegesgewiß heranstürmend, die Franzosen hoffnungslos, trotzig, jeden Fuß Boden bis auf das Aeußerste vertheidigend.

Peters. Das muß ein großartiges Bild gewesen sein.

Steffen. Ja, aber auch ein furchtbares! Um 1 Uhr ging's zum Angriffe gegen Floing. Fast ohne einen Schuß zu thun erklommen die Bataillone der 22. Division, unsere braven 32er, worunter auch Julius und ich waren, ungeachtet großer Verluste die steilen Höhen. Kaum waren wir angelangt, als der Feind versuchte uns durch wahrhaft glänzende Reiterangriffe wieder den Anhang herunter zu werfen. Aber es gelang ihm nicht, wir behielten festen Fuß und befanden uns nun im Rücken der feindlichen Hauptstellung, westlich von Illy. Ich wurde am Bein schwer verwundet und wäre eine sichere Beute des Todes geworden, wenn nicht mein tapferer Julius mich seinen Klauen noch einmal entrissen hätte.

Julius. Jeder andere, Herr Major, hätte sich auch Ihrer angenommen. Lassen Sie uns darüber schweigen.

Peters. Nein, Herr Major, erzählen Sie weiter.

Steffen. Nun wohl. Julius sah mich fallen, nahm sich meiner an und brachte mich mit unmenschlicher Mühe und Anstrengung an ein sicheres Plätzchen des Gehölzes von Illy. Er blieb bei mir, bis man mich ins Lazareth brachte. Dort dachte ich an meine arme Frau, von der ich wußte, daß sie in diesen Tagen ihrer schweren Stunde entgegen sehen mußte. Ich gelobte mir, daß, wenn mir eine Tochter geboren werden sollte, ich ihr zur Erinnerung an jenes mich rettende Gehölz den Namen Illy und zum Gedächtniß an die glorreiche Schlacht selbst den Beinamen Sedania geben wollte. Und so geschah es. Wahrscheinlich ist mein Kind die einzige Trägerin dieser Namen, die sie übrigens abgöttisch liebt. (Steht wieder auf.)

Peters. (Erhebt sich gleichfalls.) Mädchen sind wunderbar, und zäh halten sie an ihren Phantasien fest.

Steffen. Diese Anhänglichkeit an ihren Namen übertrug sie nun auch längst auf meinen Lebensretter, den sie gerne einmal bei mir sehen möchte. Nun finde ich ihn ungeahnt in meinem eigenen Hause, aber er findet mich nicht.

Julius. Wenn Sie erlauben, Herr Major und Ihr Fräulein Tochter — — —

Steffen. Zum Kuckuck nochmal, Herr, die brennt ja darauf, Sie unten zu sehen.

Peters. Ist Ihr Fräulein Tochter jetzt wieder ganz genesen? Sie spielte vorhin schon Klavier.

Steffen. Genesen?

Julius. (Tritt von hinten an Steffen heran und stößt ihn wiederholt an. Dann vortretend.) Herr Peters meint, ob das Klavierspiel hier oben Sie unten sehr stört?

Steffen. Na, offen gestanden, lieber Freund, genußreich sind diese albernen Melodien: „Ach wenn Du wärst mein eigen", „Ach wie ist's möglich dann" und das sonstige Liebesgewinsele nicht. Ein vernünftiger Mensch kann dabei verdreht werden. Da lieb' ich mir ein offenes, ehrliches Wort.

Julius. Ich gelobe Ihnen feierlich, Sie nicht öfter mit meinem Spiel zu belästigen.

Steffen. (Bei Seite.) Der Mensch scheint schlecht zu begreifen. Mehr kann ich doch nicht sagen!

Peters. (Bei Seite.) Ich muß dem Spiel ein Ende machen, sonst verlobt er sich noch mit der Illy.

Julius. (Bei Seite.) Wenn ich die beiden bloß erst los wäre! (Laut.) Nun, meine Herren, lassen Sie uns auch nicht das Trinken vergessen.

Steffen. Bravo. Also auf Ihre Verlobung, Neumann.

Peters. Woher wissen Sie, Herr Major? Nun gut, Julius, auf Dein und Lieschens Wohl!

Julius. (Erfreut.) Wirklich? Vielen Dank, mein lieber Herr Peters. (Sie stoßen an.)

Steffen. (Stößt gleichfalls an, vorsichtig fragend.) Auf Lieschens Wohl? Wer ist das?

Peters. Meine Tochter, da hängt sie. Sie sind schon seit sechs Jahren heimlich verlobt, ich wollt's nur nicht zugeben. Nun aber der Herr Major dem Julius solche Lobrede hielten und meinten ihm mit Ruhe selbst Ihre Tochter zu geben, kann ich doch nicht länger widerstehen.

Steffen. Da thun Sie brav, alter Freund. (Bei Seite.) Hier hätte ich fast eine große Thorheit begangen. Arme Illy.

Julius. Wo ist Lieschen, Schwiegerpapa?

Peters. In der Stadt, komm, wir wollen zu ihr gehen.

Steffen. Viel Vergnügen, junger Freund, ich muß in mein Bureau zurück. Auf Wiedersehen. (Reicht beiden die Hände und geht. Beim Abgehen für sich.) Wie man sich doch in einem Menschen irren kann. Arme Illy, verschmähtes Kind, ich hatte es so gut mit Dir im Sinn. (Durch die Mitte ab.)

Julius. (Bindet Koppel und Säbel um, setzt sich die Mütze auf, reicht Peters Hut und Stock.) Nicht wahr, Papa Peters, mit dem Abholen der Sachen haben Sie nur gescherzt.

Peters. Gewiß, alter Junge. Ich war mit meinem Plan längst fertig, ich wollte Dich nur auf die Probe stellen. Du hast sie glänzend bestanden.

Julius. Also sind Sie zufrieden mit mir?

Peters. Mehr als das, ich bin stolz auf Dich. (Beide durch die Mitte ab.)

Fünfte Scene.

Viktor. Bald darauf Illy.

Viktor. (Hinter der Scene.) Zu Befehl, Herr Feldwebel. (Auf der Bühne, laut.) Bestellt mich der Mensch zum Hüter seines, nein, meines Zimmers, das ist arg. Und wie es hier aussieht! Mein Wein scheint ihnen gemundet zu haben, auch meine Cigarren haben sie nicht verschmäht. Nun meinetwegen, was frage ich danach, hätte ich Illy nur getroffen. Sie war unbegreiflicherweise nicht auf dem bekannten Platze. (Es klopft. Laut und schnarrend.) Herrrrein! Alle Wetter, Illy in höchsteigener Person.

Illy. (Junges Mädchen, naiv aber sicher im Auftreten. Sie ist im geschmackvollen Hauskleid, ohne Kopfbedeckung.) Entschuldigen Sie, Herr von Sommer, daß ich Sie hier aufsuche. Ich komme aber mit Erlaubniß meines Vaters. Ich habe mit Ihnen zu sprechen.

Viktor. (Verlegen.) Aber Illy, liebste Illy.

Illy. Beleidigen Sie mich nicht, mein Herr, mit der vertraulichen Anrede. Für Sie bin ich fortan nur noch Fräulein Steffen.

Viktor. Dieser Ton, mein Fräulein, ich verstehe nicht.

Illy. Fahren Sie nur fort in Ihrer Komödie, mein Herr, aber rechnen Sie nicht auf meinen Beifall. Ein halbes Jahr lang ist es Ihnen gelungen mich zu täuschen, bitter, sehr bitter war die Erkenntniß für mich, aber Sie sollen mir Rede stehen.

Viktor. Ich begreife wirklich nicht — —

Illy. Auch ich konnt' es nicht begreifen und begreife es noch nicht, wo Sie den traurigen Muth hernahmen, mir Liebe zu heucheln, mein Herz zu bethören und mich unglücklich zu machen.

Viktor. Das hätte ich gethan? Mein Wort — —

Illy. Halten Sie ein, laden Sie nicht noch eine neue Lüge auf sich. Sie haben wahrlich schon genug zu tragen, wenn Sie die Meineide alle mit sich durchs Leben schleppen, die Sie mir geleistet haben.

Viktor. Illy, theure Illy, was ist Dir denn nur?

Illy. Ich verbiete Ihnen, mich noch einmal so zu nennen. Glauben Sie es vor mir verantworten zu können, sich zu verstellen, so denken Sie an jene dort, (zeigt auf die Bilder) der Sie Ihre Hand heute gereicht haben.

Viktor. Ich schwöre, ich bin unschuldig, Fräulein.

Illy. Das thun alle Verbrecher. Leugnen Sie diesen handgreiflichen Beweisen gegenüber auch noch? (Greift die beiden Sophadecken, ballt sie zusammen und hält sie ihm drohend dicht vors Gesicht.) Sind dies nicht Ihre Sachen? Ist dies nicht Ihre Stube? Sind das nicht Ihre Bilder? Und Sie wagen wirklich noch mich für so einfältig zu halten, daß ich Ihnen auch nur noch ein Wort glauben soll? Soll ich erst meinen Vater herbeirufen, daß er Ihrer Erinnerung nachhilft. Haben Sie schon vergessen, was Sie erst vor zehn Minuten hier gesagt haben?

Viktor. Ich war ja gar nicht hier.

Illy. (Lacht.) Ha, ha, ha! Es wird immer besser. Sagen

Sie doch lieber gleich, Sie haben meinen Vater nicht gesprochen, auch Ihren (mit Knix) Schwiegerpapa nicht. Es sollte Ihnen schwer werden Ihr Alibi zu beweisen. Sie sind zwar dem Namen nach ein Edelmann, Herr von Sommer, aber mir und meiner Familie gegenüber haben Sie sich weder edel noch als Mann benommen.

Viktor. Um Gottes willen, Fräulein, hören Sie auf, Sie machen mich rasend. Es kommt jemand.

Illy. Haben Sie je daran gedacht, daß auch ich könnte über ihrer Handlungsweise den Verstand verlieren? Vertheidigen Sie sich doch, wenn Sie es können.

Viktor. Gewiß, Sie sollen alles erfahren. Ich nehme keine Rücksicht mehr. Doch es kommt jemand, bitte gehen Sie dort ins Zimmer, nur rasch.

Illy. Ich bleibe, ich fürchte niemand. Ich bin nicht heimlich gekommen.

Viktor. O bitte, gehen Sie, ich muß Sie noch sprechen. Sie dürfen so nicht von mir gehen. (Er drängt sie links ins Zimmer.)

Illy. Es sei, schon der Neugier wegen. (Links ab.)

Julius. (Oeffnet die Mittelthüre, durch die Lieschen tritt.)

Sechste Scene.

Viktor. Lieschen.

Lieschen. (Junges Mädchen, in einfacher geschmackvoller Toilette. Möglichst dunkel. Etwas angegriffene Gesichtsfarbe. Sie bleibt erschrocken auf der Schwelle stehen. Beschämt.) Mein Herr.

Viktor. (Mit einladender Bewegung.) Bitte, mein gnädiges Fräulein, womit kann ich Ihnen dienen?

Lieschen. (Ist näher getreten. Freundlich.) Sie kennen mich nicht mehr, Herr von Sommer?

Viktor. Ich habe wirklich nicht die Ehre — — (Lauter.) Ah, Fräulein Lieschen. Wie mich das freut. Bitte Platz zu nehmen. (Er rückt ihr einen Sessel heran.)

Lieschen. Ist Herr Neumann nicht zu Hause?

Viktor. Nein, augenblicklich nicht, doch er muß sofort wieder kommen. Er bat mich so lange hier zu bleiben.

Lieschen. So, so. Er wohnt wirklich allerliebst.

Viktor. O ja.

Lieschen. Sie werden erstaunt sein, daß ich ihn besuche.

Viktor. Keineswegs. Ich kenne ja Ihre Geschichte, sie spricht hier aus jedem Stück Möbel.

Lieschen. Nicht wahr, es ist traurig. Mein Vater versprach mir mit Julius sich auszusöhnen und dann ihn mir zu bringen, aber ich wartete und wartete und sie kamen nicht. Warten ist schrecklich, nicht wahr?

Viktor. Wem sagen Sie das? Höllenqual ist Honig dagegen. (Bei Seite.) Ach Illy!

Lieschen. Vielleicht ist's Papa wieder leid geworden. Fünf Jahre haben wir uns nicht gesehen und da hielt es mich nicht länger, ich mußte ihn um jeden Preis aufsuchen. Denken Sie nicht böse von mir. Wenn er doch nur kommen wollte!

Viktor. Ich werde ihn suchen. Verweilen Sie nur einige Minuten. Vielleicht lesen Sie so lange in Heines Buch der Lieder. (Giebt ihr das Buch.)

Lieschen. Ich danke Ihnen, Sie sind sehr freundlich.

Viktor. Wie es sich für Ihren ehemaligen Spielkameraden gehört. Ich komme bald wieder. Adieu!

Lieschen. Adieu. (Liest.)

Viktor. (Durch die Mitte ab.)

Siebente Scene.

Lieschen. Illy.

Illy. (Oeffnet leise die Thür links, beobachtet einige Augenblicke die Lesende und tritt dann näher.) Guten Tag Lieschen.

Lieschen. (Läßt erschrocken das Buch fallen und springt auf.) Ach Illy, wie Du mich erschreckt hast!

Illy. Das will ich meinen. Auf diese Ueberraschung warst Du wohl nicht vorbereitet?

Lieschen. In der That nein. Doch wo kommst Du her?

Illy. Da heraus.

Lieschen. Aber Illy!

Illy. Du schauderst vor mir zurück. Ja, ja, ich bin ein entsetzliches Ungeheuer, mache Herrenbesuche und laß mich einsperren. O, ich sitze schon eine ganze Zeit lang, aber unser Liebhaber läßt mich eben sitzen, er nimmt Dich.

Lieschen. Unser Liebhaber?

Illy. Ja, mein Herz. Schau Dich nur um. Dort Deine Bilder, hier die Sophadecken, die ich zerdrückt habe, da der Vorleger, alles Angebinde von Dir. Von mir nicht ein Stückchen und doch versicherte mich der Besitzer dieses Zimmers seit Monden seiner unwandelbaren Liebe, schwärmte mich auf dem Piano an und leistete mir alle Tage neue Schwüre seiner Treue.

Lieschen. Das ist unmöglich Illy. Er spielt gar nicht Klavier.

Illy. Ob er spielt! Siehst Du, also auch vor Dir hat er etwas verheimlicht. Nun, Du bist dafür die Auserkorene, tröste Dich.

Lieschen. Illy, Du sprichst da große Beschuldigungen aus.

Illy. Die ich beweisen kann. Komm mit in mein Zimmer und ich werde Dir seine Briefe zeigen.

Lieschen. So hätte er mich betrogen, er, dem ich so fest vertraute. O, das würde ich nicht überleben. (Sie weint.)

Illy. Du wirst es überleben, wie ich es überlebte. Was verlangst Du denn? Er liebt Dich ja, er will Dich heiraten, ist mit Deinem Vater einig und ein Herz und eine Seele.

Lieschen. (Erfreut.) Was sagst Du?

Illy. Mein Papa war Zeuge, wie man auf Euer Wohl anstieß. Dort stehen die Reste des Verlobungstranks. Gratuliren kann ich Dir zu dem Gewinn nicht, denn ein solcher Charakter bringt einer Frau kein Glück.

Lieschen. Ich fasse es nicht, ich kann es nicht glauben und wenn Du es immer wieder bestätigst.

Illy. Natürlich! Du willst es eben nicht glauben. Es paßt

besser in Deine Berechnungen. Wohlan, ich werde Dir nicht im Wege stehen, obwohl ich auch von Dir hätte erwarten können, daß Du mir Deine Freundschaft etwas angenehmer bewiesen hättest.

Lieschen. Glaube mir, Illy — — —

Illy. Ich traue keinem Menschen mehr, nur meinem Papa.

Lieschen. Fast fange ich an mich zu ängstigen. Ist es denn wirklich und wahrhaftig wahr?

Illy. Glaubst Du, daß ich mit meinem Ruf spiele? Hat man Ursache mit einer verschmähten Liebe zu prahlen?

Lieschen. Und liebst Du ihn aufrichtig?

Illy. Ich liebte ihn, jetzt hab ich's überstanden. (Nimmt das Buch auf und spielt sich nach links. Beim Aufblättern des Titelblattes, bei Seite.) Sein Buch und da wagt sie noch zu leugnen.

Beide. (Weinend.) O ich Unglückliche!

(Beide setzen sich, auf den Stuhl rechts Lieschen, auf einen andern links Illy. Sie drücken ihr Taschentuch ans Gesicht und schluchzen.

Achte Scene.

Die Vorigen. Steffen. Peters.

Steffen. (In Majorsuniform mit dem eisernen Kreuz I.) Peters (in seiner Begleitung. Auf der Schwelle der geöffneten Thür bleiben beide stehen und sehen auf die jungen Mädchen. Halblaute Unterhaltung.)

Steffen. Da haben Sie die Bescheerung. Was der junge Mensch nun angerichtet hat. Hätten Sie es nur für möglich gehalten?

Peters. Nimmermehr! Aber er soll seine Rechnung ohne den Wirth gemacht haben.

Steffen. Ich gehe nachher gleich zum Obersten, er muß ihn versetzen lassen. (Sie gehen einige Schritte näher. Etwas lauter, aber voll Mitleid.) Kommt her, Mädchen.

Illy. Lieschen. (Beide gehen weinend auf ihre Väter zu und bergen ihr Gesicht an deren Brust. Stellung: Illy, Major, Peters, Lieschen.)

Peters. Siehst Du, mein Kind, wie recht ich hatte. Ich meinte es so gut mit Dir und nun diese Enttäuschung.

Steffen. Tröstet Euch beide, meine Kinder. Ihr seid vor einem Unglück bewahrt worden. Ein Mensch, der sich mit ruhigem Gewissen mit zwei Mädchen verloben kann, ist kein edler Charakter.

Peters. Wir haben daher beschlossen — —

Beide Männer — — daß er keine von Euch bekommen soll.

Peters. Ich entziehe ihm Deine Hand wieder.

Steffen. Und ich werde ihn gleichfalls abweisen, wenn er sich erdreisten sollte um Dich zu werben.

Beide Mädchen. (Schluchzen laut.)

Peters. Tröste Dich doch, mein Kind.

Steffen. Du bist gerächt, mein Herz, beruhige Dich.

Beide Mädchen. (Lösen sich von ihren Vätern los, gehen einen Schritt nach vorn, sehen sich einen Augenblick an und fallen sich dann schluchzend in die Arme.) O, wir sind zu unglücklich! (Verharren in der umschlungenen Stellung.) Wir gehen in ein Kloster!

Steffen. Sie sind mir nicht böse, lieber Peters, daß ich Ihnen reinen Wein eingeschenkt habe. Ich hielt mich dazu für verpflichtet.

Peters. Ich Ihnen böse, Herr Major? Dankbar bin ich Ihnen

von Herzen, daß Sie diesen Don Juan bei Zeiten entlarvt haben. Dieser Herr Feldwebel hat in den fünf Jahren Stadtleben recht viel gelernt.

Illy. (Aufhorchend.) Feldwebel? Fünf Jahre?

Steffen. Ich liebte Neumann schon als er noch in meiner Compagnie als Freiwilliger stand. Freudig hätte ich ihn zum Schwiegersohn genommen, trotz seiner einfachen Stellung.

Illy. (Läßt Lieschen los, neugierig.) Neumann, Deinen Lebensretter, Papa?

Peters. Jawohl der Feldwebel Neumann, der gewesene Verlobte Lieschens.

Neunte Scene.

Die Vorigen. Neumann. Viktor.

Neumann und Viktor. (Treten durch die Mitte ein, bleiben im Hintergrunde stehen und hören Peters letzte Worte.)

Neumann. Der Gewesene? Hat sich was zu gewesen! (Laut und freudig.) Lieschen!!

Lieschen. (Sieht sich um und eilt mit freudigem Ausruf an ihrem Vater vorbei in Julius' geöffnete Arme.) Ach Julius!

Illy. (Erstaunt.) Was ist das?

Viktor. Begreifen Sie jetzt, mein Fräulein?

Illy. Ich fange an. Viktor, ich habe Dir Unrecht gethan, sei mir nicht böse. Ich bin die Deine. (Läuft wie Lieschen Viktor in die Arme. Im Hintergrunde also zwei Liebespaare.)

Steffen und Peters (sehen sich sprachlos an. Pause.)

Steffen. Fort da, Ihr Mädchen! (Zu den Militärs commandirend.) Stillgestanden! — Richt' Euch!

Julius und Viktor. (Machen Front.)

Steffen. Feldwebel Neumann, wen haben Sie da mitgebracht?

Julius. Den Einjährig-Freiwilligen Viktor von Sommer.

Steffen. Von Sommer? Sohn des Rittergutsbesitzers von Sommer, meines Nachbarn und Klägers?

Viktor. Zu Befehl.

Steffen. Was wollen Sie hier? Haben Sie hier etwas zu suchen?

Viktor. Zu Befehl.

Illy. Papa, er wohnt ja doch hier.

Peters und Steffen. (Beide gedehnt.) Er wohnt hier?

Peters. Mit Neumann zusammen?

Steffen. Ruhe, Ruhe! Antworten Sie, Feldwebel Neumann, wo wohnen Sie?

Julius. In der Kaserne, Herr Major.

Steffen. Und dieses Zimmer?

Julius. Bewohnt der Einjährig-Freiwillige von Sommer.

Illy. (In den Ton des Majors verfallend.) Und jene Bilder, die Sophadecken, der Vorleger?

Julius. Gehören mir.

Illy. Wie kommen die Sachen hierher?

Julius. Ich habe sie mitgebracht.

Illy. Zu welchem Zweck?

Julius. Um hier meinen Schwiegerpapa anständig zu empfangen.

Lieschen. (Mit Eifer.) Du haſt Dir das Zimmer nur geliehen, Julius, nicht wahr, um Papa nicht in die Kaſerne führen zu müſſen? Und meine Bilder und Geſchenke brachteſt Du mit, um ſie als Beweisſtücke Deiner Liebe ins Feld zu führen. Iſt's nicht ſo?

Julius. (Hält nicht länger an ſich, in militäriſcher Haltung.) Stimmt, mein liebes Bräutchen. (Heiter.) Herr Major, ich halt's nicht länger aus, bitte, „rührt Euch!" zu commandiren.

Steffen. Nun wohl, alſo „rührt Euch!". Doch halt, mein geehrter Herr von Sommer, noch ein Wort mit Ihnen.

Viktor. (Geht zum Major und ſpricht mit ihm.)

Illy. (Zu Lieschen.) Kannſt Du mir vergeben, Lieschen? Ich habe Dich vorhin gekränkt.

Lieschen. Ich habe Dir nichts zu vergeben, Du Gute. Du haſt ebenſo viel gelitten, wie ich.

Peters. (Der mit Julius geſprochen.) Du biſt ja ein ganz gefährlicher Menſch. Lebſt Du immer ſo großartig wie hier, Rothſpohn und echte Importen? Dann wirſt Du mein Gut bald klein bekommen.

Julius. Habe keine Angſt, Papa. Dieſe Bewirthung zahlt der Einjährig-Freiwillige von Sommer.

Steffen. (Laut.) An der ganzen Geſchichte iſt alſo nur Illy ſchuld. Warum ſagteſt Du mir denn nicht den Namen Deines Anbeters? Du ſprachſt nur immer von einem Soldaten, der hier wohne.

Illy. (Zärtlich.) Aber Väterchen, hätte ich Dir Viktors Namen genannt, wärſt Du nie zu ihm gegangen. Ich kenne ja Deine Vorliebe für die Familie.

Steffen. Du Schalk! So richteteſt Du aber noch größeres Unheil an. Nun, mein lieber Peters, da werden wir beiden Alten wohl kapituliren müſſen, gelt?

Peters. Iſt ſchon geſchehen, Herr Major. Julius ſoll uns nun aber noch etwas vorſpielen, zum Beiſpiel (nimmt ein Glas in die Hand und tanzt damit) „So leben wir, ſo leben wir, ſo leben wir alle Tage!"

Julius. (Heiter.) Ich kann ja gar nicht ſpielen, Schwiegerpapa.

Peters. Wa—was?

Julius. Die Lügen gehen gleichfalls auf Rechnung des Einjährig-Freiwilligen von Sommer.

Steffen. Die ſchwere Krankheit meiner Illy auch, nicht wahr? Da wäre der Bräutigam faſt eher Wittwer als Gatte geworden. Nun alles vergeben und vergeſſen.

Peters. (Mit Betonung zu Julius, ihm die Rechte hinhaltend.) Alles?

Julius. (Schlägt ein.) Alles! Das iſt die Grundbedingung der Kapitulation.

Der Vorhang fällt.

Wiener Brief.

Wien, 7. Juli 1887.

Reue sei das erste Zeichen einer ernstlichen Besserung — so steht im Andachtsbuche zu lesen, folglich muß es wahr sein! Nun denn — ich empfinde Reue, daß ich mit meinem letzten Briefe Ihre Geduld so lange in Anspruch genommen und er weit hinausgegriffen über die Dimensionen dessen, was im „Salon" üblich; um Ihnen die Aufrichtigkeit dieser Reue zu dokumentiren, will ich mich heute sehr kurz fassen; es wird mir dieses Vorhaben durch den Umstand erleichtert, daß wir in der saison morte leben, in welcher wenig bemerkenswerthes innerhalb der Stadtmauern sich zuträgt, aus denen alle, die es nur halbwegs können, hinauseilen in die freie, frische, grüne Gotteswelt. Nachdem ich einen flüchtigen Blick in die durch heißen Brodem unerträglich gewordene Residenz geworfen, will auch ich dem Beispiele der anderen folgen und eine kurze Zugsvogelwanderung antreten in die „Wiener Sommerfrische". Die Schauspielhäuser sind gesperrt — man rüstet sich für die Wintercampagne, aber man thut es im geheimen und der Fremde, welcher in der heißesten Sommerszeit nach Wien kommt, muß einen seltsamen Begriff erhalten von dem Wiener theatralischen Darstellungsvermögen, denn als einzigen Musentempel steht ihm das Fürsttheater im Prater offen, in welchem man nur die Lokalposse derbsten Kalibers kultivirt. Auch das Künstlerhaus hat seine Säle gesperrt und nur im Kunstverein befindet sich mit Rücksicht auf die Fremden, welche während der Sommermonate die Metropole sehen wollen, eine in diesem Jahre ziemlich namhafte Ausstellung, in der ein Gemälde älteren Datums, „Salvator Rosa unter den Räubern" darstellend, von C. Schorn besondere Erwähnung verdient; auch Felix Possart und Michael von Zichy sind namhaft und mit tüchtigen Leistungen vertreten. Allerliebst sind Zichys Rothstiftzeichnungen, die Skizzen zu dem in Petersburg erschienenen Prachtalbum „l'étude des femmes", während wir seine meist so graue Lebensanschauung in dem Gemälde „Das Loos armer Waisenmädchen" vollständig wiederfinden. Im übrigen sehen wir noch nennenswerthe Landschaften von Haanen van Remi, alte Calames und andere. Jetzt ist in Wien die Aera der Gartenmusiken und Tingel-Tangel; im Volksgarten, Stadtpark, im Rathhauspark, im Prater, auf der Hohenwarte, beim Domeyer in Hietzing, begegnet man ersteren und in einer Menge kleinerer oder größerer Vorstadt- und Vorortlokalen, den letzteren. Wer an die Stadt gebannt ist, schnappt des Abends Luft in einem der Gärten; wenn nicht anders wenigstens im Stadtpark, in welchem die durch den Sonnenbrand des ganzen Tages glutwarme Atmosphäre sich mit den Miasmen fusionirt, die aus dem immer noch nicht regulirten Wienflusse emporsteigen. Die Straßen der Stadt werden bei der Zunahme der Temperatur immer öder und öder und das echte und rechte, rastlos

geschäftige, eilig hastende Wiener Treiben begegnet uns nur an den Bahnhöfen, an welchen sich die Reisenden und Sommerfrischler stauen, welche sich ein mehr oder minder fernes oder nahes Ziel gesetzt haben, an dem sie sich erholen wollen von der Strapaze des Winters, an welchem sie jenen Walddust, jene Quantität Ozon einathmen, durch die sie widerstandsfähig sind gegen die Dunstschichten, welche jahraus, jahrein über unserer alten Vindobona liegen und zu ihr gehören, wie das Amen zum Gebet. Der Wiener muß, wenn es nur halbwegs angeht, seine Sommerfrische haben, ist aber in dem Begriff dessen, was er unter Sommerfrische versteht, häufig nur allzu genügsam; er hält das auch schon für eine gesunde Abwechselung, wenn er mit Kind und Kegel 3 bis 4 Wochen aufs Land geht, in einem Stall wohnt, der von irgend einem spekulativen Bauern für die Sommermonate zum Zimmer adaptirt ward, welches räumlich höchst beschränkt einer unglaublichen Menge von Menschen Obdach und Schlafstelle bieten muß. Dazu zählt er eine kleine Wiesenfläche, oder einen staubigen Hof mit einer kleinen Holzbude, genannt „Salettl", in welches die Augen der Nachbarn bequemen Einblick haben und das nennt er einen Garten. Bei sotanen Umständen ist es dann eine wahre Wohlthat, daß die Südbahn sich endlich erbarmt hat und so viel es nur angeht auf der Strecke, welche sie passirt, für anständige, billige und gute Unterkunft der Sommerfrischler Sorge getragen hat. Südbahn, Westbahn und wohl auch noch Franz-Josephsbahn, im Volksmunde „Jesus-Maria-Josefsbahn" genannt, sind es, welche während der Sommermonate die meisten Passagiere auf Reisen und in die Villegiaturen zu befördern haben — und auch diese theilen sich, wenn man die Sache näher beleuchtet, in drei Raten. Mit der Franz-Josephsbahn fahren zumeist jene, bei denen Schmalhans Küchenmeister ist und die sich folglich bemüßigt sehen, mit einfachem Sommeraufenthalt zufrieden zu sein, wofür sie allerdings durch die abwechselungsvolle Gegend im ganzen Donaugebiete, den Tullnerboden und den Wiener Wald reichlich entschädigt werden. Kritzendorf, Greifenstein mit seiner imposanten Burgruine, Altenberg, Sanct Andrä, Wordern, das sind lauter Aufenthaltsorte, die von der Kultur noch nicht bis zur Unerträglichkeit beleckt sind — ja es ließe sich ihnen sogar ein etwas höherer Grad von Civilisation im Interesse der P. T. Sommerparteien wünschen, eine Civilisation, die sich in Gestalt nicht allzu primitiver Schwimmschulen und bequemer Zimmer geltend machen könnte. Die Westbahn befördert abgesehen von jenen, welche in den nächstgelegenen Stationen Hütteldorf mit dem altrenommirten Brauhause, in Neulengbach oder Rekawinkl — ihr Tuskulum suchen, zumeist jene beneidenswerthen, denen es vergönnt ist, den ganzen Sommer hindurch eine Idylle leben zu können, das heißt sich gar nicht um die Stadt und ihr Treiben zu bekümmern brauchen, sondern weit fort können nach dem herrlichen Luftkurorte Aussee mit seinen inmitten von Wäldern gelegenen „Alpenheim" nach Gmunden, Ischl, Ebensee, St. Gilgen, Mondsee und wie diese Perlen der Natur alle heißen mögen. Auf der Südbahn wiederum ist der regste Verkehr, einerseits weil man durch ihn in verhältnißmäßig kürzester Zeit mitten in das Herz unseres Alpengebietes hinein versetzt werden kann, andererseits weil die Kommunikation die

bequemste und seit der Errichtung des großen Südbahnetablissement auf dem Semmering, in Toblach und in Abbazia man auch zu jeder Zeit des Jahres einen Endpunkt weiß, an dem man sich gütlich thun kann. Natürlich ist im Sommer für das Semmeringhôtel die Glanzperiode und was besonders anerkennenswerth nicht nur für jene, welche Besitzer des goldenen Kalbes sind, sondern auch für Minderbemittelte, die in den Dependencen um geringen Preis nette Wohnungen und treffliche Kost erhalten. Der alte Bildhauer Schönthaler war es, welcher vor etwa sieben Jahren die erste Anregung zur Erbauung des Prachthôtels gab, welches nun mit Recht ein Stolz der Wiener geworden; er machte den Generaldirektor von Schüler auf die Stelle aufmerksam, von der aus sich der prächtigste Rundblick bietet und erbaute sich selbst am Waldessaume in unmittelbarer Nähe ein allerliebstes Patzenhäusl — wie geschaffen als Illustration zur „kleinsten Hütte" für das „liebende Paar" zu dienen. Das Panorama auf der Semmeringhöhe wird selbst von gewiegten Schweizkennern als eines der schönsten in den europäischen Bergen bezeichnet — und so unglaublich das auch klingen mag, „in die Mode" ist es doch erst gekommen, seit die Südbahn dafür gesorgt hat, daß man auch 896 Meter über der Meeresfläche Seekrebse und Champagner, Bockbier und Rehbraten, heiße Frankfurter und G'spritzten in Primaqualität erhält und anstatt auf insektenbevölkerten Strohsäcken in anständigen Betten liegen kann. Auf dem Plateau vor dem Hôtel stehend sehen wir die Raxalpe, den Schneeberg und den Sonnwendstein, jene Eldorados der mit Kniestrümpfen und Lederhosen bekleideten „Bergfexe", die womöglich in Wien über den Graben fahren, um mit dem Alpenstock zu paradiren, mit dessen Hilfe sie die höchsten Koppen erklimmen. Dann sehen wir die ganze feenhaft schön sich dahinschlängelnde Semmeringbahn mit der Weinzettelwand und den übrigen durch die Berge gehauenen Tunnels und Viadukten, die Ruine Klamm, jetziges Eigenthum des regierenden Fürsten Johann zu Lichtenstein, die beredt zum Herzen spricht in ihrer wundervollen Pracht und deren stummes Mauerwerk uns zu erzählen scheint von Raubrittern und Burgfräulein, von Menschenleid und Menschenlust, welche jenen längst entschlafenen Generationen ebenso wenig fremd gewesen wie uns Nachgeborenen. Zu Füßen von Klamm, den Markt Schottwien, durch den die alte Poststraße über den Semmering führt, dann die Wallfahrtskirche Maria Schutz, in der Tausende alljährlich von der Gottesmutter Hilfe und Beistand erflehen, Wartenshein, das Schloß der Prinzessin Luitpold v. Bayern, einer geborenen Prinzessin Lichtenstein, Schlöglmühl, die berühmte Papierfabrik, in der Ferne der Markt Gloggnitz mit seinem Schloß, dem alten einstigen Cistersienserkloster und der Othmar-Kapelle einer Reliquie aus dem 13. Jahrhundert; ungezählt und unzählbar sind die herrlichen Punkte in diesem Panorama und unwillkürlich möchte man mit Hölty, dem Poeten ausrufen:

„O, wunderschön ist Gottes Erde
Und werth, darauf vergnügt zu sein;
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Welt erfreu'n.

Und mit dieser Apotheose auf das Schöne in der Natur biete ich Ihnen für heute Lebewohl, doch da das Abschiednehmen ein häßlich Wort, füge ich gleich hinzu: „Auf Wiedersehen."

Max von Weißenthurn.

Nippsachen.

Eine neue „Couleur" und zwar eine recht eigenartige, hat den bereits bestehenden farbentragenden Studentenverbindungen Wiens mit Beginn des Sommersemesters ihre Konstituirung angezeigt. Sie heißt „Freya" und ist im Gegensatz zu den althergebrachten Burschenschaften eine „Mädchenschaft". Mitglieder können junge Damen werden, die entweder außerordentliche Hörerinnen an der Universität sind — es giebt namentlich bei einigen Professoren der Medizin solche Hörerinnen — oder das Konservatorium frequentiren und das 16. Lebensjahr erreicht haben. Die „Freya" wird eine konservative „Mädchenschaft" sein, ohne jedoch ihre Mitglieder zu verpflichten, selbst „loszugehen". Man wird der Verbindung voraussichtlich die gewöhnlichen Anerkennungsmensuren erlassen. Im übrigen soll der Verkehr mit Couleurstudenten ein freundschaftlicher sein, während der mit Offizieren nur von Fall zu Fall gestattet ist. Der „Mädchenkonvent" der „Freya" erweist sich in studentischen Dingen als sehr kenntnißreich. Den Kopf des Schriftstückes ziert der übliche Zirkel — Vivat, floreat, crescat Freya! Die Statuten sind commentmäßig, nach Form und Inhalt, und die Unterschriften der beiden Chargirten, des weiblichen Seniors und der Schriftführerin, ermangeln nicht der entsprechenden Anzahl liegender Kreuze. Alles in allem: Ist auch die Zulassung weiblicher Studenten seitens unseres Kultusministeriums noch nicht abgesehen, ist den wissensdurstigen Damen auch die Alma mater noch verschlossen, die Kneipe, der Bummel ist ihnen doch schon gesichert.

Befugniß des Ehemannes zur Eröffnung der Briefe seiner Ehefrau. In Paris ist vor kurzem die Frage lebhaft erörtert worden: ob der Ehemann das Recht habe, Briefe, die an seine Frau gerichtet sind, ohne Erlaubniß zu öffnen. Die Pariser Advokatenkonferenz hat die Frage, wie berichtet, bejaht, in der französischen Presse haben sich jedoch viele Stimmen gegen diese Ansicht ausgesprochen. In Deutschland sind in Bezug auf die Frage, ob der Ehemann berechtigt sei, die Briefe seiner Ehefrau zu eröffnen, zwei Urtheile höchster Gerichtshöfe ergangen. Das vormalige königlich sächsische Ober-Appellationsgericht in Dresden hat in einem Erkenntnisse vom 30. November 1874 ausgesprochen, daß, wenn auch einem Ehemanne die Befugniß, an seine Ehefrau gerichtete verschlossene Briefe eigenmächtig zu eröffnen, nicht unbedingt und unter allen Umständen würde abgesprochen, ein derartiges Beginnen vielmehr nach Befinden und unter gewissen Voraussetzungen als ein wohlberechtigtes würde bezeichnet werden können, dennoch dem Ehemanne, und zwar gleichviel, ob die eheliche Gemeinschaft noch in vollem Umfange bestehe oder eine zeitige Trennung der Eheleute eingetreten sei, eine desfallsige Berechtigung im allgemeinen keineswegs zustehe. In dem der Entscheidung unterliegenden Falle habe der Ehemann die Eröffnung des Briefes an seine Ehefrau — nach der ganzen Sachlage — unbefugterweise vorgenommen, diese Feststellung sei aber nicht ausreichend, die Anwendbarkeit des § 299 des Reichs-Strafgesetzbuches: „Wer einen verschlossenen Brief oder eine andere verschlossene Urkunde, die nicht zu seiner Kenntnißnahme bestimmt ist, vorsätzlich und unbefugterweise eröffnet, wird mit Geldstrafe bis zu dreihundert Mark oder mit Gefängniß bis zu drei Monaten bestraft" zu begründen. Der Angeklagte sei vielmehr freizusprechen, da ihm das Bewußtsein des Unrechtmäßigen seines Gebahrens, der kriminalrechtliche Dolus, nicht nachgewiesen sei. — Anders entschieden hat das vormalige königlich preußische Obertribunal (Erkenntniß vom 21. Oktober 1858) in einem Falle, in welchem der Ehemann einen von seiner Ehefrau an einen Offizier gerichteten, mit der Adresse des letzteren versehenen, zu seiner Kenntnißnahme nicht bestimmten, mit der Post angekommenen Brief eröffnet hatte. In dem betreffenden Erkenntniß wird ausgeführt, daß der Angeklagte als Ehemann befugt gewesen sei, den in Rede stehenden Brief seiner Ehefrau zu öffnen, daß dies schon aus den Rechten

des Ehemannes als Hausherrn, insbesondere aber aus den ihm vermöge der ehelichen Gewalt oder Vogtschaft über die Ehefrau zustehenden Rechten von selbst folge. So lange jener Brief noch nicht in die Hände des Adressaten gelangt gewesen sei, habe dem Angeklagten die Ausübung seiner maritalen Befugniß ganz unbeschränkt freigestanden; demgemäß habe er den Brief nicht nur von der Post reklamiren und dessen Auslieferung fordern, sondern auch, sobald er dessen Besitz anderweitig erlangt hatte, ihn an sich behalten und öffnen dürfen; die Mitwirkung einer Behörde (amtliche Beschlagnahme und Oeffnung des Briefes) sei hierzu nicht erforderlich gewesen. — Die Erkenntnisse der beiden deutschen Gerichtshöfe behandeln insofern verschiedene Fälle, als es sich bei dem Urtheile des Dresdener Ober-Appellationsgerichts um einen an die Ehefrau gerichteten, bei dem Urtheile des preußischen Ober-Tribunals um einen von der Ehefrau abgesandten Brief handelte. Nach dem Erkenntnisse des Ober-Tribunals wird aber dem Ehemanne auch die Berechtigung zugestanden werden müssen, die an seine Frau gerichteten Briefe an sich zu behalten und zu eröffnen, da die letztere Befugniß aus der Vogtschaft (dem Mundium) des Ehemannes über die Ehefrau, mit welcher das Ober-Tribunal seine Entscheidung begründet, in gleicher Weise abzuleiten ist. Ein Erkenntniß des Reichsgerichts ist über die Frage noch nicht ergangen.

Führer durch Leipzig. Bearbeitet von Paul Benndorf. Nebst einem Plane von Leipzig. Entworfen und gezeichnet von Ad. Liebers. Preis elegant gebunden 1 Mark 25 Pfg. Leipzig, Verlag von Otto Dietrich. Fremden und Einheimischen wird hier ein Werkchen geboten, das mit Recht Anerkennung verdient. Wer sich dieses neuen „Führers" durch die werdende Großstadt bedient, wird niemals seinen Weg verfehlen. Aber nicht in trockener Weise, nach Art der spottbilligen Reiseliteratur, bietet sich der Führer dar, sondern die eingestreuten, auf Grund eingehender Studien gesammelten historischen Notizen über Leipzig, geben dem Buche die einem „Reiseführer" gewöhnlich fehlende belletristische Färbung; deßhalb empfiehlt es sich nicht allein durch sein geschmackvolles Aeußere und die beigegebenen Lichtdruckbilder. Unschön macht sich hinter dem Titelblatte die buchhändlerische Anpreisung.

Rußiger Galanthomme.

(Mit Illustration.)

Dirnlein, sieh ihn gnädig an
Deinen schmachtenden Galan!
Ist er auch von Kopf zu Fuß
Schwarz und rauh von Rauch und Ruß,
Kannst's ihm gut und gern verzeih'n,
Ist sein Herz doch treu und rein!
Sieh, er kennt die Welt genau,
Von der Dächer höchstem Bau
Schaut er ihren bunten Lauf —
Frisch und freundlich zu ihm auf
Nickt gar manches Mägdlein schlank,
Manch Gesichtchen, hold und blank.

Lange blieb sein Herz in Ruh;
Du nur Kati, Du nur, Du
Hast's ihm endlich angethan
Dem bescheidenen Galan!
Seiner Liebe Flamme loht
Hell nun wie ein Brand im Schlot.
Wack'res Dirndl, fasse Muth,
Lösche seines Herzens Glut,
Gieb dem Trefflichen Gehör,
Frage nicht nach der couleur,
Reich die Hand getrost und fromm
Dem berußten Galanthomme! Sx.

Der erste Urlaub. (Mit Illustration.) Ein höchst einfacher Vorgang, den unser zweites Bild darstellt. Zum ersten Male ist er auf Urlaub aus der glänzenden Residenz Wien in sein heimatliches Dorf gekommen, der österreichische Infanterist, der da in behaglicher Legère, im kleinen Dorfwirthshause seine Virginia rauchend, auf dem Stuhle sitzt und seinem Vis-à-vis, der netten Wirthstochter, einige Liebenswürdigkeiten sagt. Er hat ihr gewiß viel zu erzählen aus dem Leben der Hauptstadt, das aus dem früher so linkischen Bauernsohne so schnell einen jungen Mann mit besseren Manieren gemacht hat. Er versichert ihr im Laufe des Gespräches, daß er sein Heimatsdorf in dem Glanze der Großstadt nicht vergessen habe und die Schönheit und die Grazie der Wienerinnen ein gewisses Bild in seinem Herzen nicht zu verdunkeln vermögen, welche zarte Anspielung das Mädchen ganz gern, aber doch ein wenig ungläubig anhört. Der Endrefrain seiner Schilderungen des Wiener Lebens, des Praters, des Ringes und anderer schöner Partien, klingt aber immer: „'s giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien!"

Revanche.

(Mit Illustration.)

Frech hast Du mit Deinen Witzen,
Deinen Späßen, Lügen, Spitzen,
Minchione, mich verletzet.
Hast's sogar gleich Geißelhieben
Boshaft ins Pasquill geschrieben,
Daß der Hof sich drob ergötzet.

Was geht's Dich an, Erzverbrecher,
Daß ich gestern in dem Fächer
Meines Gatten Pagen sandte
Ein Sonett voll Neckereien,
Kleinen Liebeständeleien,
Harmlos heit're und galante.

Hast sogar in den Arkaden,
Wohin Gino ich geladen,
Uns erschreckt mit Deinem frechen
Lachen und gestört, Du Ungeheuer,
Unser holdes Abenteuer,
Warte, Schalk, ich will mich rächen!

In den Weinkrug, den Du leerest,
In das Mahl, das Du verzehrest,
Misch' ich Säfte, die, ich wette,
Bösewicht, Dich toll berauschen,
Daß Du heut' vergißt das Lauschen
Und Dich wälzest krank im Bette.

Wenn Dich dann in Deiner Kammer
Furchtbar quälet Katzenjammer,
Will ich Dir ein Ständchen bringen;
Wie man Narren lustig narret
Will ich Dir, der ängstlich harret,
Zu der Mandoline singen!"

Ludwig Soyaux.

Schneelawinen in Colorado. (Mit Illustration.) In Utah, Colorado und anderen westlichen Staaten und Territorien der Vereinigten Staaten von Nordamerika sind in den gebirgigen Theilen dieser Gebiete Schneelawinen, welche nicht selten großen Schaden an Menschenleben und Eigenthum anrichten, durchaus nicht ungewöhnliche Vorkommnisse. So wurden am 21. Dezember des Jahres 1883 in der Nähe der virginischen Bergwerke bei Ouray, Colorado, durch eine von den Höhen herabdonnernde Schneemasse sechs Menschen getödtet und mehrere andere schwer verletzt. Die Lawine begann ihren Weg an dem Gipfel des Sneflesberges, an dessen Fuß die Bergwerke sich befinden, schwoll beim Abwärtsstürzen zu einer ungeheuren Masse an und zertrümmerte unter furchtbarem Brausen ein Gebäude, welches den Bergleuten als Restaurationslokal diente und in welchem sich gerade elf Menschen der Ruhe hingegeben hatten. Fünfzehn bis zwanzig Fuß tief begrub der Schnee die Menschen zwischen losgerissenen Felsen und den Trümmern des Gebäudes. Nachdem sich die Verwirrung einigermaßen gelegt und das gewaltige Donnergetöse, welches den Sturz der Lawine begleitet hatte, vorüber war, begannen andere Bergleute, die inzwischen aus den Schachten der Minen ans Tageslicht befördert waren, ihre verschütteten Kameraden aus den Schneemassen herauszugraben und es gelang ihnen auch, fünf Männer lebend aus ihrer furchtbaren Lage zu befreien; sechs waren bereits todt. Kurze Zeit darauf, als eine Abtheilung von dreißig Personen während eines starken Sturmes von Ouray aufgebrochen war, um auf Schlitten die Todten von dem Unglücksorte abzuholen, entging auch diese bei ihrer Rückkehr nur mit genauer Noth dem Untergange durch eine andere Lawine. Die Schlitten mit den Leichnamen wurden 2000 Fuß hoch eine Bergwand hinuntergeschleudert und an einen 500 Fuß hohen Abhang geworfen, über welchen sie später in die Tiefe hinabstürzten: hier mußten die Todten bis zum nächsten Frühjahr liegen bleiben, um dann erst beerdigt zu werden. Aehnliche Vorkommnisse werden in jedem Winter aus jenen Gegenden berichtet. Unsere Illustration bringt ein Bild, auf welchem ein vollständiges Maulthiergespann, daß seinen Weg über eine abschüssige Gebirgspartie eingeschlagen hatte, von einer Lawine ereilt wird; Menschen und Thiere sind unrettbar verloren und finden ein gemeinsames Grab im Schnee.

Neuere Moden.

Nr. 1. Kappe aus einem Spitzentuch.

Das Muster der Kappe ist aus einem feinen Tüllnetz mit einzelnen Blumen- ranken eingelegt. Oben hat sie eine 10 cm tiefe Spitzenkrause, die mit einem Bande durchzogen ist, das unter dem Kinn zu einer Schleife gebunden wird. Die Schleife besteht aus zwei Spitzenlagen, welche am unteren Rande mit einer Spitze eingefaßt sind.

Nr. 1. Kappe aus einem Spitzentuch.

Nr. 2. Jackenstoff.

Dicke Jacken werden aus dem Loupenstoff oder halbwollenem Zeuch gemacht. Die glatt anliegenden Vorderstücke haben einen Umschlagkragen und Aufschläge an den Ärmeln, die mit Plüsch besetzt sind. Die Jacke ist vorn mit Knöpfen und Knopflöchern geschlossen. Die Rückennaht ist in der Taille eingelegt, und die Jacke hat eine Schoßbasque, die in Falten gelegt ist. Die Ärmel sind oben und unten eingehalten. Die Jacke wird mit Plüsch, breit Band, das an den Kanten in Kräuseln und Falt- chen liegt, besetzt. Band und weiteres Muster sind einander entsprechend anzubringen. Siehe Fig. 2.

Fig. 154. Ballkleid.

Ein Abendkleid aus weißem Atlas, mit Spitzen garnirt. Taille ausgeschnitten, Ärmel kurz, mit Spitzen garnirt. Rock mit Spitzen garnirt, mit Schleife und Blumenguirlande. Die Haare sind in einem Knoten gewunden, mit Blumen und Perlen garnirt.

Fig. 155. Ballkleid.

Kleid, Ärmel und Schleife, mit Tüll und Spitzen garnirt. Die Taille ist glatt und hat einen offenen Ausschnitt. Rock mit Spitzen garnirt und Perlen und Blumen garnirt. Die Haare sind in einem Knoten gewunden, mit Blumen und Perlen garnirt.

Fig. 156. Ballkleid.

Kleid aus weißem Atlas, mit Spitzen garnirt. Taille ausgeschnitten, Ärmel kurz, mit Spitzen garnirt. Rock mit Spitzen garnirt, mit Schleife und Blumenguirlande. Die Haare sind in einem Knoten gewunden, mit Blumen und Perlen garnirt.

Fig. 157. Ballkleid für Kinder.

Das Kleid ist aus weißem Tarlatan und mit Spitzen garnirt. Taille ausgeschnitten, Ärmel kurz, mit Spitzen garnirt. Rock mit Spitzen garnirt, mit Schleife und Blumenguirlande. Die Haarfrisur ist mit Blumen und Perlen garnirt.

bringt mit mehreren weißen Blüthen. Der kurzschwänzige Hahn mit schönem Kamm, Kehllappen und Ohrscheiben, sowie mit dem Kopf und Hals bedeckenden Federn, ist weißen Rassehühnern ähnlich, doch hat sein Gefieder dunkle Schaftstriche. Die Beine haben rothe Schuppen. Die Henne ist dem Hahn ähnlich, doch ist ihr Kamm kleiner und sie hat keine Kehllappen. Sie ist eine gute Legerin und ihr Fleisch ist sehr zart. Die Eier sind weiß und haben mittlere Größe.

Nr. 1. Ballkleid.

Nr. 1. Ballkleid.

Nr. 1. Ballkleid.

Nr. 4. Wams für Bürger.

Nr. 5. Wams mit gestreiften und einfarbigen Ärmeln für Leute.

Nr. 6. Wams mit Ärmeln zum Einknöpfen.

Vordertheile derselben ausfüllt. Die kleine Mantille ist aus Spitze und aus mit Perlen besticktem Sammet hergestellt. Der Rücken derselben wird aus gefältelten Spitzen gebildet, ebenso die offenen Kragenärmel. Stehkragen, Achselbänder und Gürtel sind von Sammet und reich mit Perlen und Schmelz verziert. Vorn am Gürtel und auch an den Tragbändern befindet sich ein lang herabhängendes und an den Enden mit Perlenpassementen verziertes Spitzentheil. Die Falten der Spitzenärmel werden auf der Schulter durch eine Sammetspange und Schleife festgehalten. Der hohe Strohhut hat einen breiten, zackigen Aufschlag an der Seite, welcher mit Sammet belegt

Nr. 7. Schürze für junge Mädchen.

ist und am Rand Einfassung von Goldborde hat. Der Kopf des Hutes ist mit Perlen bestickt und mit einem Spitzenbausch nebst Schlupfen aus Sammetband und Perlenblättern verziert. Großer Sonnenschirm aus Spitzenstoff.

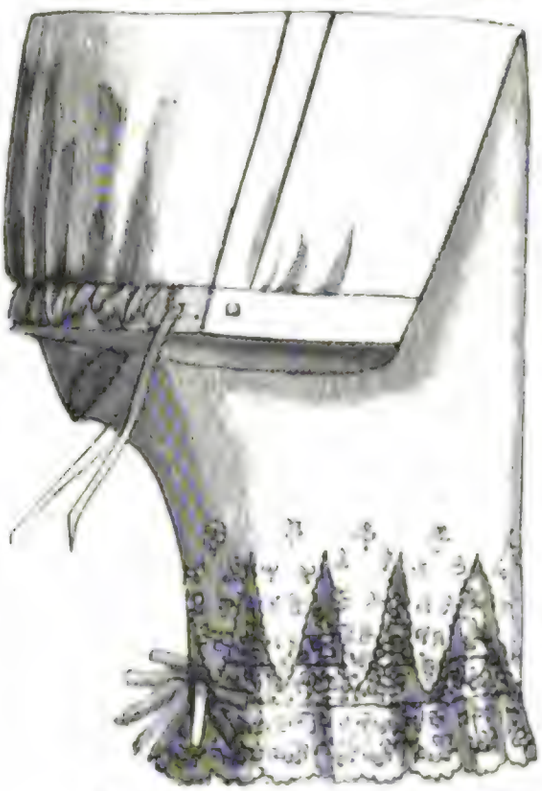
Nr. 6. Anzug aus Faille und Wollencrêpe.

Der erste Rock dieses Anzugs ist aus myrthengrüner Faille angefertigt. Derselbe bildet auf der rechten Seite drei tiefe Falten, ist sonst ganz glatt und hat nur am untern Rand ein Plissé von 30 Centm. Breite. Der zweite Rock besteht aus besticktem Wollencrêpe, welcher an der Taille eingereiht ist und glatt herabfällt. Die ebenfalls glatte Taille von demselben Stoff ist an der Seite herab geschlossen und bildet am linken Vordertheil im Oberstoff Falten, welche am Gürtel vermittels Perlen befestigt werden und nach der Mitte zu sich verlängernd, schnebbenartig auf den Rock fallen. Die rechte Seite der Taille hat eine Gürtelspange, welche, wie

der Stehkragen und die Aermelverzierungen, aus einem bestickten Sammetstreifen hergestellt sind. An der Schulter beim Schluß der Taille ist ein ebensolcher bestickter Sammetstreifen angebracht, welcher bis zum Rande des Rockes reicht und die Verbindung des zweiten Rockes mit dem ersten vermittelt. Vom Gürtel fallen drei große Stoffschlupfen auf die Faillefalten des ersten Rockes herab. Die kleine Strohcapote ist mit Sammet eingefaßt und hat vornauf eine mit Spitzen umrandete Sammetrosette.

Nr. 7. Schürze für junge Mädchen.

Zu dieser Schürze ist écrufarbene Seide mit farbiger Stickerei verwendet. Der untere Rand derselben ist mit Guipürespitze besetzt, über welcher eine breite Stickerei angebracht ist. Der Latz hat dieselbe Stickereiverzierung, sowie auf den Achseln kleine, farbige Bandschleifen. In der Taille ist der glatten Schürze ein Stofftheil untergenäht, durch welches auf beiden Seiten des Latzes die Bindebänder hindurchgeleitet werden und die Schürze sich beliebig in Falten ziehen läßt. Die mit Stickerei



Nr. 8. Beinkleid für Damen.

versehenen, der Schürze aufgesetzten Taschen sind ebenfalls am obern Rand mit Guipürespitze besetzt und haben unten einen Schleifenabschluß.

Nr. 8. Beinkleid für Damen.

Man fertigt diese Beinkleider aus Percale. Dem Vordertheil ist an der Taille ein Bundtheil untergesetzt; am Rückentheil zwar ebenso, doch werden hier zwei Bänder hindurchgeleitet und nach Belieben zugezogen. Der untere Rand ist in tiefe Zacken geschnitten. Diese Zacken sind mit kleinem Streumuster bestickt und die Ränder languettirt. Unterhalb derselben befindet sich ein zweiter, ebenso bestickter Streifen mit einem bestickten Zwischensatz und daran befindlicher Kante, welcher, in Falten gelegt, angesetzt und mit einem farbigen Band und Schleife verziert ist.

Nr. 9. Haus-Anzug.

Das Prinzeßkleid ist aus otterfarbigem, beige und rosa gestreiftem Pékinetaffet angefertigt. Die vorn offenen Vordertheile haben ein glattes, schräg zusammengesetztes Latztheil. Eine Draperie aus Spitzen begrenzt den Latz und bildet die Vordertheile am Rock. Der Stehkragen besteht aus gefältelten Spitzen und die unten weiten, spitz auslaufenden Aermel haben am untern Rande eine breite Spitzenfalbel. Auf der linken Schulter befindet sich eine Bandschleife. An Stoff ist zu diesem Anzug erforderlich: 11 Mtr. 70 Centm. Taffet von 55 Centm. Breite; dieser wird eingetheilt in 3 Mtr. zu vorn, 2 Mtr. 70 Centm. für die Seiten, 4 Mtr. 40 Centm.

an den kleinen Rockfalten, 1 Mtr. 10 Centim. zu den Aermeln und 50 Centim. zu Kragen.

Nr. 4. Ball-Robe.

Abdruck, Uebersetzung und Recht zum Nachbau vorbehalten.

Nach einer Originalzeichnung von Erich Grün.

Digitized by Google

Erste Liebe.

Novelle von L. Wismar.

I.

„Ei sieh', Väterchen, wie gut es Dir schmeckt! Nicht wahr, Schinken und Eier waren vorzüglich?"

„Ganz vorzüglich, schänke mir noch eine Tasse Thee ein."

Die junge Dame, der diese Worte galten, blinzelte vergnügt zu ihrem Vater, dem alten Pastor emeritus Blank, hinüber. Glücklicherweise ließ der große, grüne Schirm, welcher das Licht der Lampe dämpfte, die Schelmin im Schatten, die ihm jetzt mit leisem Lachen seine frisch gefüllte Tasse hinüber reichte.

„Es ist ja wohl schon die dritte, Molly, etwas mehr Rum, so, danke Dir; lachtest Du?"

„O, Gott bewahre, Papa!"

Und doch lachte sie, ja, nun preßte sie gar das weiße Taschentuch vor die frischen Lippen, die zu schwach schienen länger ein freiheitsdurstiges Lachen zu bändigen.

„Du bist recht schweigsam, Molly."

„Gewiß nicht, Papa."

„Brauchst Dich nicht zu geniren, Kind, ich finde Deine Sammlung sehr natürlich!"

„Aber Papa!"

„Lachst Du?"

„Ja, ja, ja!" rief die Kleine plötzlich resolut und lachte mit der ganzen ausgelassenen Frische ihrer siebzehn Jahre. Verblüfft schaute der alte Pastor auf, er schüttelte völlig fassungslos seine langen, weißen Locken. Die guten, hellen Augen erstarrten in ängstlicher Frage. „Väterchen, mein gutes Väterchen, sei doch vernünftig", bat Molly und umfing den Vater mit einer ebenso neckischen wie stürmischen Zärtlichkeit. „Gott im Himmel, hast Du wirklich denken können, ich sei in mich gegangen? Siehst Du denn nicht ein, daß es unmöglich ist. Vor zwei Jahren habe ich noch mit meinen Puppen gespielt und nun — nun soll ich selber als Puppe fungiren; denn

sag's nur gerade heraus, zu was kann mich der Doktor anders brauchen als zur Puppe, mit der er spielt, wenn er aus seiner Praxis heimkehrt?" Ihre schwarzblauen Augen leuchteten in feurigem Trotz, aber um die vollen Lippen schwebte der harmloseste Muthwillen von der Welt.

„Du bist eine heillose Närrin, Molly!" rief Blank entrüstet, machte sich aus den weichen Kinderarmen frei und trippelte schwerfällig zum Pfeifentisch.

„Das ist mein Amt, Papa", meinte Molly energisch, vertrat ihm rasch den Weg, wählte auf dem reich besetzten Tisch seine Lieblingspfeife, die sie mit drolliger Anmuth reinigte, stopfte, in Brand brachte und dem Vater nun hinhielt. Seiner bösen Miene achtete sie nicht.

„Du kannst es ja doch nicht so schnell", schmeichelte sie sanftmüthig.

Der alte Herr antwortete ihr kein Wort, sein Blick wich ihr sogar aus und er vergaß die Pfeife zu rauchen, ein schlimmes Zeichen! Molly lachte nicht mehr. Sie beobachtete ihn, wie er sich müde und schmerzerregt in das alte, bequeme Ledersopha fallen ließ. Eine Weile wanderten ihre ernst gewordenen Blicke durch das weite, behagliche Gemach; dann blieben sie an dem breiten Bücherschrank haften, der ganz mit theologischen und anderen wissenschaftlichen Werken gefüllt war.

„Ich will Dir vorlesen", meinte sie kleinlaut und lehnte schmeichelnd die rosige Wange an seine runzelige Hand.

Blank erwiderte nichts. Da tropfte langsam Thräne auf Thräne aus den blauen Augen, wie Thauperlen schimmerten sie an den langen, braunen Wimpern.

Immer noch beharrte der Vater in seinem harten, ablehnenden Schweigen. Und sie war sonst von ihm so verwöhnt, die kleine Molly! Wie brachte er's nur fertig?

Neugierig streifte ihn ihr scheuer Blick. O, wie er jetzt paffte und rauchte und wie die Hand zitterte, die wie krampfhaft das Pfeifenrohr umspannte.

Frohsinn und Schelmerei kehrten auf dem lieblichen Gesichtchen zurück. Fest lehnte sie sich an den Vater und sagte:

„Alter Papa, der Doktor Helmstätt sagte einmal in diesem Zimmer zu Dir, als er Michaelis, Semler, Spalding und Herder in Deinem Schrank prangen sah: „Sie sind auch noch ein Theologe aus der guten, alten rationellen Schule, ich habe das gleich am ersten Abend unserer Bekanntschaft herausgefühlt! Die Bücher heimeln mich merkwürdig an. Mein seliger Vater wird mir wieder lebendig, die Knabenjahre in dem stillen Pfarrhause leben in mir auf und die ganze süße Lust des Heimwehs packt mich an."

„Molly, so genau weißt Du, was er vor Wochen sagte und —" der Pastor hatte sich ihr geschwind in froher Erregung zugewandt — „Du willst behaupten, Doktor Helmstätt nicht zu lieben?"

„Ich liebe ihn ja wie jeden guten, alten Onkel; aber ich will nicht zu ihm als seine Puppe kommen: denn seine Frau kann ich doch unmöglich vorstellen, eines so gesetzten, vernünftigen Mannes Frau! Er lacht nur, wenn er einen plausibeln Grund hat und ich weiß eigent-

lich nie, warum ich lache, springe und singe. Väterchen, Deine theologischen Schriftsteller sind so rationell", und ihn von unten auf schalkhaft ansehend, bat sie leise und kleinlaut, „sei doch auch rationell und sieh es endlich ein!"

„Hm, Molly", meinte Pastor Blank ärgerlich, „was verlangst Du von Deinem Zukünftigen, etwa daß er ein Milchgesicht zeigt und ein ewig lachender Narr ist?"

„Bei Leibe kein Narr, Papa", antwortete die Kleine schnell im gekränkten Ton, „aber herzig und jung möchte ich ihn — so — so wie etwa der Lieutenant von Witzleben ist."

„Der junge Geck, der beim Gerichtsrath mit Dir tanzte?"

„Er ist sehr liebenswürdig, Papa, auch erzählt er so amüsant und walzt entzückend."

„Um solchen Gecken zu bewundern, habe ich Dich also mit aller Sorgfalt auferzogen — Molly, Molly!"

„Lieber Papa —"

„Nein, geh' auf Dein Zimmer, ich ertrage Deine Albernheiten nicht mehr. Gott, daß ich zu schwach bin, Dir das einfach anzubefehlen, was ich für recht und gut halte!"

„Darf ich die Anna erst abräumen lassen? Der Theekessel singt sich rein hin, wie ich mich hinweinen werde, wenn Du mir böse wirst, Papa." Wie ihr die Stimme zitterte!

„Molly, noch einmal, morgen will er Bescheid, er ist dreißig Jahre alt, das ist jung für einen Mann. Kind, und er ist so brav und liebt Dich unbeschreiblich. Sei mein verständiges Hausmütterchen, überleg's noch einmal."

Ein eigensinniges Schütteln des braunen Lockenköpfchens, dann ein liebes, gerührtes Gesichtchen, das sich ihm willig zum Gutenachtkuß niederbeugte und die leichte graziöse Gestalt schwebte aus dem Zimmer.

Vernehmlich schlug jetzt ununterbrochen ein melancholisch plätschernder Regen gegen die Fensterscheiben. Es war im November. Der Herbst ging zur Rüste, Schnee und Eis wollten ihr Recht. Der alte Pastor emeritus wollte auch sein Recht, ausruhen von einem langen, mühevollen Leben, im gesicherten häuslichen Glück seines Kindes.

Ob es ihm noch wurde, ehe der Tod ihn abrief?

II.

„Sehen Sie bloß, Fräulein, die ganze Nacht und noch heute früh hat's geregnet, was vom Himmel wollte und nun sieht das Wetter wieder ganz unschuldig aus und es ist warme Luft draußen. Vor Weihnachten bekommen wir keinen Frost!"

Diese Worte sprach Anna, Pastor Blanks flinkes Mädchen für Alles. Und die, an welche sie gerichtet waren, Molly Blank, stand am Herde und hantirte eifrig zwischen den Kochtöpfen. Es war zwölf Uhr mittags; pünktlich um eins mußte gegessen werden.

„Laß nur Deine Wetterprognose, sieh nach, wer draußen klingelt, ich kann hier nicht abkommen!"

Mit welcher allerliebsten, hausfraulichen Wichtigkeit das gesagt

wurde! Anna rümpfte respektwidrig die häßliche Stumpfnase: Wie gewaltig doch immer Fräulein Molly am Herde that, als wenn ihrereins das nicht auch besorgen könnte! Aber sie ging schnell hinaus.

Eine Lust war es, Molly in der kleinen blitzblanken Küche zuzuschauen. Ihr fehlte noch die überlegene Ruhe der geübten Wirthin, dafür kleidete sie eine gewisse fahrige Unsicherheit bei ihrem großen Eifer ganz allerliebst. Sie probirte die Biersuppe, schüttelte die dunklen Locken, that entschlossen etwas Gewürz und Zucker nach, kostete wieder und lächelte nun sehr befriedigt:

„Die hätte ich getroffen!"

Bedächtig wurde das Schmorfleisch mit der Gabel geprüft, dann das dreizinkige Instrument noch einmal kräftig in das widerspenstige Fleisch gestoßen. Du lieber Himmel, wollte es denn gar nicht mürbe werden? „Es muß heftiger sieden!" raunte sie sich selber Trost zu. Behende zog sie den Topf zurück, um geschickt mit dem eisernen Haken einige Ringe herauszuwerfen. Das Feuer ist nicht hell; aber eine schöne Glut — da hat's keine Gefahr mit dem Anbrennen!

Ihr Gesichtchen glühte noch vom Feuerschein, als Anna langsam zurückkam.

„Der Herr Lieutenant von Witzleben läßt sich Ihnen empfehlen, Fräulein, hier ist auch seine Karte. Wie die duftet, so nach Drakalonch!"

„Es heißt Eau de Cologne, Anna. Hast Du Herrn von Witzleben in die gute Stube genöthigt?" fragte die junge Herrin rasch.

„Bewahre", rief das Mädchen im Bewußtsein ihres Schicklichkeitsgefühls — förmlich überlegen schaute ihr breites, sommersprossiges Gesicht drein, „so viel habe ich auch schon in der Stadt gelernt: der Herr Pastor sind ja nicht zu Hause!"

Die blauen Augen sprühten ihr entrüstet entgegen.

„Unsinn, ich bin ein Theil der Herrschaft. Vergiß nicht, daß ich meine selige Mama vertrete, Du hättest mich rufen müssen."

„Aber Fräulein konnten doch hier nicht abkommen", schaltete die Getadelte schüchtern ein.

„Ich hätte Dir Bescheid sagen können", meinte Molly etwas unsicher und viel freundlicher.

„Es klingelt schon wieder, Fräulein, soll ich nachsehen?"

„Natürlich", sagte Molly, welche die kleine Enttäuschung nicht so rasch überwinden konnte, ergriff die Topflappen, faßte den Topf ärgerlich bei seinen Ohren und ließ das Fleisch recht unsanft rouliren.

Da trat Anna zutraulich pfiffig heran:

„Der Herr Doktor Helmstätt wartet vorn!"

„Aber Papa ist doch gar nicht zu Hause", platzte Molly betroffen heraus.

„Fräulein wollten ja die selige Frau Pastorin vertreten!"

Molly glättete verlegen ihre kleidsame, blaue Hüftenschürze, strich die Locken aus dem blaß gewordenen Gesicht, befahl Anna auf den Schmortopf zu achten und konnte gar nicht vom Fleck kommen.

Endlich erschien sie vor dem Doktor. Der, ein mittelgroßer, breitschultriger Mann mit intelligenten, ernsthaften Zügen, feurigen,

grauen Augen und einem schwarzen Krauskopf mit dito Schnurrbart, streckte ihr voll unruhiger Erwartung beide Hände entgegen:

„Nun, hat der Papa geredet, was giebt meine kleine Fee mir zu hoffen?“

Seine Augen drangen in ihr Gesicht, heiß, zärtlich, sehnsuchtsvoll!

Sie schlug verwirrt die Augen nieder und zupfte linkisch an den Fransen des alten Fauteuils:

„Wollen Sie sich nicht setzen, Herr Doktor?“

Wie herber Schmerz der Enttäuschung zuckte es über die erregten Züge des Arztes, dann begegnete ihr scheufreundlicher Aufblick seinem gewaltsamen Lächeln.

„Das heißt mich kalt stellen, Fräulein Molly — nun ich sitze — à pardon!“ Er sprang wieder auf, „erst die Dame“, und machte eine höflich einladende Bewegung nach dem kleinen Sopha.

Molly ließ sich wie in großer Bescheidenheit in die entfernteste Ecke des Sophas nieder. Er lächelte noch, aber es war jetzt ein wehmüthiges, zärtliches Lächeln und so traurig! Schweigend nahm er seinen Platz wieder ein. Molly schwieg auch. Nur der kleine Kanarienvogel in seinem blankgeputzten Häuschen zwitscherte, leise, als wollte er sie diskret mahnen an die letzten Sonnenstrahlen des Herbstes, die eben goldig durch das Fenster lugten.

Wie traulich war dies kleine, blumengeschmückte Gemach mit seinen hellen Tapeten und schönen, alten Kupferstichen. Der Doktor kannte jeden Gegenstand in ihm, er hatte es sich hier oft wohl sein lassen, oft hier sein höchstes Glück erträumt und nun?

Jäh ergriff er eine von Mollys Händen, die sie ängstlich im Schoße barg und auf die sie so beharrlich blickte, als gelte es aus ihnen eine Prophezeiung zu lesen.

„Sie zittern?! Zittern sollen Sie nicht vor mir, mein Kind. Ich bin ein ungestümer Geselle“, entschuldigte er sich. Langsam ließ er die kleine Hand wieder frei.

„Molly will mich nicht, nein?“ fragte Helmstätt mit schonend unterdrückter Leidenschaft.

Die Kleine schlug die Blauaugen auf, kleinlaut meinte sie:

„Weil ich zu dumm, zu kindisch, weil ich es nicht werth bin, Herr Doktor.“

„Ist das alles, kleine Fee?“

Wie prüfend er sie anschaute! Ganz wie ein alter Onkel, warum konnte ihr nur eine Weile so beklommen werden? Treuherzig lächelte sie ihm entgegen:

„Darf ich alles sagen?“

„Ich bitte“, flüsterten seine erblaßten Lippen.

„Ich, ich möchte nicht ohne Freude und Lust heiraten — so recht von Herzen müßte ich mich hinsehnen können, da, wo er ist — nichts müßte ich denken können als ihn, und — mein Herz müßte wonnig aufklopfen, wenn er mir nahte! Ach, es ist gewiß eine große Thorheit“, entschuldigte sie sich, blutroth im Gesicht und senkte wie schuldbewußt die langen Seidenwimpern, „gewiß ist's Thorheit, dergleichen mag es gar nicht geben auf der Welt; aber ich hab's mir nun ein-

mal in den Kopf gesetzt. O, werden Sie mir nicht böse darum, Herr Doktor!"

Helmstätt hatte sich weit in seinen Sessel zurückgelehnt. Er hielt die Augen geschlossen und biß die Lippen wund im Schmerz.

„Ist Ihnen nicht wohl?" fragte das junge Mädchen, rasch aufspringend, in dem besorgten Tone eines ängstlichen Kindes.

Erst jetzt bemerkte sie seinen feinen, schwarzen Gesellschaftsanzug. Warum er sich nur so geputzt hatte?

Der Doktor war wieder Herr über sich geworden:

„Etwas Kopfschmerz, Fräulein Molly, ich habe zu fest und hartnäckig in die Sonne gesehen."

„Ich thue das auch oft, aber ich kann es sehr gut vertragen", sagte sie wie befreit, hastig einen unbefangenen Plauderton anschlagend.

„Ich habe zwar genug von Ihnen auf meine Frage gehört", meinte Helmstätt wieder in der behaglich überlegenen Art, welche ihm eigen war; „dennoch werden Sie die weitere Frage gerechtfertigt finden: Haben Sie sonst etwas gegen meine Person, Fräulein Molly?"

Warmblütig bot sie ihm ihre Hand.

„Gewiß nicht, Herr Doktor, Papa schätzt Sie höher als jeden anderen und ich kann mir keinen besseren, treueren Hausfreund denken, als Sie sind."

Wieder huschte ein Zucken schmerzlicher Enttäuschung über die kräftigen Züge des Arztes, aber sein Mund lächelte gleich darauf und die Stimme bebte nicht, als er heiter sagte:

„Vortrefflich, da büße ich ja hier den mir unentbehrlich gewordenen theuren Platz nicht ein!"

Sie sah ihn einen Augenblick heftig erschrocken an: „Ich begreife wohl, Sie hätten ein Recht mir zu zürnen und fern zu bleiben, es ist sehr lieb von Ihnen, daß Sie es nicht thun wollen!"

„Würden Sie den Freund vermißt haben?" Jetzt bebte seine Stimme doch und sie klang so eigenthümlich weich.

„Ueber die Maßen, bittere Thränen hätte ich darum geweint."

„Glück auf, Fräulein Molly, ich gebe nichts verloren; erlauben Sie, daß ich nichts verloren gebe?" Seine Augen sprachen deutlich genug, die frische Farbe war in sein Gesicht zurückgekehrt.

Nein, hoffen durfte er nicht! Seine Frau wurde sie niemals. Aber wie sollte sie ihm das sagen?

„Ich glaube mein Schmorfleisch brennt an", stammelte sie endlich in der argen Verwirrung ihres guten Herzens.

„Das muß gerettet werden, ohne Verzug", rief er neckend, „ich gehe. Auf Wiedersehen, Fräulein Molly!"

„Herr Doktor."

„Was ist?"

„Schlagen Sie sich die Liebe zu mir aus dem Sinn!" Die blauen Sterne flehten, sie beschworen ihn förmlich.

Er zauderte lange, seine Augen lasen auf ihrem thaufrischen Antlitz, gutmüthig wie ein alter Onkel lachte er auf, nickte ihr beruhigend zu, küßte sie so rasch wie flüchtig auf die Stirn und ging voll Würde hinaus.

„Gott sei Dank", murmelte Molly, „er hat es eingesehen, er war so väterlich zu mir, sicher, er hat sich besonnen!"

Und ihr wurde leicht ums Herz, jauchzend stimmte sie mit ein, als Hänschen im Bauer lustig schmetterte. Papa mußte es ja nun auch einsehen, war es denn anders möglich?

Auf der Treppe begegnete der alte Pastor dem Doktor. Blank hielt die schmächtige Gestalt gebeugt, er blickte Helmstätt kummervoll entgegen.

„Bin mit Willen aus dem Wege gegangen, Freund. Aber Sie sind gefaßt", und ihn plötzlich lebhaft bei den Schultern nehmend, „sagen Sie rasch, gab Molly Hoffnung?"

„Molly eigentlich nicht und Molly wieder doch, natürlich will sie nicht meine Frau werden. Allein was sie mir da sagte, war so schön, so kindlich unbefangen und knospenhold — daraufhin hoffe ich! Ihre Tochter, Herr Pastor, kennt ihr Herz noch nicht, wie dieses die Liebe nicht kennt. Ich muß hoffen, Freund", stieß er in heißer Verwirrung hervor, „schon der bloße Gedanke, daß das Herz dieser süßen, kleinen Schwärmerin für mich nicht aufblühen wird, ist unerträglich."

„Sie ist eigensinnig und phantastisch", warnte Blank bedächtig.

„Ich hoffe, Herr Pastor", und Helmstätt lächelte träumerisch. „Indessen reden wir nicht mehr davon, vor allen Dingen, halten Sie bei Fräulein Molly mit jedem Zuspruch zurück. Mit der Zeit pflückt man Rosen; ich sage Ihnen für einige Tage Lebewohl, Herr Pastor!" Der alte Herr schüttelte hinter ihm her den weißen Kopf. Der nahm es leicht, der kannte Molly nicht . . .

III.

Weihnachten war vorüber, das alte Jahr hatte nur noch drei Tage zu leben. Doktor Helmstätt trug längst wieder das Gesicht des guten Onkels und biederen Hausfreundes, wenn er an den langen Abenden mit Pastor Blank seine Schachpartie machte. Und Molly lachte ganz wie früher, spielte die schönen, neuen Noten, die ihr am heiligen Abend geschenkt wurden, besorgte nach Kräften die kleine Hauswirthschaft und stopfte noch immer mit derselben allerliebsten, ernsthaften Gravität die Pfeifen des Papas.

„Bist Du schon wach, Papa?" Ungeduldig lugte Mollys frisches Augenpaar durch die Thürspalte.

„Du sagst's ja", lächelte der alte Herr, „muß ich da nicht?"

„Es ist drei Uhr und ich habe den Kaffee fertig", entschuldigte sie zaghaft ihr rücksichtsloses Vorgehen.

„Nun, bringe ihn nur her", lächelte der Pastor und erhob sich etwas schwerfällig von seinem Ledersopha.

Als Molly ihm nach alter Gewohnheit ein Tischchen heranrückte, die Zeitung darauf legte und dann die große Hausvatertasse mit dem kräftig duftenden Mokka daneben plazirte, lächelte der alte Herr.

„Heute hast Du etwas besonderes vor, sprich, kleiner Schelm, was giebt's?"

Molly erröthete wie eine ertappte Sünderin.

„Ach, Väterchen, Thekla und Hedwig Braun waren ein Stünd-

chen bei mir, sie freuen sich so auf den Sylvesterball." Das klang beklommen wie tausend Seufzer.

„Die thörichten Dinger", sagte der Pastor und schlürfte wohlgemuth seinen Kaffee.

„Sie sind nicht thöricht, Papa; ein Ball muß sehr schön sein", und plötzlich energisch vortretend, rief sie hastig und leidenschaftlich: „Ich bin recht unglücklich, daß ich so gar nicht davon mitsprechen kann!"

„Molly!"

„Ja, ja, Papa, es ist wirklich schade darum, ich bin doch auch jung!"

Ob sie jung war? Des alten Herrn helle Blicke liebkosten schier die geschmeidige, reizende kleine Gestalt, das wunderhübsche Gesichtchen.

„O, Du läßt Dich noch erweichen", jubelte Molly, „ich habe mir auch schon alles mit Thekla und Hedwig ausgedacht."

„Wie ich mit Dir die Polonaise marschiren soll", spottete Blank.

Plötzlich verdüsterten sich die blauen Augen. Sie schmollte:

„Wie häßlich Du mit mir sprichst, Papa."

„Ja, Kind, wenn Deine Mama noch lebte, ich kann doch unmöglich in meiner Stellung und meinem Alter eine Ballmutter für Dich abgeben?"

„Pastor Türk ist auch voriges Jahr mit seiner Käthe dort gewesen, das geht gewiß, Papa!"

„Laß mich in Ruhe, Närrchen, überdies weißt Du, daß ich abgesagt habe."

Ein leichtes Klopfen wurde überhört.

„Störe ich die Herrschaften?"

„Sie kommen wie gerufen", lächelte Molly dem Doktor Helmstätt zu, der eben eintrat.

„Hoffentlich auch die Botschaft, die ich bringe", gab dieser heiter zurück und begrüßte den Freund.

„Herr Pastor, Sie werden nichts dagegen einzuwenden haben", hub er dann fröhlich an, „Frau Räthin Braun schickt mich mit der Bitte an Sie, Ihr Fräulein Molly für den Sylvesterabend anzuvertrauen."

„Die Ballmutter wäre gefunden", klatschte die Kleine voll Lust in die Hände.

„Und der Beschützer ebenfalls", meinte der Doktor herzlich, „wenn Sie auf den Ball gehen, besuche ich ihn selbstverständlich auch."

„Das bestimmt mich mehr als das höfliche Anerbieten der Räthin", sagte Blank erfreut. „Molly, denke an Deine Toilette, Du sollst auf den Ball!"

„Liebster, bester Papa!" schmeichelte die Tochter gerührt und küßte dem Vater die Hand.

Es durchrieselte den Doktor und der Starke floh ans Fenster.

„Haben Sie schon Kaffee getrunken?" fragte hinter ihm ein liebes Stimmchen.

Er hatte getrunken aber aus ihren rosigen, kleinen Händen nahm er alles, auch die jetzt freundlich gebotene zweite Tasse. Dann setzte er sich zu dem Pastor und beide waren bald in einen interessanten Fall aus des Doktors Praxis vertieft.

Molly hatte leise das Zimmer verlassen. Jetzt kam sie wieder herein — schüchtern zögernd, über dem Arm hing ihr ein ausgeblaßtes, schlaffes Seidenkleid von unbestimmter Farbe.

„Väterchen, erlaubst Du? Es ist noch von Mama, sie hätte es mir gewiß gern zum Ball geschenkt!“ Die Kleine war in nicht geringer Aufregung.

Wie ein Jüngling erröthete der alte Pastor:

„Laß es unentwegt hängen, mein Goldkind, wie Liebe und Jugend mir in der Erinnerung hängen geblieben sind; ich werde Dir ein neues Kleid kaufen.“

„Du lieber Papa“, stammelte die Tochter gerührt, „aber es muß noch heute sein, sonst wird es nicht mehr fertig zu übermorgen. Und schön soll es werden, Papa; ich möchte einmal recht schön sein!“

Wie schwer wurde dem Doktor die aufgezwungene Onkelrolle, Entzücken wetterleuchtete durch die Maske über ihren Liebreiz, ihre Einfalt.

„Kommt der Lieutenant von Witzleben auch auf den Ball?“ fragte sie plötzlich den Doktor etwas unvermittelt.

„Natürlich!“

„O es ist so hübsch von der Frau Räthin und Ihnen, Herr Doktor, daß Sie mir zu dem Ball verhelfen!“

„Wir wissen wohl, wer am meisten dabei gewinnt“, antwortete er ihr zum ersten Mal in galantem Ton.

Das verstand sie gar nicht.

„Kennen Sie den Lieutenant näher?“

„Ganz nahe, Fräulein Molly, ich bin der Hausarzt der verwittweten Excellenz Mutter. Ein prächtiger Titel, nicht wahr? Aber es ist ein armseliges Scheinleben, welches diese heruntergekommenen adeligen Leute führen. Excellenz leidet an hochgradiger Neuralgie, die alte Dame sucht zu angestrengt nach einer reichen Frau für den flotten Herrn Sohn.“

Mollys Augen flammten stolz auf:

„Die nimmt er nicht.“

Beide Herren sahen sich erstaunt an.

„Nein, nein“, versicherte Molly warm, „ich habe ihn bei Brauns kennen gelernt, er ist gewiß nicht eigennützig!“

Der Doktor lächelte mitleidig sarkastisch.

„Aber er wird doch heiraten wollen, Fräulein Molly; eine Arme kann er nicht gebrauchen — welches vernünftige Mädchen wird auch mit ihm hungern wollen?“

„Jede, die ihn lieb hat“, hauchte Molly schämig und räumte klirrend die Tassen fort.

Helmstätt war blaß geworden. Das sanfte Gesicht des Pastors röthete ein jäher Schrecken.

„Du bist unvernünftig und weltfremd, Molly. Kind, es ist besser, Du gehst nicht auf den Ball!“

„Aber Väterchen! Lieber Herr Doktor, nun bitten Sie für mich.“

IV.

Im großen Saale der Flora wirbelten lustig die tanzenden Paare durcheinander. Hohe Spiegelpfeiler strahlten die prächtige Toilette der Damen, den schwarzen Frack oder die blitzende Uniform der Herren zurück. Mitternacht war vorüber, die Luft im Saal wurde heißer, drückender. Einige der jungen Paare traten in das diskret illuminirte Palmenhaus, um sich hier in der reinen, feuchten Luft zu erfrischen, andere suchten hier nichts als die Einsamkeit zu zweien.

Auch Lieutenant von Witzleben wandelte mit seiner Tänzerin unter den Palmen. Er war ein sehr hochgewachsener Jüngling, blickte aus feurigen, leichtsinnigen Augen und trug ein kokett aufgewirbeltes Schnurrbärtchen.

„Kolossales Exemplar", rief er wichtig vor einer riesigen Palme stehen bleibend, zu deren Krone man hoch aufschauen mußte.

Seine Tänzerin sah nicht die üppig geschweifte Krone, sie sah nur ihn.

„Aus Südamerika", las er auf dem angebundenen Zettel.

„Da lebt mein ältester Bruder", sagte die junge Dame an seinem Arm.

„Das müssen Sie mir erzählen, Fräulein Blank, wollen wir uns nicht niedersetzen?"

Molly nahm auf der gewundenen Holzbank Platz und achtete dabei sorgfältig auf ihr neues, weißes Tüllkleid, damit sie keine der angesteckten rosenrothen Schleifen zerknitterte.

„Wie allerliebst Sie heute Abend sind, Fräulein Blank."

Molly erröthete sehr tief, ihr Athem ging etwas ungleich.

„Nein, nein, auf Ehre!" Wir haben ja brillantere Damen hier, aber keine ist wie Sie, so jung, zart — wie soll ich gleich sagen — so lenzesfrisch."

„Es ist ja auch mein erster Ball", meinte sie mit einer holdseligen Schüchternheit und vor dem gestickten Tüllfichu, das züchtig anmuthig den weißen Hals verhüllte, zitterte der kleine Rosenknospenstrauß.

„Aber Sie müssen mich nicht so ansehen, Herr Lieutenant, es macht mich arg verwirrt und — ich wollte Ihnen doch von meinem Bruder in Südamerika erzählen."

Er zwang sich sichtlich zur Aufmerksamkeit.

„Es wird mich ungeheuer interessiren."

„Er heißt Hans", meinte sie treuherzig, „und ist als Missionär dahin gegangen."

Nein, die Geschichte konnte er unmöglich mit anhören, um alles in der Welt keine Frömmelei!

„Haben Sie nur den einen Bruder, gnädiges Fräulein?"

„Nein, unser Jüngster, der Felix, lebt im Elsaß. Er hat den Krieg mitgemacht und blieb dort verwundet zurück. Seine jetzige Frau pflegte ihn damals — er ist Ingenieur und ist recht glücklich im Elsaß geworden."

„Kennen Sie die Frau Schwägerin?" fragte er zerstreut und blickte der schönen, koketten Majorin von Freienstein nach, die eben in kurzer Entfernung vorüberrauschte."

„Ja, sie ist sehr liebenswürdig, unsere gute Blanche. Als wir vor drei Jahren noch in unserm Pfarrdorf wohnten, als meine liebe Mama noch lebte, da war sie beinahe ein halbes Jahr bei uns."

„Nun weiß ich auch, was für ein unsagbares Etwas Sie so hold umschwebt: es ist die reine unverfälschte Natur, unverfälscht wie die liebe Gottesluft auf dem Lande."

„Ach, schön war unser Wokuhl, Herr Lieutenant; könnte ich den ganzen Tag davon erzählen, so könnte ich doch nicht alles sagen. In dem ersten Jahr in der Stadt nach Mamas Tod, habe ich viel Heimweh danach gehabt. Aber ich habe es treulich heruntergewürgt" gestand sie ihm, zutraulich näher rückend, „denn nun mußte ich ja meinem armen Papa die Mama zu ersetzen suchen. Er hatte noch mehr Heimweh nach ihr als nach seinem schönen, lieben Wokuhl."

Den seelischen Duft dieser reinen Menschenblüte verstand Lieutenant von Witzleben nicht, desto mehr und ausschließlicher wußte er ihre junge, berückende Schönheit zu schätzen.

„Sie sind ein Engel, Fräulein Molly", stammelte er total verwirrt, beugte sich blitzschnell und sehr leidenschaftlich über ihre kleine Hand und küßte den rundlichen, feinen Arm, gerade, wo der dreiknöpfige, weiße Handschuh aufhörte.

„Das war nicht recht", rief Molly bebend, ihre blauen Augen standen voll Thränen.

„Fräulein Molly, so schön und so grausam?"

Sie fühlte seinen heißen Athem und wurde ganz bestürzt. Aengstlich stand sie auf. Er gewahrte die Bläße des lieblichen Gesichts.

„Um des Himmels willen, seien Sie mir nicht böse, liebes, gnädiges Fräulein", bat er, unwillkürlich unruhig geworden.

„Ich bin nicht böse, Herr Lieutenant, bitte, kommen Sie wieder in den Saal zurück, mir wird recht bange hier."

„Ich stehe zu Ihren Diensten, gnädiges Fräulein."

Es war absichtlich in kaltem, höflichem Ton gesprochen und absichtlich neigte er seine stolze Figur so ceremoniös wie möglich.

Die Kinderaugen prüften scheu seine zurückhaltende Miene.

„Wollen Sie lieber hier bleiben?" fragte Molly schüchtern.

Er bewegte nur verneinend den Kopf und ließ ein trostloses Gesicht sehen.

„Habe ich Sie vorhin gekränkt?"

„Ja, ich meinte es gut mit Ihnen und Sie haben mich kalt zurückgewiesen; man hat auch sein Herz."

Wie er sich selbst zu seinem Kunststückchen gratulirte, als nun Molly betroffen stammelte:

„Ich meinte das gewiß nicht unartig."

Ein Glücksschimmer der Eitelkeit leuchtete von seinem Antlitz.

„Beweisen Sie mir das, gnädiges Fräulein; ich erbitte mir eine Rosenknospe aus Ihrem Sträußchen als Gnadenzeichen!"

Mollys rothe Lippen lachten wieder, ihr Gesichtchen strahlte glückverklärt und ohne Besinnen löste sie für ihn die halbgeöffnete weiße Rose, die inmitten ihrer beiden rosigen Schwestern an ihrem Busen prangte.

Er nahm sie langsam aus der kleinen, bebenden Hand, seine

blitzenden Augen sprachen wie mit tausend Zungen. Molly senkte die Seidenwimpern, ihre Brust athmete süß und bang. — —

„Ich bitte Sie, Herr Lieutenant", rief laut und unwillig Doktor Helmstätts Stimme, „wie können Sie uns Fräulein Blank so lange entführen? Frau Räthin Braun sucht besorgt nach ihrem Schützling, bitte, klären Sie die Dame auf! Und Sie, Fräulein Molly, gewähren mir gewiß diesen Walzer, ich habe heute noch kein einziges Mal getanzt."

Der Lieutenant eilte nicht ohne Schuldbewußtsein fort. Molly aber ließ es wie im Traum geschehen, daß Helmstätt ihre Hand durch seinen Arm zog.

„Gefällt Ihnen der Ball?"

„Ich bin sehr gern hier", lächelte sie. Die blauen Augen erzählten ihm mehr. Sie sprachen dem tödtlich erschrockenen Manne von der glühenden Werbelust dieses jungen, seligen Herzens. Er hatte lange nicht getanzt und betrachtete dieses Vergnügen überhaupt als ein zweifelhaftes. Nun hielt er Molly im Arm. Wie anders, wie anders! Fester umschlang seine Hand die reizende Taille, verführerisch schimmerten die braunen Locken dicht unter seinen Augen. Er konnte nicht umhin, leise neigte er die Stirn darauf. Dabei fuhren sie mit einem Paare zusammen und mußten mitten im Takt stehen bleiben.

Sie lächelte über das komische, entsetzte Gesicht des kleinen, dürren Herrn, der mühsam mit seiner dicken Dame walzte. Doktor Helmstätt lächelte auch selbstvergessen, glücklich! Die Kollision ging rasch vorüber.

„Wie viel Spaß man hier hat", flüsterte ihm Molly naiv zu, als das Paar weitertanzte. „Warum haben Sie nicht eher mit mir getanzt, ich tanze gern mit Ihnen", plauderte sie lebhaft.

Heiße Zärtlichkeit und wilde Angst um ihren Verlust sprachen aus seinem Gesicht. Er wollte ungestüm weiter tanzen.

„Ach nein, nicht noch einmal", bat sie plötzlich ängstlich.

Als er sie nun schützend zur nächsten Bank führte, meinte sie beklommen:

„Sie sind doch gar nicht so ernsthaft und gesetzt, ich habe das bisher nur nicht gewußt."

Da kam die Pause. Hedwig und Thekla durchschritten Arm in Arm tänzelnd den Saal. Molly nickte Helmstätt scheu zu und lief den Freundinnen entgegen.

Als sie wieder mit diesen an dem Doktor vorüberkam, der jetzt interessirt mit einem alten Militär sprach, flüsterte Hedwig in Mollys Ohr:

„Wie stattlich Herr Doktor Helmstätt aussieht, ich finde ihn wirklich sehr schön: O, ich schwärme für ihn und ich nicht allein, sie mögen ihn alle, alle!"

Das wunderte Molly über die Maßen. Hedwig wurde auch erst achtzehn Jahre und sie schwärmte für so einen alten Onkel; aber war er denn alt?

Da näherte sich der Lieutenant mit seinen süßen Reden den jungen Damen und entführte Molly zum Tanz. — —

Eine Stunde später legte der Lieutenant in der Vorhalle sorg-

lich den Mantel um Mollys Schultern, der Doktor that der Frau Räthin denselben Dienst. Thekla und Hedwig hatten einander geholfen, während der Herr Rath pelzverhüllt in der offenen Thür schnarrend nach dem Kutscher rief. Dann stiegen die Damen ein.

„Wickeln Sie sich fest in den Mantel, Fräulein Molly, die Luft ist rauh und Sie sind erhitzt", rief der Doktor noch hinter dem jetzt einsteigenden Rath in den Wagen hinein. Molly achtete nicht auf ihn. Sie sah gerade den leuchtend zärtlichen Blick, den der Lieutenant auf das weiße Röschen in seinem Knopfloch warf. Jetzt verneigte er sich vor den davonrollenden Herrschaften, den abschiednehmenden Blick wie in heißer Bewunderung nur auf sie gerichtet. Wie sie darüber frohlockte auf der kurzen Fahrt!

Und hernach — war das noch ihr einfaches Stübchen mit dem schlichten, weißen Gardinenbett? Wie eine kleine Königin überschritt sie seine Schwelle. Sollte wohl je zuvor ein Mädchen so unerhört bewundert, so geliebt worden sein und alles im Flug, gerade wie im Märchen?

Bis an den hellen Morgen träumte sie von dem Lieutenant.

Nur wenige Straßen weiter stand ein ernster, stolzer Mann an dem Fenster seiner Studirstube. Schon dämmerte der Tag. Wohin waren seine Hoffnungen! Hatte er es verkehrt angefangen? Würde niemals die holde, kleine Gestalt durch dies Zimmer huschen und in seinem Hause walten? Würden diese blauen, schönen Schelmenaugen ihm nie in liebender Sorge entgegenschauen?! — Seine Patienten spürten am Morgen nichts von der qualvoll durchwachten Nacht. Er war im Dienst seiner Kranken aufopfernd thätig wie immer. Ja, die Armen und Elenden fanden heute seine Weise noch herzlicher, selbst seine Stimme klang wie voll liebreichen Erbarmens.

V.

Erstes Blatt aus Mollys Tagebuch.

* * *

Mancher Tag bringt gar nichts neues, mancher ist langweilig und dann wieder kommt einer, an dem man mehr erlebt als in der ganzen Woche. So einer war der letzte Sonntag im März. Da komme ich am Nachmittag zu Brauns und frage die Frau Räthin nach Hedwig; denn Hedwig ist eigentlich doch nur meine Freundin, Thekla thut immer so apart.

„Sie ist oben, Herzchen", (Frau Räthin sagt immer Herzchen zu mir, nur auffallend, wie kalt sie das liebe Wort spricht.)

Ich laufe leise die Treppe herauf, gehe auf Zehen durch alle Stuben bis zur Töchterstube, die Thekla und Hedwig gemeinsam bewohnen. Ohne anzuklopfen, schlüpfe ich durch die Thür. Hedwig sitzt mutterseelenallein darin vor ihrem Schreibtisch und schreibt in ein dickes Diarium, wie ich noch keinen Menschen habe schreiben sehen — wüthig glücklich!

„Ei, was machst Du da?" rufe ich.

Hedwig schrickt empor, fährt herum, schlägt das Buch blitzschnell

zu und ich lese neugierig auf der weißen Etikette „Mein Tagebuch.“ Nun mußte sie beichten.

„Ja, Du wozu ist denn das Ding?“ fragte ich immer wieder.

Hedwig lachte und seufzte abwechselnd.

„Weißt Du, Molly, man schreibt hinein, was man erleben möchte und was leider nicht in Erscheinung treten will, überhaupt alles, was man schwer auf dem Herzen trägt und an niemand sonst los werden kann oder mag.“

Wie mir das einleuchtete! (Sonderlich gern habe ich Feder und Tinte nie gehabt; aber mit Ignaz Loyola muß mir der Zweck die Mittel heiligen.) Ich bin denn sehr zerstreut gegen Hedwig gewesen und war froh, als Thekla zurückkam und ich wieder gehen konnte.

Zu Hause saß Doktor Helmstätt mit Papa beim Schachspiel. So ein dummes Spiel und wie ernsthaft sie es betreiben! Ich und Anna besorgten schnell das Abendbrod — Papa ißt immer schon um sieben Uhr.

„Hast Du wieder Unsinn mit Hedwig Braun ausgeklügelt?“ fragte mich plötzlich Papa beim Essen. Wie schlau mein Väterchen ist, er versteht sich auf die Molly!

„Nun?“

„Nein und ja“, sagte ich; denn lügen mag ich nicht und er hatte mir ja doch schon etwas verdächtiges angemerkt.

„Muß ich es sagen?“ fragte ich sehr kleinlaut, „es gilt diesmal gewiß keinem Ball, Papa, und ich behielt es lieber für mich.“

„Schweige nur, Töchterchen!“ So gut ist mein Väterchen immer. Aber der Doktor, den ich durchaus nichts angehe, der blickte unausgesetzt in mein rothgewordenes Gesicht, gerade wie es in der Bibel heißt, als wollte er mir Herz und Nieren prüfen. Nun weiß ich auch, warum ich mich stets unbequem in seiner Nähe fühle, darum gerade, gerade darum! Nie kann ich mich gehen lassen — er beobachtet alles, alles!

Und wie thöricht — hatte ich es nöthig? Sicher nicht! Ich Närrin rückte plötzlich unter seinem zwingenden Blick mit der Geschichte von Hedwigs Tagebuch heraus.

Wie der Papa über seinen kleinen Hasenfuß lachte! Und wie ich mich hinterdrein ärgerte, doppelt, als Doktor Helmstätt überlegen spöttelte:

„Fangen Sie kein Tagebuch an, Fräulein Molly. Es ist so unnütz und birgt mehr Gefahren, als Sie ahnen.“

„Warum?“ rief ich zum ersten Mal etwas trotzig ihm gegenüber und blickte böse auf.

„In Ihren Jahren herrscht es als Epidemie unter dem jungen Volk. Tagebuch bedeutet, den Tag zu buchen. Was hat nun ein junges Mädchen wie Sie zu buchen? Nichts! Es ist aber angefangen, dies ominöse Machwerk: es soll und muß gebucht werden — aber was? Da liegt des Pudels Kern! Erst giebt's Sentimentalitäten in Ermangelung der Realitäten. Schlechter macht sich niemand als er ist, vollends ein junges Mädchen nicht. Wie schön liest sich überdies so etwas ideales, recht überschwengliches!“ Und mich plötzlich mit sehr

viel Liebe und Treue in seinen sonst so scharfen Augen ansehend, sprach er mit sanftem Nachdruck und so eindringlich:

„Fräulein Molly, die Wahrheit über alles!“

Er mag recht haben; denn es stimmt ziemlich genau mit Hedwigs Worten überein. O, Helmstätt ist oft überraschend klug, brav meint er es ohne Zweifel auch — aber er soll nicht recht behalten, diesmal nicht. Freilich, der kalte Mensch weiß nichts von Gefühlen, ahnt nichts von Sehnen und Hoffen. Und er will mich geliebt haben. Wie lächerlich! Da sitzt er neben Papa in aller Seelenruhe, sie spielen, sie reden, sie disputiren und er denkt gar nicht mehr an seine Dummheit; denn als eine Dummheit betrachtet er es jetzt gewiß. —

Ja, was ich bisher geschrieben habe, dem hat es eigentlich nicht gegolten, das wollte ich anfangs nicht schreiben. Meine Güte, wie blutroth ich werde! Nur zu, nur zu — sonst führe ich mich ja selber an der Nase herum. — — —

Er heißt Arthur . . . Arthur!! Wie das klingt, so edel, so ritterlich! Lieber Arthur, nein, ich bringe nichts mehr zustande, ich schäme mich zu sehr. — — —

VI.

„Papa, ehe Du fortgehst, muß ich Dir etwas sagen — hier, hier ist Dein Stock, hast Du auch Dein Taschentuch wieder eingesteckt?“

Pastor Blank nahm den Stock, griff in die Tasche, klinkte die Thür auf und sah seine Tochter fragend an.

„Mach' nur wieder zu, Väterchen, so zwischen Thür und Angel geht das nicht.“

Der alte Herr nahm den Hut geduldig wieder ab und harrte der Dinge.

Molly legte verschämt ihr Gesichtchen an seine Schulter.

„Es ist nur für den Fall, daß er Dir begegnete.“

„Wer?“

„Ach, Papa!“

„Hast Du gestern dem Schlächter die Rechnung nicht bezahlt?“

„Gewiß doch — nein, ich meine den Lieutenant von Witzleben — der, der hat mir gestern, als ich ihm mit Hedwig auf der Promenade begegnete, gesagt, daß — daß er Dich so von Herzen gern besuchen möchte. Aber obgleich er seine Karte bei uns abgegeben, hättest Du ihn noch keines Blickes gewürdigt. Ich sollte doch fragen, ob — ob Du seinen Besuch erlaubtest?“

Die Worte fielen Blank an sich auf, mehr, vielmehr noch that es diese seltsam verzögerte Redeweise. Der Pastor stülpte entschlossen seinen Hut wieder auf.

„Ich werde den Leichtfuß auch in Zukunft nicht beachten!“

„Auch nicht, wenn ich Dich inständig darum bitte, liebes, gutes Väterchen, wenn ich Dir aufrichtig gestehe, daß ich den Lieutenant sehr, sehr gern habe. O, Papa, ich habe ihn ja lieb!“

Voller Schreck sank Blank auf den nächsten Stuhl.

„Und das sagst Du so schlechthin, als wäre es die größte Harmlosigkeit von der Welt. Kind, Unglückskind, weißt Du, was Du damit gesagt hast?“

Mollys Lippen zitterten, sie war lilienweiß geworden, nur ihre Augen leuchteten stolz auf.

„Ich weiß es, Papa, und er weiß es auch!“

„Er weiß es auch“, rief Blank heftig, „hat er gewagt, mein Kind an sich zu reißen?“

„Papa, gewannst Du Mamas Liebe nicht auch, ist das Sünde?“ Wie ein lebendiges Fragezeichen stand die kleine Gestalt vor ihm, alles an ihr schien auf Antwort gespannt zu warten.

„Um Gottes willen, Ihr, Ihr wollt heiraten?“ Der alte Herr behielt den Hut auf dem Kopf, so ganz eingenommen war er von dem Gehörten.

„Noch nicht, Papa, noch hat er nichts gesagt. Wie würde ich hinter Deinem Rücken dergleichen auch hören wollen! Du, Du sollst ihm bloß erlauben zu kommen, sollst ihn kennen lernen und mit mir lieben und dann —“

„Dann?“

„Ach, Du mein Väterchen“, schluchzte Molly glückselig auf, glitt an ihm nieder, küßte seine Hände, sah ihm wieder und wieder ins aufgeregte Antlitz, „Du wirst das Glück Deiner Tochter wollen!“

„Molly, er ist arm, Du bist arm, es geht nimmermehr!“

„O, wir warten, Väterchen; erst vorgestern hat er bei Brauns erzählt, daß sein Vetter nun heiraten könne, er sei Major geworden.“

„Du liebe Unschuld, Du weißt nicht, was Du sprichst. Herzenskind, hier in meine Hand thue das Gelübde mit Gott und aus ganzem Herzen: rede niemals mehr mit ihm, es sei denn vor meinen oder anderer Leute Augen und Ohren.“

Molly leistete das Gelübde, fromm mit stammelndem Munde.

„Du thust so feierlich, Papa“, sagte sie hernach beklommen athmend, darf er kommen?“

„Ich selber werde ihn dazu auffordern und zwar noch heute“, antwortete ihr Blank mit stahlharter Stimme.

Molly wußte nicht, sollte sie jubeln oder weinen. Was hatte nur der Vater, recht war's ihm nicht und doch wollte er selber ihm schreiben? — —

Pastor Blank stützte sich schwer auf den Stock, als er hinausging.

Molly trat ans Fenster um ihm nach zu sehen, wenn er vorbeischritt. Ihr Väterchen war alt, sehr alt. Er ging so gebeugt, so theilnahmlos. Und die Aprilsonne schien doch verführerisch schön; im knospenden Ahorn vor der Hausthür zwitscherten die Staare, der Himmel blaute und die Luft wehte einen an wie ein Kuß! — —

Einige Tage später erschien der Lieutenant bei dem alten Pastor emeritus.

„Ihrer freundlichen Einladung Folge leistend, erlaube ich mir —“ So förmlich trat er ein und förmlich blieb diese erste kurze Visite.

Molly zitterte am ganzen Leibe. Er nannte sie nur „Fräulein Blank“ oder „gnädiges Fräulein“ und kein einziger jener Blicke wurde ihr, die bisher ihr ganzes Entzücken, den ganzen Sonnenschein ihres jungen, liebebedürftigen Herzens ausmachten.

Ein anderes Mal erschien der Lieutenant zum Thee. Der Pastor,

beruhigt durch den vollkommenen Respekt, den der Lieutenant gegen seine Tochter bewahrte, war weniger zurückhaltend, der Lieutenant selbst unbefangener und bedeutend gesprächiger. Es gelang ihm sogar, den alten Blank über einige Soldatenanekdoten herzlich lachen zu machen. Und Molly erhaschte wieder einen Sonnenstrahl, den ersten seit langer Zeit des Hangens und Bangens. Es war, als Papa nach dem Kistchen Cigarren auf seinem Schreibtisch langte.

Zum dritten Mal sprach von Witzleben am Vormittag des achtzehnten April vor, um sich für einige Wochen zu verabschieden. Er wollte mit seiner Mama zu Verwandten aufs Land. Neuhof war ein großes Rittergut in der Uckermark von über zweitausend Morgen Areal mit prächtigem Wald- und Jagdgrund. Man wollte die Ostertage dort verleben und versprach sich viel Amusement; denn Vetter Krämer lebte als reicher Mann auf großem Fuß und kannte die Gutsbesitzer der ganzen Umgegend. So erzählte der Pastor seiner Molly, als sie von einem Einkauf heimkehrte.

Du lieber Gott, wie sie erschrak, fort, auf Wochen und sie hatte ihn nicht mehr gesehen!

Am selben Nachmittag sah sie sehnsüchtig durch das Fenster auf die Straße herab, immer in Gedanken an ihn. Welche endlos lange Zeit mußte vergehen, bis er wiederkam. Erst der fünfundzwanzigste April brachte das liebe Osterfest.

Trat er nicht eben aus dem Cigarrenladen gegenüber? — Ja, er war's!

Sie wollte sich zurücklehnen. Er hatte sie indessen schon bemerkt, grüßte und sah lange hinauf, sich weidend an dem holden Erröthen des liebreizenden Mädchengesichts. Heiß glühten seine dunklen Augen auf, und nun warf er verstohlen, ganz verstohlen einen Kußfinger hinauf. — — —

VII.

Es war der zweite Ostertag. Doktor Helmstätt speiste bei Blanks zu Mittag. Eben hatte er in herzlich frischer Weise die Gesundheit des alten Pastors ausgebracht, da klingelte es. Molly sprang erregt auf: sollte er schon zurückkommen, erfüllte auch ihn diese peinigende, süße Sehnsucht?

Anna war ihrem Fräulein zuvorgekommen. Sie hatte im Korridor dem Postboten einen Brief abgenommen und überreichte ihn nun dem Herrn Pastor.

„Aus Neuhof in der Uckermark", sagte der.

Mollys Herz schlug bis in den Hals hinauf. Schon jetzt und schriftlich? Sie hätte es so viel lieber von seinen Lippen gehört! Ihre Augen fieberten förmlich, sie fühlte daß der Doktor sie beobachtete und wandte den Blick nicht von ihrem Vater ab.

Der trank den Wein aus, dann erbrach er etwas nachlässig das eleganten Couvert. Plötzlich ballte er die Hand:

„Ich hab's gewußt, gewußt!" Und heftig schob der alte Mann seinem jungen Freund den Brief hin.

Wie empört Helmstätt aussah!

Molly bebte gleich dem Espenlaub. Erklärung heischend wanderten ihre Augen von einem zum andern.

„Molly, fragen Sie nicht, es würde Ihnen den schönen Tag verbittern!“

Wie unheimlich sich beide benahmen: Was war nur? Eine ungekannte Angst wuchs jäh in ihr empor:

„Gieb den Brief her, Papa!“

Schweigend reichte ihn Blank hin.

Hastig wollte der Doktor das Blatt der kleinen Hand entreißen. Vergebens, Molly umspannte es fest, ihre Augen überflogen durstig den Inhalt.

„Es war nicht recht“, sagte traurig der Arzt und schüttelte vorwurfsvoll den Kopf gegen Blank.

Die Buchstaben flimmerten tanzend vor Mollys Blicken, kaum konnte sie die Widerstrebenden entziffern:

„Erlauben Sie, Hochehrwürden, daß ich Ihnen und Ihrem Fräulein Tochter meine heutige Verlobung mit Fräulein Adele Krämer, Tochter des Rittergutsbesitzers Krämer auf Neuhof, hiermit ergebenst anzeige. Um freundliche Theilnahme bittet

Ihr hochachtungsvoll ergebener
Arthur von Witzleben.“

Ein leiser, durchdringender Schrei, Molly wankte. Der Doktor fing die zarte wie leblose Gestalt in seinen starken Armen auf. Mit der Zärtlichkeit einer Mutter hob er sie empor, trug sie zum Sopha und ließ sie hier achtsam niedergleiten.

Der Pastor beugte sich ängstlich über sein geliebtes Kind.

„Eine leichte Ohnmacht“, flüsterte der Doktor, „feuchten Sie rasch ein Tuch mit dem Johannesberger!“ Darauf rieb er der Patientin mit dem nassen Tuche die Schläfen. Den alten Herrn trieb das Gewissen umher. Er vermochte nicht auf einem Fleck zu verweilen.

„Gehen Sie in die andere Stube, Herr Pastor, es hat durchaus keine Gefahr, nur etwas Ruhe wünsche ich.“

Endlich schlug Molly die Augen auf, wirr, fassungslos. Der Doktor richtete sie sanft in die Höhe:

„Liebe Kleine, mein einzig Herzblatt“, flüsterte er bebend.

Sie sah ihn mit großen Blicken an, schrak zusammen und schluchzte wild auf:

„O, wie schäme ich mich vor Ihnen!“

„Fräulein Blank“, sagte Helmstätt rasch, „das ist nicht an Ihnen, das gebührt ihm allein!“

Nun lief auch der Pastor herbei.

„Schilt mich nicht, Papa, ich kann doch nichts dafür, daß ich ihm glaubte!“

„Ruhig, mein Kind, sei gut, ich will Dich hinfort doppelt lieben, sprich nicht mehr davon, Du thust mir so leid!“

Molly brach in ein erschütterndes Weinen aus. Als ihre Thränen endlich aufhörten, lag ihr Kopf an des Vaters Brust — der Doktor war gegangen. Gegen Abend kehrte er zurück. Blank kam gerade aus Mollys Zimmer.

„Gott sei Dank, Freund, sie schläft, aber auch im Schlaf zuckt

der liebe Mund, wenn wird die Arme wieder froh werden? Ich könnte weinen über meine thörichte Schwäche, die dem Kinde immer nachgab, auch dann, wenn es ihr Schaden bringen mußte. Weiß Gott ich gäbe mein Leben darum, dies Kind glücklich zu sehen!"

„Bester Herr Pastor, nur Geduld, auch die Zeit kommt, muß kommen bei ihrer blühenden Jugend. Denken Sie nur, wie wenigen Müttern ist es vergönnt, ihr erstgeborenes Kind groß werden zu sehen, meist siecht es im ersten Jahre dahin. Aber ein anderes Kind folgt nach, kräftiger entwickelt, lebensfähig! Es ist Mollys erste Liebe — der erste Schmerz der Enttäuschung, das geht vorüber! Reisen Sie mit ihr an den Rhein, ins Elsaß, wohin Sie wollen; es wird Wunder wirken."

Aus Mollys Tagebuch.

* * *

Morgen geht es wieder in die Heimat zurück. Ich freue mich darauf.

Felix und Blanche sind betrübt darüber, sie waren zu uns die Liebe und Güte selbst und schön ist es hier, frisch und grün, wenn auch schon etwas herbstlich.

Was wohl Hänschen daheim in seinem Bauer macht und ob ihn Doktor Helmstätt auch besucht, wie er mir versprochen hat, jeden Tag zweimal?

Er ist doch sehr lieb und anhänglich, vielleicht hat er mich noch ebenso gern, als in der Zeit, wo er seine große Dummheit machte! Was war ich bloß für ein eitles, oberflächliches Ding — so kurzweg einen Mann abzuweisen, solchen Mann! Mir ist bittere Vergeltung geworden, vielleicht schmerzender als ich sie verdient hatte. Zuerst konnte ich nur mit tausend Thränen an den Lieutenant denken, Goethes Liebesklage:

„Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!
Einsam nähr' ich meine Wunde,
Und mit stets erneuter Klage
Trau'r ich ums verlorne Glück."

wollte mir gar nicht aus dem Sinn.

Ich mußte weinen, wo ich ging und stand. Einmal traf mich Blanche so, als ich morgens in meinem Bett aufsaß und weinte. Sie lächelte, strich meine Wangen und meinte mütterlich:

„Liebe Thörin, ich weiß alles vom Vater, erschrick nicht, es geht jeder von uns ähnlich, bis wir den Rechten gefunden haben. Hochachtung und unbedingtes Vertrauen sind ebenso nöthig für den Ehestand wie die Liebe, fast noch nöthiger, kleine Schwägerin. Wie glücklich bist Du gerettet!"

Und nun glitt sie in ihrer stillen, anmuthigen Art darüber weg, als wäre nichts gesagt worden, plauderte von ihrer Wirthschaft und bat um meine Hilfe beim Preißelbeereneinkochen. Flink genug war

ich aus dem Bett und habe mich wacker gerührt den Tag, so hurtig, daß ich nun immer helfen mußte, dabei wurde ich wieder lustig und ein Paar rothe Backen habe ich zu Papas Freude bekommen, gerade wie so ein frisches elsasser Bauermädel. Denke ich jetzt daran, daß mir vielleicht binnen kurzem in D. auf der Straße der Lieutenant begegnen wird, so zieht sich mein Herz nur noch ein ganz, ganz klein wenig zusammen. Es war hübsch von der getreuen Hedwig, daß sie mir über seine Verlobung schrieb. Ich muß ihn ja verachten, seine Braut ist viel älter als er und soll herzhaft häßlich sein. Eine Geldheirat schrieb Hedwig; pfui, Doktor Helmstätt würde nie ums Geld ein Mädchen freien!

Schnell das Buch weg, Papa kommt durch den Garten, wir müssen unsere Sachen packen. — —

Am zwanzigsten September.

Gott sei Dank, wir sind wieder in D. Alles ist beim alten geblieben, mein Hänschen schmettert sein Lied so lustig wie jemals und Anna ist noch eben so flink und dick und sommersprossig. Nein, eins ist anders geworden, Helmstätt ist nicht der Alte geblieben. Er ist um vieles jünger geworden, er lacht und spricht in einem fort. Oft begegnen sich unsere Augen und wir lachen zusammen auf ohne jeden vernünftigen Grund. Neulich hielt er mich bei beiden Händen fest und erzählte mir so eine lustige Geschichte aus seiner Landpraxis. Ich denke wohl an Felix und Blanche in dem schönen Land zurück, aber ich vermisse sie nicht. Daheim ist es doch am besten! — —

VIII.

Der erste Oktober war's, Mollys Geburtstag.

„Nun bin ich schon achtzehn Jahre", sagte sie, als der Vater voll Rührung ihr gratulirte, sie herzte und küßte.

Von Blanche war prompt eine große Kiste mit allerlei Herrlichkeiten eingetroffen — in einer Schachtel Putztand, daneben Leckereien aus Blanches Speisekammer der Jahreszeit angemessen.

„Die Gänseleberpastete wird Helmstätt gefallen", lobte Blank, „die setze nur heute Abend auf den Tisch, mir sind Wurst und Schinken und der gute Wein lieber."

Hedwig und Thekla Braun kamen, aber sie konnten nicht bleiben, sie hatten schon für den Abend eine Einladung beim Kommissionsrath Grimm zum thé dansant angenommen.

„Weißt Du, es handelt sich eigentlich um Lieutenant von Witzleben und seine Braut. Sie ist hier wieder aus Neuhof auf Besuch zu der alten Excellenz gekommen; dem jungen Paar zu Ehren strengen sich Grimms nun einmal außergewöhnlich an. O, ich bin sehr neugierig auf den Verlauf. Du mußt uns jetzt gehen lassen, unsere Toiletten sind noch nicht in Ordnung, aber morgen komme ich in aller Frühe und berichte Dir alles haarklein."

Wie ruhig sah Molly der Freundin nach, sie war gar nicht neugierig, ganz und gar nicht!

Am Nachmittag wollte der Pastor mit seiner achtzehnjährigen Tochter spazieren gehen.

„Ich mag heute nicht, Väterchen, ich will gleich an Blanche schreiben, ich habe ihr so viel zu sagen."

Imgrunde aber erwartete Molly den Doktor. Er konnte doch unmöglich bis auf den Abend warten, wie Papa glaubte. Und er kam, gerade einige Minuten später, als Blank das Haus verlassen hatte. Einen reizenden Strauß üppiger Rosen brachte er ihr mit.

„Es sind die letzten aus meinem Garten, Fräulein Molly, tagtäglich habe ich sie auf ihren Zweck hin prüfend angeschaut, tagtäglich dabei Ihr Wohl gewünscht. Tausend, tausend Glückwünsche, kleine Molly!"

Sie entzog ihm die Hand nicht, die aus der seinen den duftigen Strauß empfing und so fest gehalten wurde, aber seinem Blick wich sie erglühend wie die Purpurrose im Strauß aus.

„Die Blumen duften gar zu stark und süß", flüsterte sie, ihre Verlegenheit entschuldigend.

„Ja, der Sturm der vorletzten Nacht hat ihnen nicht geschadet", sagte er sonor und ließ ihre Hand frei. „A propos, eben sah ich den Lieutenant von Witzleben mit seiner Braut."

„Ich will nichts von ihm hören", warf Molly aufgeregt hin, „glauben Sie vielleicht, daß ich nicht geheilt wäre: o, ich habe mir damals viel eingebildet, was nicht war."

„Molly!"

„Ich glaubte, daß er mich liebte; nun diese Voraussetzung weggefallen ist, denke auch ich ihn nicht mehr lieben zu dürfen. Es geht auch gar nicht mehr; denn —"

„Denn, Molly?" drängte er die zaghaft Stockende.

„Es wäre eine einsame, nutzlose Liebe und ich achte den Lieutenant von Witzleben auch nicht mehr."

„Sie empfinden sehr richtig, mein Fräulein, Liebe ohne Gegenliebe bleibt das unverständigste Ding auf Erden."

„Warum sagen Sie das so kalt, Herr Doktor?"

„Ich bin gewiß nicht kalt gegen Sie."

„Herr Doktor!"

„Fräulein Molly, glauben Sie wirklich, daß Liebe, unermeßlich tiefe, warme Liebe nicht Gegenliebe erwecken kann?"

„Wenn der andere Theil solcher Liebe werth ist", stammelte sie fassungslos.

Er schwieg. Sie glitt geräuschlos an ihren Geburtstagstisch, küßte die schönen Rosen und legte sie behutsam auf denselben. Dann lief sie hinaus und kam bald mit einem großen Kelchglas, welches bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt war, zurück. Dahinein setzte sie seinen Geburtstagsstrauß.

„Er soll in der Mitte stehen, weil er mir das Liebste von allem ist", sagte sie weich.

Rasch kam der Doktor heran.

„Molly, sagen Sie mir mehr — ein kleines Wörtchen mehr!"

Das junge Mädchen lächelte schalkhaft und schämig zugleich und lispelte, ihn sanft anschauend:

„Lieber Herr Doktor!"

Helmstätts Brust hob sich unter heftigen Athemzügen:

„Glauben Sie, daß Liebe, die wahre einzige Liebe, Gegenliebe erwecken kann, ja oder nein? Sehen Sie denn nicht, Kind, wie ich nach einer Antwort fiebere?“

„Ja!“

Er wollte ſie glühend umfangen, wie ein ſcheues Reh huſchte ſie davon. Er lächelte, glücklich, ſiegtrunken! Bald ſaß er vor dem Piano und ſang das beliebte Lied aus Nanon: „Was iſt denn heute für ein Tag?“

Sonderlich gut ſang er nicht, ſeine Stimme klang vielmehr rauh, aber auf ſeinem männlichen Geſicht lag eine hinreißende Zuverſicht, eine innerliche Fröhlichkeit ſondergleichen. Plötzlich verſtummte ſein Geſang. Zwei weiche Arme hatten ſich ſchüchtern um ſeinen Hals geſchmiegt und Molly flüſterte:

„Wenn Sie ſo heiter ausſehen, habe ich Sie ſehr lieb.“

Den Arm um ihre Hüfte ſchlingend, forſchte er entzückt:

„Und wenn ich ernſt bin?“

„Dann fühle ich mich als ein unbedeutendes Nichtschen“, geſtand ſie zutraulich, leicht zuſammenſchauernd, wie er ſie nun an ſich preßte.

„Das muß anders werden, Molly, mein Herzblättchen, meine ſüße Braut, Du wirſt mich dann erſt recht lieben lernen und fühlen, wie Du mir am allernothwendigſten biſt, wenn ich ernſt bin!“

Und Molly Blank hat es gelernt, ſchon im Brautſtand, aber voll und ganz erſt, als ſie ſein liebes Weibchen geworden war und ihm mit ihrer kindhaften, ſonnigen Heiterkeit entgegen lächelte, wenn er müde und abgeſpannt von ſeinem ſchweren Beruf heimkehrte.

Frankreich im Lichte seiner Literatur.

Kritische Essays von Charles Fuster.

Autorisirte Uebersetzung von **Ewald Paul.**

VI.

Einer von der atheniſchen Schule: Theodor de Banville.

Es giebt Schriftſteller, welche eine große künſtleriſche Idee, eine perſönliche Auffaſſung der Dinge, eine beſondere Erſcheinungsform des Lebens in ſich inkarniren. Theodor de Banville gehört zu ihrer Zahl.

Eine ſeltſame Figur das, aber eine intereſſante Figur auf jeden Fall, eine ſchöne ſogar, von lächelnder Schönheit, von der Schönheit eines Antinous. Zu unſerer Zeit, die wir nicht gerade verdammen wollen, die aber doch unleugbar eine Zeit der mehr oder minder tiefgreifenden Entkräftung und Traurigkeit iſt und dies von Tage zu Tage noch mehr wird, iſt de Banville das geblieben, was Gautier und Paul de Saint-Victor waren: Der Liebhaber der griechiſchen Plaſtik, der Künſtler mit den feinfühlenden Sinnen, welchen eine harmoniſche Zeile entzückt, der Maler mit Tönen, der Muſiker mit Farben, der leidenſchaftliche Anbeter des Wohlklanges und des Lichtes. Als Athener würde er Sappho geliebt und Alcibiades bewundert haben, Sappho, weil ſie die „große Leier" ſchlug, Alcibiades, weil er die höchſte Eleganz und Anmuth beſaß. Er würde auf dem Himettos die Bienen munter gemacht haben, um mit Bérangers allerliebſtem Ausdruck zu reden, einem Ausdruck, welcher Muſſet — einen anderen Athenienſer, aber einen ſolchen, den Paris jeden Tag von den Erinnerungen an Attika losriß — ſo ſehr entzückte. De Banville iſt freilich den attiſchen Kulten immer treu geblieben: es ſcheint ſelbſt, als ob er ſich heute, da ſein Leben faſt verfloſſen und die Sanduhr beinahe abgelaufen, noch mehr darin gefalle, er kann höher hinanſteigen zu den ewigen Wahrheiten, zu dem unwandelbaren Ideal, das allen literariſchen Diskuſſionen Trotz bietet und alle Kunſtumwälzungen überlebt. De Banville iſt zu ſpät in eine zu alte Welt gekommen, und er muß uns klein und häßlich finden, er, der in oft prächtigen Verſen die großen beklagenswerthen und ſtolzen Verbannten, die Götter wachgerufen hat!

Für de Banville iſt das zeitgenöſſiſche Leben ein Exil und die

Götter sind es nicht allein, die sich dank dem Haß oder der Gleichgiltigkeit der Menschen dahinbegeben. Es giebt auch andere, weniger große Verbannte, die allen niedrigen Gelüsten unterworfen sind, die — nach den Worten des Dichters „die üble Last ihrer Eingeweide" mit sich schleppen und die dennoch einen Blick voll Betrübniß und Liebe zum Himmel erheben. Dergleichen sind die Poeten. Nun giebt es Dichter, welche die Verbannung aufstützig macht und die schreien, die Fäuste zeigen und sich wehren. Dies sind die großen Verzweifelten, die Besiegten auf dem Schlachtfelde des Lebens, die oft wunderlichen, oft erhabenen, aber immer unglücklichen freiwilligen Märtyrer. Andere weinen und sie thun Unrecht daran, denn der Poet, so sehr er auch in einer noch so traurig fade gedachten Welt irre geführt sein mag, hat immerhin seine köstlich süßen Stunden. Dichter sein, das heißt in sich tausend Ursachen zum Glück tragen, tausend kommende Rührungen, tausend Enthusiasmen, die sich entfalten werden, wenn der zum Aufblühen geeignete Moment hereingebrochen. Und der Poet hat gut klagen, er hat gut sich beklagen lassen — er bleibt darum nicht weniger der, welcher die Seelen entzückt, der, dem ein kleines, ein nichts genügt, um ihn selbst zu entzücken. Wenn er von ewigem Weh spricht, so glaube man ihm nicht sogleich, denn von seinen Schmerzen wird er, sobald erst ein Augenblick der Beruhigung gekommen, schmerztragende Strophen machen und er wird, selbst wenn anderer Freuden beraubt, noch die Freude haben, seinen Seufzer in den Herzen nachhallen zu hören. Die Poeten, welche weinen, sind noch verhätschelte Kinder des Lebens, weil die Frauen ihnen zulächeln — vielleicht aus Mitleid, aber was schadet das! Ein Weiberlächeln, selbst im Vorbeigehen zugeworfen, erzeugt so trefflich die Illusion der Liebe!

Es giebt Verbannte, welche sich empören, es giebt deren, welche weinen — es giebt endlich solche, welche sich in Erinnerung versenken. De Banville gehört zu letzteren. Ehemals, zu den heldischen Zeiten, als der göttliche Plato in den Gärten von Akademus unterrichtete, als Ilissus und Kephissos noch nicht völlig auf dem Trockenen waren, als man in großen kühlen Häusern wohnte, wo Oleander sich neben Eisbecken entfalteten; als die Schüler, nachlässig in weiße Gewänder gehüllt, das harmonische Wort der Meister, welche gerade in Mode waren, anhörten, dieses Wort, welches eine Musik war und eine Musik, einfach und fließend wie eben die alte Musik ist; als man auf der Agora seine Sitzungen hielt, um die Interessen der Republik zu diskutiren und um bis zum Ende die Reden anzuhören, denen man gestattete, leer zu sein, vorausgesetzt, daß das Ohr darin gewiegt wurde; als die häßlichsten Leidenschaften — und welche waren häßlich! — sich unter einem solchen Anstrich von Reinheit verbargen, daß man ihnen fast verzeihen konnte; als man sich vor Göttern verbeugte, an die man nicht mehr glaubte, aber die man als ebenso viele erhabene Ebenbilder der Vergangenheit respektirte; als man in jener Stunde von Eleganz, Geschmeidigkeit und Dilettantismus angekommen war, welche die athenische Macht zu Ende gehen sah — jener Zeit hat unser Poet sein wahres Leben zu verdanken, sein glückliches Leben, das eigene Leben, jenes, das er in der Erinnerung behalten und das er für Augenblicke, wenn er einem recht schwungvollen und rythmischen Vers begegnet ist,

wieder aufleben läßt. Er muß jenes Leben gelebt haben — man bildet es sich wenigstens ein, wenn man eine von seinen Seiten und sei es selbst die am meisten parisische von allen, liest — er hat alles das, was die attische Luft von sprödem und berauschendem hat, athmen müssen. Er hat alle Mysterien durchlaufen und nur jene vermieden, wo man zu viel Lärm schlug. Er hat die Redekünstler gehört und deren keinen außer Acht gelassen, dabei Reiz in der schalsten Phrase findend, wenn sie taktmäßig genug war und wohlklingenden Stil hatte, wenn ein wenig von jener innerlichen Melodie, die wir in uns tragen, darin vorkam. In jenen Tagen der Jugend von Menschen und Dingen war er ein Horaz vor Horaz, aber ein lyrischer Horaz, ein Horaz, welcher zugleich mit den Annehmlichkeiten eines gemäßigten Epikuräerthums den ganzen Zauber der großen rauschenden Poesie verstand. Bald lachend mit den Epheben, bald die heftigsten Klagen der Sappho anhörend, gestern auf den Stufen des Theaters sitzend und einer Komödie aus der aristophanischen Schule Aufmerksamkeit schenkend — heute auf dem Felsvorsprung stehend, im Angesicht des ungeheueren, schimmernden Meeres, dessen Wogen rollen und übereinander herjagen; bald herrlich wie ein junger Gott oder wie ein Sieger aus den isthmischen Spielen, bald erhaben wie der Begeisterte, welcher vor Enthusiasmus und Angst zittert, hat er, indem er dieses doppelte Leben führte, die Weisheit des Skeptikers mit der Leidenschaftlichkeit des Dichters und die Rosen des Horaz mit dem Wanderstab Homers vereinigen müssen. Wenn er nur Poet gewesen wäre, und schwingender Seele und klopfenden Herzens, hätte er nicht die ganze Weichheit der kraftentbundenen Zeilen, die ganze Anmuth glücklicher Rhythmen, den vollen Reiz lichtgetränkter Himmel verstanden. Wäre er nur Epikuräer gewesen, so hätte er nicht erkennen gelernt — und wie wenige haben es erkennen gelernt! — hätte er nicht gewußt, welches Drama das Dasein ist und welch verzweifelten Genuß man kostet, wenn man sich vom Zwist tragischer Leidenschaften zermalmen läßt. Er, der nur seine Flöte für eine mehr oder minder aufstützige Nymphe und unter einem mehr oder minder lauen Schatten zu spielen wußte, er hätte hauptsächlich nicht verstanden, welche Trunkenheit darin liegt, die Elfenbeinleier, diese „große Lyra“ in Händen zu halten, die er feiert wie sie heutigen Tages niemand besser gepriesen hat. Es bedurfte eines außergewöhnlichen Zufalls, um derart in einem einzigen Menschen zwei so verschiedene Menschen zu vereinigen, den Dilettanten, welcher spielt, und den auf das äußerste erregten Dichter, welcher sein Leben in den Wind wirft. Und dieser aus zweierlei verschiedenem Thon geformte Mensch ist, einmal in den Strudel unserer Zeit geworfen, der zartempfindende und mächtige Künstler geworden, als den man ihn kennt. Nur wurde dieser den Pariser Asphalt tretende Grieche Pariser, soweit Pariser, als dies ein Grieche werden kann. Er hat von Paris das genommen, was Paris aus Athen empfangen hat: die Liebe zu eleganten Frivolitäten, den Geschmack an Gouaillerien, den unwiderstehlichen Reiz angenehmer Redekunst und jenes geheimnißvolle etwas von Wallung und Laune, welches Alcibiades so gut kannte und welches der zu strenge Sokrates nicht genug in acht nahm. Indem unser Poet verstand, daß er sich in seinem Elfenbeinthurm nicht ver-

einzeln könne und daß die Säulenheiligen schlechtes Spiel haben in dieser Zeit, wo man viel mehr lärmen muß, als billig ist und ein dreifach thätiges Leben führen muß, um nicht lethargischen Schlafes angeschuldigt zu werden, wußte er, der sich dennoch nicht mit der trivialen Menge vermischen wollte, diese durch sein geringschätziges und wieder wohlwollendes Lächeln zugleich zu entzücken und zu beherrschen. Treu den atheniſchen Ueberlieferungen hat er alles besungen, was Beredsamkeit einzuflößen werth ist — die Götter, welche man verjagt, die Musik, die Malerei mit flüssigen Farben, den Marmor mit harmonischen Linien, das schauernde Meer, die liebenswürdigen oder wilden Landschaften und namentlich — allem voran — das ewige Licht. Alles ist lichtvoll da in diesem Werke und überall trifft man darin eine großartige Verherrlichung des prächtigen Tages. Gewiß sind das nicht die niedrigen Seiten des Lebens, die uns dieser immer ruhige und gewaltige Zauberer vorführt; das, was er uns zeigt, ist das Leben, das man genießt und das man stirbt, das lyrische Leben. Alles ist bei ihm Pracht. Bei gewissen Schriftstellern der Gegenwart kann das Dasein traurig, grau, monoton erscheinen und fast unsauber wie eine dieser Vorstadtstraßen, wo der helle Untergrund der Fabriken allein von der Unreinlichkeit der Häuser und dem Staub der dürren Bäume abhebt. Bei anderen ist das Leben nur ein nebelhaftes und melancholisches Mondnachtstück, in welchem ungenaue Schatten mit all der Unvollkommenheit dieser nächtigen oder dämmernden Erscheinungen zittern. Bei de Banville ist alles der großen Sonne zugängig, oder wenn die Nacht hereinbricht, so ist das wenigstens die glänzende Nacht, die dunkle Nacht, in welcher die Sterne schimmern. Durch eine zu ängstliche Aufmerksamkeit hat der Dichter mehrere seiner Bücher auf dieses Wort „Sterne" hinauslaufen lassen. In dieser einfachen Thatsache liegt mehr oder weniger eine künstlerische Koketterie, denn das, was Banville durch diese fast unbedeutende Einzelheit bewiesen hat und was man übrigens beim Lesen seiner lichtvollen und warmen Schöpfungen erkennt, ist seine Leidenschaft, seine heroische Leidenschaft für alle Kostbarkeiten und allen Glanz.

Er hängt sich nicht an die kleinen Geheimnisse des Alkovens oder an Streitereien im Schlachthaus — er übersieht dies nicht bloß, nein, er thut noch mehr, er ignorirt es vollständig. Er liebt nur die schimmernden Dinge, die köstlichen Linien, die in Sonnenstrahlen getauchten Horizonte, die knorrigen Bäume, unter denen Nymphen schliefen, die klaren Fontänen, in denen sich Diana spiegelte, die blendenden Tempel, in denen die Götter sprachen, das Vorgebirge, von dem sich die Sappho hinabgestürzt, das glänzende Meer, welches die Morgenröthe umarmt, die wie gefrorene Thränen in die Nacht gesäeten Sterne, den schneeigen Staub der Milchstraße. Füge man dazu noch das Lachen eines Kindes, das stolze Gefolge hochmüthiger Fürstinnen, die Vergötterung eines jungen Soldaten, der für das Vaterland stirbt, die Flamme des Weines, den Purpur des Blutes, den Gesang des noch in seiner Blöße eleganten Bohème, den grotesken Vorbeimarsch lächerlicher Wesen, die Verherrlichung der Liebe und die Gutheißung der Freude, so hat man das Werk des Poeten, dieses Werk, in welchem man sich nicht mit der Beachtung der Mängel zu verspäten wagt, so sehr ist dasselbe von

feurigen Strahlen erhellt, so sehr tröstet es in seiner Erhabenheit, so sehr bewahrt es bis zum Schlusse seine wundersame Lyrik. Indem man sich damit beschäftigt, erkennt man, daß es in unserer Epoche intellektueller Trübseligkeit und moralischer Entmuthigung immer noch etwas giebt, das erhebt und das — um mit dem schönen Wort von Georges Lafenestre zu reden — den Lebensmarsch erklingen läßt. Unsere längst entschwundenen Ahnen waren Gläubige, aufrichtige und fanatische Gläubige, bereit, sich tödten zu lassen — und man war im Mittelalter mit dem Tödten schnell zur Hand — für eine Idee, die sie gelernt hatten. Unsere direkten Vorfahren sind meistens mehr oder minder glückliche Epikuräer und mehr oder minder in Dingen des Glaubens erleichtert gewesen. Wir hingegen sind weder Gläubige, noch Epikuräer, wir können nicht mehr beten und wir verstehen nicht mehr zu genießen. Man lehrt uns eine niederschlagende Philosophie, die uns enttäuscht und die gewiß nichts lyrisches und leuchtendes hat. Verschwunden ist der alte Glaube, für den man starb, und die einfachen Vergnügungen, die liebenswürdigen Freuden, welche das Leben leichter tragen machten! Alles ist voll ernsten, steifen Wesens, alles ist regelmäßig, alles ist mathematisch, alles erklärt sich durch Erscheinungen der organischen oder der anderen Chemie und durch Gegenwirkungen, gegen welche wir nichts vermögen und die wir nicht einmal sämmtlich erkennen können. Das Leben ist nicht mehr jener Wald, in dem man etwas aufs gerathewohl herumpilgerte, durch das Gestrüpp behindert, aber jeden Tag neue Wege und unbekannte Lichtungen auffindend. Das Leben ist auch nicht mehr eine Stadt, in welcher man lustig ist und plaudert, nein, es ist eine neblige, qualmige Vorstadt, welche ihre grauen Häusermassen unter einem herabhängenden Himmel entfaltet und die weder Bäume noch sprudelnde Quellen hat. Und wenn man sieht, wie unerträglich unsere heutige Gesellschaft ist, wird diese verzweifelte Umkehr verständlich, welche etliche Geister zur Harmonie und Heiterkeit der griechischen Kunst hin versuchen. Freilich sind sie glücklich, wenn sie zu den unvergänglichen Schönheiten hinaufzulangen vermögen und wenn sie, wie dies Banville gethan, den Zauber des Rhythmus, die Blendung des Lächelns, die Umstrickung der wohlklingenden Worte und die Verehrung des Lichtes und der Sterne bis zum Ende bewahren!

VII.

Luisa Siefert, eine moderne Sappho.

Wir leben — man muß dies zugeben — in einem Jahrhundert, wo die Leidenschaften wie die Glaubensmeinungen sich bis zu ihrer Austilgung entkräften. Die romantischen Liebschaften sind bei uns eben so wenig in Gunst als jener heroische Fanatismus, welcher zugleich die Schwäche und die Stärke unserer Väter war. Ehemals — und das ist sicherlich nicht allzulange her — spottete man nicht über jenen edelmüthigen Wahn, den wir heute belächeln; man fand selbst in den poesiereichsten Träumereien Größe und eine, ich weiß nicht was für eine Beredsamkeit in den übertriebensten Wehklagen. Die Aufrichtigkeit ließ über viele Dinge hinweggehen, über das Wortgeklapper, über das Unzusammenhängende der Vorstellungen und sogar über die Art von Redekunst, welche selbst die ehrlichsten Urtheile unangefochten lassen

können. Das war die Zeit, in welcher man sagte: „Ich bete Dich an", während wir heute nicht mehr zu sagen wagen als: „Ich liebe Dich". Wenn wir dies sagen, so geschieht dies mit gewissem Vorbehalt, mit ich weiß nicht was für einer Furcht vor Leidenschaft, ich weiß nicht was für einer trostlosen Niedrigkeit. Wir opfern dem lieben Verstande das schöne Feuer einer triebkräftigen Jugend und glauben uns weiser, weil wir, indem wir unsere Empfindungen zergliedern und unsere flüchtigen Eindrücke analysiren, dahin kommen, die Liebe von allem zu entblößen, was sie an ursprünglichem und freiwilligem hat. Wir sind Opfer der psychologischen Analyse und bald werden wir, indem wir die gründlichen Spitzfindigkeiten, deren wir uns in unserem intellektuellen Leben bedienen, auf das sentimentale Leben übertragen, soweit gelangen, daß wir die bewundernswerthe Schwärmerei zärtlicher Liebe voller Eifersucht und voll nagenden Schmerzes nicht mehr zu verstehen vermögen. Und dennoch hat sich in diesem Jahrhundert des billigen Mittelweges ein Weib — besser gesagt ein junges Mädchen — gefunden, welches die schmerzlichen Truggebilde, an denen es gelitten, beredt besungen und alle seine beeinträchtigten Träume, alle seine Illusionen, die es einen Augenblick zerstört glauben durfte, in glühende Verse umgesetzt hat. Es fand sich ein junges Mädchen, das bis zum äußersten und mit um so mehr Feuer geliebt hat, als es von hugenottischem Stamme war und als die protestantische Erziehung mit dem, was sie hartes und strenges hat, die Seelen scharf zu durchtränken und einen Thon daraus zu machen versteht, welcher sich von den stolzen Leidenschaften formen läßt. Es hat sich zu einer Zeit, in welcher die Zärtlichkeiten lasch wie die Glaubensmeinungen werden, eine keusche Sappho gefunden, reiner als die wirkliche Sappho, aber feurig wie jene, welche nicht vor dem Geständniß ihrer Qual gezittert hat und die den unschuldigen Muth hatte, alle ihm befreundeten Leser zu ihren Vertrauten zu machen. Man hat ihr Beifall geklatscht und es war unmöglich, daß dies nicht geschah, denn diese so rauschende und edle Poesie war etwas neues, diese Poesie, in welcher, nichts den Kunstgriffen überlassen ist und in welcher, nach Edgar Poes Ausdruck, „ein entblößtes Herz" blutet. Ja, ohne Zweifel hat man ihr Beifall geklatscht, aber sie ist vielleicht nicht recht verstanden — ich meine von der Mehrzahl nicht recht verstanden. Die einen haben in ihr eine große Märtyrerin gesehen, welche sich in ihrem Leiden gefällt, sich mit der Bitterkeit nagenden Kummers beschwert und ein Leben stillen Schmerzes und ewiger Klagen führt. Die anderen — und diese sind sicherlich zahlreicher — haben in dieser Hingebung, in diesem der Oeffentlichkeit zugewendeten Vertrauen nur das gesehen, was darin an Ungeschicktem und Uebertreibung war; ihre Urtheile sind strenge gewesen, denn man verzeiht einem Weibe nicht, was man einem Manne so leicht verzeiht: das Geheimniß ihres Lebens verletzt zu haben. Luisa Siefert ist verschiedentlich beurtheilt worden und vielleicht wurde sie schlecht beurtheilt und hat weder dieses zu schnell erregte Mitleiden verdient noch diese zu aufbrausende Härte, welche in der Verdammung des unbewußten Schammangels beim Geständniß liegt.

Luisa Siefert ist weder die große Märtyrerin gewesen, als welche man sie sich einbildet und noch weniger — ist das überhaupt nöthig,

noch zu bemerken? — die beinahe schamlose Verliebte, deren Bekenntniß gewisse empfindliche Gemüther empört hat. Ihre Geschichte ist sehr einfach. Alles in allem genommen ist sie unsere Geschichte, die Geschichte unserer ersten schönen, rasenden und romantischen Liebschaften.

Es giebt ein gewisses Alter, in welchem die jungen Leute — und darunter verstehe ich jene, welche mehr oder minder frühreife Kinder gewesen — in welchem also die nur schlecht aus dem Gröbsten herausgebrachten, schüchternen, halb naiven, halb erfahrenen jungen Leute jene Leidenschaften haben, welche lärmen. Man gefällt sich im Spott über solche Grillen und jene, die sie nähren, riskiren lächerlich zu werden. Nehmen wir den unglücklichen Fortunio an. Er liebt Jacqueline, und Jacqueline bedient sich seiner wie eines Spielzeuges. Fortunio erscheint als eine traurige Gestalt, nicht wahr? Und Ihr lacht darüber, wie Jacqueline darüber lacht, wie Clavaroche darüber lacht, wie alle Welt darüber lachen wird. Seht dann Cherubin, linkischer und weniger entzückend bei seinem frischen Aussehen: Der schöne junge Mann wird eine traurige Figur sein und er mag seine Dame noch so schön anschwärmen, sie kümmert sich gar nicht darum. Vom Glücke begünstigt, ist Fortunio bezaubernd, und Cherubin, das verhätschelte Kind, hat alle Reize, selbst den der Ungeschicklichkeit. Um das fünfzehnte oder sechzehnte Jahr und selbst bis zum 18., haben alle jungen Männer oder fast alle — es giebt solche, die niemals ein Alter haben — haben also fast alle jungen Leute das mit Fortunio gemeinsam, daß sie Jacqueline anbeten. Nur macht sich gewöhnlich Jacqueline — und in wenigstens 63 von 65 Fällen — über Fortunio lustig. Clavaroche genügt ihr, sei es, weil er in hohem und barschem Tone spricht, sei es, weil er einen skeptischen Schnabel hat oder einfach, weil ihn das Aussehen der Unwiderstehlichkeit so gut kleidet. Fortunio seufzt ganz leise und streift bei sinkender Nacht unter den Fenstern der Schönen herum, welche thut, als ob sie schlafe; wenn er den Mondschein liebt, so macht er ihn zu seinem Vertrauten; er schreibt Verse auf altes Pergament oder auf englisches Papier und setzt mit höchster Unbefangenheit in diese Verse, welche man mit bedauerndem Lächeln lesen wird, sein Bestes; wenn er seine Klassiker kennt, wird er das Sonett von Arvers auswendig wissen und mit mehr oder minder Zittern in der Stimme vor der Grausamen, die ihr Ohr den Wortspielen Clavaroches leiht, hersagen; oder besser, wenn er tragischer Laune ist, wird dieser bartlose Märtyrer, um so mehr Märtyrer, je unbärtiger er ist, von einem edlen Ende träumen, er träumt, daß er dem Leben entfliehen und wenigstens ein Wort des Bedauerns diesen Lippen entreißen wolle, von denen er kein Wort der Liebe erobern konnte. Das sind dann die geschwätzigen und romantischen Arten der Verzweiflung oder die stillschweigenden Träumereien, diese Träumereien, welche übel machen, weil sie Euch erschlaffen und entnerven. Die einen entziehen sich ihnen durch die Arbeit und durch eine energische Willensanstrengung; dies sind die Glücklichen, welche guten und gewichtigen Verstand haben, diejenigen, welche schnell das Lächerliche unmöglicher Situationen und die bittere Verspottung dieser schlecht angebrachten Zärtlichkeiten erkennen. Andere — die Glücklichsten von allen, aber

die am seltensten anzutreffenden — vergessen in einer frohen Liebe die Traurigkeit der wunderlichen, phantastischen Liebschaften; sie werden lustig und reizend, denn nichts erweckt so sehr die Lebensgeister als das Glück, und sie gelangen dahin, das Leben stolz und breit aufzufassen, als Eroberer, die sie sind, aber nicht von vornherein waren, daher sie die ganze Süße dessen, der seine Kraft fühlt, um so besser zu kosten vermögen. Andere schließlich bewahren bis zum Ende den peinlichen, demüthigenden und traurigen Eindruck dieser ersten, kaum aus dem Gröbsten herausgearbeiteten, ungeschickt und närrisch angelegten Romane. Sie erhalten sich von daher ein räthselhaftes Mißtrauen gegen sich selbst und ich weiß nicht was für eine Eifersucht gegen die übrigen. Sie bilden sich ein, daß man sie nicht lieben könne und man liebt sie nicht, denn sie bleiben verschüchtert, stumm, ungeschickt, denn alle Königreiche gehören den Starken. So vergehen genug Leben, in welche diese Jugendthorheiten eine tiefe und schmerzhafte Furche gegraben haben, eine dieser Furchen, welche der Pflug in weichlicher, schwankender Erde aufreißt.

Man hegt die Gewohnheit, über dieses „undankbare Alter", in dem sich das Herz erhebt und in dem man genießen oder leiden lernt, zu spotten. Man legt diesen ersten Liebschaften, welche in Wahrheit so kindlich und so naiv zu erscheinen vermögen, wenig Bedeutung bei. Und dennoch bleibt davon immer selbst dem vollendetsten Don Juan, selbst bei Georges Brummel, selbst bei Lovelace eine ich weiß nicht wie zu benennende Traurigkeit zurück, deren peinliches Nachgefühl die Beneidetsten zu bewahren haben. Diese ersten Eindrücke, welche lebhaft, unüberlegt, ungefeilt sind, hinterlassen eine unverwischbare Spur. Das Leben hat es mit seiner Mannigfaltigkeit der Eindrücke und Gefühle leicht, darüber hinwegzugehen, Fortunio, wenn er von Jacqueline nicht geliebt wird — was gewöhnlich der Fall ist — wird stark in Gefahr kommen, an der Möglichkeit, daß eine Jacqueline jemals lieben könne, zu verzweifeln. Er wird lange Zeit den Verdruß oder Schmerz über diese erste Enttäuschung bewahren; er wird infolge dessen skeptischer sein, als er es sein müßte. Und diese lächerliche Neigung, über die man sich lustig machen würde, wenn sie nicht so sorglich verborgen wäre, genügt derart, um ein Leben zu verderben und ein zu früh verwundetes Herz traurig zu machen. Es ist noch ein Glück, wenn dieses Herz davon nicht grausam wird und nicht dahin gelangt, eine üble Rache zu suchen und eben so leiden zu lassen, als man es leiden ließ, und derart allmählich alles das, was es an zärtlichem und edlem besaß, einzubüßen.

Das, was die jungen Männer in diesem undankbaren Alter mit so viel Herbheit fühlen, fühlen die jungen Mädchen, welche vielleicht weniger als wir das Bedürfniß nach Liebkosungen haben, welche aber sicher romantischer sind als wir und die sich viel leichter dem Traum überlassen, gleichfalls. Nur schweigen sie still: die Erziehung, die Zurückhaltung, diese entzückende Schamhaftigkeit, die allen, auch den Häßlichen, Reiz giebt, alles das befiehlt ihnen zu schweigen. Unterdrückt vom Leben, wie sie es sind, wagen sie nicht einmal, sich in ihrem Traume zu gefallen, oder wenn sie sich darin gefallen, so muß dies mit einem fremdartigen Eindruck von Furcht geschehen. Sie entwerfen ihren Roman, wie Luisa Siefert den ihrigen entworfen hat, aber der Roman

bewahrt all' das Unvollendete der Truggebilde. Jedoch dieses Truggebilde dauert aus, dieses Truggebilde hinterläßt eine tiefe Spur, denn es liegt in der Natur des Weibes, lange zu vibriren, mehr als wir zu leiden, und sich fester als wir an unwahrscheinliche Träume zu hängen.

Luisa Siefert hat sich an einen Traum gehängt und dieser Traum ist es, den sie stolz, ohne irgend welchen Vorbehalt, und mit dieser naiven Kühnheit, welche die Leidenschaft giebt, gestanden hat. Und wie lauter und einschneidend dieser erste Mädchentraum ist! Er ist aus Lieblichkeit, Ergebung und tausend zarten und köstlichen Gedanken geschaffen. Das ist nicht etwa Jähzorn noch Flamme, nein, das ist etwas gewichtigeres und weniger lautes, darin liegt die Liebe, wie sie ein von hugenottischer Erziehung, dieser stärkenden und trostgewährenden Erziehung, gefestigtes Herz zu empfinden vermag. Man fühlt, daß darin nichts krankhaftes, nichts geziertes ist: das ist zugleich das Ausströmen einer unendlich zärtlichen, verehrungswürdig weiblichen Seele und das herbe Bekenntniß eines mannhaften Herzens, welches das Leben tapfer aufnimmt und es nicht mehr als einen Augenblick verwünscht. Dieser erste Traum war ein Wahn, aber es liegt in seiner arglosen Unschicklichkeit so viel Edelsinn, daß man überrascht ist. Dieses junge Mädchen von achtzehn Jahren opfert sich mit einer wunderbaren Hingebung; alles Künstliche ist ihr fremd, alle falsche Scham stößt sie zurück — sie liebt und das ist genug. Und nun kommt der plötzliche entscheidende Schlag, der Theatercoup. So ist es denn, wie sie in einem beredten Verse sagt:

Ihr Leben von achtzehn Jahren zählt eine ganze Vergangenheit.

Der Traum ist zu Ende, der Traum ist zerschmettert, der Traum ist verloren und sie vermeint, daß ihr alles entflohen sei, selbst ihre süßeste Hoffnung, diese Hoffnung, Mutter zu sein, welche für ein Weib die köstlichste aller Hoffnungen sein muß.

Und dann die großen Qualen: er leidet und sie kann ihm nicht beistehen; er spricht von Vergessen und sie empört sich gegen dieses Wort; sie entsinnt sich aller Einzelheiten ihres vergangenen Glücks; sie weint über ein anderes Weib, das für ihn gestorben ist; sie kennt die bittere Einsamkeit des Exils, sie nimmt Abschied von allem, was das Leben an berauschendem hat, von den Festen, den Vergnügen, den Wonnen des Balles; sie überläßt sich der Melancholie des Herbstes, der Blätter, welche fallen, des Tages, welcher dahin geht, der Sonne, welche stirbt; sie muß sich eine heitere Maske anlegen und die schreckliche Marter unter einem Aussehen von Glück verbergen, und dann heißt es, die theuren Reliquien zu vernichten, sich zu fügen und gleich einem Schrei höchsten moralischen Stolzes diese Verherrlichung des Kummers, dieses vivere memento entstehen zu lassen, welche in eine geängstete Frage, in einen tragischen, zur Gottheit emporgeschleuderten Appell ausläuft.

Hierauf, nach dem Buche der Liebe, schreibt Luisa Siefert das Buch der Pflicht. Nach den „verlorenen Strahlen", deren Blendung ihr noch blieb, bringt sie ihren „Stoikern" den ganzen, zuweilen etwas theatralischen, aber aufrichtigen Heldenmuth dieser so mannhaft kernigen Seele. Der Rest ihres Lebens ist wenig wichtig: um ein Leben aus-

zufüllen, genügt ein Traum, und Luisa Siefert hat ihren Traum gehabt, einen edlen, zarten, Traum, den sie besungen und beweint hat, den sie zur Höhe einer Folter erhob und der sie zu einer modernen Sappho, aber einer züchtigen und stoischen Sappho werden ließ.

Tadle sie, wer da will — ich bewundere sie. Mir scheint, daß es nichts so schönes giebt wie die unbedingte Wahrheit und daß es ganz besonderen Muthes seitens dieses jungen Mädchens bedurfte, damit es seinen ersten Mädchentraum der Oeffentlichkeit bloßlegte. Wären seine Verse formarm, so wären sie doch noch werth bewundert zu werden. Nun ist aber deren Form vollkommen, zuweilen prächtig und am häufigsten von seltener Erhabenheit. Ebenso wie das Gefühl weiblich, ist die Sprache männlich. Es liegt eine solche Kraft im Ausdruck, eine solche Kunst in der Wahl der Rhythmen, eine solche Sicherheit in der Arbeit, daß man vor der Poesie überrascht steht, wie man bewegt von dem Geständniß ist. Aber das Geständniß selbst würde genügen, uns einen Schrei von Bewunderung und fast von Zärtlichkeit für diese stolze Seele zu entreißen, welche die erste Enttäuschung so grausam verwundet hat, welche ihr Leiden so lange andauern zu machen wußte, während wir uns mühen, die unserigen zu betäuben, und welche den erhabensten, heldischen und edelmüthigen Wahn gehabt hat, in einer Zeit gefälliger Liebhaberei den Aufruf einer Leidenschaft in den Wind zu werfen, wie wir sie nicht mehr zu haben verstehen, und das Geheimniß eines Lebens, wie wir es nicht mehr zu leben vermöchten. Es giebt eben Schamlosigkeiten, die schamhafter sind als alles Schweigen und ein derartiges Vertrauen ist geschaffen, um uns ein seltenes Beispiel von Aufrichtigkeit, moralischem Stolz, einfacher und gewichtiger Größe zu geben, von dieser Größe, welche sich nicht kennt und welche die bewunderungswürdigste von allen ist.

Das Innere der Kirche zu Grande Chartreuse.

Digitized by Google

Berühmte Geigenbauer und ihre Kunst.

Wer sich nicht mit Spezialitäten befaßt, hat nur selten einen Begriff davon, welche wunderliche Künste betrieben werden und welche abnorme Werthe Gegenstände haben, die demjenigen, der sich nicht damit befaßt, entweder werthlos oder doch von sehr geringem Werthe erscheinen. Die „Sammel"-Wuth hat hierzu am meisten beigetragen und vielleicht die merkwürdigste Erscheinung auf diesem Felde ist der Werth von Briefmarken. Soll es doch Briefmarken-Sammlungen geben, die 60—100,000 Mark werth sind und einzelne Briefmarken, die bis zu 1000 Mark bezahlt werden. Ein noch merkwürdigeres Feld ist dasjenige der italienischen Saiten-Instrumente und speziell italienischer Geigen, und die Summen, die solche Instrumente repräsentiren, gehen, für den Laien geradezu ins fabelhafte. Wenn man bedenkt, daß eine gutgemachte Geige, die aus 58 Stücken besteht, dem Material oder der Arbeit nach mit 60 Mark gut bezahlt ist, so wird es dem Nichtkenner kaum glaublich erscheinen, daß für gute Exemplare von Amati, Bergonzi, Guarneri, Stradivari und wie sie alle heißen 2—40,000 Mark bezahlt werden, ja man behauptet sogar, daß eine Geige von Stradivari mit 60,000 Francs bezahlt worden ist. Wäre die Geige Paganinis, die sich in der Schatzkammer in Genua befindet (eine „Joseph Guarneri"), verkäuflich, so ist nicht abzusehen, welchen Preis sie erzielen würde. In Deutschland, Frankreich, Rußland, England und Amerika würden sich viele Reflektanten finden und der Preis, den sie erzielen würde, würde ein geradezu fabelhafter sein.

Es wird allgemein angenommen, daß die ersten Geigen von Kerlino und Duiffopruggar gebaut worden sind und zwar Anfang oder Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Wahrscheinlich waren beide Tiroler und hießen ursprünglich Kerl, Kerle oder Gerle und Tieffenbrucker; bei ihrer Uebersiedelung nach Italien änderten sie ihre Namen. Beide waren ursprünglich Lautenbauer und Duiffopruggar speziell muß sich eines großen Rufes erfreut haben, denn Franz I. berief ihn

1515 zugleich mit Leonardo da Vinci als Hof-Instrumentenmacher nach Paris, von wo er aber bald fort und nach Lyon ging, wo er auch starb.

Da wir es hier nur mit solchen Instrumenten zu thun haben, die einen Werth als solche und nicht nur als Kuriositäten haben, so wollen wir gleich mit demjenigen Geigenbauer beginnen, dessen Instrumente heute noch gepriesen werden und das ist Gaspar da Salo, aus Salo am Garda-See gebürtig; er lebte in Brescia in den Jahren 1550—1612.

Geige von Gaspar da Salo, i. J. im Besitz von Ole Bull.

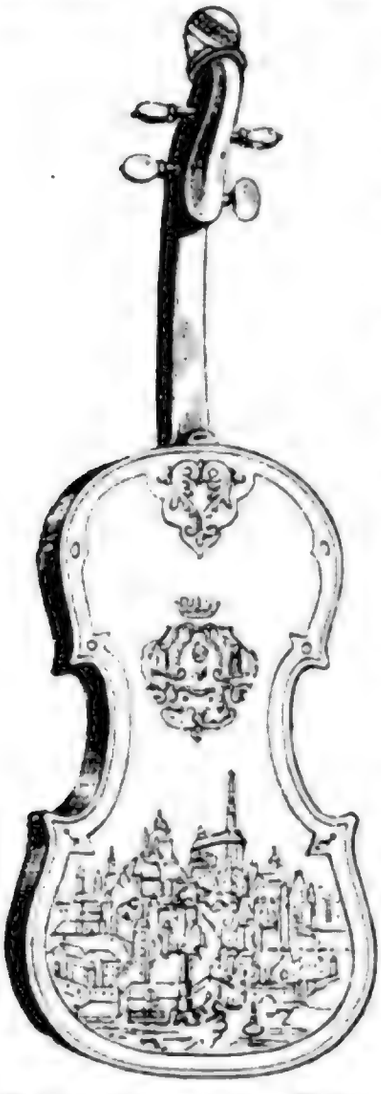
Es giebt wenig gute Exemplare von diesem Meister, und sie halten keinen Vergleich aus mit den Meisterwerken von Amati, Joseph Guarneri (del Jesù) und Stradivari. Diese haben sie aber doch nur in der Form und den Verhältnissen verbessert. In der Hauptsache haben Kerlino, Duiffopruggar und Gaspar da Salo die Geige, wie sie heute noch ca. 250 Jahren vorliegt, festgestellt. Eines der schönsten Exemplare dieses Meisters hatte der norwegische Geigen-Virtuos Ole Bull. Man behauptet, daß die Schnecke, die allerdings sehr schön ist, von Benvenuto Cellini geschnitten wurde. Dieses Verzieren der Schnecken (Löwen und andere Köpfe) sowie das Einlegen auf dem Rücken wurde nach und nach immer seltener und die schönsten Geigen der großen Meister tragen keine derartigen Verzierungen.

Schnecke der Gaspar da Salo Geige, i. J. im Besitz von Ole Bull.

Nach Gaspar da Salo war in derselben Richtung Giovani Paolo Maggini in Brescia der bedeutendste Meister. Seine Instrumente haben schon eine gefälligere Form und zeichnen sich meist durch großen, wenn auch etwas näselnden, demjenigen einer Bratsche ähnlichen Ton aus. Er lebte von 1590 bis 1640 und seine Instrumente sind selten. Man wurde hauptsächlich dadurch auf ihn aufmerksam, daß der belgische Geigen-Virtuos de Beriot lange Jahre eine Geige von Maggini zu seinen öffentlichen Vorträgen benutzte. Mit Andreas Amati, welcher von 1520 bis 1580 lebte, begann die eigentliche italienische, d. h.

Digitized by Google

die Cremoneser Geigenbauschule. Seine ersten Instrumente haben zwar noch viel Aehnlichkeit mit denen der Brescianer Schule und sind meist klein, haben aber einen sehr lieblichen Ton. Andreas Amati hatte einen Bruder, der von keiner hervorragenden Bedeutung war und zwei Söhne, Antonius und Hyronimus, welche von 1570—1635, meist zusammen, arbeiteten und mit denen der Geigenbau einen gewaltigen Fortschritt machte, um in Nikolaus Amati, dem Sohne des Hyronimus (geb. am 3. September 1596, gest. am 12. August 1684) in dieser Richtung zur höchsten Blüte zu gelangen. Die sogenannten „großen Amatis" zeichnen sich durch außerordentliche Schönheit in der Form, schönes Holz, wunderbaren Lack und große Sorgfalt der Arbeit aus. Bis vor etwa 50 Jahren galten die Instrumente des Nikolaus Amati für das Vollendetste der italienischen Geigenbaukunst. Die großen Anforderungen, die seit dem durch die moderne Geigentechnik, sowie im Bezug auf Ton an Konzert-Instrumente gestellt wurden, ließen aber die Amatis mehr und mehr zurücktreten und heute werden sie, mit einzelnen Ausnahmen nur noch von Dilettanten gesucht. Wieniawski indeß, der größte Techniker seit Paganini, spielte eine Amati. Der nächste große Geigenbauer war Antonio Stradivari, geboren 1644, gest. 1737. Man nimmt allgemein an, daß er ein Schüler des Nikolaus Amati war, wiewohl dafür keine wirklichen Beweise vorliegen; die Zeit, in der er lebte, sowie die Verwandtschaft seiner ersteren Instrumente mit denen Amati's lassen dies aber als höchst wahrscheinlich erscheinen. Stradivari, der für den mit der Geschichte des Geigenbaues nicht Vertrauten überhaupt der einzige Repräsentant der ganzen italienischen Geigenbaukunst ist, war jedenfalls eine merkwürdige und seltene Erscheinung. Zunächst brachte er seine Kunst zur höchsten



Geige mit eingelegtem Boden aus der Brescianer Schule.

Geige von Nikolaus Amati.

Genealogiſche Tafel der Familie der Stradivari.

Der Broſchüre von Paolo Lombardini entnommen.

Stradivari, Aleſſandro – Moroni, Anna

Stradivari, Giuſeppe J., geb. 20. März 1623.

Stradivari, Antonio, – verheiratet, 4. Juli 1667. – Ferrabeſchi, Franceſca (1)
geb. 1644, geſt. 18. Dez. 1737. geb. 7. Okt. 1640, geſt. 25. Mai 1698.

1 Giulio, geb. 23. Dez. 1667; verheiratet, 1688; geſt. 7. Aug. 1707.

2 Franceſco, geb. 6. Febr. 1670; geſt. 12. Febr. 1670.

3 Franceſco geb. 1. Febr. 1671; geſt. 11. Mai 1743.

4 Catterina, geb. 18. Febr. 1674; geſt. 3. Auguſt 1748.

5 Aleſſandro, geb. 25. Mai 1677; geſt. 26. Jan. 1732.

6 Omobono, geb. 14. Nov. 1679; geſt. 9. Juni 1742.

Stradivari, Antonio, – verheiratet (zweites Mal) – Zambelli, Antonia,
geſt. 18. Dez. 1737. 24. Aug. 1699. geb. 11. Juni 1664; geſt. 3. März 1737.

7 Franceſca, geb. 19. Sept. 1700; geſt. 11. Febr. 1720.

8 G. B. Giuſeppe, geb. 6. Nov. 1701; geſt. 7. Juni 1702.

9 G. B. Martino, geb. 11. Nov. 1703; geſt. 1. Nov. 1727.

10 Giuſeppe, geb. 27. Okt. 1704; (Prieſter) geſt. 29. Nov. 1781.

11 Paolo, geb. 26. Jan. 1708; (Tuchhändler) geſt. 19. Okt. 1770. – Templari, Elena, geb. 1705; geſt. 1770.

Dalla Rocc, Margarita, geb. 1739; geſt. 1787. – Antonio II., geb. 1738; geſt. 1789.

Franceſca, geb. 1739, geſt. 1809, (Nonne).

Carlo, geb. 4. Dez. 1741; geſt. 1808.

Franceſco, geb. 1744; geſt. 1746.

Paolo, geb. 1746; geſt. 1792.

Giuſeppe, geb. 1763.

Luigia, geb. 1765.

Franceſca, geb. 1767.

Cornieri, Giuſeppa, geſt. 25. Jan. 1803. – verheiratet 1797, – Giacomo, geb. 1769; geſt. 1828. – verheiratet zweites Mal 1821, – Benazzi Roſalinda, geb. 1792.

Antonia, geb. 1771; geſt. 1816.

Ceſare, geb. 1798. Arzt. – verheiratet 1838, – Mami Carmia, geb. 1808; geſt. 1862.

Pietro, geb. 1800; geſt. 1809.

Giuſeppe, geb. 1802. – verheiratet 1836, – Coriſtini, Maria, geb. 1807.

Giacomo II. (zu Mailand). – verheiratet 1831. – Roſſi, Fanny, geb. 1835.

Libero geb. 29. Jan. 1840. Rechtsgelehrter. – verheiratet 1867, – Podeſta, Giovanna, geb. 1842.

Fanny. Euſemia. Enrico. Elena. Silvia. Pierina. Fauſto.

Cäcilia, geb. 1868. Annita, geb. 1871. Italo, geb. 1873.

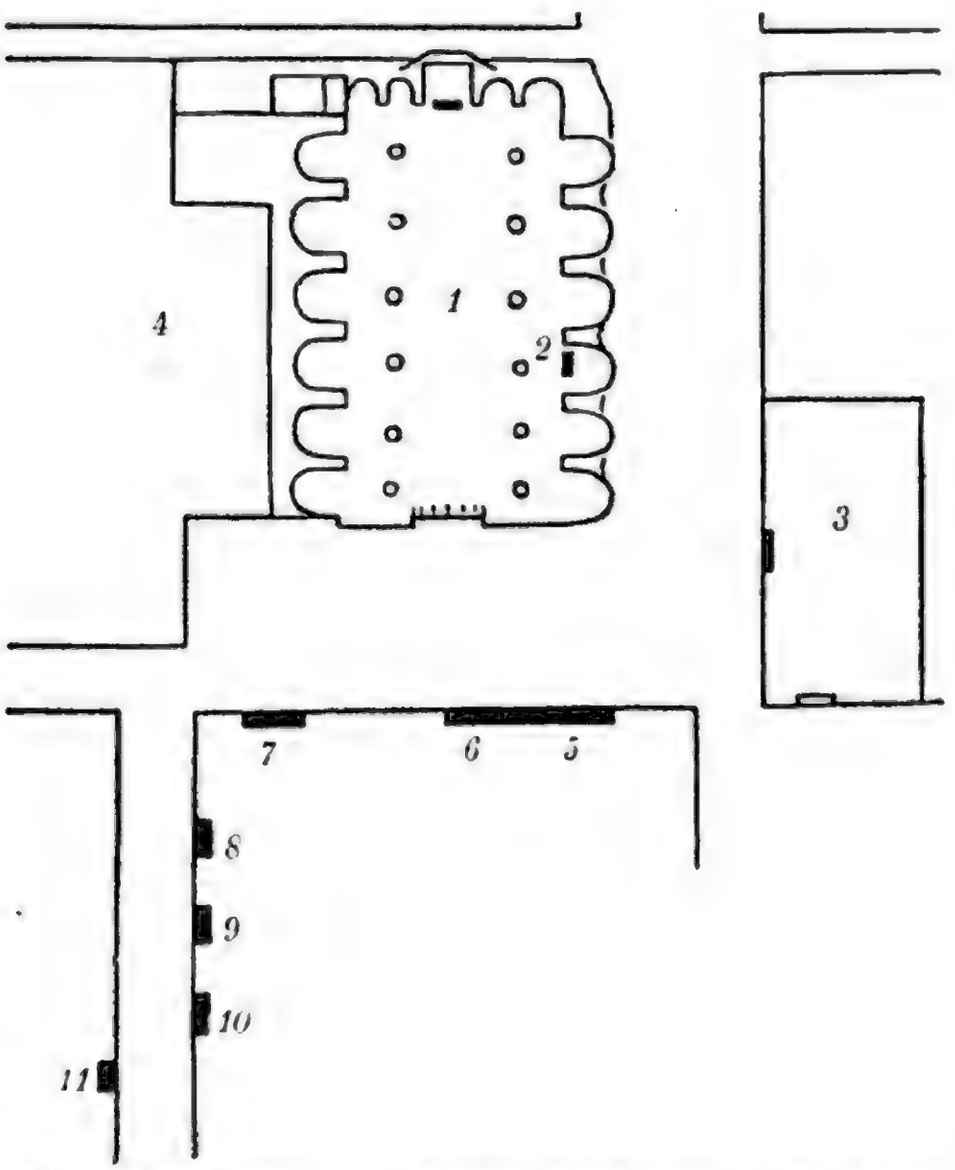
Vollendung, denn mit ihm und seinem großen Nebenbuhler Joseph Guarneri (del Jesü) war diese Kunst auf der höchsten Stufe angelangt. Seine Söhne erreichten ihn nicht, seine Schüler kaum, wiewohl Bergonzi, sein tüchtigster Schüler, ausgezeichnete Instrumente gebaut hat. Von da an aber verfiel die Kunst, in Italien wenigstens, mehr und mehr, sodaß heute die italienischen Geigenbauer weit hinter denen anderer Länder zurückstehen; alle Instrumentenmacher seit Stradivari und Guarneri haben nicht mehr erreichen können, als daß sie die Resultate jener möglichst nachzuahmen suchten. Stradivari wurde 94 Jahre alt und soll ca. 1000 Geigen, neben Bratschen und Celli, gebaut haben. Nach der Zahl sogenannter echter Stradivaris zu urtheilen, müßte er allerdings eine große Fabrik gehabt und die Instrumente in Massen, etwa wie die Fabriken in Markneukirchen, verschickt haben, aber wenn die unechten ausgeschieden sind, so fällt die Zahl sehr zusammen. Immerhin ist sie größer als von irgend einem andern Meister und es ist daher um so bezeichnender, daß diese Instrumente nicht nur ihren hohen Preis behalten, sondern daß derselbe von Jahr zu Jahr noch steigt.

Stradivari's Haus auf der Piazza Roma, Cremona.

Stradivari war ein großer, hagerer Mann, trug eine weiße Mütze, eine weiße lederne Schürze und war ununterbrochen bei der Arbeit. Sein Fleiß und seine Tüchtigkeit brachten ihm auch den verdienten Lohn, denn „so reich wie Stradivari" war in Cremona sprichwörtlich. Das von ihm bewohnte Haus steht heute noch in der Piazza Roma unweit der von Amati, Guarneri und Ruggeri bewohnten Häuser, wie der beifolgende Plan zeigt. Er muß bei Lebzeiten schon einen großen Ruf gehabt haben, denn es ist nachgewiesen, daß er von vielen auswärtigen Höfen Bestellungen erhielt und ausführte. Die schönsten existirenden Exemplare sind: 1) die sogenannte „Betts"-Stradivari. Sie hat ihren Namen daher, daß sie anfangs dieses Jahrhunderts für 20 Shilling, von einem englischen Instrumentenmacher namens Betts,

erkauft wurde und viele Jahre in seiner Familie blieb; 2) die sogen. „Dolphin"-Stradivari, im Besitze von R. Bennett in London; 3) eine Geige im Besitze von Herrn Havemeyer in New-York, sowie schließlich die Instrumente, welche Sarazate besitzt, wie man sagt, ein Geschenk der abgesetzten Königin von Spanien. Wären diese Instrumente verkäuflich, so würden sie Preise erzielen, die bis 40,000 Mark gehen könnten.

Der einzige Geigenbauer, der imstande wäre Stradivari die Palme



1. Kirche San Domenico. 2. Stradivaris Grabmal. 3. S. Mattäi (seit 1820 Post). 4. Kloster der Domenikaner Mönche. 5. Stradivaris Haus. 6. Bergonzis Haus. 7. Guarneris Haus. 8. Ruggeris Laden (via dei Coltellai). 9—10. Amatis Laden. 11. Stovionis (später Cerutis) Laden.

als dem größten Meister seiner Kunst streitig zu machen, ist Joseph Guarneri del Jesü. Die Bezeichnung „del Jesü" führte er wegen des Zeichens $\overset{\dagger}{\text{IHS}}$, das er seinen Zetteln beifügte, warum, ist nicht bekannt, wie überhaupt bezüglich Guarneris Leben wenig bekannt ist. Man nimmt allgemein an, daß er einem geheimen religiösen Bunde angehörte. Soviel scheint aber fest zu stehen, daß er ein sehr unregelmäßiges Leben führte und seine Arbeit eine sehr verschiedene, zum

Theil sogar geradezu liederliche war. Der Tradition nach soll er diese Instrumente im Gefängniß, wohin ihn sein Lebenswandel oder seine Verbindung mit dem genannten religiösen Bunde gebracht hatten, gemacht haben und die Tochter des Gefängnißwärters soll ihm Holz, Werkzeug ꝛc. dazu verschafft haben: allein, abgesehen davon, daß zum Bau einer Geige ziemlich viel Werkzeuge und Zuthaten gehören und daß eine solche Arbeit wohl kaum hätte gehemt bleiben können, gegen und diejenigen Instrumente, die nicht in diese Periode fallen, sowie Verschiedenheit in der Arbeit, daß man diese Sage nicht braucht, um die theilweise Unvollkommenheit derselben zu erklären. Es ist auch allgemein angenommen worden, daß Guarneri ein Schüler Stradivaris gewesen sei, allein hierfür fehlt jeder Anhalt, und die Form seiner Instrumente spricht absolut gegen eine solche Annahme. Hart in seinem Buche: The Violin, its famous makers and their imitators, weist ziemlich überzeugend nach, daß er weit wahrscheinlicher ein Schüler seines Vetters Joseph, Sohn des Andreas Guarneri war. Die Guarneri waren ebenfalls, wie die Amati, eine große Geigenbauer-Familie, die in Cremona in unmittelbarer Nähe Stradivaris wohnten (s. Plan). Dieser Guarneri nun, der 62 Jahre alt wurde, hat Geigen hinterlassen, die nach Ansicht der größten Kenner alles andere, auch Stradivari, überragen und zwar hauptsächlich wegen ihres großen, überaus brillanten Tones, eine Eigenschaft, die heute bei den sich fortwährend vergrößernden Dimensionen der Konzertsäle in erster Linie für Solisten maßgebend ist, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß in nicht zu langer Zeit die Preise der Guarneri Geigen schon aus diesem Grunde diejenigen der Stradivaris überflügeln werden. Aber auch abgesehen hiervon sind die besten Exemplare dieses Meisters in der That wunderbar schön.

Joseph Guarneri del Jesu Geige, früher im Besitz von Ferd. David, jetzt im Besitz von Prof. Flesch, Berlin, in Straßburg. 16,240 Mark.

Die schöne Form, der wunderbare Lack und die in einzelnen Fällen merkwürdig graziöse und doch kühne Form der Schnecke, gestalten diese Instrumente zu den Meisterwerken des italienischen Geigenbaues. Man kennt von ihm nur 4 Instrumente allerersten Ranges, 1) die sogenannte King Joseph Guarneri, im Besitze von H. D. Hanley in Hartford, America, die vom Besitzer auf 40,000 Mark geschätzt wird, 2) die Geige Paganinis, welche in der Schatzkammer in Genua aufbewahrt wird und welche seit Paganinis Tode nur ein Mal von Sivori gespielt worden ist und 3) die Geige des verstorbenen Ferdinand David, welche jetzt im Besitze des Herrn Prof.

Digitized by Google

Florian Zaniz in Straßburg ist und welche vor 3 Jahren für 16,240 Mark verkauft wurde und 4) die Geige des Herrn Alard in Paris.

Neben den erwähnten Geigenbauern hat es natürlich noch eine große Anzahl sehr tüchtiger Meister gegeben und wir wollen davon nur einige nennen: Joseph Antoni, Andreas und Peter Guarneri, Pergonzi, Guadagnini, Ruggieri von der Cremoneser Schule; Grancino, Gagliano, Testore und Landolfus von der Neapolitanischen Schule; St. Seraphin und Montagnana von der Venezianischen Schule; Jacob Stainer von der Tiroler Schule (gehört aber eigentlich zu den Cremoneſern) Lupot von der Französischen Schule (der sogen. französische Stradivari), sowie noch eine stattliche Anzahl kleinerer Lichter in Italien, Frankreich, Deutschland und England. Allein alle lehnen sich an die großen Meister an und bieten nichts selbstständig Interessantes. Mit dem Tode Joseph Guarneris war der letzte große Meister verschwunden und unglaublich schnell war auch die Kunst des Geigenbaues in Italien verschollen.

Schnecke einer Geige von Jacob Stainer.

Sie war so komplett verschollen, daß man erst Anfang dieses Jahrhunderts wieder darauf aufmerksam wurde, infolge dessen sich dann sehr bald eine förmliche Jagd nach alten italienischen Geigen einstellte. Ein gewisser Luigi Tarisio hat in dieser Beziehung merkwürdiges geleistet

und wohl Tausende von Instrumenten aufgefunden und verkauft. Ursprünglich Tischlergeselle und vollständig ungebildet, lernte er nothdürftig Geige spielen und siedelte Sonntags auf den Lande zum Tanz. Bald sah er andere Geigen, bemerkte die Verschiedenheiten an Form, Ton und Bauart, und das Spielen trat bei ihm immer mehr in den Hintergrund. Er suchte überall Geigen zu sehen um die verschiedenen Meister und ihre Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen. Bald genügte ihm seine Heimat (Genua) hierzu nicht mehr. Er beschloß zu reisen, um weitergehende cremoneſer Geigen zu entdecken. Mit einigen alten Geigen von sehr geringem Werthe trat er seine erste Reise, zu Fuß an. Er besuchte namentlich die Klöster und fand hier reichlich Gelegenheit seine Kenntnisse zu vergrößern. In vielen Fällen fand er werthvolle Instrumente in gänzlich verwahrlostem Zustande, die er für ein Billiges reparirte; wo es ging tauschte er ein solches Instrument, das dem Besitzer gänzlich unnütz erschien, gegen eine hübsche neue Geige in spielbarem Zustande ein. Nach einiger Zeit kehrte er in seine Heimat zurück, beschäftigte sich einige Zeit mit dem Studium und dem Vergleichen seiner Schätze, reparirte, legte das Beste beiseite und ging wieder auf die Suche und den Tauschhandel aus. Nachdem er durch wiederholte Reisen auf diese Weise eine Anzahl guter Instrumente gesammelt hatte, begab er sich, abermals zu Fuß, nach Paris, da er dort einen besseren Markt für seine Schätze vermuthete. Er begab sich, müde, zerfetzt und zerlumpt wie er war, zu Aldric, dem damals bekannten Instrumentenmacher und bot ihm seine Cremoneſer-Geigen, die er in einem Sacke mit sich führte, an. Aldric konnte in den wunderlichen

Gesellen, der in so fragwürdiger Gestalt auftrat, keinen Besitzer echter cremoneser Instrumente vermuthen und wollte ihm verächtlich den Rücken kehren, besann sich aber besser und entschloß sich, den Inhalt des Sackes näher zu untersuchen. Tarisio nahm eine Geige heraus und zu Aldrics größtem Erstaunen zeigte es sich, daß sie ein sehr schön erhaltenes Exemplar von Nicolaus Amati von zweifelloser Echtheit war. Andere Instrumente von Maggini, Ruggieri, und andere folgten, im ganzen sechs Stück. Nach vielem Verlangen und Bieten kam der Handel zustande und Tarisio, der aber mit dem Geschäfte nicht sonderlich zufrieden war, wanderte wieder nach Italien zurück, um mehr Geigen zu holen. Bei seinem zweiten Besuche in Paris brachte er einige seiner schönsten Instrumente mit, machte die Bekanntschaft von Villaume, Chanot u. a., die ihn ermunterten neue Reisen zu unternehmen und Instrumente nach Paris zu bringen. Auf diese Weise brachte dieser sonderbare Mensch nach und nach die meisten der heute in England, Frankreich, Deutschland und Amerika befindlichen werthvollen Instrumente aus Italien heraus. Seine Kenntnisse und sein Gedächtniß in Bezug auf einzelne Instrumente sollen ganz merkwürdig gewesen sein und nach vielen vielen Jahren genügte es, ihm ein Instrument oberflächlich zu zeigen um es sofort wieder zu erkennen, mit allen darauf bezüglichen Umständen. Charles Reade, der englische Schriftsteller, der ein ausgezeichneter Geigenkenner war und Tarisio genau kannte, erzählt folgende Geschichte von ihm: Eines Tages entschloß sich George Chanot, ein bekannter Pariser Geigenbauer, eine Reise nach Spanien zu unternehmen, um womöglich echte Geigen zu finden. Er fand sehr wenig; aber eines Tages kam er zu einem Geigenmacher namens Ortega und zu seiner nicht geringen Verwunderung hing da die Decke eines echten Stradivari-Cello. Der Biedermann Ortega hatte das Instrument von einer Dame zur Reparatur bekommen und da die Decke so viele Risse hatte, hatte er kurzen Prozeß gemacht und der Dame eine schöne neue Decke gefertigt. Chanot kaufte die Decke für eine Kleinigkeit und hing sie in seiner Werkstatt in Paris auf. Als Tarisio ihn darauf besuchte, bemerkte er sie sofort und bearbeitete Chanot so lange, bis er ihm die Decke für 1000 Francs verkaufte und ihm zugleich mittheilte, wo wahrscheinlich der Rest des Instrumentes zu finden sein würde. Kaum hatte das Tarisio erfahren, als er auch schon auf der Reise nach Madrid war. Von Ortega erfuhr er die Adresse der Dame, begab sich sofort zu ihr und fing an zu unterhandeln. Die gute Frau zierte sich, machte Miene das Instrument nicht gern hergeben zu wollen, es sei so lange in der Familie gewesen u. s. w. und glaubte wahrscheinlich, den Fremden gehörig übers Ohr gehauen zu haben, als er ihr 4000 Francs dafür zahlte. Aber Tarisio wußte das besser. Mit seinem Baß unterm Arm begab er sich aufs Schiff und in der Bay von Biscaya wurde dasselbe von einem Sturme arg mitgenommen, so daß dasselbe während eines Tages in wirklicher Gefahr schwebte. Tarisio umschlang seinen Baß und zitterte, und die Worte, mit denen er Charles Reade gegenüber seine Angst beschrieb, sind bezeichnend für den Mann und dafür, wie er in dieser Passion vollständig aufging. „Ach, mein lieber Herr Reade" sagte er, „es fehlte nicht viel, da wäre der spanische Baß auf

immer verloren gewesen." Daß auch er, Tarisio, dabei sein Leben riskirte, schien ihn ganz unbekümmert zu lassen. Nach Paris zurückgekehrt, wurde die schöne neue Decke des klugen Ortega von Villaume abgenommen, die echte darauf gebracht und das Instrument dann für 20,000 Francs verkauft. In der in London im Jahre 1872 stattgefundenen Ausstellung war es ausgestellt.

Tarisio war durch seinen fortgesetzten Handel wohlhabend geworden, lebte aber äußerst kümmerlich in einer Dachwohnung in Mailand. Eines Tages sah man ihn nicht ausgehen, wie gewöhnlich, und nach einigem vergeblichem Klopfen wurde die Thür erbrochen. Inmitten einer Unmasse von Instrumenten aller Zeiten und Meister, Decken, Zargen, Schnecken ꝛc. lag die Leiche Tarisios auf einem erbärmlichen Sopha. Man fand ein ziemlich bedeutendes Baar-Vermögen und nachdem die Verwandten Tarisios ermittelt worden waren, wurde der ganze Vorrath von Instrumenten und Instrumententheilen an Villaume verkauft. Aus diesem Nachlaß Tarisios stammt wahrscheinlich die Joseph Guarneri, die jetzt im Besitz des Professors Zayic in Straßburg ist.

Ein gewisser Turina, durch den Erfolg Tarisios ermuthigt, legte sich auch auf das Suchen alter italienischer Instrumente. Auch gelang es ihm einige werthvolle zu finden, allein er ermangelte des scharfen Urtheils, das Tarisio auszeichnete, auch war er diesem, der früher anfing, ein größeres unbearbeitetes Feld und die Instrumente meist in ihrem ursprünglichen Zustande vorfand, leichter geworden.

Wiewohl das Sammeln in Bezug auf italienische Instrumente eigentlich erst Anfang dieses Jahrhunderts, zwischen 1830 und 1840 anging, so hat es doch schon im 18. Jahrhundert einen Mann gegeben, der den Plan faßte, Muster von allen bedeutenden Instrumentenmachern zusammen zu bringen. Graf Cozio di Salabue war nicht nur ein großer Sammler, sondern auch ein ausgezeichneter Kenner und kaufte u. a. von den 91 Geigen, die Stradivari bei seinem Tode hinterließ, zehn Stück.

Der größte Sammler den es je gegeben, war ein Engländer, der bekannte Stahlfeder-Fabrikant Joseph Gillott in Birmingham, der zu einer Zeit über 500 Instrumente besaß. Er war ursprünglich weder musikalisch noch verstand er etwas vom Geigenbau und diese Liebhaberei entsprang einer eigenthümlichen Veranlassung. G. hatte auch eine bedeutende Gemäldesammlung und verhandelte eines Tages mit einem Herrn Atherstone bezüglich eines Bildes, das G. verkaufen wollte. Bezüglich des Preises waren sie nicht ganz einig und A. wollte, um den Handel zustande zu bringen, eine italienische Geige mit angeben. „Das hätte keinen Zweck" sagte G., „denn ich verstehe weder von Musik noch von Geigen etwas." „Das weiß ich" erwiderte A. „aber Geigen sind mitunter, auch als Kunstwerke, von erstaunlichem Werthe." G. ließ sich noch etwas weiter über italienische Geigen erzählen und nahm schließlich das Instrument mit an und der Handel war abgeschlossen. Einige Monate später hatte ihn der Gegenstand schon so interessirt, daß er eine ansehnliche Anzahl Instrumente der besseren Meister beisammen hatte und in 4 Jahren hatte er die Sammlung auf über fünfhundert gebracht. Er verkaufte aber nach und nach viele und

bei seinem Tode waren nur noch etwas über 200 vorhanden, die im Jahre 1872 verauktionirt wurden.

Zwei andere Sammlungen, die der Herren Goding und Plowden, waren zwar kleiner, allein im Verhältniß ungleich werthvoller. Herr James Goding, ein Brauer, besaß 12 Stradivaris und 11 Guarneris, Herr Plowden 4 Stradivaris und 4 Guarneris. Eine der schönsten Sammlungen befindet sich jetzt in Antwerpen und in den Händen von R. D. Hawley in Hartford, Amerika. Es mag noch von Interesse sein zu erwähnen, wo die Instrumente verstorbener Geiger von großem Rufe hingekommen sind und soweit ich es habe erfahren können, will ich es hier angeben. Paganinis Joseph Guarneri befindet sich, wie bekannt, in Genua, Ernsts Geige hat Frau Norman Neruda, Moliques Geige besitzt Freiherr von Dreifuß in München, Lipinskis Geige ist in London im Besitz des Herrn Schlesinger, Lafonts Guarneri hat Brodski (früher in der Godingschen Sammlung), Kreutzers Geige besitzt Massart in Paris. Dagegen ist es mir leider nicht gelungen zu erfahren, wo die Gaspar da Salo v. Ole Bull, die Lupot v. Spohr, die Maggini v. Beriot und die Hyronimus Amati v. Wieniawski jetzt sind. Von jetzt lebenden Virtuosen spielen Joachim, Lauterbach, Sarasate, Heckmann, Heermann, Röntgen, de Ahna Geigen von Stradivari; Brodski, Zayic und Alard Guarneris; Singer eine Maggini (ein ganz besonders werthvolles Instrument, das im Gegensatz zu den meisten Magginis einen merkwürdig hellen Ton hat), Teresina Tua eine Amati.

Es ließe sich noch vieles über Originale erzählen, welche durch die Geigenbaukunst hervorgebracht worden sind und es ist jedenfalls eine höchst merkwürdige Erscheinung, daß eine Kunst, die innerhalb 250 Jahren entstanden, zur höchsten Blüte gelangt und verfallen ist, so enorme Summen in Bewegung gesetzt hat. Ob die Kunst wirklich verfallen ist, darüber ist man nicht ganz einig. Was die Form anlangt, so baut man heute eben so schöne Instrumente wie die schönsten Exemplare die Stradivari, Amati und Guarneri hinterlassen haben, und Villaume, Jacobs in Amsterdam u. a. haben Kopien der großen Meister gemacht, die nur sehr schwer von den Originalen zu unterscheiden sind. Die beiden Punkte, worin sich die heute gebauten Instrumente, welche nicht Kopien sind, aber vorläufig stets zu ihrem Nachtheile von den alten unterscheiden, sind: der Lack und der Ton. Da aber die Zeit resp. das langsame Trocknen des Holzes, sowie der Einfluß, den die Vibration auf dasselbe hat, sicherlich einen großen Einfluß auf den Ton haben müssen, so ist es nicht unbillig anzunehmen, daß auch ein Theil der heute gebauten Instrumente in ein paar Hundert Jahren die Vorzüge an Ton und Lack aufzuweisen haben werden, die wir heute an den Instrumenten der großen Meister bewundern und die man für unerreichbar gehalten hat. Es hat allerdings zu keiner Zeit an Leuten gefehlt, die mit Sicherheit behaupteten, das Geheimniß der alten italienischen Meister gefunden zu haben und in neuester Zeit noch wurde die Welt mit der Neuigkeit überrascht, daß Herr Konzertmeister Schradieck in Amerika einen Baum gefunden hätte, der dem von den alten Meistern verwendeten entspräche und aus dessen Holz Instrumente gebaut worden sein sollen, die den alten

gleich kommen oder wenigstens näher als alle anderen. Abgesehen davon, daß man ziemlich genau weiß, woher die Italiener ihr Holz nahmen, gehört ein starker Glaube dazu, um sich einzubilden, daß irgend eine neue Geige aus irgend einem Holze gemacht, jemals diejenigen Eigenschaften haben kann, die eine alte, welche ihre 150 bis 250 Jahre hinter sich hat, aufweist. Oder sollten diese Jahre an einer Geige spurlos vorübergehen? Wohl kaum zu glauben. Sollte es aber wirklich gelingen, aus dem genannten Holze (die sogen. Balsamfichte) Geigen zu bauen, die den alten im Tone gleichkommen, so ist damit durchaus nicht erwiesen, daß sie so bleiben werden. Kein Holz ist bei seiner Bearbeitung so trocken, daß es in 150 Jahren nicht trockener würde, kein Lack trocknet in 6 Monaten wie in 150 Jahren und es ist wohl mit Bestimmtheit anzunehmen, daß keine Geige resp. kein Ton von diesem allmählichen Trockenprozeß, sowie von den Wirkungen der Vibration und des Temperaturwechsels, dem sie in den vielen Jahren ausgesetzt worden ist, unbeeinflußt bleiben kann.

Reparatur einer Geige.

Wie schon erwähnt, hat Villaume in Paris, der größte moderne Geigenbauer und Kenner, Geigen, Kopien alter Meister, gebaut, die nicht von den Originalen zu unterscheiden waren und die sehr schön klangen. Nach 20 Jahren hatten sie den Ton verloren, man sagt, weil er präparirtes, d. h. gebuchenes Holz verwendete. Die Wirkungen der Natur, d. h. der Zeit, lassen sich eben nicht ersetzen und man kann nicht erwarten in einem Jahre das zu erreichen, wozu die Natur 150—250 Jahre braucht. Villaume soll ca. 150000 Francs an echten italienischen Geigen geopfert haben, die er mit dem Geheimen Savart zusammen untersuchte, um das Geheimniß des alten Lackes heraus zu bekommen, und daß ihm das nicht gelungen ist, liegt wahrscheinlich einfach daran, daß er eben die 150 bis 250 Jahre nicht ersetzen kann. Für den Laien mag es noch interessant sein zu erwähnen, wonach sich der Werth eines italienischen Instrumentes richtet. Es sind 4 Eigenschaften, die ihn bestimmen: 1) die unbestrittene Echtheit, 2) die Qualität des Instrumentes, denn alle Meister haben zu verschiedenen Zeiten

Digitized by Google

verschieden gebaut, 3) der Zustand des Instrumentes, ob es viel Sprünge und Risse hat, die reparirt worden sind, ob der Original-Lack noch intakt vorhanden ist ꝛc. und 4) der Ton. Es giebt Instrumente, die sehr schöne Exemplare des betreffenden Meisters, die aber viel reparirt worden sind, und wenig Ton haben oder sie haben sehr schönen Ton, sind auch gute Exemplare, haben aber viele Risse und der Lack ist mangelhaft ꝛc. Kommen alle 4 Eigenschaften in höchster Güte zusammen, wie das bei der Guarneri des Herrn R. D. Hawley die „King Joseph" oder der „Betts"-Stradivari der Fall ist, so steigt der Werth enorm. Es giebt natürlich auch eine Masse Instrumente, die wegen des Tones nur für den Geiger von Beruf einen Werth haben, die neu lackirt sind, oder die Decke, der Boden und die Schnecke sind echt, die Zargen neu ꝛc. (und was in Bezug auf Reparatur geleistet werden kann, dafür giebt die nebenstehende Illustration einen Beweis; diese Decke bestand aus 28 vollständig unzusammenhängenden Stücken und wurde von Ludwig Bausch so zusammen gefügt, daß man schließlich, mit Hilfe von etwas Lack natürlich, nur sehr wenig sah.) Diese haben wie gesagt einen sehr geringen Werth, allein bei der sich täglich steigernden Nachfrage werden auch diese noch im Werthe steigen. Als Beweis dafür, wie gute echte Instrumente im Werthe gestiegen sind, möge die Thatsache dienen, daß Ferdinand David seine Guarneri im Jahre 1861 von Villaume, der sie auch nicht verschleudert haben wird, für 6000 Francs, also 4800 Mark kaufte, dieselbe, die vor 3 Jahren für 16,240 Mark verkauft wurde.

Nach Stradivari und Guarneri del Jesù haben Montagnana und Bergonzi die meiste Aussicht im Preise zu steigen, wenigstens behauptet das Hart, einer der besten Geigenkenner Europas.

A. Ehrlich.

Ein Kind der Welt.

Novellette von H. H. Boyesen.

Gleb Dmitritsch Bulgakin stand unter den weiß und roth gestreiften Vorhängen der Veranda und zog die Handschuhe über die schmalen Hände. Vor ihm, in einem der zierlich geflochtenen Gartenstühle lehnte mit der Haltung eines verwöhnten, schmollenden Kindes ein höchstens achtzehnjähriges, weibliches Wesen, ein wahres Meisterwerk der Natur. Alles an ihr war tadellos und vollendet, der schlanke und doch üppige Körper, die rein geschnittenen Züge, das natürliche blauschwarze Gelock und die tiefdunkeln, sammtweichen Augen, welche in diesem Momente unter den langen Wimpern hervor unzufriedene Seitenblicke auf Bulgakins elegante Gestalt warfen.

„Also Du machst Ernst, Gleb, Du fährst wirklich nach Moskau?“ fragte sie grollend, und die kleinen Hände zerrten ungeduldig an dem Spitzenbesatze des zarrosa Morgenkleides. „Für so unausstehlich hätte ich Dich nie gehalten.“

„Aber so sei doch vernünftig, kleine Eliane“, entgegnete er lachend in französischer Sprache, denn Eliane, sa bonne amie, wie er sie nannte, war eine Französin, die sich der reiche, Abwechselung liebende Erbe vor einigen Monaten aus ihrem Vaterlande mitgebracht. „Du kannst mir im allgemeinen wohl nicht den Vorwurf machen, daß ich Dich um meiner Privatangelegenheiten willen vernachlässige, aber dieses Mal erheischen wirklich wichtige Geschäfte meine Anwesenheit in der Stadt.“

„Bah — Geschäfte“, wiederholte sie ungläubig, und rollte eine ihrer langen Locken um den Finger. „Ich möchte wohl diese Geschäfte kennen! Du fährst nach Moskau, und ich kann mich indessen zu Tode langweilen! Es ist etwas entsetzliches diese russische Sommerfrische Puschkino, wo jedem das Fleckchen Erde, wo er sich frei bewegen und athmen darf, knapp zugetheilt ist wie ein Stückchen Brod zur Zeit der Hungersnoth.“

Er lachte.

Digitized by Google

„O, wie ungnädig! Wie der Aerger den Menschen doch ungerecht macht! Ich würde Dich ja gern mit mir nehmen nach Moskau, Kleine, aber erstens ist die Stadt in dieser Jahreszeit unerträglich, und dann müßte ich Dich ganz allein im Hôtel lassen, da ich Dir unmöglich zumuthen kann, mich auf meinen Gängen und Fahrten zu Verwaltern und Bankiers zu begleiten. Zu meinen Verwandten und meiner Taufmutter kann ich Dich auch nicht führen."

Sie machte eine Geste der Ungeduld.

„Wann bat ich Dich je darum?" bemerkte sie ärgerlich.

Er beugte sich zu ihr nieder, nahm ihr lockiges Köpfchen zwischen beide Hände und erschöpfte sich in Liebesworten und Versprechungen, um sie zu beruhigen und ihre üble Laune zu verscheuchen. Ihr Gesicht erhellte sich sichtbar und in ihren Augen begann der ihr für gewöhnlich eigene, fröhliche Lebensmuth aufzuleuchten, als sie fragte:

„Und wann kehrst Du zurück, Gleb?"

„Uebermorgen um zwölf Uhr mittags, hoffe ich! Allerspätestens in fünf Tagen, Kleine."

„Fünf Tage!" rief sie erschrocken. „Aber das ist unabsehbar lange!"

„Ah, nicht doch", tröstete er freundlich. „Du bist mit interessanter Lektüre, Handarbeit und Naschwerk versehen. Damit kann man immerhin einige Zeit ausfüllen! Doch ich muß eilen, um den Zug nicht zu verfehlen. Leb' wohl, mein Kind!"

Ein kurzer, stürmisch-zärtlicher Abschied, und Bulgakin stieg die Treppe hinab und ging leichten Schrittes über den breiten, mit weißem Sand bestreuten Weg zwischen den Blumenbeeten hindurch auf das Gitterpförtchen zu, welches ein kleiner Diener im rothen Hemde eiligst vor ihm aufriß. Auf der Chaussée hielt sein Wagen mit den schönen Pferden, welche der ernst dreinschauende, stattliche Kutscher nur mühsam zum Stillstehen zwang.

Eliane stand auf der Treppe und blickte dem rasch dahinrollenden Gefährte nach. Dann wandte sie sich wieder zum Frühstückstische und setzte sich an ihren vorherigen Platz. Sie zog die Tasse Chokolade näher und nahm das französische Journal zur Hand, in dem sie vor einer halben Stunde gelesen. Sie überflog die Spalten der Zeitung, Politik: sie mochte dieselbe nicht leiden, Gerichtliches: das interessirte sie nicht, Annoncen, Stellengesuche, das ging sie ganz und gar nichts an! Was für trockene Buchstabenmenschen mußten doch diese Redacteure sein, die den Leuten zumutheten, so langweilige, sich ewig wiederholende Dinge zur Unterhaltung zu lesen. Unmuthig legte sie das Blatt beiseite und erhob sich. Mit umwölkter Stirn und ganz aufgelegt, alles mit Mißvergnügen zu betrachten, schritt sie durch den kleinen, sorgfältig arrangirten Garten dahin. Aergerlich wandte sie sich von den weißen Amoretten ab, deren stumpfer, ewig lächelnder Gesichtsausdruck ihr heute unerträglich erschien. Sie pflückte eine Blume, als sie aber dieselbe ihrer Brust näherte, um sie dort zu befestigen, gewahrte sie eine kleine, grüne Raupe, die wie neugierig ihr schwarzes Köpfchen emporhob. Mit einem Ausrufe des Ekels warf sie die Blume fort und ging langsam über den großen, mit Bäumen und Buschwerk besetzten Rasenplatz, der die andere Seite des Gebäu-

des begrenzte. Weiter nach unten sah man durch die Stämme der Tannen den Fluß schimmern. Nach den Begriffen der Moskowiter war es ein großes Landhaus, das Eliane mit Gleb Dmitritsch bewohnte, aber sie wußte zu genau, wie weit ihr Grund und Boden reichte und in ihrer Verstimmung erschien ihr der aus ungeschälten Baumstämmchen roh errichtete Zaun, der sie vom Nachbargebiete trennte, wie unübersteigliche Gefängnißmauern.

„Mein Gott, wie langweilig!" klagte sie; der kleine, zierlich beschuhte Fuß trat hart auf das Moos und in einer Anwandlung zorniger Ungeduld warf sie sich zu Boden und drückte das Gesicht auf die verschränkten Arme. Stimmen, vom Nachbargebiete herüberschallend ließen sie das Köpfchen heben. Jede, selbst die kleinste Abwechselung war ihr jetzt willkommen, daher theilte sie vorsichtig das Gebüsch, hinter dem sie lag. Sie erblickte ein ganz junges Mädchen in reich gesticktem, russischem Kostüm, neben dem ein höchstens sechsundzwanzig- bis siebenundzwanzigjähriger Mann einherschritt. Da sie russisch sprachen, so verstand Eliane nicht, was sie einander sagten, aber an ihren glänzenden Augen und lachenden Mienen errieth sie, daß es nicht unangenehmes sei. Er knickte im Vorbeigehen einen blühenden Zweig vom Strauch und reichte ihn dem jungen Mädchen. Sie zerpflückte ihn und warf ihn mit übermüthigem Lachen von sich, aber Eliane sah, daß sie einige Blättchen heimlich zwischen den Fingern behielt und sorgsam die Hand darüber schloß; und zugleich floß eine tiefe Purpurglut über das rosige Gesicht des Mädchens bis unter den glänzenden Scheitel des schlichten, blonden Haares, das in zwei langen Zöpfen den Rücken hinabfiel.

Eliane richtete sich empor und schaute den beiden nach bis sie hinter den Büschen verschwanden. Vom Flusse her hörte sie noch die helle, lachende Stimme des jungen Mädchens.

„Wie sie allerliebst ist", dachte Eliane. „Hübsch? Nein, eigentlich hübsch ist sie nicht, aber sie ist so jung, so frisch und sie hat etwas in ihrem ganzen Wesen, das unwillkürlich für sie einnimmt. Sie muß gut und lieb sein! Wie gern möchte ich mit ihr plaudern!"

Aus dem Nachbarhause hörte man eine weithinschallende Frauenstimme in französischer Sprache rufen: „Sina, Sina, Papa ist angekommen."

Wie in freudiger Erwartung blieb Eliane an ihrem Platze stehen. Durch die Tannennadeln fielen wie Goldperlen Sonnenreflexe, lagen in dem bläulich schimmernden Gelock, auf dem halbentblößten Halse und den runden, weißen Armen, die kaum bis zum Ellenbogen leichter Musselin und Spitzengekräusel verhüllte.

Rasche Schritte näherten sich; das junge Mädchen lief mit glühenden Wangen und flatternden Bändern voran, ihren Begleiter weit hinter sich lassend. Aber trotzdem wandte sie in einer Regung weiblicher Neugierde das blonde Köpfchen zur Seite, um die drüben Stehende zu mustern und ein freundliches Lächeln theilte ihre Lippen, während sie den Blick zärtlicher Bewunderung auffing, den Elianens dunkle Augensterne ihr zusandten. Eliane ging in das Haus zurück. In dem kleinen, kühlen Boudoir, wo die herabgelassenen Marquisen eine sanfte Halbdämmerung schufen, lag sie lange im Schaukelstuhle

und träumte unter dessen regelmäßigen, wiegenden Bewegungen von der blonden Sina. Warum war ihr dieselbe nur so anziehend? Eliane war doch schon vielen jungen Mädchen begegnet, ja schöneren und anmuthigeren, und an allen gleichgiltig vorübergegangen, warum machte gerade dieses einen so tiefen Eindruck auf sie? Weßhalb erröthete Sina nur, als sie den Zweig zerknickte und fortwarf? Warum verbarg sie die zurückbehaltenen Blättchen heimlich in der Hand? Alles dieses beschäftigte Elianens dunkellockiges Köpfchen, das weit zurückgebogen auf der Lehne des Stuhles ruhte. Sie suchte den Schlüssel zu all diesem zu finden, aber ihre eigene Meinung befriedigte sie nicht; sie sagte sich, daß sie nicht das Richtige getroffen. Wie gern hätte sie das junge Mädchen selbst gefragt, und dennoch überfiel sie ein Gefühl der Scheu bei dem Gedanken, sich ihm zu nähern. Ein unerklärliches Etwas schien sich zwischen ihnen beiden aufzurichten, ein Etwas, das niemand entfernen konnte und das Eliane mit Unbehagen und Mißmuth erfüllte.

„Was geschieht mit mir?“ murmelte sie und stand auf. „Ich glaube, ich werde vor langer Weile schwermüthig. O, für Gleb kriecht die Zeit in Moskau gewiß nicht so schneckenhaft.“

Fast mit Groll und Neid gedachte sie seiner, während sie langsam auf und nieder schritt. Ihr Kleid verfing sich in den Zierrathen eines Möbels und zwang sie zum Stillstehen. Dabei fielen ihre Augen auf ihre Schleppe, unter der zerfetzt und bestaubt die Spitzengarnitur der Balayeuse hervorschaute und es kam ihr in den Sinn, daß es Zeit sei, Toilette zu machen. Pascha, das Kammermädchen, konnte ihre Herrin heute schwerer zufriedenstellen, denn je. Fast gegen alle ihr vorgeschlagenen Roben protestirte Eliane förmlich empört, zog immer wieder die Haarnadeln aus den Locken und zwang dadurch Pascha von neuem zu beginnen, da sie ihre Frisur bald zu breit und hoch, bald zu eng anliegend fand. Sie klagte, daß der Spitzenkragen ihr den Hals wund reibe und ihr die Stiefel nicht paßten, wobei sie sich der ihr im Russischen geläufigsten Ausdrücke: „unangenehm“ und „sehr schlecht“ bediente.

Als sie endlich völlig angekleidet vor dem Trumeau stand, konnte sie trotz ihrer üblen Laune nicht anders, als ihrem Spiegelbilde beifällig zulächeln. Dann setzte sie sich mit einem Buche unter einen Baum in der Nähe des Zaunes und versuchte zu lesen. Da sie aber mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes Geräusch, jeden Laut nebenan lauschte, so verwirrte sich der Inhalt des Buches zu einem sinnlosen Durcheinander, indem sie nur ein erröthendes, blondes Mädchenköpfchen unterschied, das so schlecht in den Gang des französischen Romanes paßte, daß es Eliane unerträglich ward und sie zu lesen aufhörte.

Als man Eliane meldete, daß das Mittagessen servirt sei, und sie sich erhob, um in das Haus zu gehen, sah sie den jungen Mann, Sinas Begleiter von heute früh, über den Rasenplatz des Nachbarterrains schreiten, ein blaues Bändchen, wie das junge Mädchen deren an ihrem Anzuge hatte, vom Boden aufheben und eilig in seiner Brusttasche verbergen; er schaute sich dabei um, als fürchte er, bemerkt zu werden.

Eliane lächelte mitleidig, wie Erwachsene zu tollen Streichen un-

vernünftiger Kinder lächeln. Bei Tisch nahmen ihre Gedanken wieder eine andere Richtung als bisher: sie fragte sich, ob die blonde Sina wohl den schmächtigen, knabenhaften Jüngling gern haben könne, der Eliane wenig liebenswerth erschien. Ihr machte das feine, bleiche Gesicht mit dem dunkelblonden Bärtchen auf der rosigen Oberlippe den Eindruck der Weichlichkeit, der Schwäche; er imponirte ihr in keiner Weise. Ihr südliches Temperament fand herrische, unbeugsame, zügellose Charaktere sympathischer.

Sie verglich den Jüngling mit der ruhigen Stimme und den gemessenen Bewegungen unwillkürlich mit Gleb Dmitritsch, der im Aufwallen der Leidenschaft gewaltsam alle Bande gesprengt, die sie an ihre Umgebung geknüpft und sie mit sich genommen, weil er es so gewollt. Vor wenigen Monaten hatte diese kühne Eigenmächtigkeit sie so hingerissen, daß sie ihm begeistert zugejauchzt, daß sie zu ihm aufgeblickt, wie zu einem höhern Wesen; heute stimmte es sie nachdenklich.

Der Diener trug die Speisen fast unberührt fort, wobei er mit verständnißvollem Lächeln Elianens verdüstertes Gesicht streifte. Beim Dessert versuchte sie mit den wenigen Brocken Russisch, die ihr zu Gebote standen, von dem Diener zu erfahren, wer ihre Nachbarn seien.

Mit der dem russischen Volke eigenen Fertigkeit sich leicht zu verständigen, auch mit Personen, die der Sprache nicht mächtig sind, begriff Andreas sogleich, was die Französin von ihm wolle und erzählte, daß die Datsche (Landhaus) zur Linken ein reicher, gelähmter Herr innehabe, dem im vorigen Jahre seine Frau gestorben sei und den jetzt seine Tochter pflege. Das Landhaus zur Rechten aber bewohne der Staatsrath Trionoff mit seiner Frau, seiner Tochter Sinaida Romanowna und deren ehemaliger Gouvernante, gegenwärtig Gesellschafterin Maria Pawlowna. Eliane verstand kaum ein Viertel von all dem, was der redselige Andreas ihr mittheilte, aber sie wußte jetzt doch ungefähr, was sie zu wissen wünschte.

Nach dem Mittagessen ging Eliane ärgerlich und gelangweilt auf der Veranda auf und ab. Sie wußte nicht, was sie mit sich und ihrer Zeit beginnen sollte, denn noch nie hatte man sie sich völlig selbst überlassen.

„Und sich vorstellen, daß vielleicht noch fünf solcher Tage vor mir liegen", seufzte sie. „Nein, ich kann das gar nicht ertragen, ich kann nicht!" rief sie nachdrücklich und ihr kleiner Fuß trat wieder hart auf den Boden. „Gleb amüsirt sich und für mich soll dieses Stück Leben ganz und gar verloren sein? Nein, ich will mich auch zerstreuen, ich will spazieren gehen", fügte sie kläglich hinzu und trocknete die Thränen, welche gegen ihren Willen ihre Augen füllten.

Eilig, wie eine Flüchtende, schritt sie über die breite, staubige Landstraße dem nah belegenen Walde zu.

Es war still und einsam im Walde, rund umher niemand zu sehen.

Eliane blieb stehen und schaute um sich. Was sollte sie hier? Steif und regungslos reckten die Tannen ihre Riesengestalten empor, als blickten sie verächtlich fort über dieses kleine, unvernünftige Wesen, das in plötzlich aufwallendem, kindischem Schmerze sich auf einen Baumstamm niederließ und in lautes Schluchzen ausbrach. Ihre

ewig grünen Kronen, über die jahrelang die eisigen Stürme des Herbstes und Winters hingebraust, hatten wohl schon über anderm Weh gerauscht, als über dem dieses verwöhnten Kindes der Welt.

Weiche Arme legten sich um Elianens Schulter und eine sanfte Stimme sagte in französischer Sprache neben ihr:

„Warum weinen Sie, o, bitte, bitte, weinen Sie nicht!"

Es war das blonde Mädchen aus dem Nachbarhause, das selbst große Thränen in den Augen, die Bekümmerte so zu trösten suchte. Ein freudiger Schrecken durchzuckte Eliane und sie hatte große Mühe, sich so weit zu beherrschen, um das junge Mädchen nicht mit einem Jubelrufe an sich zu reißen. Doch fand sie es zugleich so einladend, die Rolle einer Tiefbetrübten und Trostbedürftigen fortzusetzen, daß sie das Taschentuch gegen die Augen drückte und von neuem laut aufweinte.

„O, weinen Sie nicht, ich bitte", fuhr die blonde Sina eindringlich fort; die sanfte Stimme wurde sehr unsicher und die kleinen Hände strichen in scheuer Liebkosung über Elianens weiches Haar. „Ich habe Sie heute Morgen zum ersten Male gesehen. Sie standen so stolz und glücklich unter den Bäumen, und jetzt finde ich Sie so niedergebeugt und in Thränen wieder. Können Sie mir nicht sagen, was Sie betrübt, bitte, bitte."

Das klang so herzlich aus dem Munde des jungen Mädchens, daß Eliane nicht den Muth hatte, ihr Mitgefühl noch länger auf die Probe zu stellen. Sie hob das Gesicht empor und sagte klagend:

„Gleb ist fortgefahren und hat mich ganz allein gelassen."

„Für lange?" forschte die Kleine und setzte auf Elianens Erwiderung: „Einige Tage", freundlich hinzu: „Nun, er kommt ja bald wieder."

Eliane ergriff des jungen Mädchens Hände und blickte zu ihm empor. Es war durchaus keine Schönheit, die da vor ihr stand, diese schlanke Gestalt mit den dürftigen Formen und den noch etwas ungelenken Bewegungen des kaum überstandenen Backfischalters, aber die grauen Augen schauten mit einem Ausdruck so inniger Güte aus dem runden, blühenden Gesichtchen, es lag ein Hauch so unaussprechlicher, unangetasteter Reinheit und Frische über der ganzen Erscheinung, daß Eliane sich seltsam bewegt fühlte.

„Sina", flüsterte sie, und ihre wunderbar schönen, noch thränenfeuchten Augen liebkosten gleichsam die so Angeredete.

Das junge Mädchen lachte.

„Woher kennen Sie meinen Namen?" fragte sie fröhlich.

„Ich hörte Sie so rufen", erklärte Eliane.

„Ach, wahrscheinlich von Maria Pawlowna", bestätigte Sina und setzte sich an Elianens Seite auf den Baumstamm. „Lange wird sie mich aber nicht mehr so nennen, höchstens noch einen Monat."

„Woher das?" forschte die andere neugierig.

„Weil in einem Monate meine Hochzeit ist", entgegnete die Kleine und die blühende Farbe ihrer Wangen vertiefte sich um einige Töne. „Dann wird Maria Pawlowna mich wie alle andern Sinaida Romanowna nennen."

„Ihre Hochzeit?“ rief Eliane überrascht. „Aber Sie sind noch so jung!“

„O nein, ich bin vor einem halben Jahre sechzehn geworden“, versetzte Sina kleinlaut. „Meine älteste Schwester hat auch mit sechzehn Jahren geheiratet und lebt sehr glücklich. Freilich, Anja ist mit mir auch gar nicht zu vergleichen. Als sie noch das Gymnasium besuchte, war sie schon wie eine große Dame und sprach überall mit. Maria Pawlowna sagt, daß sie noch nie so viel Geist, Liebreiz und Güte in einer Person vereinigt gesehen habe, wie bei Anja, und ich solle sie mir zum Vorbilde wählen. Ich bin ja leider so ganz anders! Ich fürchte mich entsetzlich davor, meinen eigenen Salon zu haben. Was werde ich meinen Gästen nur sagen, womit sie unterhalten! Stepan Semeonowitsch wird die ganze Mühe haben, der Arme!“

„Und wen heiraten Sie?“ fragte Eliane neugierig. „Etwa den jungen Mann, welchen ich heute Morgen mit Ihnen zusammensah?“

Sina lachte wieder mit ihrem glücklichen, hellen Lachen.

„Denselben!“

„Aber er ist so fremd Ihnen gegenüber, er spricht und lacht nur, er küßt sie gar nicht.“

„Küssen?“ wiederholte das junge Mädchen wie entrüstet. „Nein, das darf er nicht! Anja hat sich auch nicht mit ihrem Verlobten geküßt. Mama sagt, das dürfe nicht sein, Stepan Semeonowitsch würde mich nach der Hochzeit nicht achten, wenn ich ihm jetzt schon Vertraulichkeiten gestattete. Vor dem Altare, wenn ich seine Frau bin, wird er mich vor dem Angesichte Gottes und den Augen der Menschen küssen; dann ist es erlaubt.“

Mit gespannter Aufmerksamkeit hingen Elianens Augen an den rosigen Mädchenlippen. Etwas, mit dessen Finden sie sich oft gequält, trat ihr jetzt fast greifbar nahe und zog wie ein dumpfes Wehe durch sie hin. Was sie oft so peinigend empfand, war die Nichtachtung, welche Gleb Dmitritsch hin und wieder durch seine Liebkosungen und Liebesworte blicken ließ. Die zarte Keuschheit, welche aus Sinas sanft und dennoch nachdrücklich gesprochenen Worten wehte, übte einen seltsamen Eindruck auf Eliane und berührte sie wohlthuend und schmerzlich zugleich. Sie gab Sinas Hand frei, die sie bisher in der ihrigen gehalten, und senkte das Antlitz tief auf die Brust. Zaghaft und leise fragte sie dann: „Sie lieben ihn?“

Sina beugte sich nieder, um einen dürren Zweig von Rosen aufzuheben; Eliane sah einen rosigen Schimmer auf Nacken und Stirn des jungen Mädchens liegen.

„Ich liebe ihn“, entgegnete sie innig. „Er ist gut und edel und er hat so viel Nachsicht mit mir.“

Sie richtete das blonde Köpfchen empor und blickte Eliane mit strahlenden Augen an.

„Und ich meinte, Sie liebten ihn nicht“, wandte Eliane fast schüchtern ein. Sie zerknickten den Zweig, den er Ihnen gab, und warfen ihn fort. Und dabei errötheten Sie, ich glaubte vor Unwillen.“

„Ja, ich warf den Zweig fort“, gestand Sina und fügte wie beschämt hinzu: „Aber nicht ganz und gar.“

Und mit schelmischem Lächeln öffnete sie das goldene Medaillon,

welches sie an einem farbigen Bande um den Hals trug; zwei grüne Blättchen fielen heraus. Sina erhaschte sie und legte sie sorgsam an ihren Platz zurück.

„Wenn ich erst seine Frau bin, will ich ihm das bei Gelegenheit zeigen", sagte sie muthwillig. „Er behauptet immer, ich liebe ihn nicht so, wie er mich. Wenn ich ihm das doch verbieten könnte."

Eliane saß schweigend da bei dem Geplauder der jugendlichen Braut. Ein wehmüthiges Sehnen, ein unerklärlicher Harm ergriff sie, sie wußte selbst nicht wonach und warum.

Sina faßte nach Elianens Hand und schmiegte den Kopf an deren Schulter.

„Wie ich mich freue, daß wir einander hier begegnet sind", bemerkte sie zutraulich. „Das ist ein ganz selten glücklicher Zufall! Papa ist noch von der Reise müde und Mama hat ihre nervösen Kopfschmerzen. Maria Pawlowna hält ihre Mittagsruhe; so bin ich denn mit der alten Marfuscha hierhergekommen. Sehen Sie, dort sitzt sie und wirft mir ganz böse Blicke zu. Was sie nur von mir will? Aber wir müssen Freundinnen werden, nicht wahr? Noch heute bitte ich Maria Pawlowna, mich morgen zu Ihnen zu begleiten."

Eliane antwortete nicht. Wenn sie auch ihre Stellung in der Welt mit weit günstigerem Auge ansah, als die Menschen, so fühlte sie doch, daß sie diesem jungen, reinen Geschöpfe weder ihre Freundschaft, noch ihren Umgang gewähren durfte. Der kindlich klare Blick der freundlichen, grauen Mädchenaugen, die sich bittend auf sie richteten, erweckten in ihr ein Gefühl der Beschämung, wie sie es noch nie empfunden, und sie schlug die langen Wimpern nieder.

„Sinaida Romanowna!" rief die alte Magd mit grollender Stimme herüber. „Es ist gewiß schon Zeit nach Hause zu gehen!"

„Sie ist übler Laune, ich will sie nicht noch mehr ärgern", lachte Sina. „Auf baldiges Wiedersehen also, meine liebe, schöne Nachbarin!" Sie umarmte Eliane und küßte sie herzhaft auf den Mund. „Komm, Marfuscha!"

Sie ging, und es war Eliane, als ob eine Hand, die sich am Rande eines Abgrundes ihr hilfbereit entgegenstreckt, sich zurückzöge und sie stünde ohne Stütze und Halt vor der drohenden Tiefe, von der nur ein Schritt sie trennte.

„Auf Wiedersehen", hatte die weiche Mädchenstimme ihr zugerufen, Eliane legte das Gesicht in beide Hände und blieb regungslos sitzen. Nein, für sie beide gab es kein Wiedersehen, ihre Wege liefen zu weit auseinander!

* * *

Als das junge Mädchen zwischen den Baumstämmen dahinschritt, sagte die alte Magd vorwurfsvoll:

„Sinaida Romanowna sollte mit solchen Leuten, wie diese schöne Fremde, nicht sprechen."

„Aber warum denn nicht, Marfuscha?" fragte Sina erstaunt.

Die Alte schüttelte unwillig den grauen Kopf.

„Weil das eine Sündige ist. Aber fragen Sie Maria Pawlowna, die wird Ihnen schon antworten."

Das klang etwas pikirt, denn die gesprächige Marfuscha fand im geheimen Maria Pawlownas Anordnung, dem jungen Mädchen über ihm unbekannte Dinge keinerlei Erklärungen zu geben, sehr hart und fügte sich nur nothgedrungen. So ein großes Fräulein, das bald heiraten sollte, wie ein kleines Kind zu behandeln!

Ungefähr eine Stunde nach diesem Gespräch suchte Sina in der Laube am Flusse Maria Pawlowna auf. Etwas überrascht blickte die würdige Dame auf das freudestrahlende Gesicht des jungen Mädchens und schloß das Buch, in dem sie soeben gelesen.

„O Maria Pawlowna, welch ein reizendes Geschöpf ist die kleine Französin von nebenan!“ rief Sina förmlich begeistert. „Im Walde habe ich sie getroffen und mit ihr geplaudert. Ich habe ihr versprochen, daß wir beide sie morgen besuchen würden.“

Hinter dem dichten Buschwerk des Zaunes rauschte es leise; dort saß auf der Bank Eliane und lauschte begierig dem Gange der in französischer Sprache geführten Unterredung. Maria Pawlowna streckte eine ihrer kleinen, magern Hände aus und legte sie schwer auf die Schulter ihres ehemaligen Zöglings.

„Sie haben mehr versprochen, als Sie halten können, Sina“, entgegnete sie ernst. „Die Gesellschaft, in der Sie aufgewachsen, sucht ihren Umgang nicht in den Kreisen, denen diese Französin angehört!“

„Die Bulgakins sind doch adlige Gutsbesitzer“, vertheidigte Sina eifrig. „Warum sollten wir nicht mit ihnen verkehren? Warum sollte ich mich nicht mit der Frau eines Bulgakin befreunden?“

„Mit seiner Frau vielleicht, aber diese Französin ist nicht seine Frau.“

„Nicht seine Frau? Aber wer ist sie denn?“ rief das junge Mädchen erschrocken.

„Seine Geliebte“, versetzte die Dame kalt. „Sina“, fuhr sie dann in wärmerem Tone fort. „Ihre Eltern und ich haben bisher durch treue, achtsame Liebe eine Mauer zwischen Ihnen und dem Schlechten, Niedrigen der Welt aufgerichtet, so daß Ihnen dieselbe fremder ist, als manchem zehnjährigen Kinde.“ Maria Pawlowna schwieg einen Moment, und gab dem jungen Mädchen ein Zeichen, neben ihr auf der Bank Platz zu nehmen; dann fuhr sie fort: „Es giebt Frauen, für die das Familienleben keinen Reiz hat, die nicht mit ernstem Fleiße um das tägliche Brod schaffen wollen, sondern die in Ueppigkeit und Trägheit ihre Tage hinbringen, von Vergnügen zu Vergnügen flatternd, von Laster zu Laster sinkend, bis sie im Hospital oder auf den Steinen der Straße ein Dasein endigen, welches meistentheils in Ueberfluß und Glanz begann. Die gebildete Gesellschaft, alle, die auf Sitte und Anstand halten, schließen diese Klasse des Weibes mit Verachtung aus ihrem Kreise, und diese Unglücklichen selbst, die oft eine übertriebene Gleichgiltigkeit gegen die Meinung der Welt zur Schau tragen, haben gewiß auch Momente, wo sie die ganze Schmach ihrer Stellung empfinden.“

Mit gesenktem Köpfchen saß Sina neben der Sprecherin. Ihr Nacken, ihre kleinen Ohren, sogar die im Schooße gefalteten Hände waren von heller Röthe übergossen. Ihrem reinen Gemüthe, das in einem eng begrenzten, sorgsam gewählten Kreise nur wohlthuende Ein-

drücke in sich aufgenommen, war dieses neue Bild der Wirklichkeit zu grell, um sie nicht zu erschrecken und einzuschüchtern.

„Es ist ein Schmetterlingsdasein, das sie führen, diese unseligen, verlorenen Geschöpfe", sprach Maria Pawlowna mit ihrer strengen Stimme weiter. „Wenn der Blütenstaub der Jugend und Frische von ihren Flügeln gewischt ist, wirft man sie fort und zertritt sie achtlos. Und nichts verlöscht so schnell die Spuren äußerer Schönheit, als das unstäte Leben dieser Kinder der Sünde, die von Hand zu Hand, aus einem Arm in den andern wandern, ohne Neigung, aus kalter, handwerksmäßiger Gewohnheit, oft von Widerwillen erfüllt gegen den Mann, der sie besitzt! Und die Französin hier nebenan gehört auch zu dieser Klasse Frauen. Der reiche Bulgakin verschafft ihr alle Vergnügungen, er überschüttet sie mit kostbaren Toiletten und Brillanten, und wenn er ihrer überdrüssig ist, entfernt er sie einfach, und sie sinkt tiefer und tiefer, bis auch ihr Loos sich erfüllt, und sie in Noth und Elend untergeht. Verstehen Sie jetzt, Sina, was Sie gethan, indem Sie sich diesem Wesen näherten und ihm Freundschaftsbeweise zutheil werden ließen? Was würde wohl Stepan Semeonowitsch denken, wenn er erführe, zu wem seine Braut sich hingezogen fühlt?"

Athemlos, die verschränkten Hände gegen die Brust gepreßt, saß Eliane an ihrem Lauscherposten. Starr blickten ihre Augen vor sich nieder und ein stechender Schmerz zuckte durch ihr Gehirn. Wie in Todesangst harrte sie der Antwort, welche Sina geben mußte. Sie wußte ja jetzt, wer die war, welche heute früh „so stolz und glücklich unter den Bäumen gestanden: von unbarmherziger Hand jeden Reizes entkleidet, mit dem Brandmal der Schande auf der Stirn zeigte man sie ihr in ihrer wahren Gestalt. Würde das blonde Köpfchen sich verletzt von ihr abwenden? Würden die weichen Mädchenlippen nicht ein Wort sanfter Entschuldigung oder liebevollen Mitleides finden für die, deren Freundschaft sie am Morgen in naiver Unbefangenheit begehrt?

Ein Aufschluchzen schlug an ihr Ohr und Sinas weinende Stimme flehte:

„O, Maria Pawlowna, vergeben Sie mir meine unüberlegte Handlungsweise. Ich will nie wieder an Ihren guten Absichten zweifeln. Ich hatte ja keine Ahnung davon, wen ich vor mir hatte! Nur bitte, bitte, sagen Sie Stepan Semeonowitsch nichts davon, ich will mich gewiß nie wieder der Französin nähern!"

Ein schriller Aufschrei klang aus Elianens Munde und taumelnd erhob sie sich. Einen Moment streckten ihre Arme sich, wie eine Stütze suchend in die Luft, und dann fiel sie schwer neben der Bank zu Boden. Verachtet, zurückgestoßen! Das unerklärliche Etwas, welches Eliane am Morgen bei dem Gedanken an das blonde Mädchen empfunden, war wieder da, gewann Gestalt und drängte sich zwischen sie beide: es war die Mauer der Sitte und des Anstandes, die sie unübersteigbar schied. Ob sie nie sündigten, sie, die so kaltblütig den Stab über die Verlorene brachen, ob ihre Tugend es ihnen wohl verbot, mit warmfühlendem Herzen sich denen zu nahen, die unter der Schmach ihrer Existenz erliegend, um Rettung zu ihnen aufschreien?

Angstvoll weilte Eliane vor diesen sie bestürmenden Fragen, auf

die niemand ihr Antwort gab und die in ihrem schmerzenden Gehirn zu einem unheimlichen Chaos zusammenflossen.

Sie erhob sich vom Boden; stöhnend, als schmerze sie jeder Schritt, ging sie in das Haus zurück. Bleich, mit gerötheten Augenlidern schlich sie durch die Räume, welche am Tage vorher ihr noch so wohnlich und freundlich erschienen. Wie von allen Seiten ihr zugerufene Anklagen umgab sie alles: die üppig ausgestatteten Zimmer, die feinen Stoffe und theuren Spitzen ihres Anzuges, der funkelnde Brillant auf dem breiten, goldenen Armbande, es war der Lohn ihrer Sünde, die mit glänzendem Flitter ihre Augen blendete, während sie sie unmerklich dem Abgrunde zuführte, in dessen düsterer Tiefe das Gespenst der Noth und des Kummers ihrer harrte.

Zusammengekauert saß Eliane auf der Couchette in ihrem Boudoir und kämpfte mit aller Anstrengung gegen die heute empfangenen trüben Eindrücke an. Sie rief alle ihr zu Gebote stehende Fröhlichkeit, ihren ganzen Leichtsinn zu Hilfe, um das Gleichgewicht ihrer Seele wieder herzustellen; aber es gelang ihr nur für Augenblicke. Sie warf die Arbeit, welche sie zur Hand genommen, bald beiseite, das frivole Liedchen erstarb auf ihren Lippen und stumm lehnte sie da, ganz unter der Gewalt ihrer düstern Gedanken. So verging Stunde um Stunde. Ungeduldig wies Eliane den Thee, das Backwerk und Obst, welche der Diener auf silbernem Plateau ihr brachte, zurück und schickte ihr Kammermädchen fort, welches kam, um seine Herrin zu entkleiden.

Unruhig warf Eliane sich auf ihrem Lager hin und her. Das matte, bläuliche Licht der Ampel strömte wie besänftigend über die Falten der weißen Decke und das spitzenbesetzte Nachtgewand des lieblichen, jungen Wesens, von dem bange Qual den Schlummer fern hielt. Wie dunkle Nachtvögel auf riesigen Schwingen umschwebten sie ihre Gedanken und rissen sie förmlich mit sich fort. Ein Sehnen, ein Trauern erfaßte sie, so tief und wild, daß es ihr die Brust sprengen wollte. Fast völlig verwischte Erinnerungen ihrer Kinderjahre tauchten in ihr auf und fieberhaft gespannt strengte sie ihre Gedanken an, um sich ein erkennbares Bild daraus zu formen. Undeutlich, wie im Traume sah sie sich als kleines Mädchen in einem weißen Bettchen und eine schöne Frau mit rosigen Wangen und entblößten Schultern und Armen trat an ihr Lager; sie meinte noch das Rauschen der langen, seidenen Schleppe zu hören.

Und die Frau neigte sich nieder, küßte das Kind, legte seine Händchen zusammen und sprach ein Gebet mit ihm. Es war Eliane, als fühle sie noch leise, leise die Berührung der weichen Finger und ihre Lippen bewegten sich flüsternd, wie um die Worte des Gebetes wiederzufinden, in denen das unschuldige Kind einst um Tugend und Frömmigkeit gebetet. Sie fand dieselben nicht, sie hatte sie vergessen wie die Mutter, nach der sie als Kind, wie sie sich heute entsann, einige Abende hintereinander mit ängstlichem Weinen gerufen. Die Mutter war verschwunden. Wo sie geblieben, darüber hatte Eliane sich damals keine Rechenschaft abgelegt; heute wußte sie es, und diese Erkenntniß gab ihr einen Stich in das Herz: ihre Mutter war auch eine Verlorene gewesen, die von dem Lager ihres unschuldigen Kindes

kommend, noch die Worte des Gebetes auf den Lippen, sich in den Strom der Weltlust stürzte, der sie mit sich fort in das Verderben riß.

Eine vorgebliche Verwandte, eine ehemalige Ballettänzerin hatte Eliane damals aufgenommen und wollte das schöne, anmuthige Kind zur Tänzerin erziehen. Aber ein Beinbruch, den die Kleine sich in einer Probe zuzog, ließ die Tante von diesem Vorhaben abstehen, zu dem sie auch später nicht zurückkehrte, als der Bruch ohne alle nachtheiligen Folgen geheilt war. In der mit einer gewissen Koketterie ausgestatteten Wohnung dieser Verwandten, welcher, wie Eliane früh genug erfuhr, ein ehemaliger intimer Freund aus alter Anhänglichkeit die Mittel zum Unterhalte lieferte, hatte Eliane nur das leichte, freie Treiben der demi-monde, das ungenirte Sichgehenlassen in Wort und Benehmen der Männer gesehen. Im kurzen Kleidchen, auf der Schulbank hatte sie schon im Vereine mit Mädchen ihres Alters sich das männliche Ideal ihres Herzens ausgemalt, ohne indessen es übel zu nehmen, wenn andere, die diesem Ideale durchaus nicht glichen, ihnen ihre Aufmerksamkeit zuwendeten.

Und doch war Eliane nicht untergegangen in dieser Umgebung, in deren gefährlichem Wogen und Stürmen sie, gewappnet mit einem gewissen Stolze, sich vorwurfsfrei erhielt bis zu dem Momente, da sie Bulgakin kennen lernte. Der schöne, elegante Fremde stand noch über dem Ideale ihrer Kinderjahre; die ganze, ungebändigte Leidenschaft ihrer Seele strömte ihm entgegen und ließ sie alles vergessen, selbst daß sie die verlobte Braut eines anderen war. Freudig ging sie mit ihm nach seiner kalten, fernen Heimat ohne mit einem Gedanken der Zukunft zu gedenken, nur der Gegenwart lebend. Sie liebte ihn ja, und er sollte ihrer überdrüssig werden, er sollte sie verstoßen, vergessen können, dem Elende und der Noth preis geben? Und sie, mußte sie dann dem Wege folgen, der im Hospitale oder auf den Steinen der Straße endigte? Liebe hatte sie zu dem ersten, unbedachtsamen Schritte getrieben; konnte denn der, um dessentwillen sie gefehlt, herzlos sie zu den Verachteten, Verlorenen niederstoßen, sie, die ihre Zukunft ohne Zögern ihm geopfert, konnte er das, nur, weil sie ihn geliebt? Und weiter, was dann weiter? Regte sich auch in ihr das heiße Blut der leichtsinnigen Mutter und stieß sie vorwärts ihrem Verhängniß entgegen?

Mit einem Aufächzen warf Eliane den Kopf zurück und preßte die Hände gegen die Schläfen.

„Laß abends Deinen Engel niedersteigen
Und lieblich tröstend sich zu denen neigen,
Die Schmerz verzehrt und die die Welt vergißt."

Dieses Bruchstück eines Gedichtes, welches sie als Kind gelernt, fiel ihr jetzt ein und rief in ihr zugleich den Gedanken wach an den Schutzengel, der uns freundlich zur Seite steht oder weinend sein Antlitz von uns abwendet. Sie richtete sich halb auf ihrem Lager empor und ihre weit geöffneten Augen irrten in fieberhafter Angst durch das Gemach. Die mattglänzende Bronzefigur, welche zu Häupten des Bettes die luftigen Vorhänge in den hoch emporgestreckten Händen hielt, warf einen langen, schrägen Schatten in die Ecke, der in Elianens

krankhaft erregter Phantasie die Form einer verhüllten, abgewandten Gestalt gewann. Mit einem Aufschrei drückte sie das Gesicht in die Kissen, und das Schluchzen, welches ihrer eignen Brust entstieg, schien ihr wie von ferne her an das Ohr zu dringen; klagendes Weinen des zurückgestoßenen Schutzengels, herzzerreißendes Schluchzen einer unglücklichen, verlorenen Mutter, die ihr Kind ebenso tief gefallen sieht, wie sie selbst.

O, warum war Eliane erst jetzt mit solchen Menschen in Berührung gekommen, wie ihre Nachbarn, warum hörte sie erst jetzt diese Sprache, die sie schmerzte und demüthigte und zugleich in ihr ein heißes, sehnendes Verlangen erweckte, auch rein und makellos dazustehen!

Lange lag sie weinend in den Kissen, dann hob sie das thränenüberströmte Antlitz empor und strich die welligen Haare von den Schläfen zurück. Ein müdes Lächeln glitt um die zuckenden Lippen. Nein, es sollte nicht so fortgehen. Morgen noch wollte sie sich an die wenden, welche die ihr anvertrauten jungen Seelen zu hüten verstand, daß sie, fremd dem Elende und der Verdorbenheit der Welt, rein und frisch blieben, wie zarte Blüten. Sie wollte sie um Rath und Hilfe bitten. Sie, die so hart urtheilte über die Klasse, welcher Eliane angehörte, sie würde gewiß auch ein Mittel angeben können, um sich aus diesem Schlamme hervorzuarbeiten!

Erst als das Morgengrauen zwischen den Falten der Vorhänge in das Zimmer drang, verfiel Eliane in kurzen, unruhigen Schlummer, der sie für Stunden wenigstens der sie peinigenden Gegenwart entrückte.

Um zehn Uhr morgens begab Maria Pawlowna sich wie gewöhnlich zum Bade. Das Laken und die Badehaube über dem Arm, den Sonnenschirm in der Hand, schritt sie langsam den Gang hinab, der zum Flusse führte. Schon wollte sie über den Brettersteg der Badehütte, als die Büsche neben ihr rauschten und durch die Querstangen des Zaunes vom Nachbargebiete her sich eine schlanke Gestalt in leichter Morgenkleidung drängte.

Ueber das schmale, gefurchte Gesicht Maria Pawlownas glitt ein Ausdruck unbeschreiblichen Erstaunens, als sie so plötzlich und so nahe die vor sich sah, vor welcher sie gestern ihren Zögling gewarnt.

Mit einem gewissen Interesse musterte sie das in diesem Momente todtenbleiche Antlitz mit den wunderbar schönen, regelmäßigen Zügen und den dunkeln, flammenden Augen, indem sie sich vergeblich fragte, was die Französin von ihr wollte.

„Madame", begann Eliane erregt, „Sie haben mich gezwungen nachzudenken da, wo ich mich gegen jede bessere Ueberzeugung wehrte, Sie haben mich verachten gelehrt, was mir bisher nicht verächtlich erschien, Sie haben mir so wahnsinnige Schmerzen bereitet, wie ich sie noch nie gefühlt; denn ich habe gestern alles mit angehört, was Sie zu Ihrem Zöglinge sagten, Sie sprachen ja meine Sprache, so daß mir kein Wort verloren ging. Sie haben es mir unmöglich gemacht, mein bisheriges Leben fortzusetzen. Sie können Ihr Werk nicht halb vollendet lassen, Madame! Sagen Sie mir, was ich beginnen soll, um wieder die Achtung ehrenwerther Menschen zu verdienen."

Maria Pawlowna stand förmlich erstarrt vor dem schönen Mädchen, das mit zuckender Stirn und bebenden Lippen diese hastigen Worte sprach. Die ganze Situation war eine so überraschende, daß es der alten Dame schwer wurde, ihren gewöhnlichen Aplomb wiederzufinden.

„Was wollen Sie von mir?" fragte sie endlich, und ihre Stimme klang noch schärfer als gewöhnlich. „Meinen Sie denn, daß es in meiner Macht stünde, Ihre Vergangenheit auszulöschen? Meinen Sie denn, es gebe irgend ein Zauberwort, das uns die Achtung der Menschen schafft, wie eine käufliche Sache? O, weit entfernt davon! Nur unser eigner tadelloser Wandel, unser ernstes Streben für andere, unser eigner moralischer Werth kann uns dieselbe geben."

Eliane ließ das Gesicht tief niedersinken, so daß die langen Locken nach vorne über die heftig arbeitende Brust fielen, und ihre zitternden kleinen Hände erfaßten einander in peinlicher Verlegenheit. Es lag etwas so lieblich demüthiges in ihrer Haltung, daß es ein Künstlerauge entzückt, ein weiches Herz gerührt hätte, aber Maria Pawlowna sah in diesem tadellos gebauten, von himmelblauem Musselin umhüllten Frauenkörper mit dem aufgelösten Haar und den halbnackten Armen nur den Bösen in Lichtgestalt, der sich ihr in den Weg stellte, um ihr die Laune zu verderben.

„Ich verstehe so wie so nicht, was Sie eigentlich zu unternehmen gedenken", fuhr sie in gereiztem Tone fort. „Hier, wo fast jeder Sie als die Geliebte des reichen Bulgakin gekannt hat, würde Sie gewiß niemand aufnehmen. Und überhaupt, welch eine Stellung könnten Sie denn bekleiden?"

„Ich weiß es nicht", murmelte Eliane; sie richtete das Haupt empor und schlug die Augen, die in Thränen glänzten, zu der alten Dame auf. „Ich weiß es nicht. Aber ich will alles thun, was Sie mir sagen, alles! Nur helfen, rathen Sie mir, ich bitte, ich beschwöre Sie, Madame!"

Maria Pawlowna fühlte sich immer unbehaglicher in diesem tête-à-tête, das ihr außerordentlich kompromittirend erschien und sie beschloß demselben ein schnelles Ende zu machen, umsomehr, da sie voraussetzte, daß ein Streit zwischen Bulgakin und der Französin wohl dem Ganzen zugrunde läge. Daher sagte sie hart: „Wenn Sie selbst mit sich nicht im reinen darüber sind, was Sie eigentlich wollen, wie können andere Ihnen da rathen! Auch kennt man das! Das Ende ist das ewig alte: Euch verwöhnten Priesterinnen der Ueppigkeit und Trägheit ist es ja unmöglich, Euch an geregelte Arbeit zu gewöhnen! Ihr kehrt doch immer wieder zu der einmal gekosteten süßen Sünde zurück. Und darum ist es am besten, Ihr bleibt in Eurer Sphäre, damit Ihr durch Eure Annäherung den Makel der erniedrigenden Lebensweise nicht auch auf junge, reine Geschöpfe werft!" Und mit einer energischen Bewegung das niedergeglittene Laken über den Arm ziehend, schritt sie über den Steg in das Badehaus, dessen Leinwandthür sie sorgsam schloß.

Eliane blieb regungslos stehen. Eine brennende Röthe, die Röthe einer qualvollen Scham flammte auf ihren Wangen auf, dann strömte alles Blut ihr zum Herzen und fahle Bläße floß über ihre Züge. Sie

umklammerte krampfhaft das rauhe Baumstämmchen des Zaunes neben ihr und ließ die Stirn auf die Arme fallen. O, sie waren hart und gefühllos, die, welche im Glorienschein der Tugend durch das Leben schritten, sie gingen theilnahmlos an dem Aufschrei um Rettung vorüber und wiesen kalt den Bittenden von ihrem Wege!

Auf dem Rasenplatze erschien eine schlanke Mädchengestalt mit langen, blonden Flechten. Die lachenden, grauen Augen überflogen den Fußpfad und blieben erschreckt an dem jungen Weibe hangen, das verhüllten Antlitzes an den Zaun sich lehnte. Sie wandte sich und floh wie ein gehetztes Reh in das Haus zurück. Sie hatte ja versprochen, sich nie mehr der Französin zu nähern, und sie mußte ihr Wort halten. Was wußte ihre sonnige Jugend, vor der die Zukunft im Lichtschimmer des Glückes lag, von dem furchtbaren, unsagbaren Weh eines auf immer hoffnungslos zerstörten Daseins!

* * *

An demselben Tage kehrte Gleb Dmitritsch in Begleitung mehrerer Freunde aus Moskau zurück. Lachend und lärmend stiegen die Herren aus dem Wagen; wußten sie doch, daß sie sich hier völlig zwanglos bewegen durften, und der Diener trug die Packete und Kartons, welche Bulgakin mitgebracht hatte, in das Haus.

Gleb Dmitritsch schien unangenehm überrascht, Eliane nicht zu seinem Empfange herbeieilen zu sehen und ging, um sie zu suchen. Er fand sie im Schlafzimmer auf der Couchette sitzend, im Morgenkleide, das Haar noch ungeordnet über den Rücken fallend.

„Eliane, Kleine!“ rief er lebhaft, zu ihr eilend und die Arme öffnend. „Bin ich nicht beispielslos liebenswürdig, so schnell heimzukehren? Mein armes Kind hat gewiß Sehnsucht nach mir gehabt, wie?“

Sie stieß seine Hände zurück und wandte sich ab. Sehnsucht nach ihm? Zum ersten Male legte sie sich diese Frage vor. Nein, die eigenen Qualen hatten sein Bild ganz in den Hintergrund gedrängt. Der Gedanke an seine Liebe war ihr nicht näher getreten, um mit milderndem Lichte ihre Lage zu verklären, er hatte das Gefühl der Beschämung, der Unwürdigkeit, das schmerzhaft auf ihr lastete, nur vermehrt. Es überlief sie kalt. O, wenn alles, auch diese Liebe eine Lüge wäre!

Erstaunt blickte Gleb Dmitritsch sa bonne amie an. Sie besaß im allgemeinen einen gleichmäßig heitern Charakter und zeigte ihm nicht oft Launen; umsomehr überraschte ihn der heutige Empfang. Er entfernte sich für einige Augenblicke, ohne daß sie sich auch nur nach ihm umsah, und kehrte gleich darauf zurück, beladen mit mehreren Kartons und kleineren Gegenständen, die er lächelnd zu Elianens Füßen niederlegte. Da sie immer noch ohne Bewegung dasaß, so öffnete er selbst die Kartons und rollte schwere, glänzende Seidenzeuge, helle Sommerstoffe und zarte, duftige Spitzen vor ihr auf. Er meinte, damit das Zauberwort gefunden zu haben, das sie aus ihrer Apathie wecken mußte, und blickte sie erwartungsvoll an, ob noch immer kein Lächeln auf ihrem Gesichte erscheine, dann nahm er aus einem Etui ein schweres, goldenes Armband und legte es um ihr feines Handgelenk.

Sie zuckte zusammen und schüttelte heftig den Arm, als wollte sie den Schmuck fortschleudern.

„Eliane", sagte er bestürzt. „Was ist mit Dir geschehen?"

Sie erhob sich, als mache eine nervöse Gereiztheit es ihr unmöglich, auf derselben Stelle zu bleiben und legte, dicht vor ihn hintretend, beide Hände auf seine Schultern.

„Gleb Dmitritsch", stieß sie zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor. „Was wird dann sein, wenn Sie mich nicht mehr lieben?"

Er schaute sie unsicher an, als suche er in dem Ausdrucke ihres Gesichtes die Antwort, welche sie erwartete, dann lächelte er sardonisch.

„Welch sonderbare Frage", bemerkte er achselzuckend. „Unsere Liebe ist noch viel zu neu, als daß man schon an das Ende denken könnte."

„Aber enden muß sie einmal, nicht wahr?" fragte sie dringender; sie zog die Hände von seinen Schultern zurück und verschränkte sie über der Brust. „Sie muß."

Er setzte sich auf die Seitenlehne der Couchette und wiegte seine hohe Gestalt hin und her.

„Schön, also sie muß enden", meinte er mit einem Lächeln, welches Eliane empörte und noch einen Schritt weiter zurücktreten ließ. „Nun, so sind Deine prachtvollen Augen und Dein junonischer Wuchs die beste, unfehlbarste Garantie für Deine Zukunft. Mancher meiner sogenannten Freunde wartet wohl schon ungeduldig auf ein Zerwürfniß zwischen uns beiden. Aber sag' mir doch, Kleine, hast Du denn jetzt schon die Absicht, Dich anderweitig zu etabliren?"

Sie biß sich auf die Unterlippe und sah ihn unter der Stirn hervor düster an.

„Wirst Du Dich einmal verheiraten?" fragte sie.

„Eh, gewiß doch", versetzte er leichthin. „Meine Taufmutter, die mit unermüdlicher Geschäftigkeit Ehen stiftet, hat mir schon eine Frau ausgesucht, ein allerliebstes, unschuldiges Mäuschen mit einem nicht zu verachtenden Vermögen und einem lammfrommen Herzen, welches wohlthuend auf meine ungestüme Natur wirken soll, das Herz nämlich." Er lachte übermüthig auf und sprang mit einem Satze von der Lehne empor. „Ich als Ehemann, es ist zu unglaublich!"

„Und die Hochzeit ist bald?" Ihre Stimme klang leise und tonlos bei diesen Worten.

„O, nicht vor dem nächsten Winter! Die Kleine ist doch noch gar zu jung. Es ist ja noch gar keine Rasse in solchen Schulmädchen, die eben frisch aus den Händen der Gouvernante kommen, und denen man auf zehn Schritte schon die kaum überwundenen unregelmäßigen Verben und die Czernyschen Etüden ansieht."

„Und mit mir ist es dann natürlich zu Ende?" fragte Eliane kalt.

„Warum denn das?" erwiderte er verwundert. „Allerdings werde ich in der ersten Zeit meiner Ehe Dich hin und wieder ein wenig vernachlässigen müssen, aber späterhin, bah, freilich vorausgesetzt, daß wir noch an einander Gefallen finden."

Sie wandte sich brüsk ab, stampfte mit den Füßen den Boden und schrie auf.

„Was fehlt Dir?“ rief er erschreckt.

„Nichts“, entgegnete sie hart. „Ein Freudenruf, der dieser entzückenden Perspektive gilt!“ Und ein seltsames Lächeln hob ihre Oberlippe, während ein wildes, dämonisches Feuer in ihren dunkeln Augen aufloderte. Sie kauerte zu den mitgebrachten Sachen nieder und drückte in lauten, frohlockenden Worten ihre Ueberraschung und Bewunderung aus. Und dabei zitterten ihre Hände und über die heißen Wangen rannen Thränen und fielen auf die Spitzen und kostbaren, glänzenden Gewebe, die in wirrem Durcheinander ihre Kniee deckten. „Wie gut Du bist, Gleb, wie Du mich verwöhnst!“ Mit den Füßen die rauschenden Stoffe bei Seite stoßend, sprang sie empor, warf sich ihm an die Brust und schlang die Arme um seinen Nacken. Und unter seinen leidenschaftlichen Liebkosungen durchrieselte es sie abermals wie Fieberfrost und sie schloß die Augen, als fürchte sie, er könne den kalten Haß auf dem Grunde ihrer Seele lesen. Ja, jetzt fühlte sie es deutlich: es war zu Ende. Sie konnte sich nicht mehr zu ihrer eignen Entschuldigung sagen: Du hast aus Liebe gefehlt. Er selbst hatte mit roher Hand das zerstört, was sie angstvoll zu hüten bemüht gewesen.

Wie Abscheu gegen sich selbst fühlte sie es in sich aufsteigen, jedes Liebeswort, jede Liebkosung, die sie von jetzt ab gestattete und gab, war eine mit Bewußtsein an sich selbst begangene Erniedrigung, Lüge und Schmach eine Stufe näher zu dem furchtbaren Ende in Noth und Elend.

Nachdenklich musterte Bulgakin ihr liebliches Gesicht, dessen eigenthümlich fremder Ausdruck ihm auffiel. „Sie liebt mich wirklich“, dachte er bei sich. „Meine Abwesenheit hat ihr mehr Kummer bereitet, als ich geglaubt hätte.“ Er wußte ja nicht, welche Gedanken hinter ihrer weißen Stirn sich verbargen, was in den Tiefen ihrer Seele sich regte und ihr Herz so wild pochen machte.

„Komm, Kleine, laß Dich ankleiden“, begann Gleb Dmitritsch nach einer Weile. „Ich habe die Gebrüder Korkow und Deinen Liebling François Ssawelitsch mitgebracht. Sie finden es gewiß nicht liebenswürdig, sie so lange allein zu lassen. Ich würde auch mit Vergnügen frühstücken!“

Sie strich mit der Hand über Stirn und Augen.

„Bestelle das Frühstück, Gleb, ich komme bald.“

Der Diener war noch mit dem Decken des Tisches auf der Veranda beschäftigt, als Eliane erschien. Von dem violetten Seidenkleide mit dem tiefen Halsausschnitt und den nur aus Schleifen und schwarzen Spitzen gebildeten Aermeln hob sich geisterhaft bleich ihr feines Gesicht mit den fieberhaft brennenden Augen ab. Mit lächelndem Munde nahm sie die Huldigungen entgegen, welche die Herren sich beeilten, ihr darzubringen.

Man servirte das Frühstück und die Gesellschaft setzte sich zu Tisch. Das Gespräch bewegte sich anfänglich in den Grenzen der Tagesbegebenheiten, nach den ersten Gläsern Wein nahm es eine freiere Färbung an. François Ssawelitsch, Elianens nächster Nachbar, ein beweglicher Franzose, der seinen stechenden Blick hinter einem bläulichen Pincenez zu verbergen trachtete, stützte die Ellenbogen auf den

Tisch und gab eine der pikantesten Anekdoten zum besten, deren er immer in Bereitschaft hatte.

Eliane war oft Zeugin ähnlicher Scenen gewesen, die sie zwar nie besonders angenehm berührt hatten, die sie indessen hingenommen, als etwas unvermeidliches. Heute aber erfüllte es sie mit solchem Widerwillen, daß es sie Ueberwindung kostete, auf ihrem Platze sitzen zu bleiben. Das Bild Sinas trat wieder vor sie hin, das zierliche, blonde Köpfchen mit dem klaren Blick der grauen Augen. Man hatte Sina ja so sorgsam von dem Niedern, Schlechten fern gehalten — und sie — sie stieß man in diese Umgebung, die die Seele vergiften und Scham und Sitte vom Weibe streifen mußte. Man brachte den Champagner. Gleb Dmitritsch und die Gebrüder Korkow tauschten in russischer Sprache ihre Meinung über den Verkauf eines Grundstückes aus.

Eliane antwortete einsilbig auf die Liebenswürdigkeiten ihres Nachbars. Aber als er mit dem schäumenden Glase sich zu ihr neigte und ihr etwas zuflüsterte, zuckte sie empor, wie von einer Schlange gestochen. Mit einer wilden Bewegung goß sie ihm ihren Champagner in das Gesicht, schleuderte das Glas weit fort in den Garten, daß es klirrend in Stücke sprang, und ging nach ihrem Boudoir, wo sie sich einschloß.

„Alle Wetter, ist Ihre Kleine aber resolut", meinte François Sjawelitsch, sich mit der Serviette das Gesicht trocknend, während Korkow der jüngere wie ein Kobold lachte und Bulgakin ärgerlich bemerkte:

„Ja, weiß der Himmel, was Sie ihr da auch wieder für Undinge gesagt haben."

* * *

Seit jenem Tage waren vier Wochen verflossen. Pascha, das Kammermädchen, lag neben ihrer Herrin auf den Knieen und ordnete die Falten der Robe, welche Eliane soeben als das Neueste aus dem Modemagazin erhalten. Dabei erzählte sie Eliane, daß heute Sinaida Romanownas Hochzeit in Moskau stattfinde. Sie hatte es von ihrer Freundin, die bei den Trionoff als Stubenmädchen diente und heute in Puschkino gewesen war, um einige auf der Datsche vergessene Gegenstände zu holen.

„Und Du weißt, in welcher Kirche?" fragte Eliane hastig.

„Ich weiß es, und die Trauung ist um sechs Uhr abends."

„O, ich will hin! Du mußt mit mir kommen, Pascha, und mich führen."

Ganz erregt theilte Eliane Gleb Dmitritsch ihren Plan mit.

„Wenn es Dir Vergnügen macht, wollen wir hin", versetzte er lächelnd. „Obgleich ich völlig überzeugt bin, daß das, was man zu sehen bekommt, in keiner Weise für die Stunde Eisenbahnfahrt entschädigt. Diese kleine, blonde Trionoff ist doch wahrhaftig nicht schön!"

„Gleichviel, gleichviel, ich will hin!" rief sie lebhaft.

„Gut, ich höre und gehorche", lachte er. „Aber in die Kirche komme ich nicht mit; ich hole Dich hernach von dort ab. In höchstens acht Tagen ziehen wir übrigens ganz zur Stadt, dann ist Deine Wohnung fertig. Es wird hier schon langweilig."

Eliane erwiderte nichts, aber sie trieb ihr Mädchen zur Eile, obgleich es noch viel zu früh war, ließ den Kutscher zweimal zum Anspannen mahnen und konnte, als sie mit Bulgakin im Waggon saß, kaum den Abgang des Zuges erwarten. In Moskau angelangt, wies sie Gleb Dmitritschs Vorschlag, sich ein Stündchen im Hôtel zu erholen, ungeduldig zurück und erklärte auf seine Bemerkung, daß es noch viel zu früh sei, sich in die Kirche zu begeben, sie würde mit Pascha zu Fuß dorthin gehen.

Als sie endlich, gefolgt von dem Kammermädchen, die Kirche betrat, und durch die schon zahlreich versammelte Menge sich einen Weg bahnte, blieb mancher Blick auf ihr haften und manches Wort der Bewunderung wurde laut. Sonst hatte sie das gefreut, heute war es ihr lästig und sie fühlte sich erst geborgen, als sie im Schatten eines Pfeilers stand. Von dort aus überschaute sie die Kirche, die in einem Lichtmeer schwamm, dessen breite, von bläulichen Weihrauchwolken gedämpfte Wellen über die goldenen Strahlen der Altarthür, die goldenen Rahmen der Heiligenbilder und die hohen, silbernen Leuchter hinspielten. In der ganzen dichtgedrängten Menge von Gästen in diesem Durcheinander von Atlas, Sammet und Brillanten der Frauen, den schwarzen, ordengeschmückten Fracks und glänzenden Uniformen der Männer gab es für Eliane nur einen Punkt, der ihre Aufmerksamkeit fesselte: das schlanke Mädchen im weißen Seidenkleide unter der Hülle des lang niederwallenden Schleiers an der Seite des jungen, schwarzgekleideten Mannes. Sie waren beide ernst und bleich und ihre Blicke hoben sich nicht vom Boden bei den verschiedenen Ceremonien, mit denen die griechisch-rechtgläubige Kirche ihre Trauungen verbindet. Es war, als vergäßen sie einander ganz über der Feierlichkeit des Momentes, als bewegten sie in ihren jungen Seelen nur das, was der in starren Goldbrokat gekleidete Priester ihnen eintönig vorsprach, was der Chor der Kirchensänger sang.

Eliane folgte aufmerksam dem Gange der Ceremonie. Das Halten der Krone über dem Haupte des Paares, dessen dreimaliger Rundgang unter Anführung des Priesters waren ihr ebenso neu, wie das Aufrollen eines Stückes rosa Atlas zu den Füßen der Beiden, vor dem die blonde Braut bescheiden stehen blieb und dem Manne ihrer Wahl den Vortritt gab, zum Zeichen, daß nie sie, sondern er das Oberhaupt in der Ehe sein möge.

Die Feierlichkeit war zu Ende, und Eliane sah den jungen Neuvermälten den Arm um Sinas schlanken Leib legen und sie in Gegenwart aller auf den Mund küssen. Und sie schlug die feuchten Augen auf und ihre Blicke begegneten sich in einem Aufstrahlen gegenseitiger, inniger Hingebung, während ein glückliches Erglühen ihr liebliches Gesicht färbte. Dann verließen sie die Kirche, welche in wenigen Augenblicken sich leerte.

Mit weit geöffneten Augen schaute Eliane dem Paare nach. Es schien ihr, als zöge alle Heiligkeit, alle Weihe, alle Helligkeit des Ortes mit dieser jugendlichen, weißgekleideten Gestalt davon, die ihr liebreizend und verehrungswürdig vorkam, wie noch nichts in der Welt. Und der Schmerz, den sie in den letzten Wochen durch verdoppelte, wilde Fröhlichkeit zu bannen gesucht, trat wieder in ganzer Gewalt an sie heran.

Das Kloster Grande Chartreuse bei Grenoble.

Die Reinen, die Geachteten wiesen sie mit Widerwillen zurück und zu den Verachteten wollte sie nicht gehören, die Erde hatte keinen Raum für sie! Alles, alles war für sie zu Ende. Sie vermochte es nicht, sich diesem Kreise zu entziehen, der sie mehr und mehr besudelte, je länger sie in ihm weilte. Ihre Orangenblüten waren zerdrückt, ihr Schleier zerrissen, und der, dem sie sich hingegeben, sprach lächelnd von dem Ende ihrer Liebe! Sie sank auf die Kniee und drückte die Stirn gegen die kalten Steinfliesen des Bodens. „Verzeihe mir, großer Geist, wenn ich nicht nach Deinem Rathschlusse handele", flüsterte sie und ihre Thränen tropften auf den Boden. „Wenn ich Dir meine Seele, von der sie sagen, sie sei unsterblich, wiedergebe, ehe sie bis zur Unkenntlichkeit entstellt und entwürdigt ist."

Die Magd warf einen verwunderten Blick auf das farblose, thränenüberströmte Gesicht Elianens und raunte ihr zu, während sie ihr vom Boden aufhalf: „Gleb Dmitritsch wartet draußen."

Bulgakin ging vor der Kirchenthür auf und ab.

„Wo bleibst Du so lange, Kleine", redete er sie ein wenig ungeduldig an. „Komm, wir wollen in die Eremitage fahren und speisen."

„Aber ich kehre heute Abend nach Hause zurück", entgegnete sie dumpf; die Thränen erstickten ihre Stimme.

„Ganz wie Du willst, mein Kind", gab er bereitwillig zu. „Ich muß diese Nacht in der Stadt zubringen."

„Pascha ist ja mit mir", sagte sie. „Auch habe ich den Kutscher mit der Equipage an die Bahn bestellt."

Gleb Dmitritsch gab der Magd Geld und die nöthigen Anordnungen und fuhr mit Eliane in das in Moskau allgemein bekannte, reich ausgestattete Hôtel. Da sie keine Lust hatte, in dem großen, gemeinschaftlichen Saale zu speisen, so nahmen sie eines der neben demselben belegenen Kabinetts. Er studirte sorgfältig die Wein- und Speisekarte, während Eliane im Zimmer auf und abschritt, von Zeit zu Zeit das Taschentuch gegen Stirn und Augen drückend. Der Kellner war kaum verschwunden, um das bestellte Essen herbeizuschaffen, als Eliane vor Bulgakin hintrat und ihn mit so seltsamem Blicke musterte, daß es ihn wie Unbehagen überkam und er von seinem Stuhle aufstand.

„Gleb Dmitritsch", begann sie tief und mühsam athmend. „Liebten Sie mich, als Sie mich aus Frankreich hierher brachten?"

Es lag etwas unerklärliches, feierliches in ihrer Frage, was ihn zwang, ohne Zögern zu antworten:

„Ich liebte Dich, Eliane."

„Aber wenn Du mich liebtest, Gleb, warum hast du kein Mitleid mit mir gehabt, warum hast Du mir nicht gesagt: „Eliane, flieh den Weg des Lasters, der Sünde, der alles Edle und Reine im Weibe vernichtet und dasselbe herabdrückt zu einer erbärmlichen, verachteten Kreatur. Es ist nicht der Frauen Beruf, in Müssiggang und Ueppigkeit dahinzuleben, nach Vergnügungen und Putz zu jagen, sie haben auch ernste Pflichten zu erfüllen. Warum hast Du mir nicht gesagt: „Bleibe in der Nähe des Mannes, der es ehrlich mit Dir meint, heirate ihn, sei ihm eine treue Gattin; vergiß die thörichten, überspannten Ideen Deiner Kinderjahre, vergiß meine Schmeichelworte, meine

Versprechungen, bleibe in Deiner bescheidenen Stellung, und Du wirst nie Schmach und Reue kennen lernen."

Sie hatte bisher in weichen, klagenden Tönen gesprochen, jetzt warf sie sich in einen Stuhl und brach in leidenschaftliches Schluchzen aus.

„Aber ich bitte Dich, Eliane", mahnte er, unangenehm berührt durch ihre Worte. „Du wirst mir hier doch keine Scene machen!"

„Oder wenn Du dazu nicht edel genug warst, wenn Du dem Verlangen, die schöne, so leicht erworbene Beute mit Dir heimzunehmen nicht widerstehen konntest, warum ließest Du mich allein, daß ich mit jenen in Berührung kam, die mir meine Gesunkenheit zum Bewußtsein gebracht, die mich gelehrt, daß es süß ist, mit offener Stirn jedem begegnen zu können, Achtung und ehrerbietige Behandlung zu verdienen. Oh Gleb, Du wolltest nur meine jugendfrische Schönheit und ob meine Seele dabei zugrunde ging, das war Dir gleichgiltig." Die letzten Worte sprach sie mit müder, leiser Stimme. Den Kopf in die Hand gestützt, blieb sie schweigend, mit gesenkten Wimpern sitzen.

„Ich erkenne Dich nicht wieder, Eliane", ergriff Bulgakin das Wort. „In letzter Zeit warst Du so heiter und liebenswürdig, als irgend möglich, und heute hast Du nur Vorwürfe und wieder Vorwürfe für mich. Was willst Du dadurch erzielen? Was einmal geschehen ist, ist geschehen und nichts ist dabei zu ändern."

„Und nichts ist dabei zu ändern", wiederholte sie halblaut. „Und es ist doch so traurig, sich das sagen zu müssen. Aber ein Tag kann viel; er kann nicht wieder gut machen, aber größeres Elend verhindern."

Der Diener trat mit dem Essen ein, servirte und entkorkte die Flaschen. Eliane berührte kaum die Speisen und wies den Wein zurück.

„Aber, liebes Kind, so iß doch", suchte Bulgakin sie zu überreden. „Der Zug geht erst um acht Uhr ab und jetzt ist es kaum sieben."

„In zehn Minuten fahre ich von hier aus", entgegnete sie hastig, ihren Teller zurückschiebend.

„Du zählst ja förmlich die Minuten bis zur Abfahrt, als wolltest Du soviel wie möglich jedes Zusammensein mit mir verkürzen", meinte er pikirt.

Thränen traten in ihre Augen, die sich träumerisch und traurig auf ihn richteten. „Ich danke Dir für jede Minute, in der Du wirkliche Liebe für mich gefühlt hast ohne den Beigeschmack der Verachtung, ohne den Nebengedanken, daß mich einst eine andere ersetzen könnte", sagte sie plötzlich innig.

Er ließ Messer und Gabel sinken und sah sie an. „Eliane, Du wirst immer unbegreiflicher", bemerkte er.

„Und für jede Minute dieser Liebe wünsche ich Dir Jahre des Glückes", fuhr sie ebenso weich fort, „aber nicht scheinbares, buntes, rauschendes Glück, das nur betäubt, sondern ganzes, dauerndes, das die Seele wirklich ausfüllt."

Sie erhob sich und streckte ihm die Rechte hin. „Leb' wohl, Gleb."

Er stand ebenfalls auf und wollte sie an sich ziehen. Mit einer abwehrenden Bewegung trat sie zurück. „Oh, ich bitte Dich, liebkose mich heute nicht, ich kann es nicht ertragen", murmelte sie und ein Ausdruck der Qual ging über ihre erblassenden Züge.

„Du bist nervös aufgeregt, Kleine", meinte er. „Der Gesang und der Weihrauch in der Kirche sind Dir zu ungewohnte Dinge. Morgen ist alles wieder gut, nicht wahr?"

„Morgen", sprach sie langsam nach. „Ja, Morgen."

* * *

Es war schon dunkel, als Eliane in Begleitung des Kammermädchens zu Hause anlangte. Pascha nahm Hut und Mantel in Empfang und Eliane ging nach dem Schlafzimmer. Sie entledigte sich des eleganten Kleides und warf eine helle Cachmirbluse über, deren koketter Schnitt den weißen Hals und die schön gemeißelten Arme frei ließ. Sie zog die Haarnadeln aus dem Haar und nahm die dunkeln Locken im Nacken mit einem seidenen Bande zusammen. Dann trat sie vor den Trumeau, wo sie, von dem flackernden, röthlichen Lichte der Kerzen beleuchtet, einen Moment regungslos stehen blieb. Wie in angstvoller Frage prüfte sie ihr Spiegelbild, das mit den lang niederfallenden Gewändern, den entblößten, mit Goldreifen geschmückten Armen und den entfesselten Haarmassen sich scharf von dem mattschimmernden, silbernen Hintergrunde der Tapete abhob.

Sie wandte sich ab, und wieder trat sie näher und die langbewimperten Lider hoben sich und langsam, als könne er sich nicht losreißen, glitt ihr Blick über die jugendschöne Gestalt, die so fremd aus dem goldenen Rahmen des Glases schaute. Ein furchtbarer Schmerz krampfte Elianens Herz zusammen und verzerrte ihre Züge. „Leb' wohl, Eliane", klang es zitternd von ihren Lippen, und es war, als halle der Laut leise klagend von den Wänden wieder. Sie wickelte sich in einen großen, weichen Plaid und trat auf die Veranda hinaus. Feucht und kühl wehte die Abendluft ihr entgegen, Wolken zogen langsam über den Himmel fort, hin und wieder brachen mit fahlem, mattem Scheine die Mondesstrahlen durch das Gewölk. Eliane trat an das Geländer der Veranda und schob die Vorhänge zur Seite. Ihre Gedanken kehrten wieder zu Sina zurück, zu der schlanken Gestalt im weißen, bräutlichen Gewande. Sie sah das holde, bleiche Gesichtchen mit den gesenkten Wimpern und dem fest geschlossenen Munde wieder vor sich. Jetzt war sie die Gattin des Mannes, dem ihre Seele gehörte, und ohne Scheu durfte sie ihm den ganzen tiefen Liebesreichthum ihrer reinen Brust zeigen. Und wenn das Leben Sina das nicht bot, was sie von demselben erwartete, wenn das in der Ehe erhoffte Glück zu schaler Alltäglichkeit herabsank, wenn sie einst unglücklich ward, so war sie doch nicht so elend, wie Hunderte ihres Geschlechtes, es blieb ihr ja die Erinnerung an eine Zeit ihres Lebens, wo alles licht und rosig für sie war, an die Zeit ihrer keuschen, selbstlosen Liebe, die in dem kleinsten, unbedeutendsten Etwas ein werthvolles Andenken von dem Geliebten erblickte.

Eliane lehnte den Kopf an die Säule neben ihr und blickte sinnend in den dunkeln Garten hinaus. Ihre Liebe lag nicht auf diesem zarten, duftigen Hintergrunde, aber auch für sie hatte es eine Zeit gegeben, wo ihr nichts ferner lag, als der Gedanke an ein Ende derselben. Oh, warum war sie nicht gestorben, untergegangen in dem

Flammenmeer der Leidenschaft damals, als sie noch der beseligende Wahn einer immer dauernden Liebe umfing! Sie liebte ihn nicht mehr! Zu Ende, zu Ende! Eine Rückkehr gab es für sie nicht, es bot sich ihr nur ein Ausweg!

Sie gedachte des Mannes, der sie zu seinem Weibe machen gewollt, des lebhaften, oft aufbrausenden Jules, der so voll Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit für sie gewesen. Er war mit solchem Eifer bemüht, den kleinen Laden einzurichten, in welchem sie, als seine Frau, künstliche Blumen verkaufen sollte. Er hatte ihr mit so lebendigen Farben das Bild ihres gemeinsamen Wirkens und Schaffens geschildert und sie war mit gleicher Begeisterung darauf eingegangen bis zu dem Augenblicke, da Gleb Dmitritsch mit ihr in Berührung kam; da verschwand alles! Ob er die treubrüchige Braut wohl vergessen hatte?

Sie stieg die Stufen hinab und blieb mitten im Gärtchen stehen. Die scharfe Nachtluft hatte schon längst das frische Grün der Blumenblätter gebleicht, ihren Kelchen Duft und blühende Farbe genommen; sie welkten langsam ihrem Tode entgegen. Die Amoretten blickten nicht wie sonst lächelnd auf sie nieder, eine wehmüthige Frage schien auf ihren farblosen Lippen zu schweben: „Was willst Du beginnen, Eliane, wohin, wohin?“

Langsam ging sie über den Rasenplatz dem Flusse zu. Dürres Laub raschelte zu ihren Füßen; das leise Geräusch that ihr weh und erweckte schmerzliche Gedanken in ihr: sie waren auch einst frisch und grün gewesen, diese Blätter. Frost und Sturm hatten sie entfärbt und zu Boden geworfen. Niemand dachte mehr an das Entzücken, mit dem man sie begrüßte, als sie ihre Blütenknospen sprengten. Man zertrat sie zu Staub und keine Thräne wurde ihnen nachgeweint: es mußten ja wieder andere kommen zu seiner Zeit!

Zwischen den Baumkronen schimmerte ihr ein Stern entgegen. Abermals blieb sie stehen und hob das Antlitz empor. „Du lächelst so freundlich, weil Du nicht weißt, auf wen Du blickst“, sagte sie laut, als müsse der leblose Himmelskörper sie hören und verstehen. „Du weißt nicht, daß die Erde keinen Raum für mich hat.“

Wie hoch und düster das Himmelsgewölbe sich hindehnte. Was diesen weiten, bläulichen Raum wohl füllte? Ob auch die das All umfassende, göttliche Liebe, die durch schmerzvollen Tod eine ganze Welt erlöste? Es war ein liebliches Wort, aber sie hatte keinen Theil daran, es war wohl nur für die gesprochen, die durch Reinheit und Tugend der Gottheit näher standen. Sie streckte die Arme zum Himmel aus und ein namenloses Weh überfiel sie. „Warum ist es doch so unglaublich schwer, diese Erde zu verlassen, wenn man erst achtzehn Jahre lang ihre Schönheit, ihren Wechsel und ihr Leid kennt“, murmelte sie. „Und wie, wenn ich zurückkehrte zu den Freuden der Welt, wenn ich durch verdoppelte, wilde Lust die Oede meiner Brust zu betäuben suchte?“ Ein Fröfteln schüttelte sie, sie hüllte sich enger in den Plaid. „Oh und das Ende? Ich fände dann nicht einmal mehr die Kraft, dieses erbärmliche Dasein freiwillig von mir zu werfen.“

Sie ging weiter, immer weiter und stand erst am Flusse still. Ein Gefühl unwiderstehlicher Angst überfiel sie, als sie das Wasser so dunkel und lautlos vor sich liegen sah.

„Die Menschen haben keine Hilfe für mich, sie stoßen mich zurück zu der Sünde, die mir Abscheu einflößt, der Weg, der zu Tugend und Reinheit führt, ist für mich versperrt. Willst Du mir auch verweigern, was ich von Dir fordere?“

Sie neigte sich zum Wasser und trat schaudernd wieder zurück. Dann setzte sie sich auf einen Stein am Ufer und flocht in stummer Verzweiflung die Hände in einander. Ihre ganze Vergangenheit erstand nochmals vor ihr und überschüttete sie förmlich mit ihren seltsam lebendigen Erinnerungen. Wie wellenförmig sich bewegende Lichter und Schatten zogen sie durch ihre Seele, deren brennendes Weh in tiefes, stilles Trauern sich wandelte. Es war, als ob die Mutterhände sie wieder berührten, als ob ein warmer Athem ihre Wange streifte und eine sanfte Stimme ihr ins Ohr flüsterte: „Schlaf wohl, kleine Eliane!“ Ja, schlafe wohl, Eliane, und vergiß Dein Elend und Deine Schande!

Eliane erhob sich und ihre Blicke irrten angstvoll über die dunkle Wasserfläche.

Da theilten sich die weißlich schimmernden Wolkenmassen und in breiten Strömen erhellte das Mondeslicht den Fluß. Den Plaid zu Boden werfend, trat Eliane hart an das Ufer und im nächsten Augenblicke wogte das Wasser schäumend und plätschernd auf, ein leiser Wehelaut hallte durch die stille Abendluft, — noch einmal hob sich ein weißer Arm mit einem funkelnden Goldreif empor. Dann schloß sich das Wasser und zog seine Kreise weiter und weiter und glättete sich über der Stelle, wo die den Tod gefunden, für welche die Erde keinen Raum gehabt. Und auf der dunkeln, unbewegten Oberfläche des Flusses spiegelten sich die Sterne wieder wie Augen, die in Thränen glänzten, und ein Rauschen ging durch die Lüfte, als flöge ein Engel der Barmherzigkeit über die nächtlichen Lande dahin und strecke seine Hand versöhnend aus über das feuchte Grab der Verlorenen, welcher menschliche Tugend Hilfe und Vergebung versagt!

Grillparzer und seine Beziehungen zur Tonkunst.

Von Ferdinand Pfohl.

I.

Grillparzer ist eine jener merkwürdigen Erscheinungen in der Literaturgeschichte, deren künstlerischer Lebensbethätigung unglaubliche Hindernisse hinwegzuräumen blieben, bevor sie zu jener Stellung gelangten, die ihrem Talente, die ihrer Individualität gebührte, eine Stellung, die ihnen die Beschränktheit ihrer Umgebung und eine durch Vorurtheile und Wahnideen verdüsterte Zeit leider nur zu lange vorenthalten hatte. Grillparzers zwingende Genialität ist jedermann geläufig und doch sind seine Werke in ihrer Gesammtheit nur wenigen bekannt; der äußere Gang seiner poetischen Entwickelung ist merkwürdig genug: die Lorbeeren, die dem Zwanzigjährigen in überreicher Fülle zutheil wurden, immer spärlicher werden sie mit zunehmender Reife und der mit ihr immermehr zutage tretenden klassischen Durchgeistigung seiner dichterischen Vorwürfe; der Dichter selbst immer vorsichtiger in seinen Berührungen mit der Oeffentlichkeit, und als Laube in begeisterter Freundschaft das ganze Gewicht seines Ansehens und seiner Macht zu Gunsten Grillparzers in die Wagschale wirft und durch musterhafte Aufführungen der Dramen seines Dichters einen neuen glänzenderen Ruhm dem mit der „Ahnfrau" verbleichenden zugesellt, selbst dann noch bewahrt in fast jungfräulicher Scham der Poet von Gottes Gnaden seine für viele unbegreifliche Zurückhaltung und vereinsamt nach außen hin immer mehr und mehr; der Lärm des Literaturlebens läßt ihn kalt; er unterhält keine oder doch nur kühle Beziehungen zu schriftstellerischen Berühmtheiten, zu literarischen Kreisen. So kam es, daß Grillparzer als Dichter eine namentlich in Deutschland höchst einseitige Würdigung erfuhr; den Einen war er der ungenießbare Bureaukrat, der eingefleischte Oesterreicher, den Meisten der Dichter der „Ahnfrau", gruseligen Angedenkens. Man warf ihn mit Müllner und Werner in einen Topf zusammen. Schicksalstragödie, Schicksalstragödie! „Die Kritik konnte diesem außerordentlichen Stücke gegenüber den pedantischen Standpunkt lange nicht los werden. Sie war in ihrem Rechte,

soweit sie die Gefahr erkannte, gerade durch eine außerordentliche Leistung die sogenannte Schicksalstragödie, welche das große, das Weltgericht vertretende Fatum der Griechen in ein kleinliches eigenwilliges, grillenhaftes Familienschicksal verkehrte, noch stärker auf der deutschen Bühne eingebürgert zu sehen. Sie war im Unrecht, insoweit sie die große poetische Kraft, welche in überkommene Formen hineinströmte, verkannte und nahm vollends eine literarische Schuld auf sich, als sie fortfuhr, den immer selbstständiger und freier werdenden, den immer origineller hervortretenden Geist Grillparzers an dem Jugendwerke zu messen." *)

Schicksalstragödie! Diese Anklage war, wie Laube bemerkt, in den Sammelwerken, wie Konversationslexika und Encyklopädien es sind, gleichsam „stereotypirt" worden; dem Dichter aber war es gar nicht in den Sinn gekommen, Verbrechen durch Verbrechen entsühnen zu lassen und in der Verkettung von Schuld und unglücklichen Ereignissen, welche den Inhalt des Trauerspieles ausmacht, ein neues System des Fatalismus darzustellen. Und doch fand gerade diese „Ahnfrau", die wahrhaft strotzt von dramatischem Talent und blendet durch poetische Schönheiten, eine so begeisterte Aufnahme, daß in dieser Beziehung die späteren Dramen Grillparzers nicht im entferntesten an sein Jugendwerk heranreichen. Ja, beinahe mißvergnügt erlebte die gaffende Menge, die sich an den Springfluten schrankenloser Leidenschaft, an den Gischtwogen aufgewühlter Gedanken und an den Strudeln einer zerstörenden Negation alles Bestehenden ergötzte, das große Schauspiel, daß sich der wogenschlagende Strom erregt-poetischer Empfindung unseres Dichters in den Ufern klassischer Formen glättet und mit erhabener Ruhe in neuem Bette dahingleitet. Aber die große Menge begreift nimmer den Kulturzweck des Stromes; sie weiß nichts oder nur abenteuerliche Gerüchte von den fernen Landen, die seine Ufer säumen . . .

Wer sich mit Grillparzer freundschaftlich bekannt gemacht hat, dem werden bei der Lektüre seiner Schriften eine Menge theils epigrammatisch scharfer, theils ästhetisch kritischer Aussprüche aufgefallen sein, die nicht zum geringsten Theil jener „freiesten, einzig freien aus der Schwesterkünste Drei", der Tonkunst gelten. Grillparzer war das, was man einen guten Musiker nennt: zu der ursprünglichen Veranlagung, die freilich bei ihm auf dem halben Wege ihrer Ausbildung stecken blieb, gesellte sich ein aufgeschlossenes, an Mozarts und Beethovens Werken gebildetes Musikverständniß, das ihn mit oft bewunderungswürdiger Unfehlbarkeit auf das Richtige hinleitete und dieses festhalten ließ. Seine technisch-musikalischen Kenntnisse sind wohl nicht allzu hoch, aber auch nicht zu gering anzuschlagen, obwohl oder vielleicht weil er als junger Mann Unterricht von dem bekannten Wiener Hoforganisten Sechter erhielt, demselben Sechter, der als Variationen-Sichter durch seine 100 + x Variationen über irgend ein Thema (die Lorbeeren Beethovens ließen den würdigen Mann nicht schlafen) in der Musikgeschichte zu eben so trauriger Berühmtheit gelangte, wie etwa der Leipziger Kantor Schicht, der den Komponisten der IX. Symphonie

*) Alfred Klaar, „Geschichte des modernen Dramas", S. 169.

„ein musikalisches Schwein" nannte. Uebrigens musizirte man in Grillparzers Vaterhause recht fleißig; den ersten Klavierunterricht erhielt der kleine Franz von seiner Mutter. Das Klavierbändigen scheint ihm aber nicht recht behagt zu haben, sintemalen seine in ihrer Liebe für die Musik wohl etwas übertrieben leidenschaftliche Mutter durchaus nicht die nöthige Schonung walten ließ, wenn er „daneben" griff: und Franz griff leider immer daneben, denn wie er in seinen Tagebuchblättern — die zuerst Prof. E. Hanslick durch Vermittelung von Katharina Fröhlich zu Gesichte bekam und auch theilweise veröffentlichte — erzählt, mußte er, noch bevor er den vollkommenen Gebrauch seiner Gliedmaßen hatte" ans Klavier heran und wenn er einen Ton fehlgegriffen, riß seine Klaviermutter die kleine Hand rauh von den Tasten hinweg. Bald darauf bekam er einen Klavierlehrer, der auf den Namen Johann Mederitsch oder Gallus hörte. Diesen nennt Grillparzer „einen ausgezeichneten Kontrapunktisten, den aber Leichtsinn und Faulheit hinderten, seine Kunst zur Geltung zu bringen." Die Klavierstunde unter einem in dieser Weise charakterisirten Lehrer sah sonderbar genug aus. Lehrer und Schüler krochen mehr unter dem Klaviere herum, als daß sie darauf gespielt hätten.

Mederitsch war ein Meister in der freien Phantasie: hatte er die erste Hälfte seiner Klavierstunde mit Kinderpossen glücklich todtgeschlagen, so füllte er die peinliche zweite Hälfte mit Phantasiren aus; dieser Gallus ist es jedenfalls gewesen, der in der Seele des Knaben den ersten Antrieb erweckte für diese Kunst, die nicht an äußere weit entwickelte Fertigkeit gebunden ist, sondern aus der Tiefe der Brust ohne Zwang und Regel hervorquillt. In seiner späteren Lebensperiode, da eine verknöcherte Bureaukratie und der Unverstand, dem er überall begegnete, trübe Schatten in die Seele des Dichters geworfen, war es gerade das Phantasiren, das ihm Vergessen seiner großen und kleinen Schmerzen brachte.

Stundenlang saß er dann in der Dämmerung am Klaviere, träumend und dichtend. In jener Zeit der Klavierstunden aber hatte Franz eine heftige Abneigung gegen das Klavier gefaßt; er wollte sich dem lästigen Zwange entziehen und als sein Bruder Geigenstunden nahm, verliebte sich Franz geradezu in die Violine; er übte nun so überaus fleißig Skalen und Passagen, daß er in kurzer Zeit mit dem erstaunten Geigenlehrer Duette spielen konnte; die Eltern machten indessen diesen nicht vorgesehenen und nicht gewollten Virtuosenanläufen ein frühes Ende; Franzens Streben war nun racheheischend darauf gerichtet, auch dem Klavierspiel den wohlverdienten Untergang zu bereiten; das Ende vom Lied fiel beinahe grotesk-komisch aus. Bei einer Soirée in Grillparzers Elternhause sollte auch Franz die Früchte eifriger Kunstbestrebungen in klingenden Beifall eintauschen, nachdem soeben Franzens Bruder seinen ersten Triumph gefeiert; aber Franz war nirgend zu finden . . . man suchte . . . Alles vergeblich; Franz war und blieb verschwunden. Als sich aber die Gäste verzogen hatten, tauchte er urplötzlich wieder auf . . . er hatte sich in das Bett des Bedienten verkrochen.

Von nun an blieb er von Klavierstunden verschont; er spielte nicht mehr Klavier, aber bald äußerte sich der ihn erfüllende Musik-

trieb in anderer Form, er komponirte: sonderbarerweise war es eine Horazische Ode „Integer vitae, scelerisque purus", die er oft des Abends im Zwielichte zum Klaviere sang; er blieb jedoch nicht bei dem einen Versuche stehen, sondern wagte es bald mit einem Gedichte Heines („Du schönes Schiffermädchen"), nachdem vorher schon seine Komposition zu Goethes „König von Thule" selbst die Billigung und den Beifall des gestrengen Vaters gefunden. Professor Hanslick, der die Originalmanuskripte gesehen, erzählt, sie seien mit feiner, deutlicher Notenschrift aufgesetzt und wenn auch nicht gerade originell in der Erfindung, so beweise gerade ihre schlichte Korrektheit, daß der große Dichter die Musik nicht bloß begeistert anzusingen, sondern sie auch künstlerisch zu handhaben wußte.

Es ist bekannt, daß Grillparzer sein erstes Lorbeerreis sich mit einer Novelle „Der arme Spielmann" erfang. Diese scheinbar kunstlose und des äußeren Schmuckes gänzlich entbehrende, rührende Geschichte zeugt von empfindungsgroßer Hingabe an die Musik, von beglücktem und beglückendem Sichversenken in die Tiefen der Töne. Diese Geschichte konnte nur ein Poet schreiben, dessen durstiges Ohr zerlechzte in der Sehnsucht nach der „ewigen Wohlthat und Gnade des Klanges", dessen Herz wie eine Aeolsharfe in wundersamen Accorden erschauerte, wenn sich ein schöner und edler Gedanke aus seinem Innern losrang.

II.

Obwohl gerade Grillparzer die Selbstherrlichkeit der absoluten Musik zu seinem obersten musikalisch-ästhetischen Prinzipe erhob und nichts so sehr scheute wie das, was einem Programme ähnlich sah — er ließ ja nicht einmal den vollkommen berechtigten Kunstausdruck „Tondichter" bestehen — so halte ich dafür, daß gerade Grillparzer in den Augenblicken seiner dichterischen Inspiration das Unaussprechliche der tiefsten Empfindung als Klang in seinem Herzen wiederhallen hörte, aber in der Weise, daß ihm die Musik das Programm war zu der eben sich gebärenden Dichtung, im Gegensatze zu jenen berufsmäßigen Programmmusikern, welche einer Tonschöpfung eine Textunterlage mit Gewalt unterzwingen. Etwas ähnliches wie von Grillparzer gilt ja auch von den zweckbewußten Erfindern und Meistern der Programmmusik von Berlioz und Liszt: Berlioz z. B. ließ sich von seiner Gattin, einer vortrefflichen englischen Schauspielerin Shakespeares „Romeo und Julie", vorlesen, Liszt vertiefte sich in die Wunderwelt des Goetheschen Faust. Beide, Berlioz wie Liszt, dichteten gewissermaßen diese großen Gedichte nach, freilich mit der Absicht, musikalisch einen Flug zur Sonne zu nehmen und die auf diese Absicht gerichtete konzentrirteste Aufmerksamkeit des Ohres ließ die Empfindung, die ein jeder beim Hören oder Lesen hatte, als Ton, Klang und Rhythmus in Fesseln schlagen; so entstanden die symphonischen Dichtungen „Romeo und Julie" und die grandiose „Faustsymphonie". Der dichterische Gedanke ist also das Frühere, Ursprünglichere, die musikalische Empfindung das Spätere, Abgeleitete, die Deszendenz des poetischen Gedankens: der Poet wird hier zum Vater des Musikers. Richard Wagner theilt uns, die eben ausgesprochene Behauptung be-

weisend, in Bezug auf den Werdeprozeß seiner Tondramen mit, daß sich bei ihm die Poesie unmittelbar in Musik umsetzte. Es folgt aber daraus — wenn etwas ähnlich, wie ich annehme, auch bei Grillparzer sich vollzog — keineswegs, daß diese den neugeborenen poetischen Gedanken als Wiegenlied umsummende Musik zu derselben Höhe mit jenem sich aufschwingen müßte. Wir haben es, aus den berührten Proben zu schließen, keinesfalls zu bedauern, daß Grillparzer nicht unter die Komponisten gegangen; nichtsdestoweniger aber muß es eigenthümlich und befremdend erscheinen, daß er mit seiner durch und durch musikalischen nach- und mitempfindenden, wenn auch nicht vorempfindenden Natur als Lyriker nicht freundlicher den modernen Tondichtern entgegengekommen ist, indem er Lieder in jener gewissen Form geschaffen hätte, welche, wie in den lyrischen Knospen Heines, zur Vertonung geradezu verführt. Während manche Lieder Heines über hundertmal von berühmten und nicht berühmten Tonkünstler komponirt wurden, haben selbst die köstlichsten unter den Grillparzerschen Stimmungsbildern und Liebesliedern kaum einen liebevollen Sänger gefunden. Der Grund dieser Vernachlässigung liegt wohl in der Auffassung, die Grillparzer von der Posie eigen war: sie war ihm ja der vollendetste Ausdruck des Gedankens. Franz Schubert komponirte zwei Gedichte, „Ständchen" und „Mirjams Siegesgesang", Franz Lachner die Kantate „Weihgesang" und Mendelssohn ein einziges Gedicht (op. 8, Nr. 3), als dessen Textautor merkwürdigerweise — Hoffmann von Fallersleben gilt.

Mit Schubert war Grillparzer ebenso wie mit Beethoven, welchem er einen Operntext „Melusine" verfaßte, persönlich oft in Berührung gekommen, nachdem den jungen Dichter seine ersten Dramen schnell berühmt gemacht hatten. In Heiligenstadt wohnte die Grillparzersche Familie sogar in demselben Hause mit dem großen Tonheros; Franz war damals noch ein Knabe; er mochte sich wohl vor dem Manne mit dem finster blickenden Charakterkopfe gefürchtet haben. Beethoven war und ist eben niemals ein Gesellschafter für — Kinder gewesen. Der Graf Dietrichstein war später derjenige, der bei Grillparzer eines Operntextes wegen anfragte. Grillparzer war darob in nicht geringer Verlegenheit. „Einmal lag mir der Gedanke" — schreibt er — „je ein Opernbuch zu schreiben, an sich schon ferne genug, dann zweifelte ich, ob Beethoven, der unterdessen völlig gehörlos geworden war und dessen letzte Kompositionen, unbeschadet ihres hohen Werthes, einen Charakter von Herbigkeit angenommen hatten, die mir mit der Behandlung der Singstimmen in Widerspruch zu stehen schien, ich zweifelte, sage ich, ob Beethoven noch imstande sei, eine Oper zu komponiren. Der Gedanke aber, einem großen Manne vielleicht Gelegenheit zu einem, für jeden Fall höchst interessanten Werke zu geben, überwog alle Rücksichten und ich willigte ein."

Bekanntlich aber hat Beethoven nur eine Oper geschrieben; der „Fidelio" sollte allein bleiben und der Text Grillparzers vergilbte auf dem Tische des Meisters. In der Folge hatte jedoch Grillparzer Gelegenheit, Beethoven dann und wann zu besuchen. Diese Besuche scheinen sich aber nicht allzu häufig wiederholt zu haben, denn es wäre sonst nicht zu erklären, wie Grillparzer durch die von Schindler

dem ami de Beethoven, überbrachte Nachricht von der ersten Krankheit des Meisters, die jeden Augenblick das Schlimmste fürchten lasse, völlig unvorbereitet getroffen wird. Als dann der 26. März (1827) mit seiner Katastrophe kam, war Grillparzer so sehr erschüttert, daß ihm die Thränen aus den Augen stürzten, denn er hatte ja, wie er bekennt, Beethoven, „eigentlich geliebt". Er bildete in seinem Verhältniß zu Beethoven einen leuchtenden Gegensatz zu Goethe; dieser vermochte den großen Tondichter niemals zu begreifen. Goethes Musikverständniß war nur ein theoretisches; in der praktischen, als der einzig richtigen natürlichen Auffassung, war er nicht aus den Kinderschuhen herausgeschlüpft. Als Goethe mit Beethoven in Teplitz zusammentraf, da fühlte sich der geschniegelte und gebügelte Hofmann von dem wenig salonfähigen, kantig-herben „Benehmen" Beethovens peinlich abgestoßen: Goethe brachte das Kunststück zuwege, kalt und ungerührt auszusehen, nachdem ihm Beethoven privatissime vorgespielt; derselbe Goethe, den doch Bettinas von Arnim begeisterungflammenden Briefe über die unergründliche Genialität Beethovens nachzudenken angeregt haben mußten, derselbe Goethe fällte bei einem Besuche des jungen und berühmten Mendelssohn, welcher ihm den ersten Satz aus der schicksalstrotzigen C-moll-Symphonie jedenfalls nicht schlecht vorgespielt hatte, das ergötzliche Urtheil: „Das ist alles sehr groß, ganz toll! Man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein; und wenn das nun alle Menschen zusammenspielen!!" Goethe verstand eben den genialsten Musiker jener großen Epoche nicht; das ist die Achillesferse an seiner Universalität.

Wie ganz anders Grillparzer! Er hatte ja Beethoven eigentlich geliebt und war auch bis zu einer gewissen Tiefe in dessen Riesenschöpfungen eingedrungen; freilich, für den Beethoven der letzten Periode fehlte auch ihm das Verständniß; sein Geist war eben zu konservativ, zu sehr in der Formalästhetik aufgehend, als daß er sich mit dieser, alle Schranken und alle Dämme theoretischer Gelehrtengrübelei übersetzenden, gigantischen Individualität hätte befreunden können. Der Beethoven der letzten Periode war für Grillparzer kein Klassiker mehr, das bezeugen nur zu deutlich folgende Zeilen:

Ob mir's gefällt, ob nicht gefällt —
Sein Ruhm bleibt ganz und heil; —
Denn jeder Faust — das weiß die Welt —
Hat seinen — zweiten Theil!

Für das Werk, in dem Goethe und Beethoven die Träger eines Lorbeerkranzes scheinen, für den „Egmont", hatte sich Grillparzer so begeistert, daß er einen die einzelnen Musikbilder verbindenden, für die Aufführung im Konzertsaal berechneten Text schrieb; dieser Text scheint aber in der Fortsetzung von Mosengeil keineswegs gewonnen zu haben, da man ihn neuester Zeit durch ein Gedicht von M. Bernay zu ersetzen pflegt. Ganz bezeichnend für seine aus ästhetischen Gründen sich ergebende Abneigung gegen die letzten Tonschöpfungen Beethovens, die heutzutage selbst bei den verstocktesten Musikantenseelen kein kritisches Kopfschütteln mehr erregen, sind auch die Verse, welche Grillparzer anläßlich des Berliozfestes in Wien (1846) schrieb: Berlio-

ist ihm die fremde Einheit, um die sich die einheimischen Nullen schaaren; Vater Haydn und Onkel Mozart sind ihnen ein abgethaner Standpunkt, das Reich der eigentlichen Musik beginne erst mit Beethoven, denn

Beethoven erst hob sich vom Staub,
Drum sei er unser Lehrer!
Heißt das: von da an, wo er taub!
So wünschen wir die Hörer!

III.

War Grillparzers Verehrung für Beethoven als Künstler im Gegensatze zu dem ungeheuren Crescendo des Beethovenschen Entwickelungsganges in ein Decrescendo auslaufend, so trüben keine ästhetischen Tollkühnheiten, keine formalen Abweichungen von der Linie des ideal Schönen die unbegrenzte Hingebung unseres Dichters an Mozart. Ihm gelten folgende Verse, die vielleicht die schönste Charakteristik enthalten, die überhaupt von Mozart gegeben wurde:

Er aber klomm so hoch als Leben reichte,
Er stieg so tief hinab als Leben blüht und duftet,
Und so ward ihm der ewig frische Kranz,
Den die Natur ihm wand und mit ihm theilet . . .

Auf die makellose, klassischreine Formenschönheit seines Lieblings übergehend, singt er die prächtigen Verse:

Weil er nie mehr gewollt als Menschen sollen,
Tönt auch ein Muß aus allem, was er schuf . . .
Und lieber schien er kleiner als er war,
Als sich zu Ungethümen anzuschwellen.
Das Reich der Kunst ist eine zweite Welt,
Doch wesenhaft und wirklich wie die erste,
Und alles Wirkliche gehorcht dem Maß.

Mozart war für Grillparzer das Ideal eines Tonsetzers, seine keusche Naivetät, umrankt von holder Sinnlichkeit, und seine melodische Unerschöpflichkeit bezauberten ihm vollends Herz und Sinne; gerade Mozarts Musik hatte zum ersten Male die Centifolie süßer Liebe in seinem keuschen Busen erblühen lassen, als er die jugendliche Sängerin Henriette Teimer in der doppelten Verklärung der Musik und ihrer eigenen Schönheit als Cherubin in der „Hochzeit des Figaro" sah und hörte: ein starker, berauschender Duft quoll dieses Leidenschaft athmende Gedicht aus seinem Herzen.

Daß Grillparzer an dem musikalischen Leben Wiens lebhaftesten Antheil nahm, beweisen seine zahlreichen an Virtuosen gerichteten, oft epigrammatisch herben Verse. Der von einem dämonischen Hauche umwitterte Paganini läßt in Grillparzer eine ähnlich aus Grauen und Bewunderung sich mischende Empfindung auflodern, wie in dem nichtmusikalischen Heine: „Du wärst ein Mörder nicht? Selbstmörder Du! Was öffnest Du des Busens stilles Haus und jagst sie aus, die unverhüllte Seele und wirfst sie hin, den Gaffern eine Lust? Stößt mit dem Dolch nach ihr und triffst! Und klagst und weinst und zählst mit Thränen ihre blutigen Tropfen? Dann aber höhnst

Du sie und Dich, brichst spottend aus in gellendes Gelächter! Du wärst kein Mörder? Frevler Du am Ich des eigenen Leibs, der eignen Seele Mörder! Und auch der meine — doch ich weich Dir aus!"

In dieser meisterhaften, poetischen Schilderung des großen Geigers und seines Spieles klingt zum Schluße ein Gedanke hinein, der keck in einem Liszt (1840) gewidmeten Vierzeiler sich ausspricht:

Noch stürmt des Beifalls, des Entzückens Flug,
Es läßt das Maß sich kaum noch mehr vergrößern,
Drum sei's, o Herr, der Trefflichkeit genug:
Wir danken Dir, doch send' uns keinen Bessern!

Wenn das Benehmen Jenny Linds nicht jedermann gefalle, so gehe es ihr wie anderen reichen Leuten: sie hat nicht immer kleines Geld. Ole Bull, der musikalische Doppelgänger Paganinis, ein Gespenst, das kein Gespenst, nur ein Körper sei . . . Das Quartett eines einheimischen Komponisten giebt Grillparzer Gelegenheit, liebenswürdig zu werden. Er sagt:

Dein Quartett klang als ob einer,
Der da hackt in dumpfen Schlägen,
Mit drei Weibern, welche sägen,
Eine Klafter Holz verkleiner . . . !

Dergleichen Aussprüche wie der letztcitirte lassen an vernichtender Deutlichkeit nichts zu fürchten übrig. Jedenfalls hatte es das Familienschicksal der Grillparzer weise eingerichtet, daß dem berühmtesten Sprößling des Geschlechtes nicht das Amt eines Musikkritikers zufiel; aus zwei Gründen: der eine liegt in der Erwägung, daß dergleichen drastische Grobheiten keineswegs geeignet waren, die persönliche Sicherheit und Beliebtheit des satirischen Griesgram zu fördern. Grillparzer litt ohnehin sein ganzes Leben hindurch an sich selbst, und infolgedessen an seiner Umgebung, die wie ein Hohlspiegel die doch nur von ihm ausgehende Unfreundlichkeit und das ihm eigene mürrische Zugeknöpftsein auf ihn als den Brennpunkt wieder zurückwarf.

Dann spricht noch ein zweiter Grund für die Fernhaltung unseres Dichters und seines verletzend schroffen, nicht immer gerechten Urtheiles von den Tagesfragen der Kunst und ihren Aeußerungen. Bestimmt, wie er war, nahm er natürlich zu jeder neu am Horizonte der Kunst auftauchenden Erscheinung Stellung und wenn nun sein Einfluß so weit gereicht hätte, daß ein von ihm in seiner Verbitterung gefälltes Urtheil generalisirt zum Urtheil der oberen Zehntausend hätte werden können, so würde die in den vierziger Jahren sich vollziehende Revolution in der Kunst mit ihren Wogen vergeblich vor den Wällen Wiens gebrandet haben; man hätte die Zugbrücke der konservativen Hochburg nimmermehr herabgelassen. Wien ward ohnehin von der aus dem Sauerteig Wagnerischer Ideen hervorbrodelnden ungeheueren Gährung erst spät durchsetzt; hier, wo Beethoven, der große Fortschrittsmann gelebt, gerade hier hatte die Gegenrevolution ihr Hauptquartier aufgeschlagen; aber sie vermochte es trotzdem nicht zu hindern, daß eines Tages Richard Wagner mit bronzestirniger Kühnheit an die festen Thore klopfte und Einlaß heischte; man muß ihn einlassen . . .

Bevor ich aber Grillparzers Verhältniß zur Zukunftsmusik be-

leuchte, muß ich den Aesthetiker Grillparzer zu Worte kommen lassen. Wie schon bemerkt, fordert er die vollste Selbstherrlichkeit der Instrumentalmusik.

Tonkunst, die vielberedte,
Sie ist zugleich die Stumme:
Das Einzelne verschweigend
Giebt sie des Weltalls Summe.

Den Gegensatz zwischen Musik und Poesie faßt er erklärend dahin auf, daß die Dichtung dem klaren Tage gleiche, die Musik aber der weltenverbindenden Nacht. Das Dunkel dieser Räthselworte klären indessen seine zahlreichen auf die Musik Bezug habenden Aperçus und ästhetischen Stoßseufzer wenigstens theilweise auf.

Wenn man den Grundunterschied der Musik und der Dichtkunst schlagend charakterisiren wollte — sagt Grillparzer — so müßte man darauf aufmerksam machen, wie die Wirkung der Musik vom Sinnenreiz, vom Nervenspiel beginnt und — nachdem das Gefühl angeregt worden, höchstens in letzter Instanz an das Geistige gelangt, indeß die Dichtkunst zuerst den Begriff erweckt (?), nur durch ihn auf das Gefühl wirkt und als äußerste Stufe der Vollendung oder der Erniedrigung erst das Sinnliche theilnehmen läßt; der Weg beider ist daher der umgekehrte. Die eine Vergeistigung des Körperlichen, die andere Verkörperung des Geistigen. Den oft gebrauchten Satz: die Musik sei eine Poesie in Tönen — läßt Grillparzer gänzlich fallen; er sagt dazu:

O ihr kunsthistorisches Gelichter,
Nennt ihr den Tonsetzer: Tondichter?
Dann nennt auch, was wir Dichter nannten,
In Zukunft Wörtermusikanten.

Die liebevolle Durchdringung von Poesie und Musik, wie sie Wagner in seinem volleinheitlichen Kunstwerke der Zukunft will, ist Grillparzer nun einmal verhaßt. Wörtermusikanten! Kann man einem Dichter ein größeres Kompliment machen über den sinnlichen Wohllaut seiner Verse, als wenn man sie mit Musik vergleicht? Manche der Lieder Heines oder Goethes tragen die Musik in sich und Hamerlings herrliche Verse stehen in klanglicher Beziehung der Musik als solcher am nächsten. Schließlich ist ja jedes Wort, das wir sprechen, auf einen Ton abgestimmt; der Redefluß eines modulationsfähigen Sprachorganes wird in der That zur unendlichen Melodie; ja, selbst die Sprache des gemeinen Tages ist Musik; wir theilen uns unsere Gedanken mit sinnlichen, wenn auch monotonen Klängen mit. Im Gegentheile dazu: sprechen nicht die Instrumente Wagners eine sehr deutliche Sprache? ringt Beethoven nicht mit der ganzen Kraft seiner vulkanischen Natur in der Neunten nach fast begrifflichem Ausdruck? Die Musik ist der Ausdruck der Bewegung und sind unsere Gedanken etwas anderes als Bewegung? Reden wir nicht in der Musik von „Sätzen", von musikalischen „Gedanken"? Wie wäre das möglich, wenn nicht eine Beziehung nahverwandtschaftlicher Art zwischen den beiden „Schwesterkünsten" bestände? Die Musik ist die Sprache für das Unaussprechliche; ihre Gedanken erklingen sehr deut-

lich im musikalischen Bewußtsein und regen dort das Echo des dichterischen Gedankens auf. Wenn Grillparzer sagt, daß das so gepriesene Charakteristische der Musik häufig ein sehr negatives Verdienst sei, das sich meistens darauf beschränkt, daß die Freude durch Nichttraurigkeit, der Schmerz durch Nichtlustigkeit, die Milde durch Nichthärte, der Zorn durch Nichtmilde, die Liebe durch Flöten und die Verzweiflung mit Trompeten und Pauken und obligaten Kontrabässen ausgedrückt wird — so kann dieser Vorwurf niemals die Musik, sondern immer nur den Tonkünstler treffen, dem der Mangel an Begabung es versagt hat, einen packenden charakteristischen Ausdruck zu finden.

Wo die Poesie aufhört — sagt Grillparzer an anderer Stelle — fängt die Musik an; wo der Dichter keine Worte mehr findet, da löst ihn der Sänger ab. „Wer Deine Kraft kennt, o Melodie! die Du ohne der Worterklärung eines Begriffes zu bedürfen, unmittelbar aus dem Himmel, durch die Brust wieder zum Himmel ziehst, wer Deine Kraft kennt, der wird die Musik nicht zur Nachtreterin der Poesie machen . . . . .“ Aus diesen Worten fühlt man die gegen Wagner und sein Kunstwerk gerichtete Spitze deutlich heraus; Wagner will ja die Musik keineswegs zur Nachtreterin der Poesie machen; er strebt im Gegentheile eine gegenseitige Durchdringung aller Künste an. Wie heftig Grillparzer die neue Richtung anfeindet, geht insbesondere aus einer den heutigen Leser überaus humoristisch anmuthenden Bespöttelung der „Tannhäuser“-Ouverture hervor.

„Ich habe die Ouverture zum Tannhäuser gehört und bin entzückt; heißt das: gegenwärtig, denn während des Anhörens thaten mir die Ohren ziemlich weh. Ich bemerke aber gleich, daß es sich hier nicht um ein Vergnügen für das Ohr, sondern um den Sinn und die tiefere Bedeutung handle. Ueber diese Bedeutung waren übrigens ich und einige neben mir sitzende Kunstfreunde, die damals gleich mir nicht einmal den Titel des Werkes kannten, sehr im Zweifel . . . Der eine meinte, die Musik drücke den russisch-türkischen Krieg aus, wo die Posaunen und Trompeten des christlichen Chorals den Todesmuth der Russen und das Zittern der Violinen die Furcht der Türken versinnlicht, obwohl in Wahrheit die Türken sich nicht sehr zu fürchten schienen . . . Ein zweiter meinte, es stelle den Eisstoß dar . . . Zwei andere dachten der eine auf die Erschaffung, der andere auf den Untergang der Welt. Endlich gab uns ein freundlicher Mann, leider erst am Schlusse der Ouverture, das Programm des Verfassers; nun erst waren wir im klaren und beschlossen, diese herrliche Ouverture bei keiner späteren Aufführung zu versäumen. Ein alter Herr, der hinter uns saß, meinte zwar, man solle lieber nur das Programm lesen und die Musik gar nicht hören, um die Meinung des Tondichters ganz zu erfassen, aber wer wird auf Leute achten, die hinter der Zeit zurückgeblieben sind? Es lebe der Fortschritt!“

Aus diesen Worten merkt man die Absicht; man fühlt heraus, daß hier die Parteien aufeinandergeplatzt waren; wäre die Ouverture ohne Programm aufgeführt und hätte man den Namen ihres Schöpfers umgangen, so hätte sie Grillparzer mindestens sehr interessant, geistvoll und originell finden müssen. Hier aber steht der Dichter auf der Zinne der Partei.

Robert Franz sagte mir einmal: „Das Verderblichste in der Musik sind die Parteien — sie sind in der Kunst überhaupt ein thörichter Frevel.“ — Aber nicht bloß mit prosaischen Keulenschlägen begnügt sich Grillparzer; er schießt vom Bogen seiner Dichtkunst archilochische Pfeile ab, Pfeile mit scharfen Spitzen, die indessen nur den Schatten vertiefen halfen, in dem Wagner kämpfte:

Man sagt, Du verachtest die Melodie,
Schon das Wort erfüllt Dich mit Schauer;
So ging's auch dem Fuchs, dem enthaltsamen Vieh,
Der fand die Trauben sauer.

Wenn Wagners reformatorisches Genie von Männern wie Grillparzer unverstanden blieb, von wem sollte er dann noch verstanden werden? Aber der Parteistandpunkt, der Parteistandpunkt! . . .

Nur im vorübergehen sei erwähnt, daß Grillparzer seine musikalische Bildung auch nach der Seite der historischen Entwickelung der göttlichen Kunst zu erweitern strebte. Nicht uninteressant sind seine Bemerkungen zur griechischen Musik; entzückend seine Einfälle, die ein aus feinem Musiksinne entsprungener Gedankenblitz beleuchtet. Wenn er sagt: „Menschen von Talent sind weniger Musiker als vielmehr musikalische Instrumente; ohne fremde Hilfe bringen sie keinen Ton hervor, aber bei fremder, auch der leisesten Berührung, entwickelt sich aus ihnen eine herrliche Melodie . . .“ so ist das so treffend, wie die folgende Frage den angeborenen Humor, die feine, graziöse Schalkhaftigkeit unseres Dichters offenbart: sind die Moll-Tonarten nicht die Weiber in der Musik? Die sich von ihrem Vater (der Dur-Tonart, von der sie entstanden) trennen und die Vorzeichnung ihres Gatten (der Dur-Tonart ihrer nächsten Verwandtschaft) annehmen?

Seinem scharfen Verstande, seiner geistvollen Beobachtung entgeht eben nichts; den trivialsten Wahrheiten weiß seine Art zu denken und zu fühlen eine neue, oft überraschende Seite abzugewinnen! Nur dauert seine gute Laune nie lange; den blauen Himmel seines Geistes trüben immer wieder schwarze Wolken, aus denen gar bald mit heftigem Donner ein Wetterstrahl zur Erde niederfährt; die leidige Zukunftsmusik macht dem Mozartianer katexochen viele Sorgen; immer wieder kommt er auf sie zurück und schließlich, wie er die Lawine größer und größer werden sieht, die Siegfried, das junge Grün befreiend, ins Thal hinabrollt, so daß der Gipfel des Parnasses, von neuem Sonnenlichte geküßt, in ungeahnter Pracht erstrahlt, da ruft unser Dichter in trostarmer Resignation aus:

Ein Thor, wer der Zeit widerstrebt,
Man muß es der Zeit übergeben,
Habe die Hegelsche Philosophie überlebt,
Werd' auch die Zukunftsmusik überleben!

Armer Grillparzer! Wohl hast Du die Hegelsche Philosophie überlebt, wenn auch Fischer und Vischer noch dauern, aber die Zukunftsmusik wirst Du nicht überleben, denn Du bist — unsterblich!

Strandritt in Kassuben!

Kassubischer Sand! Ein Fischerhaus,
Ein Zaun aus morschen Latten,
Zwei Föhren breiten drüber aus
Den kümmerlichen Schatten. — —
Und schweigend reiten wir hindann,
Die Fischerpferdchen traben;
Nur Dünen rings und dann und wann
Ein leerer Wassergraben.
Doch die Erinn'rung wandert mit
In diese öde Gegend;
Ich höre sie auf Schritt und Tritt
Die blassen Lippen regend.
Ein jeder Stein hier ward getränkt
Aus einer Heldenwunde;
Doch still, mein Herz, hinabgesenkt
Die alte Schlachtenkunde! — —
Mein Führer hält und streckt die Hand
Voll Gier nach seinem Lohne;
's ist doch in einem Heldenland
Ein echter Epigone!
Sein Ahn ruht bei dem todten Lieb:
Der Freiheit, unter'm Hügel;
Verflucht! — mit einem Gertenhieb
Schwing' ich mich aus dem Bügel.
Baarfüßig eine Knabenschaar
Stürmt lärmend mir entgegen,
Sie bietet mir zum Kaufe dar
Den letzten Wellensegen;
Die Jugend und das Abendroth
Strahlt wieder von den Wangen; —
Und giebt's hier auch nur Bettelbrod,
Es schmeckt den wilden Rangen.
Langweilig läßt das Bretterthor
Die beiden Flügel gähnen,
Ein wracker Fischer steht davor,
Die Pfeife in den Zähnen.
„Panicz!" beginnt er seinen Gruß
Mir polnisch herzusagen.
Panicz! — Ich hört's zum Ueberdruß
In allen diesen Tagen.
Ja, Ruhm und Adel sind dahin,
Ich falte trüb die Stirne;
Dies Land — einst eine Königin —
Es ward zur Betteldirne!

Kurt von Köppen.

Ein Besuch bei den Kartäusern.

(Mit zwei Illustrationen.)

Der unter dem Namen Chartreuse bekannte Likör, der in den hübschen golden und grün glänzenden Flaschen jedem Gastronomen bekannt ist, wird keineswegs, wie man allgemein annimmt, in dem großen Kloster gleichen Namens selbst hergestellt, welches unweit Grenoble in öder Gegend im Jahre 1086 vom heiligen Bruno gestiftet wurde und jenen bewunderungswürdigen Männern zum Aufenthalt dient, die, seien sie im Leben auch noch so hochstehende Persönlichkeiten gewesen, bei ihrer Aufnahme das Gelöbniß eines unbedingten, unweigerlichen Gehorsams machen müssen.

Die Destillation des beliebten Likörs geschieht in einem kleinen Ort, namens Fourvoisie, der nicht weit von der „Grande Chartreuse“ gerade an der Grenze liegt, wo jener öde Landstrich beginnt, der sich nach dem Kloster zu weit hinauf in die Berge hinzieht. Hier sind hundertundfünfzig Mann unter der Aufsicht von zwei oder drei Klosterbrüdern mit der Fabrikation beschäftigt. Fünfundzwanzig Maulesel sind in ununterbrochener Bewegung, um den Verkehr zwischen Fourvoisie mit der nächsten Stadt Voiron zu vermitteln. Diese zuverlässigen Träger bringen den nöthigen Alkohol aus Voiron herbei und kehren mit bleibeschlagenen Kisten, welche die Flaschen mit Chartreuse enthalten, dahin zurück. Die Mönche müssen sich die Berechtigung zu dieser Likörbereitung jährlich um eine bedeutende Summe von der Regierung erkaufen, während das ganze Einkommen des Klosters zur Unterstützung der Armen verwendet wird. Diese Thatsache ist wohl zu berücksichtigen, wenn man ein Urtheil über das Kloster und die sonderbare Likörfabrikation fällen will.

Käufern des edeln Getränkes möchten wir an dieser Stelle einen bedeutsamen Wink geben: Der Likör kommt in ganzen und halben Flaschen zum Versand. Nun ist der Boden an den ersteren außerordentlich dick, und es hat wohl einmal jemand ein leichtes Mittel entdeckt, wie man in denselben mittels eines dünnen Bohrers ein kleines Loch bohren kann. Durch dasselbe ist es möglich, den echten Likör auszugießen und durch einen täuschend nachgeahmten zu ersetzen. Das Loch wird dann vermittels einer Emaillirlampe wieder ausgefüllt, so

daß der Betrug gar nicht zu entdecken ist. Die Gestalt der halben Flaschen ist dagegen glücklicherweise derartig, daß diese vor der Gefahr, des echten Inhalts auf eine so schlaue Weise beraubt zu werden, sicher sind.

Alle geschäftlichen Angelegenheiten, die Buchführung über den Ein- und Ausgang ꝛc. werden im Kloster selbst erledigt, welches an und für sich eine der bemerkenswerthesten Anstalten von ganz Frankreich ist. Die düstere Schönheit seiner Lage, hoch oben zwischen den Bergen, wo der Schnee neun Monate im Jahr keinen Abschied nimmt und der geheimnißvolle Ruf, den der wunderbare Fleck erlangt, dessen Bewohner jeden Standes freiwillig der Welt entsagt haben, üben eine Art Zauber auf das Gemüth aus. Seltsame Dinge hört man von denen, welche sich von der Welt hierher zurückziehen, um sich einer autokratischen Regierung willig zu fügen, die despotischer ist wie irgend eine, von der die Weltgeschichte weiß. Wenn die kleinen Gläschen mit Chartreuse im Gesellschaftskreise herumgegeben werden, dann tauchen alle die Erzählungen auf von der außerordentlichen Strenge der Regeln, dem harten Charakter der Strafen und den oft unverständlichen Beweggründen, die so manchen verleiten, einen lebendigen Tod freiwillig zu wählen.

Die Berge rings um das Kloster sind bewaldet: Schöne Eichen, Buchen und Fichten, wohin das Auge blickt; oft sind die Bäume hier in merkwürdiger Weise im rechten Winkel zur Abdachung des Berges gewachsen. Hier mag vielleicht vor langen Jahren eine kleine Eichel oder Buchecker in eine schmale Ritze des steilen Abhangs gefallen sein, die dann zu einer zierlichen Eiche oder Buche heranwuchs und uns jetzt gigantisch entgegenstarrt, wenn sie gerade über einen Abgrund herabblickt, als wollte sie sich in neugieriger Weise die Welt von hochoben herab betrachten.

Eine vorzüglich gepflegte Straße führt zu dem zwischen zwei Felswänden gelegenen Kloster, unter welcher der Fluß Guiers-Mort manchmal vom Weg aus unsichtbar dahinfließt, während man ihn andererseits von den Brücken aus, die über ihn gespannt sind, zu erblicken imstande ist. Diese Straße, ein Wunder der Baukunst, wurde erst im Anfang dieses Jahrhunderts gebaut. Vor dieser Zeit konnte man das Kloster seit der Zeit seiner Gründung her nur auf Mauleseln erreichen. Aber auch jetzt noch ist der Weg ein steiler und beschwerlicher, denn man bedenke, daß das Kloster mehr als neunhundert Meter über dem Meeresspiegel liegt. Von allen Seiten umgeben es Berge, deren höchster Le Grand Som ist, ein steiler Gipfel, auf dessen höchster Spitze sich die scharfe Kontur eines eisernen Kreuzes bei ganz nebellosem Wetter von dem blauen Himmel klar abhebt.

Frauen werden niemals in die Chartreuse zugelassen, eine strenge Regel, von der nur zu Gunsten gekrönter Häupter eine Ausnahme zulässig ist. Die Mönche sind anderen Besuchern gegenüber zuvorkommend und gastfreundlich, doch ist der vorherrschende Eindruck, den sie hinterlassen, Beklommenheit und melancholische Trauer.

Die Architektur der Gebäude ist keine einheitliche, da das Kloster sich im Laufe der Jahre, als sein Ruf sich vergrößerte und die Zahl der Brüder anwuchs, dementsprechend ausdehnen mußte, so daß es

heute auf den ersten Blick wie ein Dorf aussieht. Wenn man eintritt, so erblickt man einen geräumigen Hofraum, durch dessen Mitte der Lauf eines brausenden Bergstroms sich dahinzieht. Jenseit desselben ist eine weite Halle, wo Photographien des Klosters, Rosenkränze, der berühmte Likör, sowie Speisen und Getränke für die Besucher, die täglich heraufkommen, verkauft werden.

Die schönste und sehenswertheste Partie des Innern der Räumlichkeiten ist der prächtige, zweihundert Meter lange Säulengang, der sein Licht durch hundertundzehn Fenster erhält. Die Kapelle ist klein und nichts weniger als architektonisch bewunderungswerth. Sie zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen eine für diejenigen Kartäuser bestimmt ist, welche eigentliche Geistliche sind, während die andere die Laienbrüder aufnimmt.

Das Refektorium ist eine große Bogenhalle. Am Ende des Zimmers ist eine besondere Tafel für den Prior des Klosters reservirt; die anderen Mönche setzen sich dann ganz der Länge der Zeit entsprechend, die sie bereits hier verweilen, in der Weise, daß die dem Prior am nächsten sitzenden diejenigen sind, welche dem Kloster am längsten angehören. Eierbecher, Gabeln, Teller und Löffel, alles ist aus Holz verfertigt. Zinnerne Gefäße sind für Wein und Wasser bestimmt, und irdene Töpfchen werden an Stelle anderer Glasgefäße benutzt. Diese eigenthümlichen Trinkbecher haben zu beiden Seiten einen Henkel, denn es ist eine althergebrachte Sitte, an der bis auf den heutigen Tag streng festgehalten wird, daß die Mönche beim Trinken das Glas mit beiden Händen festzuhalten haben. Die Kartäuser selbst pflegen den Likör, der nach ihnen benannt ist, nicht zu trinken. Sie genießen kein Fleisch und dürfen im Refektorium nie ein Wort sprechen, ausgenommen an Sonntagen und bei ganz besonderen Gelegenheiten. Mit sehr wenigen Ausnahmen gleicht ihr Leben einer Einöde.

Ihre Zellen sind kleine, separate Häuschen, von denen jedes aus zwei Stockwerken besteht. Im Untergeschoß befindet sich ein Zimmer, worin sich wie in der Werkstatt eines Schreiners Holz und Werkzeuge zur Bearbeitung desselben befinden. Oben ist das Schlafzimmer, wo man noch Leinwand zu sehen bekommt, die von dem heiligen Bruno, dem Stifter des Klosters herrührt. Ein kleines Wohnzimmer, das mit einem Tisch aus gewöhnlichem weißen Holz und einem Strohsessel ausgestattet ist, macht die dritte und letzte Räumlichkeit des kleinen Gebäudes aus. Außenherum geht eine Galerie, unter der sich bei schlechtem Wetter jeder Kartäuser der Einsamkeit hingeben soll. Ein kleiner Garten vor dem Häuschen ist der Obhut des betreffenden Inhabers anvertraut und mag wohl in vielen Fällen die einzige helle Freude des armen stillen Bewohners bilden.

Der Tag jedoch, wo jedem Mönch Erholung von dem einförmigen Dasein der Woche gewährt wird, ist der Montag. An diesem Tag ist eine wunderbare Veränderung in dem Leben und Treiben der Brüder, ja im Aussehen des ganzen Klosters zu bemerken: Das stille Gefängniß da oben bietet dann ein helles lebendiges Bild, sorgloses Lachen ertönt, wenn die Kartäuser mit ihren Alpenstöcken höher hinauf in die Berge steigen, und man glaubt plaudernde und übermüthig schreiende Schulknaben zu hören, wenn die Berge die ungewohnten

Laute zurückschallen lassen. Dieser freie Montag mag vielleicht manchen Bruder vor Wahnsinn bewahrt haben. Die Thatsache, daß zum mindesten ein Tag in der Woche die furchtbare Oede ablöst, an dem ein jeder nach Belieben schalten und walten und sich, so weit es die Verhältnisse zulassen, seines Lebens ein wenig erfreuen darf, diese mag die meisten die Einsamkeit und den strengen Gehorsam an den sie während der anderen sechs Tage gebunden sind, einigermaßen ertragen lassen. Dieses freien Tages beraubt zu werden, heißt eine Strafe, deren Größe unmöglich von denen verstanden werden kann, die Tag für Tag sich selbst und der Welt gehören.

Seltsam und ergreifend ist der Mitternachtsgottesdienst der Kartäusermönche: Wenn der Ton des Glöckchens gehört wird, die zum Dienst ruft, so treten die Mönche, ein jeder seine Mönchskappe über den Kopf gezogen und eine Lampe in der Hand, heraus aus ihren Zellen. Nach wenigen Minuten eines vollständigen und unheimlichen Schweigens heben sie einen Gesang an, in dem sich die Stimmen junger Männer, die durch die Mächtigkeit ihres Organs ihre ungebrochene Jugendfrische verrathen, mit den unsicheren zitternden Tönen der Greise in ergreifender Weise vermischen. Ein prachtvoller Tenor, den wir jetzt heraushören und dessen Besitzer warme Lebenskraft und Lebenslust unmöglich abhanden gekommen sein können, erinnert uns im Geiste an den verzweifelnden hoffnungslosen Ausdruck der dunkeln Augen des jungen Mannes auf Dorés wundervollem Gemälde: „Der Neophyt.“ Welche inneren Kämpfe und Stürme drücken sich in dem Gesang dieser Männer aus, von denen viele den besten Familien Frankreichs angehören. Unter ihnen befinden sich so viele ehemalige Offiziere und höhere Militärpersonen, daß die Aufwärter des Klosters Offiziere überhaupt für die sündhaftesten unter allen sterblichen Wesen erklären. Ob sie wohl zurückkehren möchten, wenn sie wieder könnten, nach jener anderen Welt mit ihrer aufreibenden Thätigkeit, ihrer leichtfertigen Zerstreuung, ihrer ununterbrochenen Aufregung? Nun, es ist wohl nicht zu zweifeln, da es in der Natur des Menschen begründet ist, daß ihnen allen — fast allen oder vielleicht auch allen *ohne* Ausnahme ein heißes Sehnen innewohnt, wieder hinaus in den heißen Kampf des Tages zu eilen, anstatt hier in den dumpfen Mauern des Klosters hinzuvegetiren. Könnte man nur ihnen ihre geheimsten Gedanken von den Lippen ablesen, ihren sehnsüchtigen Wunsch nach einer Lebensstellung, einem trauten Heim, nur einem Punkt dort in den Wogen des Alltagslebens, es würde ein unerreichbares Urtheil über klösterliche Einsamkeit solchen vorgehalten werden können, die es zu hören verdienen.

Ein seltsames Spiel ist es fürwahr von der unbarmherzigen Ironie des Lebens, daß sie diese verzweifelnden Männer, von denen ein jeder mit seinem eigenen unabänderlichen, furchtbaren Loos lebenslänglicher Abgeschiedenheit von der Welt beschäftigt ist, mit jenem Likör in Zusammenhang bringt, der herumgereicht wird, wo frohe Herzen sich heiter und sorglos gemeinsam am Leben freuen und leichtes Lachen, unschuldige Scherze herüber und hinüber tönen über die kleinen Gläschen, deren Inhalt aus jenem trüben und traurigen Bergland zu uns kam.

Liebschaften August des Starken.

Von Dr. H. Th. Traut.

Motto: „Der allgewaltigen Liebe und des Hasses Kampf und Sieg, Lust und Leid, selig-unselige Schuld, endend und gesühnt im Tode — führt die Geschichte uns immer wieder vor in allen Zeiten und Landen und erschüttert jedes Herz wie mit eigener Lust und eigenem Weh."

Niemals erschien in Deutschland Pracht und Galanterie in einem höheren Glanze als zu Ende des 17. und zu Anfange des 18. Jahrhunderts unter den Regierungen Johann Georgs IV. und Friedrich Augusts, zubenannt der Starke, Kurfürsten von Sachsen und erwählten Königs von Polen. Letzterer war der Sohn Johann Georgs III. und der dänischen Prinzessin Anna Sophia, und am 12. Mai 1670 zu Dresden geboren. Vortrefflich erzogen und von außergewöhnlicher Körperstärke und Gewandtheit, hat er viel geliebt, so daß ihm der Sinn für die ernsten Lebensaufgaben eines Fürsten verloren ging.

Der ältere Bruder unseres Helden, Johann Georg IV., war seinem Vater sehr jung in der Regierung gefolgt und stand unter der Willkür seiner Maitresse, Fräulein von Neitsch, die als herrschsüchtig, stolz, rachgierig und unzufrieden geschildert wird. Trotzdem hatte sie nicht gewagt, seine Heirat mit Eleonore von Sachsen-Eisenach, Wittwe des Markgrafen von Brandenburg-Ansbach, zu hintertreiben. Diese Heirat änderte aber nichts in dem Verhalten des Kurfürsten gegen seine Maitresse, und der Verdruß der Kurfürstin berührte auch den Prinzen August unangenehm.

So entschloß sich unser Held endlich (1687), Dresden zu verlassen, und reiste unter dem Namen eines Grafen von Meißen durch Deutschland, Frankreich, Holland, England, Spanien, Portugal, Italien und Ungarn. Ueberall hatte er Liebschaften und zeigte einen unauslöschlichen Hang zur Galanterie.

Er kam nach Madrid. Hier wurde ein Stiergefecht zu Ehren der Königin Maria Anna, einer pfälzischen Prinzessin, gegeben.

Am Tage des Kampfes fand sich der Prinz incognito mit Gefolge ein. Pauken und Trompeten gaben das Signal. Die Ritter erschienen. Man ließ die Stiere los, das Gefecht begann. Der Prinz sah erst eine kleine Weile zu, dann kam er vor die Schranken, ritt hinein und verrichtete Wunder der Stärke und Behendigkeit. Einem der wüthendsten Stiere gab er mit seinem Fänger einen Hieb in den Nacken, so daß demselben der Kopf am Rumpfe hing. Das Thier stürzte. Alle waren verwundert, auch der König und die Königin, und wollten wissen, wer dieser Fremdling sei. Als sie den Namen des Prinzen erfuhren, bat ihn die Königin um seinen Besuch.

Am Eingange des Kabinetts der Königin wurde der Prinz von der Gräfin von Berlepsch, die aus Deutschland stammte, empfangen und in das Audienzzimmer geführt. Die Königin stand unter einem Baldachin an einen Tisch gelehnt. Zur Rechten befand sich ihre erste Kammerdame, Katharina de Monrade Arregon, Gemalin des Duc de Fernandine, zur Linken die übrigen Hofdamen und hinter diesen die Kammerdienerinnen.

Nachdem er der Königin die Hand geküßt, unterhielt sie sich mit ihm so heiter und wohlwollend, daß die Augen aller Damen auf ihn gerichtet waren.

Unter den Damen der Königin bemerkte der Prinz eine, die alle andern an Schönheit überstrahlte. Es war die junge Marquesa von Monzera, die Tochter der oben erwähnten Ducheſſe von Fernandine. Ihre Blicke begegneten sich, und sie schlug die Augen erröthend nieder.

Die Königin selbst war auch entzückt von dem jungen Prinzen und zog ihn ihrem Gemal vor, der freilich klein und schwächlich, kränklich und verdrießlich war.

Der Prinz sann auf Eroberung der jungen Marquesa, die einen sehr eifersüchtigen Gemal hatte. Nachdem er lange darüber nachgedacht, entdeckte er sein Vorhaben einem Bettelmönch, Stephano, einem gebornen Italiener und kecken Gelegenheitsmacher. Der dienstfertige Mönch entledigte sich seines Geschäfts mit so meisterhaftem Erfolge, daß er zunächst die Vertraute der Marquesa, Donna Lora, für sich gewann. Es war ihm bekannt, daß sie bei ihrer geizigen Gemüthsart der Freigebigkeit des Prinzen nicht widerstehen würde. Lora erzählte nun ihrer Gebieterin so viel schönes von dem Prinzen, daß sie endlich aufgeregt fragte: „Nun, weißt Du nichts mehr von dem schönen Fremdling?“

Der Prinz wurde nunmehr auch am Hofe des Königs eingeführt. Karl II. empfing ihn mit allen Ehren und befahl seinen Hofleuten, ihm eben die Honneurs zu machen, wie den Prinzen von Geblüt. Hierauf entließ er den Prinzen zum Handkuß der Königin, die ihn mit Sehnsucht erwartete. Sie empfing ihn mit all der Achtung und Zuneigung, mit welcher sie ihn das erste Mal empfangen hatte.

Während er sich mit der Königin unterhielt, schweiften seine Blicke umher, die Marquesa de Monzera auszuspähen. Er hatte auch bald das Vergnügen zu bemerken, daß sie ihn mit Aufmerksamkeit ansah.

Den Tag nach des Prinzen Audienz vermochte die junge vergnügungssüchtige Königin ihren Gemal zu einem Ball. Der Prinz

ward dazu eingeladen. Die Königin eröffnete die Reihe der Tänze mit dem Ehrengast, während der König nicht tanzen wollte. Als sie der Prinz an ihren Platz zurückführte, fragte er sie galant, welche Dame sie ihm befehle zu engagiren. Sie erwiderte, er habe völlig freie Hand. Ohne sich lange zu besinnen, ging er daher zur Marquesa Monzera. Sie tanzte mit solch entzückendem Anstand und konversirte in solch interessanter Weise, daß er überglücklich ausrief: „Mein Gott, ist es möglich, daß Sie solch einen bezaubernden Anstand mit solch einer Schönheit verbinden können!"

Die Marquesa erröthete bei diesem unvorsichtigen Erguß seiner Herzensempfindungen. Ihrer Mutter, der Ducheſſe, entging nicht dieser Moment, und sie ward unruhig darüber.

Am meisten aber ward die Marquesa dadurch geängstigt, daß ihr Gemal den Ausruf des Prinzen gehört hatte. Im höchsten Grade eifersüchtig, befahl er ihr, nicht mehr mit dem Prinzen zu tanzen.

Sie mußte gehorchen.

Eine leichte Unpäßlichkeit, die sie angab, diente ihr zur Entschuldigung das Tanzen einzustellen, und zu Hause befahl sie der Lora, nicht wieder von dem Prinzen zu reden.

Aber Donna Lora gehorchte nicht. Sie redete vielmehr unaufhörlich von ihm, und die Marquesa besaß nicht Entschlossenheit genug, ihr solches ferner zu verbieten.

Der Prinz war von allem, was bei der Marquesa vorging, unterrichtet. Er entschloß sich, an sie zu schreiben, und Pater Stephano mußte den Brief zur weitern Besorgung der Lora einhändigen. Noch denselben Abend hinterbrachte sie ihrer Herrin, daß ihre stille Zurückgezogenheit die Liebe des Prinzen mehr anschüre, als erlösche. Er habe einen Mönch in sein Interesse gezogen, der ihr einen Brief übergeben habe. Bei diesen Worten erblaßte die Marquesa.

„Lora", rief sie zitternd, „Du machst mich unglücklich! Soll ich die Pflichten gegen meinen Gemal vergessen? Nein, nein, sage mir kein Wort mehr vom Prinzen! Mein Herz", fuhr sie fort, und die hellen Thränen rannen über ihre Wangen herab, „sagt mir nur zu viel von ihm."

„Sie wollen also diesen Brief nicht annehmen?" fragte Lora.

„Nein, nein!" rief die Marquesa ungeduldig. „Gieb ihn dem wieder, der ihn gebracht hat, und verbiete ihm mein Haus."

Lora gerieth bei diesen Worten in nicht geringe Bestürzung.

„Dann sind Sie schuld an dem Tode des Prinzen", sagte sie.

„Lora", rief die Marquesa, „laß mich!"

Bei diesen Worten schwammen ihre Augen in Thränen. Lora hielt diesen Augenblick für günstig, den Brief zu erbrechen, und warf sich ihr zu Füßen.

„O meine Gebieterin", rief sie, „lesen Sie das Billet!"

Nunmehr konnte die Marquesa nicht länger an sich halten und las den Brief.

Was sonst noch bei diesem Auftritte vorfiel, das alles erzählte Lora dem anstelligen Mönch, der das erste Mal unverrichteter Sache zurückgehen mußte.

Der Prinz stand am Fenster und konnte die Rückkunft des Bruder

Stephano kaum erwarten. Wie erschrak er aber, als er den ganzen Hergang der Sache erfuhr!

Drei Tage lang trauerte der Prinz, ohne zu wissen, was er anfangen sollte. Endlich entschloß er sich, den Stephano noch einmal abzuschicken mit einem Briefchen voll der zärtlichsten Klagen. Die Marquesa las es und schrieb auch eine Antwort an den Prinzen, in welcher sie ihre Liebe zu ihm gestand, aber ein Zusammentreffen mit ihm ablehnte.

Trotzdem erregte der Inhalt des Billets in dem Herzen des muthigen Prinzen neue Hoffnungen. Die Gefahr schreckte ihn nicht. Und so gelang es ihm endlich, sich seiner Geliebten zu nähern, öfter, als er geglaubt hatte.

Indessen erfüllte sich das tragische Schicksal.

Der Marquese machte die fürchterliche Entdeckung, daß ihm seine Gemalin untreu geworden war. Nie mag eines Menschen Verzweiflung so hoch gestiegen sein, wie jetzt bei ihm. Er verfiel in einen Zustand stillen Hinbrütens, unsäglichen Kummers und schloß sich ein, nur ein einziger Kammerdiener blieb bei ihm, der allein in alles eingeweiht war.

Der Tod des Prinzen ward beschlossen.

Während der Marquese über dieser schrecklichen That brütete, waren unsere Liebenden mit ihrer Liebe beschäftigt und ahnten nichts von dem Unglück, das ihnen bereitet wurde.

Es vergingen einige Tage. Der Kammerdiener hatte im stillen drei Banditen gedungen. Diese drei, geführt vom Kammerdiener, vigilirten auf den Prinzen. Es kam zur Attacke, der Prinz wurde leicht verwundet, zwei Banditen blieben todt, einer war tödtlich verwundet und der vierte Mann hatte die Flucht ergriffen.

Der Prinz kam nach Hause und ließ sich seine Wunden verbinden. Aber mehr als seine Wunden beunruhigte ihn das Schicksal der Marquesa.

Unterdessen war der Palast von Monzera der Schauplatz von Verwirrung, Schrecken und Traurigkeit geworden. Als der Marquese hörte, daß der Prinz seiner Rache entgangen war, und die Justiz durch den Banditen seinen vorgehabten Meuchelmord erfahren habe, hielt er sich für verloren. Aber er wollte nicht eher sterben, als bis er seine Rache im Blute abgekühlt habe. Er ergriff einen Dolch und einen Giftbecher. So stürzte er in das Zimmer seiner Gemalin, wo er auch Lora traf. Den Dolch stieß er der letzteren in die Brust und den Giftbecher reichte er seiner Gemalin. Sie mußte ihn in seiner Gegenwart austrinken. Er eilte davon.

Nach einiger Zeit erschien die Ducheſſe Fernandine. Sie sah Lora todt vor sich und ihre Tochter in den letzten Zügen.

Indessen sich diese traurige Scene in dem Zimmer der unglücklichen Marquesa abspielte, lag der Marquese in seinem Zimmer tödtlich krank. Die Ducheſſe besuchte ihn, konnte aber den traurigen Anblick nicht ertragen und entfernte sich deßhalb wieder, ihn unter seinen Bedienten lassend, in deren Armen er starb.

Der Rang des Marques und die Freundschaft, die der König für ihn hatte, bewirkten, daß die Justiz, so lange er am Leben war,

nichts gegen ihn unternahm. Nach dessen Tode befahl der König auch, sein Andenken nicht zu beschimpfen.

Der Prinz aber war untröstlich, und er gestand später noch am Ende seines Lebens, daß er kein Weib so zärtlich und innig geliebt habe, wie die Marquesa, und daß er nie einen Schmerz gefühlt, jenem ähnlich, den er bei ihrem Verluste empfunden hatte.

Nach dem Tode der Marquesa verabschiedete sich der Prinz bei dem Könige und der Königin, um nach Sachsen zurückzukehren.

Er reiste über Venedig und Rom, und sein angeborener Hang zur Galanterie führte ihn zu neuen Liebschaften, über welche er die unglückliche Marquesa von Monzera bald vergaß.

In Venedig lernte er die schöne Frau von Moncenigo kennen, die ihn zwar sehr liebreich aufnahm, aber seine Wünsche nicht erfüllte. Dagegen hatte er mehr Glück bei einer jungen vornehmen Wittwe. Er ging öffentlich zu ihr, ganz Venedig wußte um seine Liebe. Frau von Moncenigo aber war froh, daß er eine andere Verbindung eingegangen war, und scherzte nun gern mit ihm wegen seiner Unbeständigkeit.

Aber trotzdem die schöne Wittwe die feurigste Liebe zum Prinzen heuchelte, betrog sie ihn. Er fand sie eines Tages in den Armen eines Dominikaners. In seiner Erregtheit nahm er seinen Rohrstock und tummelte ihn weidlich auf des feisten Mönches breitem Rücken.

Seit diesem Auftritt zerschlug sich natürlich der Umgang des Prinzen mit der Wittwe.

Er machte bald darauf Bekanntschaft mit einer Modedame Venedigs, der Trompettina. Täglich speiste er bei ihr in Gesellschaft der vornehmsten jungen Roués von Venedig.

Während der letzten Zeit in Venedig divertirte er sich mit bürgerlichen Liebschaften, besonders mit der Kaufmannsfrau Mathei. Dann nahm eine Nonne ihre Stelle ein. Nach anderthalb Jahren verließ er diese Stadt und besuchte Bologna und Florenz, wo er sich dem Großherzog Kosmus III. vorstellte, der ihm zu Ehren große Festlichkeiten veranstaltete, und kam nach Siena, wo er ein sehr schönes Mädchen mit dem Manne ihrer Wahl verheiratete und den jungen Eheleuten ein sehr ansehnliches Jahrgeld aussetzte.

Der Prinz reiste nun nach Rom. Hier erwies ihm der Papst Innocenz XII. alle Ehren.

Unter allen Häusern Roms war keins so begierig, den jungen Prinzen bei sich zu sehen, wie das Haus des Connetables; auch der Prinz war lieber da, als in jedem anderen. Die Gemalin des Connetables war keine Schönheit, aber sie hatte einen noblen Anstand und einen feinen Verstand. Man fand in ihrem Hause fröhliche Ungezwungenheit, und der Prinz brachte daher gewöhnlich den Abend hier zu. Aber bald ward die Eifersucht des Gemals rege, und so war sie gezwungen, mit diesem auf seine Landgüter bei Neapel sich zurückzuziehen.

Der Prinz wußte sich zu trösten, er liebte die Signora Monti, die erste Schönheit Roms. Aber sie hatte zu wenig Geist um ihn festzuhalten, und so flatterte er von einer Schönheit zur andern.

Nunmehr begab er sich auf die Reise nach Neapel, schiffte sich

nach Sicilien ein und besuchte die ansehnlichsten Städte der Insel. Als er aber die Nachricht erhielt, daß Ludwig XIV. dem Kaiser Leopold den Krieg erklärt habe, eilte er an den Rhein zur Armee und bewies hier jene unerschrockene Tapferkeit, die sich immer gleich blieb und selbst seinen Feinden Bewunderung abnöthigte.

Nach Beendigung des Feldzuges wurde er von seiner Mutter und seinem Bruder Johann Georg nach Sachsen zurückberufen. Er nahm seinen Weg über Nürnberg und Baireuth und ward in der letzteren Stadt vom Markgrafen von Brandenburg prächtig empfangen. Er sah hier die Prinzessin Eberhardine, Tochter des Markgrafen. Die blendende Weiße ihrer Haut und ihr blondes Seidenhaar verliehen ihr einen Glanz, der seinesgleichen suchte. Ihre Züge waren regelmäßig, ihr Wuchs und ihr Gesicht hatten unendlichen Liebreiz. Bescheidenheit und Herzensgüte im Verein mit jenen Tugenden machten die kaum fünfzehnjährige Prinzessin dem Prinzen begehrenswürdig. Er hielt um ihre Hand an, sie ward ihm bewilligt.

Der Prinz ging mit seiner jungen Gemalin nach Dresden und verlebte mit ihr die ersten Monate in lauter Lustbarkeiten.

Da ereignete es sich, daß das Fräulein von Neitsch, welche den Kurfürsten immer noch liebte, an den Blattern starb. Der alte Kurfürst war untröstlich. Man konnte ihn von der Leiche nicht entfernen, und so bekam er durch Ansteckung auch diese Krankheit, an welcher er am siebenten Tage starb.

Sobald Johann Georg todt war, ließ der neue Kurfürst Friedrich August die Gräfin von Rochlitz, die Mutter der Neitsch festsetzen. Aber sie starb, als ihr Prozeß eben beendet war.

August des Starken Thronbesteigung gab dem sächsischen Hofe eine neue Gestalt.

Der Kurfürst lebte anfangs mit seiner Gemalin in unverbrüchlicher Einigkeit. Sie liebten sich beide mit gleicher Zärtlichkeit. Aber es dauerte nur eine Zeit lang.

Die Kurfürstin Mutter hatte unter ihren Kammerfräulein eine gewisse von Kessel. Diese war es, die den Kurfürsten treubrüchig machte. Er sah sie einmal im Vorzimmer seiner Mutter und unterhielt sich lange mit ihr. Ihr Geist und Witz entzückten ihn, und von diesem Augenblicke an war er in sie verliebt. Den Tag darauf kam er wieder, und so ging es den ganzen Monat hindurch fort. Sie war eine schlanke Brünette, mit großen schmachtenden Augen und einem Teint, dessen Feinheit nur von der Feinheit ihres Verstandes übertroffen ward. Der Kurfürst konnte ihr nicht widerstehen und schickte ihr alsbald für 60,000 Thaler Diamanten und mehrere Stücke prächtiger Stoffe.

Indessen hatte die junge Kurfürstin bemerkt, daß ihr Gemal kälter gegen sie geworden war. Endlich lernte sie den Grund kennen. Sie sah das Fräulein am Geburtstage des Kurfürsten, geschmückt wie eine Königin mit den kostbarsten Diamanten, die sie als solche von ihrem Gemal herrührend erkannte. Sie ließ das Fräulein stehen und ging zur Kurfürstin Mutter. Die beiden Kurfürstinnen beschlossen nun, sie vom Hofe durch eine Heirat zu entfernen und erhielten auch nach langem

Warten die Genehmigung des Kurfürsten dazu. Sie ward an den Feldmarschall von Haugwitz vermält und kam nach Wittenberg.

Aber der Kurfürst war dadurch nicht auf immer von seinen Liebschaften kurirt.

Eine Schönheit ersten Ranges aus Schweden — die Gräfin Aurora von Königsmark — war mit ihrer Schwester, der Gräfin von Löwenhaupt, nach Deutschland gekommen, um die Hinterlassenschaft ihres einzigen Bruders, der in Hannover plötzlich gestorben war, zu heben. Da sie aber Schwierigkeiten, sowohl hier als in Hamburg fanden, wo der Verstorbene beträchtliche Summen eingezahlt hatte, eilten sie nach Dresden, um des Kurfürsten Beistand in dieser traurigen Angelegenheit anzurufen. Sie wurden von den beiden Kurfürstinnen gnädig empfangen, der Kurfürst war von der Leipziger Messe noch nicht zurück. Als er zurück kam, war er nicht wenig erstaunt über die Schönheit der Gräfinnen, aber seine Augen hefteten sich bald ausschließlich auf Aurora.

Nachdem sie ihr Anliegen dem Kurfürsten vorgetragen hatten, lud er sie ein an seinem Hofe zu bleiben, bis die Sache ausgemacht sei. Er entfaltete nunmehr all seine Pracht, um seiner geliebten Aurora zu gefallen. Festlichkeiten, Bälle, Theater, Spazierfahrten wechselten ab, und die größten Summen wurden nicht gespart. Die Moritzburg weiß davon genug zu erzählen.

Natürlich war dadurch das Verhältniß des Kurfürsten zu seiner Gemalin und zu seiner Mutter wieder ein recht unerquickliches geworden; aber Aurora verstand es, den beiden Kurfürstinnen Achtung abzugewinnen, da sie den Kurfürsten zwang, sich nicht von seiner Gemalin zu entfernen.

Ihre Schwester war bereits wieder abgereist.

So kam es denn auch, daß die Herren am Hofe mit Ehrfurcht auf sie sahen, und auch die Damen konnten sie nicht hassen. Ihre bescheidene Sanftmuth und Feinheit verließen sie nie, sie kam mit Güte und Gefälligkeit jedermann entgegen und half Nothleidenden nach allen Kräften. Ihr Andenken blieb lange lebendig bei allen, die sie gekannt hatten.

Einige Zeit später verstand sich die Stiftsäbtissin zu Quedlinburg dazu, sie zur Pröpstin zu erwählen. Dies gab ihr Rang und Würde, von nun an speiste der Kurfürst alle Abend bei ihr, und von allen Seiten kamen Freunde nach Dresden und kehrten mit Bewunderung und Achtung vor dem Liebhaber und der Geliebten zurück.

Die Folgen ihres intimen Umganges mit dem Kurfürsten blieben nicht aus, und Aurora kam mit einem Sohne nieder, der Moritz genannt wurde und später als Graf Moritz von Sachsen eine Rolle spielte.

Von der Zeit an zog sich der Kurfürst von ihr zurück, behandelte sie aber stets mit Achtung.

Der Kurfürst leistete dem deutschen Kaiser gerne Folge, als er nach Wien gerufen wurde, um das Kommando über die kaiserliche Armee in Ungarn zu übernehmen. In Wien ward der Sieger über die Türken von Amor besiegt. Die Gräfin Esterle raubte ihm Herz und Freiheit. Auf einem Ball, den der römische König, des Kaisers

ältester Sohn, gab, sah er sie zuerst. Strenge Tugend war nicht ihre Sache; aber sie war wirklich schön. Ihre schönen blonden Haare rieselten in Locken über ihre Schultern herab. Sie trug sich gewöhnlich in Rosa mit Silber; Blumen waren auf das Kleid gestickt, die mit der Natur wetteiferten. Eine dichte Perlenschnur hob die Schönheit ihres Halses, und ihre Wangen waren mit Lilien und Rosen in reizender Mischung übergossen. Sie ergab sich dem Kurfürsten, der sie fast jeden Tag besuchte. Endlich kam der Graf Esterle hinter die Untreue seiner Gemalin und ward äußerst unglücklich. Aber er willigte zuletzt ein, daß sie die öffentliche Maitresse des Kurfürsten wurde, und gab zu, daß die Kinder, die sie noch bekommen würde, den Namen Esterle führen sollten.

Als diese neue Liebschaft des Kurfürsten in Dresden bekannt ward, legte die Gräfin Königsmark sogleich ihre Maitressenschaft nieder. Aber sie blieb am Hofe und sah den Kurfürsten mit ihrer Nebenbuhlerin ruhig ankommen. Sie hatte sogar das Glück, nach ihrem Sturze viele Freunde und keinen Feind zu haben.

Aber die Esterle gefiel nicht in Dresden, sie war stolz, rachsüchtig und in der Freundschaft und Liebe nicht aufrichtig. Sie hielt sich mehrere Liebhaber, von denen sie immer einen nach dem andern opferte, wenn es ihr Interesse erforderte.

Die Kurfürstin hatte ihre Ankunft nicht ohne Murren vernommen, aber sie war gleichgiltig geworden; die Kurfürstin Mutter dagegen reiste alsbald nach Lichtenberg ab und nahm den Kurprinzen, ihren Enkel mit, dem sie eine sorgfältige Erziehung zutheil werden ließ.

Inzwischen wurde der Kurfürst von Sachsen zugleich König von Polen. Die Esterle begleitete ihn auf der Krönungsreise nach Krakau und feierte ihre größten Triumphe. Von hier ging der neue König mit seiner Maitresse nach Warschau, wo sie vom polnischen Adel sehr geehrt wurde. Sie nahm aber den Grafen von Flemming zu ihrem Günstling an und hielt es auch mit dem Prinzen Wiesnowitsky. Darüber ward der König sehr zornig und ließ ihr befehlen, in zwei Stunden den Palast und in vierundzwanzig Stunden Warschau und ohne Aufenthalt das Land zu verlassen.

Sie gehorchte.

Nun lebte der König eine Zeit lang ohne erklärte Maitresse, aber nicht ohne einige flüchtige Liebeleien.

Bei der Frau von Brebentau, geb. von Flemming, lernte der verliebte König ein türkisches Mädchen kennen, das bei Ofen zur Kriegsbeute gemacht worden war, die Fatima. Er gab dem unschuldigen jungen Mädchen so anhaltende Versicherungen seiner Zärtlichkeit, daß sie sich bald von ihm besiegen ließ.

Indessen bekam er sie auch bald satt und verheiratete sie an einen Herrn von Spiegel, Oberstlieutenant in seiner Armee.

Eine andere Schönheit bemächtigte sich seines Herzens, die Prinzessin Lubomirsky, die Gemalin des Krongroßschatzmeisters und Nichte des Kardinals Radziowsky, Primas von Polen. Von ihren Reizen hingerissen, liebte er sie in vollem Ernst. Sie liebte Vergnügungen und Aufwand. Nichts ward geschont; die französischen Schauspieler und die Kapelle wurden aus Dresden gerufen, alle Tage waren Komödie,

Ball, Karussell, Jagd, Wasserfahrten und Lotterien und tausend andere Lustbarkeiten. Nie war Warschau so lebhaft und glänzend.

Einmal gerieth die Fürstin Lubomirsky in große Sorge, als sie den König bei einem Ringelrennen vom Pferde stürzen sah. Aber bald danach sahen sich beide wohlgemuth bei der Fürstin Sobiesky, die zu Ehren des Königs einen Ball gab. Er eröffnete den Ball mit der Fürstin, wurde aber plötzlich unwohl und mußte nach Hause gebracht werden. Die Lubomirsky besuchte ihn täglich in seinem Palaste und auch dann noch, als er wieder hergestellt war. Das erfuhr endlich ihr Gemal und stieß einige beleidigende Worte aus, die den König betrafen. Er durfte nicht mehr an den Hof kommen, und so reiste er auf seine Güter ab, aber ohne seine Gattin, die von ihm geschieden wurde.

Der König ging nunmehr nach Sachsen, und die Fürstin Lubomirsky folgte ihm. Bald darauf wurde sie durch ein kaiserliches Diplom zur Fürstin von Teschen ernannt. Sie machte mit dem Könige verschiedene Reisen in Sachsen und kam auch nach Leipzig zur Messe, wo sie der Königin von Polen und der Königin von Preußen vorgestellt wurde. Der Empfang war höchst ceremoniell; aber die Fürstin entschädigte sich dafür dadurch, daß sie fürstliche und gräfliche Personen zu einem lukullischen Mahle einlud, dem ein Ball folgte.

August der Starke ließ es sich besonders angelegen sein, die Wohlfahrt und Verschönerung der Stadt Leipzig zu fördern. So war er es, der 1701 und 1704 die Beleuchtung und Beschleußung der Stadt forderte. Er veranstaltete die Anlage einer Allee im Rosenthale, verlangte eine Besserung und Ueberfäulung des Rathhauses, die Gründung einer Exercitien-Akademie, eine neue Armenordnung und angemessene Einrichtung des neuen Waisenhauses. Auch die solenne Abhaltung des großen Vogelschießens, welches alljährlich auf der sogenannten Pfingstwiese beim Kuhthurme abgehalten zu werden pflegte, die Verbesserung der Kirchenmusik und die Ueberwachung der zu jener Zeit ziemlich zweideutigen Kaffeehäuser ließ sich der König angelegen sein. Der damalige Bürgermeister, Konrad Romanus, konnte diese landesherrlichen Verordnungen nur bis 1704 unterstützen, weil er in diesem Jahre wegen gemeiner Verbrechen verhaftet und auf Lebenszeit nach der Festung Königstein überführt wurde.

Von Leipzig aus reiste der König nach Dessau, die Fürstin nach Dresden, wiewohl nur ungern. Desto fröhlicher aber war das Wiedersehen in Dresden. Der König ging mit ihr nach Polen, dort ließ er sie und kam nach Dresden zurück, wo er sich königlich amüsirte, am meisten mit der Frau von Hoym, die seine Maitresse wurde und den Titel Gräfin von Cossell (Kosel) erhielt. An sie vergeudete August der Starke immense Summen. Sie ward, wie bekannt, die Beherrscherin des Königs und des Staates.

Als der König mit der Cossell nach Polen ging, und die Fürstin von Teschen davon Kunde bekam, verließ diese Warschau und begab sich zu ihrem Onkel, dem Kardinal-Primas. Der König setzte sich aber bald wieder auf guten Fuß mit ihr. Zugleich machte er aber auch die folgenreiche Bekanntschaft der Henriette Duval, eines Weinhändlers Tochter.

Die Gräfin Coſſell ſchöpfte Verdacht und zweifelte nicht mehr daran, daß der König eine neue Liebſchaft habe. Sie ging nach Dresden zurück, er ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Armee zum Kriege gegen Karl XII., der gegen Warſchau vorrückte. Nach dem für Auguſt unglücklichen Ausgang des Kampfes zog er ſich nach Dresden zurück, wo die Coſſell Mutter einer Tochter wurde.

Inzwiſchen kam auch die Tänzerin Duparc, die der König früher in Brüſſel kennen und lieben gelernt hatte, nach Dresden und bereitete der Coſſell, die wieder mit einer Tochter niedergekommen war, unendlichen Verdruß. Sie wurde ſeine Maitreſſe; die Coſſell blieb aber ſeine „regierende“ Geliebte.

Um den polniſchen Thron wieder zu erhalten, war Auguſt nach Potsdam gekommen und hatte Friedrichs I. Hilfe nachgeſucht. Dazu bedurfte es aber der Vermittelung des Grafen von Wartenberg und deſſen Gemalin. Auguſt ſetzte ſich bei ihr in Gunſt, ſie liebte ihn. Er bekam Polen wieder.

Nun wurde ihm in Warſchau eine neue Maitreſſe zugeführt, die Gräfin Dönhof.

Die Coſſell erfuhr dies, eben als ſie einem Sohne das Leben geſchenkt hatte, Friedrich Auguſt, der ganz das Ebenbild ſeines Vaters war, welcher ihm nachmals den Titel eines Grafen von Rutowsky beilegte.

Um dem Unglück vorzubeugen, das ſie in Warſchau bedrohte, faßte ſie den Entſchluß, dahin abzureiſen. Da ſchickte ihr der unbeſtändige König zwei Geſandte mit Gefolge entgegen, um ſie eventuell mit Gewalt nach Dresden zurückzuführen. Sie mußte ſich nach langem Widerſtreben fügen. Aber auch aus Dresden mußte ſie weichen, ehe der König mit der Dönhof dort ankam, ſie ging nach Pillnitz. Von hier entfloh ſie nach Berlin und Halle, wo ſie verhaftet und nach Leipzig eskortirt wurde. Nun kam ſie als Gefangene auf die Feſtung Stolpen und fand hier ihre letzte Ruheſtätte.

Aber auch die Gräfin Dönhof wurde wieder verdrängt, durch das Fräulein Dieskau. Sie war ſchön, wie die Göttin der Liebe. So lebhaft indeſſen ſeine Neigung zu ihr war, ward ſie doch bald von einer andern erſtickt. Fräulein von Oſterhauſen war nie vergnügter mit dem König, als wenn ſie ſich ohne Zeugen ſahen. Später wurde ſie mit dem Kammerherrn Stanislafsky in Warſchau vermält.

Der oben erwähnte Graf von Rutowsky hatte die Tochter der Henriette Duval und des Königs in ſein Haus aufgenommen und wartete auf eine Gelegenheit, ſie demſelben vorzuſtellen. Er erkannte ſie als ſeine Tochter, ſchloß ſie in ſeine Arme, nannte ſie ſein Kind und gab ihr den Titel einer Gräfin Orſelska. Sie genoß alle Vorrechte einer rechtmäßigen Tochter. Jetzt beſchäftigte ihn anſtatt Frauenliebe einzig und allein die Sorgfalt für ſeine geliebte Tochter, die er mit einem Prinzen von Holſtein-Bek vermälte.

Mitten unter Feſten und Entwürfen überraſchte Auguſt den Starken der Tod, er ſtarb in Warſchau am 1. Februar 1733 und ward in Krakau begraben.

Er hat prächtig gelebt und viel geliebt!

Zur Geschichte der Kometen.

Von allen Gestirnen sind es unzweifelhaft die Kometen, deren Erscheinen die Sterblichen von jeher am meisten in Erstaunen gesetzt hat. Ihr seltenes Sichtbarwerden, ihre Eigenthümlichkeit der Bewegung, ihr geheimnißvoller Anblick erregen die Aufmerksamkeit auch des indifferentesten Geistes. Diejenigen Dinge, deren wir alle Tage ansichtig werden, jene Phänomene, die sich beständig oder in regelmäßigen Zwischenräumen vor unseren Augen wiederholen, vermögen unsere besondere Aufmerksamkeit, unsere Neugier nicht mehr zu wecken. „Nicht ohne Grund", sagt d'Alembert, „erstaunt der Philosoph, der einen Stein fallen sieht, und das Volk, welches sein Staunen verlacht, würde es theilen, sobald es ein wenig nachdächte."

Man muß eben nachdenken, um auf den Punkt zu gelangen, nach dem Wie und Warum der uns täglich ersichtlichen oder in regelmäßigen Zeitabschnitten vor Augen geführten Thatsachen zu fragen. Die bewunderungswürdigsten Erscheinungen bleiben unbemerkt, die Gewohnheit, welche den Eindruck abgestumpft hat, läßt uns gleichgiltig. Seltsamerweise erzeugt das Unerwartete, das Außergewöhnliche stets Furcht, niemals Freude oder Gleichgiltigkeit. So hat auch die Erscheinung eines Kometen, sein plötzliches Auftauchen am Horizont, das fahle Licht seines Strahlenhaares in allen Ländern und zu allen Zeitepochen auf den Geist der Völker den Eindruck einer fürchterlichen und die uralt hergebrachte Weltordnung gewaltsam bedrohende Macht hervorgebracht und zwar, da die Sichtbarkeit des Phänomens nur auf einen kurzen Zeitraum beschränkt ist, einer Macht, deren Wirkung, wenn nicht sofort, so doch in nahe bevorstehendem Zeitraum eintreten muß. Ueberdies bieten die Vorgänge auf dieser Erde in ihren Verkettungen stets Umstände dar, welche sich als die Erfüllungen schrecklicher Vorbedeutungen auffassen lassen.

Mit wenigen Ausnahmen haben die alten Astronomen die Kometen entweder als atmosphärische Meteore oder als vergängliche

Himmelserscheinungen angesehen. Für die einen waren die Kometen irdische Ausdünstungen, welche sich in der Region des Feuers entzündeten; für andere waren sie Seelen großer Männer, welche gen Himmel gestiegen, unsern armen Planeten, indem sie ihm entflohen, jenen Geißeln überließen, von denen er so oft heimgesucht wird. Die Römer scheinen allen Ernstes jenen großen Kometen, welcher beim Tode Cäsars, im Jahre 43 v. Chr. erschien, für die Seele des Diktators gehalten zu haben. Selbst Glevetius und Kepler waren im siebzehnten Jahrhundert noch nicht abgeneigt, die Kometen für Emanationen zu halten, welche dem Erdkörper und anderen Planeten entstiegen. Man begreift, daß unter solchen Voraussetzungen die Berechnungen der Kometenbewegungen sehr vernachlässigt wurden. Erst Dank den Forschungen eines Tycho de Brahe, dann Newton, Halley, besonders der neuen Astronomen hat sie sich zu der wissenschaftlichen Höhe der Theorie über die Gesetze der Kometenbewegung erhoben.

Der Geschichtsforscher Suetonius giebt, den Ansichten des Astrologen Babilus beistimmend, die Scheußlichkeiten des Nero der Erscheinung eines Kometen Schuld und versichert, daß ein solcher auch den Tod des Claudius verkündigt habe. Und Dio Cassius schreibt: „Mehrere Wunder gingen dem Tode des Vespasian voraus; ein Komet war längere Zeit sichtbar, das Grab des Augustus öffnete sich von selbst. Als die Aerzte ihn darauf aufmerksam machten, daß er von einer gefährlichen Krankheit befallen sei und dennoch seine gewöhnliche Lebensweise fortführe und den Staatsgeschäften obliege, antwortete er: „Ein Kaiser muß aufrechtstehend sterben.“ Als er vernahm, wie einige Höflinge sich leise von der Erscheinung des Kometen unterhielten, sagte er lachend: „Dieser langhaarige Stern geht mich nichts an, er hat vielmehr Bezug auf den König der Parther, denn dieser besitzt Haupthaar, ich aber bin kahl.“

Derselbe Glaube war in Griechenland verbreitet. Ein Komet vom Jahre 371 v. Chr. und von Aristoteles erwähnt, verkündete nach Diodosos Likulos die Decadence der Lakedämonier und nach Ephorus die Zerstörung der Städte Bura und Helike in Achaia durch die Fluten des Meeres.

Plutarch berichtet, daß der Komet vom Jahre 344 v. Chr. für Timoleon von Korinth den glücklichen Ausgang seiner während desselben Jahres gegen Sizilien gerichteten Expedition bedeutet habe.

Der Geschichtsschreiber Sokrates Scholastikus erzählt, daß im Jahre 400 unserer Zeitrechnung ein Komet in Form eines Degens über Konstantinopel geleuchtet und in demselben Moment die Stadt zu berühren geschienen habe, als sie durch den Verrath des Gainas bedroht war.

Das Mittelalter übertraf womöglich das Alterthum noch an unsinnigen Ideen in Bezug auf die Kometen und hat Beschreibungen solcher Himmelskörper geliefert, welche an Ungeheuerlichkeit alles denkbare überschreiten. Paracelsus behauptet, daß sie von Engeln gesandt seien, um uns zu warnen. Alphons IV. König von Portugal, stürzte, als man ihm die Erscheinung des Kometen von 1664 meldete, auf die Terrasse seines Schlosses, schleuderte Verwünschungen gegen das Gestirn und schoß mit der Pistole nach ihm. Doch zog, dieses

königlichen Zornes ungeachtet, der Komet majestätisch weiter auf seiner Himmelsbahn.

Der berühmteste unter den periodisch wiederkehrenden Kometen ist derjenige, welcher den Namen des Astronomen Halley führt, der zuerst seinen Lauf berechnet und seine Wiederkehr vorausgesagt hat. Dieser Komet ist schon achtzigmal von unserer Erde aus sichtbar gewesen seit dem Jahre 12 vor unserer Zeitrechnung, bis wohin die Aufzeichnungen seines Vorüberganges an der Erde zurückreichen. Seine erste in der Geschichte Frankreichs denkwürdige Erscheinung fand im Jahre 837, unter der Regierung Ludwig des Frommen statt. Ein anonymer Chronist mit dem Beinamen der Astronom, schildert ihn als Augenzeuge folgendermaßen: „Inmitten der heiligen Ostertage erschien ein unheildrohendes, unheimliches Phänomen am Himmel. Sobald der König, der derartige Erscheinungen sehr genau beachtete, dieses Phänomen bemerkt hatte, gönnte er sich keine Ruhe mehr. „Ein Regierungswechsel und der Tod eines Fürsten sind durch dieses Zeichen verkündigt", sagte er mir. Er befragte die Bischöfe um ihren Rath und sie riethen ihm, zu beten, Kirchen zu bauen und Klöster zu gründen. Er befolgte diesen Rath und starb drei Jahre nach Erscheinung des Kometen. Der Halleysche Komet erschien wieder im Jahre 1066, da Wilhelm der Eroberer sich Englands bemächtigte. Die Chronisten schreiben übereinstimmend in Bezug auf diesen Umstand: „Die Normannen, angeführt von einem Kometen, bemächtigten sich Englands." Die Herzogin-Königin Mathilde, Gemalin Wilhelms, hat naiverweise diesen Kometen und den Eroberungszug auf jenem berühmten, siebzig Meter langen Teppich gestickt, den jedermann heute noch im Stadtarchiv zu Bayeux in Frankreich sehen kann. Die Königin Viktoria trägt in ihrer Krone ein Kleinod, welches dem Schweif dieses Kometen, der so große Bedeutung für den Ausgang der Schlacht von Hastings gehabt, entstammen soll.

Doch die berühmteste seiner Erscheinungen ist die vom Jahre 1456, drei Jahre nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken. Ganz Europa bebte noch unter der Nachwirkung dieses furchtbaren Ereignisses. Man erzählte, daß die der heiligen Sophie geweihte Kirche in eine Moschee umgewandelt worden, daß alle christlichen Bewohner der Stadt zu Sklaven gemacht oder erdrosselt worden seien, man zitterte vor dem allgemeinen Schicksal der christlichen Kirche. Der Komet erschien im Juni 1456. „Er war groß und schrecklich", sagen die Chronisten jener Zeit, „sein Schweif bedeckte zwei Himmelszeichen; er war von leuchtender Goldfarbe und glich einer wallenden Flamme." Man erkannte in ihm ein sicheres Anzeichen des göttlichen Zornes. Die Türken sahen ein Kreuz in ihm, die Christen wollten die Form eines Yatagans in ihm erblicken. Bei so großer dräuender Gefahr ordnete der Papst Calixtus III. an, daß die Glocken aller Kirchen täglich um Mittag geläutet werden sollten und hielt die Gläubigen an, hierbei ein Gebet zu sprechen, um den Kometen und die Türken zu beschwören. Dieser Gebrauch hat sich bei allen katholischen Völkern erhalten, obwohl sie wohl ebensowenig Furcht mehr vor dem Kometen wie vor den Türken haben. Dies ist der Ursprung des Angelus.

Uebrigens bildet dieser Komet keine Ausnahme von der allgemeinen Regel. Diese Himmelserscheinungen haben stets Ekstase oder Entsetzen hervorgerufen. Feuerdegen, blutige Kreuze, brennende Dolche, Lanzen, Drachen, flammende Schlünde und ähnliche Bezeichnungen sind den Kometen zur Zeit des Mittelalters und der Renaissance zutheil geworden. Kometen wie jener vom Jahre 1577 mögen durch ihre seltsame Gestaltung wohl die Titel rechtfertigen, welche man ihnen zugelegt hat. Die ernsthaftesten Historiographen können sich ihnen gegenüber des Grausens nicht erwehren. So schildert der berühmte Chirurg Ambroise Paré in einem Kapitel über die himmlischen Ungeheuer, den Kometen, des Jahres 1528 in den lebhaftesten und abschreckendsten Farben wie folgt: „Dieser Komet war so schauderhaft und fürchterlich und übte auf die Menge ein derartiges Entsetzen aus, daß viele am Schrecken starben, andere in schwere Krankheiten fielen. Er schien von ungeheurer Länge zu sein und hatte eine blutrothe Farbe. An seinem untern Ende sah man die Form eines gebogenen Armes, der einen großen Degen in der Hand hielt, als ob er zum Schlag aushole. An der oberen Spitze leuchteten drei Sterne. Zu beiden Seiten des Schweifes bemerkte man eine große Anzahl von Aexten, Messern, Degen, alles von blutrother Farbe, unter welche sich auch menschliche Gesichter von entsetzlichem Ansehen, mit langen Bärten und zerzaustem Haar mischten."

Im Jahre 1661 schreibt Madame de Sevigné an ihre Tochter: Wir haben hier einen Kometen, der von sehr bedeutender Länge ist. Sein Schweif ist das Schönste, was man sehen kann. Alle großen Persönlichkeiten sind alarmirt und glauben, daß der Himmel, sehr mit ihrem drohenden Verluste beschäftigt, durch diesen Kometen solchen ankündigt. Man sagt, daß die Schmeichler dem sterbenden Kardinal Mazarin, um dessen Todeskampf durch ein Wunder zu ehren, sagten, daß ein großer Komet am Himmel stehe, der ihnen Furcht einflöße. Er besaß noch die Kraft, sie zu verspotten, indem er ihnen lächelnd antwortete: „Der Komet erweise ihm eine allzu große Ehre." Zwanzig Jahre zeigten indessen die Großen am Hofe Ludwig des Vierzehnten nicht so viel Weisheit wie Mazarin. Man liest in den Chroniken des Oeil de Beuf vom Jahre 1680: „Alle Ferngläser sind seit drei Tagen nach dem Firmament gerichtet. Ein Komet, wie man solchen in der neueren Zeit noch nicht erblickt, beschäftigt Tag und Nacht die Gelehrten der Académie des sciences. Der Schrecken in der Stadt ist groß. Die furchtsamen Gemüther wollen hierin das Anzeichen einer neuen Sündflut sehen, da, wie sie sagen, Wasser stets durch Feuer verkündigt werde, wovon wir aber durchaus nicht überzeugt sein würden, wenn Mr. Cassini sich nicht die Mühe nähme, die Wahrheit dieser Behauptung zu beweisen. Während die Furchtsamen ihr Testament machen und, das Ende der Welt nahen sehend, all' ihr Hab und Gut den Mönchen verschreiben, beschäftigt sich der Hof aufs Lebhafteste mit der Frage, ob das irrende Gestirn nicht den Tod irgend einer großen Person ankündige, so wie ein solches einstmals, wie sie sagen, den Tod des römischen Diktators verkündigt habe. Einige starrgeistige Höflinge verspotteten gestern diese Ansicht, als der Bruder Ludwig des Vierzehnten, der wahrscheinlich fürchtete, plötzlich

ein Cäsar zu werden, ihnen trockenen Tones zurief: „Eh, messieurs, Ihr habt gut lachen, Ihr andern seid keine Prinzen!“

Der Gelehrte Bernoulli selbst erhebt sich nicht über das Vorurtheil der anderen und meint, „wenn der Kern des Kometen nicht ein sichtbares Zeichen des göttlichen Zornes sei, so könne doch der Schweif wohl ein solches sein.“ Diesen Kometen schrieb Whiston die Sündflut zu, indem er sich auf mathematische Berechnungen stützte, welche in ihren Voraussetzungen ebenso abstrakt wie unbegründet waren.

Dieser Engländer, der ein Zeitgenosse Newtons und zugleich Astronom und Theolog war, veröffentlichte im Jahre 1696 eine „Theorie der Erde“, in welchem Werke er darzulegen suchte, daß die geologischen Revolutionen auf unserer Erde und die in der Genesis erwähnten Vorgänge den Einflüssen eines Kometen zuzuschreiben seien. Seine Theorie war anfangs durchaus hypothetisch, indem er sich hierbei nicht auf einen bestimmt bezeichneten Kometen bezog, doch nachdem Halley den berühmten Kometen von 1680 eine elliptische Bahn nachgewiesen, welche er während eines Zeitraumes von 575 Jahren durchlaufe, und Whiston darauf hin in der Geschichte der Erscheinungen dieses Kometen zurückgehend, ein Datum aufgefunden, welches mit dem der mosaischen Sündflut zusammenfiel, so zögerte der theologische Astronom nicht länger seiner Theorie einen mathematischen Ausdruck zu geben und ertheilte dem Kometen von 1680 nicht nur die Rolle des ehemaligen Vertilgers des Menschengeschlechtes durch Wasser, sondern auch diejenige eines künftigen Mordbrenners.

„Als der erste Mensch gesündigt hatte“, sagt er, „passirte ein sehr kleiner Komet die Erdnähe und versetzte unsern Planeten in eine rotirende Bewegung, indem er in schräger Richtung seine Bahn durchschritt. Gott hatte vorausgesehen, daß der Mensch sündigen würde und daß diese seine Sünden auf ihren Höhepunkt angelangt, eine fürchterliche Bestrafung erfordern würden. Daraufhin hatte er am Schöpfungstage zugleich einen Kometen mit erschaffen, welcher bestimmt war, das Werkzeug seiner Rache zu sein. Dieser Komet ist derjenige von 1680.

Wie kann nun aber derselbe Komet, der ein erstes Mal das Menschengeschlecht mit Wasser überflutet, ein zweites Mal durch einen Zusammenstoß mit unserer Erde diese durch Feuer verheeren? Whiston ist mit der Erklärung nicht verlegen und sagt: „Er wird, dem Erdball in seiner Bahn folgend, seine Bewegung verlangsamen und seine fast zirkuläre Bahn in eine sehr exzentrische Ellipse umwandeln. Die Erde wird dadurch der Sonne sehr nahe kommen und der heftigsten Hitze ausgesetzt, endlich in Flammen aufgehen. Hierauf wird auf der durch Feuer regenerirten Erde, welche durch Gottes Allmacht wiederum bewohnbar geworden, tausend Jahre lang ein geheiligteres Menschengeschlecht wohnen, bis endlich ein letzter Komet die Erdbahn, durch einen abermaligen Zusammenstoß mit unserem Planeten, in eine äußerst langgezogene Ellipse und die Erde selbst somit in einen Kometen umwandelt, welcher aufhören wird, bewohnbar zu sein.

Kann man nach dieser Erklärung behaupten wollen, daß die Kometen keinen Zweck im Universum haben?

Zwei königliche Dichterinnen.

Von E. Redenhall.

Die dreihundertjährige Wiederkehr des Tages, an welchem Maria Stuart hingerichtet wurde, hat vielfach dazu angeregt der unglücklichen Königin einige Worte des Gedenkens zu weihen. Wenn wir dennoch heute nochmals darauf zurückkommen, so geschieht es, um unseren Lesern den eigenthümlichen Zug, die Wandlungen ihres Schicksals und Gemüths poetisch darzustellen, den sie mit ihrer Todfeindin Elisabeth von England gemein hatte, vorzuführen und zu zeigen, daß trotz dieser Uebereinstimmung doch auch die beiden königlichen Frauen grundverschieden waren. Beide waren Dichterinnen, doch während Maria Stuart stets der Regung des Augenblicks folgte, gab Elisabeth nie einer momentanen Stimmung nach und verknüpfte alles mit dem umfassenden Plane ihres Lebens. Marias Gedichte sind lyrisch, eine leise, liebliche Musik umklingt sie, Elisabeths erscheinen dagegen wie dramatische Monologe. Maria ist stets ganz Stimmung, ganz Laune, sie dichtete in französischer, schottischer, italienischer, sogar in lateinischer Sprache, und was sie gab, war stets von inniger Grazie, von feiner, geistiger Bildung durchhaucht. Ihren Abschied vom heitern Frankenlande beklagt sie in einem kleinen, wehmüthigen Liede, während sie in der Schlußstrophe sich selbst tröstet, denn das Boot . . .

. . es trägt die Hälfte nur von mir,
Ein Theil für immer bleibet Dein,
Mein fröhlich Land, der sage Dir,
Des andern eingedenk zu sein!

Wohl blieb ihre Seele immer in Frankreich und sehnsüchtig verlangte sie nach dem heitern Lande ihrer Jugend zurück. Weder die dunkeln, kalten Berge ihres Reiches, noch die düstern, ernsten Stirnen ihres Volkes heimelten sie an, ihre Gedanken führten sie stets nach dem Süden, wo man sich unbefangen freue und nur den Moment, aber auch diesen ganz und voll sein nennen durfte. Schmeichelnde verlockende Lieder sang ihr „der Sänger Rizzio" ins Ohr:

Soll denn der rauhe Nordwind hier
Dir rauben Deine Pracht?
Nein, flieh' solch Loos und zieh dahin, Maria!
Du mei[illegible]e Seele Königin!

Es war das letzte, einige Aehnlichkeit mit Goethes „Mignonlied" verrathende Lied, das er so gesungen: Der Dolch des Mörders traf ihn vor den Augen der Geliebten und diese drückt in einem Gedicht: „Die Klage", ihre Trauer um den Verlorenen aus:

Lenk ich zu Himmelsauen
Die Blicke thränenschwer,
Dann aus den Wolken schauen
Die süßen Augen her,
Wie aus dem Grabe schauen
Sie aus der Flut, der blauen....

Schlimme Rache übte die Schwerbeleidigte und wurde an ihr selbst vollzogen, die Verjagung vom Thron und das englische Gefängniß wartete ihrer. Wir haben ein lateinisches Gebet von ihr, das sie im Kerker verfaßte, ferner ein italienisches Sonett, das sie zwischen Hoffen und Bangen der Königin Elisabeth sandte. Jedoch nichts bleibt ihr schließlich, als sich zum Tode vorzubereiten und mit Ergebung schließt sie ein Abschiedssonett an ihre Freunde:

Und weil ich schwer gestrafet ward hienieden,
Erfleht mir meinen Theil am ew'gen Frieden!

Elisabeth dagegen lebt nie dem Moment. Als sie die Tage ihrer Jugend in enger Haft vertrauern muß, da richtet sie eine männlich scharfe Anklage an das harte ungerechte Geschick, hofft aber auf Rettung und Rache:

Und doch wird ihre Mißgunst nicht gewinnen,
So Gott den Feinden schickt, was sie für mich ersinnen!

Ihre Hoffnung erfüllt sich. Ein gewaltiger Wirkungskreis wird dem jugendlich thatkräftigen Geist geöffnet. Aber das Frauenherz, von Staatsaktionen oft bedrückt und verletzt, mischt zuweilen in stillen Stunden seine sehnsüchtigen Klagen in die Herrschersorgen. Dieser innere Zwiespalt ist trefflich ausgedrückt in den Versen:

Ich gräme mich und muß den Gram verschweigen;
Ich liebe — Haß zu heucheln, zwingt es mich;
Ich bin ein Kind — und muß mich weise zeigen;
Ich scheine stumm, doch plaudr' ich innerlich:
Ich bin, — bin nicht; kalt, — fühl' ich heißen Brand.

Allein durch alle Herzenskämpfe ringt sich bei Elisabeth der Wille zu festen Entschlüssen und Unternehmungen hindurch. Dies kennzeichnet trefflich die stolzen Worte, die sie zur Devise ihres Lebens gewählt:

Denk' nicht, das Schicksal kann den Sieg erringen,
Wo starker Muth es kann zum Dienen zwingen!

Wir wollen uns an den vorgeführten Proben genügen lassen, beweisen sie doch hinreichend, wie richtig und lebenswahr bei aller Idealität unser Schiller die beiden königlichen Frauen gestaltet hat. Diejenigen unserer geehrten Leser, welche diese Lieder vollständig kennen lernen wollen, verweisen wir auf die Sammlung englisch-schottischer Poesien: „Rose und Distel" von Gisbert Freiherrn von Vincke.

Wiener Brief.

Wien, 5. August 1887.

„Unschuldig, mein Vater, heilig Dein einsames Grab. Jetzt weiß ich, wie der Weg in der Welt, bin nimmer heimatlos.“ Diese Worte spricht Anna, des Balthasars Kind, als der verlotterte Geselle Matthias, der Schwager der Sonnwendhofbäu'rin zu ihr auf die Alm kommt und sie zum Mordbrennen verleiten will. Mit diesem Anschlage verräth er sich selbst als denjenigen, welcher in der Ilsangschmiede vor langen Jahren Feuer angelegt und den rothen Balthasar, den man sterbend unweit derselben fand, in Verdacht des Mordbrennens brachte. Diese tragische Scene, welche einen Theil des in den sechziger Jahren entstandenen Mosenthalschen Volksstückes bildet, ist es, welche immer mit dem Sagenkreise umwoben bleiben wird, der den Sonnwendstein umgiebt. Jeder geographische Leitfaden sagt uns überdies, daß der Sonnwendstein oder Göstritz zu den höchsten Spitzen der niederösterreichisch-steierischen Gebirgskette gehört. Wir wissen ferner, daß sein Name von den Sonnwendfeuern herrührt, welche seit Urzeiten auf seinem Gipfel angezündet werden, auch daß er eine heidnische Kultusstätte gewesen sei. Was aber neu an ihm ist, das sind weder die dramatischen Rührreffekte, die unter seinem Namen von einem so bedeutenden Poeten, wie S. H. Mosenthal es war, in der gebildeten Welt verbreitet wurden, noch die geographischen Fakta, aus denen wir entnehmen, daß der Sonnenwendstein 1523 Meter über der Meeresfläche emporragt, daß er gold-, silber- und bleihaltig sein soll, daß schon eine gewisse touristische Routine dazu gehöre, ihn zu besteigen, daß von seinem Hochplateau aus sich dem entzückten Blick ein zauberhaft schönes Panorama bietet, durch welches man unwillkürlich an die biblische Parabel erinnert wird, in welcher Satan den Heiland auf einer Bergkuppe in Versuchung führen wollte, indem er ihm die Welt in ihrem ganzen Zauber zu seinen Füßen zeigte.

Neu und überraschend ist uns am Sonnwendstein nur die Kultur, welche uns auf dessen Gipfel entgegentritt; so angenehm sie uns berührt, fühlt man sich doch versucht, sie dem alten Gesellen übel zu nehmen. „Auch Du, Brutus, auch Du von Kultur beleckt!“

Und mit Seheraugen blicken wir um ein Säkulum voraus, sehen wir wie der Kunstmäcen, welchem seine verschiedentlichen medizinischen Leibspezialisten — denn ohne diese thut es ein Kunstmäcen des zwanzigsten Jahrhunderts schon gar nicht — in ausnahmsweiser Einträchtigkeit ihren Patienten Höhenluft gerathen haben, um sich seiner zu entledigen. Dieser begiebt sich folglich mittels Drahtseilbahn auf den Sonnwendstein und beabsichtigt seine jeweilige Balleteuse aus der dritten oder vierten Quadrille dorthin nachkommen zu lassen; sie benutzt die Flugmaschine, welche anno 1887 in den Hundstagen in Wien ein so klägliches Fiasko erlebte, hundert Jahre später aber in verbesserter Auflage den Leuten um den Leib geschnallt wird, und es ihnen ermöglicht sich emporzuschwingen zu jenen lichten Höhen, in denen die menschliche Phantasie, sich die nach der Vortrefflichkeitsskala abgestuften Himmelswohnungen denkt, in denen jene hausen, die der Erde schon Valet gesagt. Mademoiselle Olympia oder Delilla — im

Privatleben und im Wiener Jargon Nanni oder Wetti genannt — bedarf bei ihrem kühnen Fluge auch keines unnützen Toilettenballastes; das rosenrothe Trikot ist salonfähig geworden. Sie tanzt ihre pas de deux und Pirouetten auf der asphaltirten Plateaufläche ebenso sicher, wie heute im Opernhause und telephonirt, sobald der gichtbrüchige Mäcen zur Ruhe gegangen, dem Husarenlieutenant des Tages, dessen Börse sie nebenbei aufs Korn genommen, er möge seine Flugmaschine sonnwendsteinwärts richten und in raschestem Tempo zu seiner Dulcinea emporsteigen. Ganz soweit sind wir heutzutage doch nicht. Wir finden zwar am Sonnwendstein ein neu eröffnetes, recht hübsches Hôtel, welches Zach, der ehemalige Inhaber jener Jubelhalle leitet, die anläßlich des hiesigen literarischen Kongresses im Jahre 1881 alle Gäste aus dem deutschen Reiche, welche den Semmering besucht haben, entzückte; dieses Hôtel aber vermag nur einer beschränkten Anzahl von Gästen Obdach zu bieten und sichert uns somit wenigstens zur Schlafenszeit vor jener Touristenüberflutung, die das Schreckbild aller Naturfreunde ist und deren begreifliches Anhängsel dort, wo nicht leicht Riesenhôtels gebaut werden können, in schlechter Kost und schlechtem Trunk besteht. Man besteigt den Sonnwendstein jetzt bequem auf einer neu gebahnten Straße, die „Fahrweg" heißt und von Semmering aus emporsteigt. Als Fahrweg schlagen wir ein Kreuz vor dieser Straße, als Gehweg ist sie prächtig, wenn auch nicht für gichtische Mäcenenbeine und gehunkundige Salonpüppchen. Das Schutzhaus, welchem man zu Ehren des Generaldirektors der Südbahn den Namen „Friedrich Schüler-Alpenhaus" gegeben, weist nebst eleganten Speiselokalitäten in altdeutschem Stil mit Butzenscheiben und allem sonstigen dazu gehörigen alt modernen Firlefanz zwei von einem Touristenverein und von Touristenfreunden gestiftete wunderhübsche Schlafzimmer auf, eines derselben in eingelegtem Zirbelholz. Die übrigen Schlafgemächer, sowie die Massenquartiere sind natürlich einfacher, aber rein und nett, die Kost tadellos; und daß man ein Glas Wasser um klingende Münze erstehen muß, wird durch den Umstand entschuldigt, daß man genöthigt ist, mit Ochsenwagen eine Stunde weit zur Quelle zu fahren, um sich das labende Naß zu verschaffen. Die Aussicht, welche sich uns von der höchsten Spitze des Sonnwendstein aus bietet, ist herrlich und würde weit größere Anstrengung und Mühe lohnen. Des Oesterreichers Erbsünde besteht aber nun einmal darin, daß er die Schönheiten seiner Heimat nicht kennt oder nicht erkennt, beide Eigenschaften sind tadelnswerth. Erstere vorzüglich dann, wenn keine pekuniären Schwierigkeiten sich dem Kennenlernen hindernd in den Weg stellen. Um den Sonnwendstein zu besteigen, braucht man weder ein Krösus noch ein geschulter Bergfex zu sein; drum rathe ich Ihnen allen, die Sie draußen im Deutschen Reiche, mit denen wir Oesterreicher doch immer eng verbunden bleiben, diese Zeilen lesen, wenn Sie nach Wien kommen, vergessen Sie den Sonnwendstein nicht, auch so lange keine Drahtseilbahn und keine Flugmaschine Sie dorthin befördert. Mir aber verzeihen Sie, wenn mein heutiger Wienerbrief eine gewaltige Abschweifung von jenem gewohnten Thema ist. Die Stadt ist jetzt so heiß und unerträglich, daß ich Ihnen aus derselben nichts angenehmes zu erzählen wußte, die Eröffnung

der Oper ist wieder hinausgeschoben worden, jene des Karltheaters ebenfalls, die Kunstinstitute sind gesperrt, die Konzert- und Vorlesungssäle nicht minder, und das Ereigniß des Tages, die endliche Inhaftnahme des Postdefraudanten Zalewsky, ist denn doch ein zu alltäglicher Umstand, ist das naturgemäße Ende des Anfangs, so, daß ich Sie nicht damit langweilen will, wenn auch die hiesigen Tagesblätter Spalte auf Spalte davon zu schreiben wissen, und der Wiener Humor üppige Blüten deßhalb getrieben, die sehr häufig ein Plus an Derbheit aufzuweisen hatten.

Max von Weißenthurn.

Nippsachen.

Die Zeitungen der Welt. Nach einer von französischer Seite gemachten Zusammenstellung beträgt die Zahl sämmtlicher Zeitungen ungefähr 35,000; nimmt man die Zahl der Erdbewohner auf eine Milliarde an, so ist also auf 28,600 Köpfe ein Blatt zu rechnen. Unter den fünf Erdtheilen kommt die höchste Zahl, 20,000, auf Europa; von den europäischen Großmächten weist Deutschland die höchste, Rußland die niedrigste Zahl auf. In Deutschland erscheinen etwas mehr als 5000 Zeitungen, darunter 800 Tagesblätter. Den zweiten Rang nimmt England mit etwa 4000, darunter ebenfalls 800 täglich erscheinende Blätter ein. Fast die gleiche Zahl hat Frankreich aufzuweisen. Es erscheinen 1668 Blätter in Paris, 2506 in der Provinz, die Zahl der täglich erscheinenden ist 360. Italien folgt mit 1400, von denen 160 täglich erscheinen; auf Rom kommen 200, Mailand 140, Neapel 120, Turin 94, Florenz 79 Blätter. Oesterreich ist mit 1200, darunter 150 Tageblätter, vertreten. Spanien zählt etwa 850, von denen ein Drittel täglich erscheint. Rußland hat nur 800 Zeitungen aufzuweisen; in St. Petersburg erscheinen 200, in Moskau 75. Mehrere derselben erscheinen in zwei oder mehr Sprachen, eine zugleich in russischer, in deutscher und französischer, eine andere zugleich in russischer und deutscher Sprache. Eine verhältnißmäßig sehr hohe Zahl weist Griechenland auf; hier ist fast jeder Fleck mit wenigstens einem Blatt vertreten. Die Schweiz zählt 430 Zeitungen, darunter einige recht bedeutende; Belgien und Holland je etwa 300.

Asien hat im ganzen ungefähr 3000 regelmäßig erscheinende Zeitungen aufzuweisen. Verhältnißmäßig wenige Blätter erscheinen in China; das amtliche Regierungsblatt „King-Pao" in Peking erscheint täglich in drei Ausgaben, jede derselben auf Papier von besonderer Farbe; andere bedeutende Blätter sind die in Shanghai erscheinende „Tscheng-Pao" und „Bu-Pao" und das Regierungsblatt von Kora.

Einen riesigen Aufschwung nimmt die Tagespresse in Japan, das etwa 2000 Zeitungen aufweist. Die drei bedeutendsten führen die Namen „Hatschischimbum", „Thoyaschimbum" und „Mamitschischimbum". In Tongking ist in letzter Zeit ein Blatt „L'avenir du Tongking" gegründet worden. Belutschistan und Afghanistan haben bis jetzt noch keine Zeitungen aufzuweisen; in Persien erscheinen im ganzen sechs.

Sehr wenige Zeitungen kommen auf Afrika, und zwar kaum 300, hiervon 30 auf Aegypten. Weitaus zahlreicher ist dagegen die Tagespresse in Amerika vertreten. Allein in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erscheinen 12,500 Zeitungen, unter welchen etwa 1000 Tagesblätter enthalten sind. Es sei noch bemerkt, daß in den Vereinigten Staaten 120 Zeitungen ausschließlich von Negern verwaltet, herausgegeben und redigirt werden; das älteste dieser Negerblätter ist der „Elevator", der vor achtzehn Jahren gegründet worden ist. In Kanada, welches 700 regelmäßig erscheinende Blätter zählt, hat die französische Presse das Uebergewicht. Von den zwanzig Zeitungen und Revuen, die Quebec aufweist, erscheinen nur vier in englischer, alle übrigen in französischer Sprache.

Ordnet man sämmtliche auf der Erde erscheinende Zeitungen nach den Sprachen, so muß der englischen Sprache der Löwenantheil zuerkannt werden, und zwar mit

16,300 Blättern; hierauf folgt die deutsche Sprache mit 7800, die französische mit 6850 und die spanische Sprache mit 1600 Blättern.

Ein bestrafter Kuß. Ein New-Yorker Blatt berichtete: „Ein Kußheld übelangelaufen! Der Grobschmied M'Cormick von 199 Thompson Street ging eines Abends mit seiner Gattin aus, um Einkäufe zu machen. Ihr Weg führte sie auch nach der 6. Avenue, und dort trat Mr. M'Cormick allein in einen Laden, während seine Frau auf der Straße auf ihn wartete. Da ihr Mann länger ausblieb, als sie gedacht hatte, spazierte Frau M'Cormick, ein hübsch gekleidetes junges Weibchen von angenehmem Aeußern, langsam auf und ab und blieb einen Augenblick an der Ecke der 26. Straße stehen. Plötzlich kam ein feingekleideter Herr auf sie zu, schloß sie in die Arme und gab ihr einen Kuß. Entrüstet riß die Frau sich los, lief laut schreiend in den Laden, in welchem ihr Mann sich befand, und erzählte unter Thränen, was ihr begegnet. Wüthend stürzte Mr. M'Cormick hinaus, um den frechen Beleidiger zu züchtigen, allein diesen hatte bereits ein Polizist am Kragen gepackt und führte ihn nach dem Stationshause des 29. Bezirks. Dort gab der Arrestant an: er heiße Francis Howland, sei ein „Gentleman", 40 Jahre alt und wohne Nr. 94, 5. Avenue. Er mußte die Nacht in Arrest verbringen und am nächsten Morgen vor den Schranken des Jefferson Market Polizeigerichtes erscheinen, wo auch das M'Cormick'sche Ehepaar sich einfand und Anklage gegen ihn erhob. Richter Bixbys Urtheil lautete: in Zahlung einer Geldstrafe von 10 Dollars (40 Mark) und Stellung von 500 Dollars Bürgschaft für künftiges gutes Verhalten, oder sechs Monate Aufenthalt auf der Strafinsel. Da aber „Gentleman" Howland weder Geld noch Bürgen zur Stelle hatte, ließ ihn der Richter bis auf weiteres ins Gefängniß bringen."

Vom alten Blücher. Blücher, der seine Frau mit dem Schmerzensrufe beklagte: „Ja, schön war die Kröte wie die Schwerenoth, und Sentiment hatte sie von tausend Teufeln!" schrieb nach der Schlacht von Waterloo an Metternich: „Die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg ist erfochten. Das Detallige wird nun vollzogen, ich denke die Bonapartsche zu schütteln; ist nun wohl ziemlich wieder zu Ende. Le Belle Alliance, 19. früh, ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittere an allen Gliedern, die Anstrengung war zu groß. 19. morgens 2 Uhr. Blücher." Einen ähnlichen Brief hatte der Marschall Vorwärts nach Hause geschrieben.

In einem Schreiben vom 13. Juli 1815 berichtet Metternich an seine Tochter Marie: „Gestern speiste ich bei Blücher, der sein Hauptquartier in Saint-Cloud hat und in diesem schönen Schlosse als echter Husarengeneral wirthschaftet. Er und seine Adjutanten rauchen da, wo wir den Hof in seinem höchsten Glanze gesehen haben. Ich dinirte in dem Saale, wo ich, wie oft! stundenlange Gespräche mit Napoleon gehabt. Die Armeeschneider haben sich da eingerichtet, wo es zum Theater ging, und die Musiker eines Jägerregiments angeln die Goldfische in dem großen Bassin unter den Fenstern des Schlosses. Als wir durch die große Galerie gingen, sagte der greise Marschall zu mir: „Da muß doch eener een rechter Narre gewesen sind, der man das alles hatte und nach Moskau gelaufen ist!"

Die Kinder von Wohldorf von Ferdinand Avenarius. Dresden. Verlag von Louis Ehlermann. Mit der Freude und Erquickung, die nur das Werk eines echten Poeten zu bereiten vermag, lasen wir diese holde Dichtung. Stoff und Sprache sind von unbeschreiblicher Lieblichkeit; ersterer freilich so schlicht, daß ihn unsere jüngsten Poeten, in ihrer „Großartigkeit" natürlich nie der Beachtung werth gefunden hätten. Wie viel Tiefe, wie viel hohes, rührendes Menschenthum der vornehmere Dichtergeist aber gerade mit der einfachsten Fabel zu verbinden vermag, erhellt so recht deutlich aus dem vorliegenden Buch. Es ist die Geschichte eines fahrenden Spielmanns, dem ein schweres Lebensschicksal, das der Dichter nicht näher berührt, die Blume seines Lebens gebrochen. Wandermüde sucht er in einem Dorf Aufnahme und Heimatrecht, welche ihm Vorurtheil, Härte und Rohheit der Bewohner nicht gönnen. So baut er sich in der Nähe des Dorfes, im Wald sein Haus, wo er Blumen und Vögel und schließlich die Dorfkinder zu Freunden gewinnt. Der wunderbare Einfluß, den er auf die Kleinen ausübt, schmilzt im Laufe langer Jahre die Eisschicht von Trotz und Mißtrauen, die aber wieder zu frostiger Härte erstarrt, als der Fremdling, ohne das Geheimniß seines Schmerzes preiszugeben, seinem

Leben selbst ein Ende macht. In dunkler Nacht soll der „Selbstmörder" im Galgenfeld unterm Hochgericht vergraben werden. Die Kinder aber, treu und fest, in ihrer Liebe, folgen erst einzeln, dann zu Schaaren, mit Weinen und Singen, dem Sarg des geliebten Todten und erheben den traurigen Grabesgang so zu der rührendsten und erschütterndsten Feier. Von unverstandenen Gewalten durchschauert, folgen die Bauern ihren Kleinen nach, ihr Trotz verweht und der müde Pilger wird, von Tausenden geleitet, in geweihter Erde zum Schlafe gebettet. Dies in aller Kürze die Fabel, welche die Kunst des Dichters mit Natur- und Seelenmalereien der zartesten Art wundersam umrankt. Möchte das Buch ein allgemeiner Liebling werden. Der geringe Preis bei hübscher und eleganter Ausstattung hilft ihm die große Verbreitung sichern, die wir ihm von Herzen wünschen. Sx.

Hellenische Erzählungen. Uebersetzt und herausgegeben von Professor Dr. Aug. Boltz. Halle a. S. Druck und Verlag von Otto Hendel. 116. und 117. Bändchen der Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. Preis 50 Pfg. Eröffnet werden die reizenden Erzählungen mit einer spannenden Novelle von Georgios Drossénis, dessen Bild beigegeben ist. Um neugriechisches Leben in unterhaltender Weise kennen zu lernen, verlohnt es sich, das Doppelbändchen zu lesen. Man wird dies nicht nur einmal thun, da Stoff und Bearbeitung einen eigenthümlichen Reiz auf den Leser ausüben.

Liederbuch für Kegelbrüder. Mit Porträt und Vorwort von Hermann Brügner, Vorsitzender des „Verbandes deutscher Kegelklubs" und Illustrationen. Hannover, Verlag von Willy Frank. 214 S. 12°. 1 Mark.

Arbeitstheilung ist das Motto unserer Zeit — Arbeitstheilung auch im Vergnügen:

Ein jeder Stand hat seine Freude,
Ein jeder Stand hat bald sein — Liederbuch!

Weßhalb nicht auch diejenigen wackeren Gesellen aller Stände, die sich um das Banner „Gut Holz!" schaaren, namentlich wenn besagtes Liederbuch so genial und urfidel zusammengestellt ist, wie das vorliegende? Es sind alle Stimmungen und Bedürfnisse des Kegelbruders wiedergegeben: patriotische Lieder; unser Sport; Klub- und Vereinslieder; Fest- und Tafellieder; Toaste für Kegelfeste; allgemeine Kneip- und Kommerslieder: im ganzen 134 gute Gelegenheiten, sich prächtig durstig zu singen. Ueberall neues, überraschendes, Uriges und bis auf ganz wenige Ausnahmen lauter bekannte Melodien. Wo „Gut Holz!" ertönt, darf auch dies Taschenbüchelchen nicht fehlen, als Diamant- und Universalkitt der gesammten Kegelbrüderei!

Patriotische Geschichte des Königreichs Sachsen und der sächsisch-thüringischen Lande von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Nach archivalischen Quellen volksthümlich bearbeitet von Albert Erlecke. In 12 Lieferungen gr. 8° à 50 Pf., mit Illustrationen und Porträts der Landesfürsten. Ernst Schmeitzners Verlag in Chemnitz und Leipzig.

Die vorliegende 1. Lieferung (48 S.) enthält ein lebenswahres, großes Porträt Ihrer Majestät der Königin Carola von Sachsen, nach dem Gemälde von Leon Pohle und nach einer Photographie aus dem Verlage von Ad. Gutbier in Dresden. In klarer, echt volksthümlicher Schreibart, bei der man den hier natürlich ganz zweckwidrigen Apparat gelehrter Nachweise und Citate mit Vergnügen vermißt, schildert der seine Thema vollständig beherrschende Verfasser das alte Sachsen, die Gründung der Mark Meißen, die Mark Meißen bis zur Erblichkeit des Hauses Wettin (1127) und geht dann auf die Geschichte des alten Thüringens und der thüringischen Marken über. Namentlich alle Sachsen, albertinischer wie ernestinischer Dependenz, sei dieses als Spezialwerk einzig dastehende Buch auf das Wärmste empfohlen: es ist die Ruhmeschronik der „Sachsen", d. h. der „Schwertmänner" des Geistes, des Rechtes und des Glaubens!

Farbenstudien. (Mit Illustration.) Da hat sich im Dorfe ein Maler aus München niedergelassen, der seine Studien fleißig betreibt und nicht allein draußen im Freien Ansichten vom Dorfe mit bäuerlicher Staffage oder ein Stück von der Viehweide farbig skizzirt, sondern auch die Interieurs der Bauernhäuser, die Schänken und Stuben mit Pinsel und Farben auf die Leinwand bringt. In einem Hause

hat er sich's besonders bequem gemacht und daselbst fleißig gemalt. Ein wenig Luft zu schöpfen oder zu lustwandeln, ist er eben hinausgegangen und hat seine Siebensachen für kurze Zeit im Stich gelassen. Da steht auf einem Schemel der Malkasten, dessen Deckel gleichzeitig als Staffelei dient und dessen Inneres ein buntes Gewirr von Farben, Palette und Pinseln beherbergt. Oben auf dem mit weißem Linnen gedeckten Tisch befinden sich noch einige Flaschen mit Substanzen, die der Maler beim Skizziren stets gebraucht, einige Pinsel und die bekannten Farbenbeutelchen aus weichem biegsamem Staniol. Kaum ist indessen der Maler zum Zimmer hinaus, da huscht es leise von der andern Seite herein. Lenchen, des Hauses blondes Töchterchen, ist's, welches schon lange aus der Entfernung dem wunderbaren Treiben des fremden Mannes zugeschaut, aber in kinderhafter Scheu nicht gewagt hatte, näher zu kommen. Jetzt aber ist die Luft rein und Lenchen beschaut sich nun des Künstlers Handwerkszeug aus nächster Nähe. Es bleibt natürlich nicht beim bloßen Betrachten, denn es währt nicht lange, da hat Lenchen den Stuhl erklettert und macht sich über die höchst drolligen Farbenbeutelchen her, mit denen sich so hübsch spielen läßt. Besonders erfüllt es Lenchen mit Jubel, daß beim leisesten Druck auf die blanke Hülle der oberen Oeffnung des Beutels ein öliger Saft entquillt, der sich so schön bunt ausnimmt und die Hand in der anmuthigsten Weise färbt. Gerade ist Lenchen in diese Farbenstudien vertieft, als ihre ältere Schwester eintritt, welche sich nicht minder über die possirlichen Dinger amüsirt. Wie aber dem Besitzer dieser Sonderbarkeiten, dem fremden Maler, Lenchens Farbenstudien gefallen werden, das zu errathen oder sich in lebhaften Farben auszumalen, dürfte dem Leser oder Beschauer unseres niedlichen Bildchens nicht schwer fallen.

Herbstlicher Wald.

(Mit Illustration.)

Noch flattert trennungsbang das ruhelose,
Schlaftrunkne Buchenlaub an dem Geäst.
Noch hält der Strauch die Hagebeere fest,
Das Liebespfand der todten Haiderose.
Es säumt der Vogel in der Luft und schaut
Noch grüßend nieder auf den fahlen Hain,
Wo er im goldengrünen Dämmerschein
So selig einst das kleine Nest gebaut!

Nur widerstrebend mit verzagtem Grollen,
Ringt sich der Wald von seiner Schönheit los
Vom Aste tropft es in das braune Moos
Wie Thränen, die dem Trauernden entrollen.
Was einst das sonnentrunk'ne Herz gelallt,
Von treuem Glück und ewigem Besteh'n,
Ist mit der Wanderschwalben Flügelwehn
Längst wie ein Kinder-Märchensang verhallt.

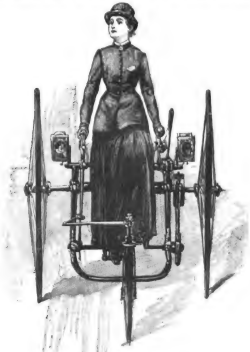
Die Edelrüster, die in kühnem Horste
Den Häher barg im hohen Laubgezelt,
Liegt reglos nun, von blanker Axt gefällt!
Ein schrilles Klagen zittert durch die Forste.
Ist es die Säge, die nicht morden mag?
Ist es der stolze Baum, der sterbend schreit,
Um welkes Glück, um todte Herrlichkeit,
Um den verlornen, kurzen Lebenstag?

Frida Schanz.

Neueste Moden.

Nr. 1. Anzug für Damen zum Radfahren.

Dieser praktische Anzug für Radfahrerinnen ist sehr einfach und besteht aus



Nr. 1. Anzug für Damen zum Radfahren.

einem glatten, langen Rock von dunkelfarbigem Tuch oder Flanell; derselbe ist an der Taille eingereiht und unten mit einem kräftigen Saume versehen. Die runde

Digitized by Google

Zelle 3) wen heut gefleht und es tun Gläubige einen wollenen gelleten. Ein guter, mit schlagen Zelt mit langen Bändern, kann ein solcher guter

Fig. 1. Ein „Hütchen".

blauen Burger der Braut, mit einer blauen Rosette gefleidet, verschiedenen bunte Bändern, Bänder Bogen. Der Hütte Rand mit einer Bandschnur befleidet

Fig. 2. Hütchen für Matronen.

gut 10 Zelle mit verschiedenen Gebeten verziert. Ein solches Mädchenhut von Strohgeflecht mit Zelt, mit grünem Band befleidet wird

Nr. 2. Hut „Italien".
Der Strohhut mit ziemlich flachem Kopf hat eine, vorn sehr breite, vorstehende

Nr. 4. Hut „Rinon".

und ausgebogene Krempe. Dieselbe ist am Hinterkopf gespalten und die Spitzen nach oben gekehrt. Auf dem Kopfe befinden sich Mohnblumen, Weizen und Sommerblumen mit durchsichtigen Schlupfen und Windungen von eucalyptusfarbigem Seiden-

Nr. 5. Schürze für Kinder.

tüll. Im Innern des Hutes befinden sich gleichfarbige Rüschen von Seidentüll, welcher am Hinterkopf als langer Schleier endigt, der sich lose um den Hals schlingt

Fig. 6. Kopf in langer Draht.

Fig. 7. Kopf in Draht.

Nr. 3. Schürze für Mädchen.

Die aus écrufarbener Cretonne angefertigte hübsche Schürze hat am Vordertheile von oben bis unten hin Falten, welche in der Taille mehrfach eingereiht und zusammengezogen sind. Am Hals ist diese Schürze, welche auf dem Rücken einen angeschnittenen Matrosenkragen hat, mit einer bestickten Spitzenfalbel umgeben, wie überhaupt die Ränder der Schürze ringsum damit begrenzt sind. Kleine, unten spitz und am obern Rande mit einer gestickten Spitze verzierte Taschen sind an beiden Seiten angebracht. Ein breites Stoffband ist an den Seiten der Schürze befestigt und im Rücken befindet sich eine breite Schleife mit langherabhängenden Enden.

Nr. 4. Hut „Ninon".

Dieser Hut — mit ziemlich niedrigem Kopf und mit hinten breit aufgeschlagenem Rand, welcher vorn niedergebogen das Gesicht beschattet — ist aus schwarzem Strohgeflecht angefertigt. Auf der linken Seite sind drei große schöne Federn befestigt, welche, mit Windungen aus eucalyptusfarbigem Seidentüll vermischt, am Hinterkopf weit über den Rand des Hutes herabhängen.

Nr. 8. Unterkleid für Mädchen.

Nr. 5. Schürze für Kinder.

Diese Morgenschürze für Kinder ist aus Andrinople oder Nansouk in Blousenform hergestellt. Das Vordertheil ist mit drei gestickten Einsätzen verziert, zwischen denen der Stoff in kleine Falten gelegt ist. Den Halsausschnitt umgiebt ein gleicher Streifen, welcher an beiden Seiten mit gestickten Zacken begrenzt ist. Das untere Rocktheil der Schürze ist bestickt und mit einem bestickten Zackenstreifen, gleich denen, welche die Aermel am Handgelenk umgeben, versehen. Ein bestickter Gürtel verbindet den Rock mit dem Taillentheil und endigt im Rücken mit einer breiten Stoffschleife.

Nr. 6. Anzug für junge Damen.

Auf einem falschen Rock aus Taffet befindet sich ein anderer, aus silbergrauer Voile angefertigter glatter Faltenrock. Derselbe ist am untern Rand mit zwei breiten Seidenborden besetzt. Die vorn in Reihfalten angesetzte Tunika ist an den Hüften emporgefaßt und unter der Taille befestigt, hinten einen Puff bildend. Der Rand der Tunika ist ebenso wie der Rock mit zwei Reihen Seidenborde benäht. Die anliegende Taille ist ziemlich lang und unten an den Vordertheilen zackig ausgeschnitten. Den obern Ausschnitt der Taille begrenzt an beiden Seiten ein Faltentheil aus Surah, welches sich unter der Brust in einen miederartigen Ausschnitt verliert. Das

Latztheil ist mit drei querlaufenden Borden besetzt. Die anliegenden Ellbogenärmel haben einen glatten Aufschlag von Surah. Die Taille ist vorn herab mit kleinen Knöpfen geschlossen. Der Stehkragen ist vom Stoff des Kleides. Der hohe Strohhut ist hinten aufgeschlagen und die an der rechten Seite sehr hoch heraufgehende Krempe desselben mit rothem Sammet belegt. Eine schöne große Feder legt sich vom Hinterkopf nach vorn auf den niedergebogenen Rand des Hutes. Rother Sonnenschirm mit Spitzenfalbel. An Stoff zu diesem Anzug ist erforderlich: 4 Mtr. Taffet zum ersten Rock. 5 Mtr. 50 Centm. Wollenstoff von 1 Mtr. 20 Centm. Breite.

Nr. 7. Anzug für Damen.

Kurzer falscher Rock aus Taffet. Auf einem zweiten Rock aus feuerfarbenem Surah, der vorn ziemlich glatt fällt, befindet sich ein Doppelrock aus gleichfarbigem Surah, dessen Vordertheil am untern Rande in Bogen ausgeschlagen ist, in der Taille nach der Hüfte zu in Falten genommen wird und von da aus nach unten hin eine sich verbreiternde Tollfalte bildet. Im Rücken ist der Rock zu einem Bausch er-

Nr. 9. Kinder-Kutte.

hoben. Vorn über dem Zackenrand befindet sich eine breite, reiche Stickerei von farbiger Seide. Die Taille ist aus broschirtem, feuerfarbenem Péliné angefertigt und hat an den Seiten der Vordertheile ein angeschnittenes, lang herabreichendes Theil, welches bis ziemlich an den Rand des Rockes reicht. Der Stehkragen, sowie das glatte Latztheil ist vom Stoff des Kleides Ein langes Faltentheil aus Surah begrenzt das Latztheil. Ein Miedertheil aus feuerfarbenem Sammet hält die Taille, sowie die Faltentheile, welche bis weit auf den Rock herabreichen, zusammen. Die Enden der Faltentheile sind mit Passementen und Perlen verziert. Auf der Taille neben diesen Theilen sind Aufschläge von feuerfarbenem Sammet angebracht, welche sich in dem Miedertheil zugespitzt verlaufen. Die kurzen, nicht bis zum Ellbogen reichenden Aermel vom Stoff des Rockes haben einen Aufschlag von feuerfarbenem, brochirtem Péliné. Sehr lange Handschuhe bedecken vollständig den Arm. Der sehr hohe écrufarbene Strohhut, dessen Krempe auf der rechten Seite hoch aufgebogen ist, hat einen Ausputz von feuerfarbenen und rosa Bandschlupfen, nebst einem farbigen Vogel. Die Krempe des Hutes ist mit feuerfarbenem Sammet belegt. An Stoff zu diesem Anzug sind 4 Mtr. 20 Centm. Taffet zum ersten Rock verwendet. 14 Mtr. 60 Centm. Surah zum Rock, der Tunika, den Draperien und Aermeln. 2 Mtr.

10 Centm. Pékiné zur Taille und 90 Centm. Sammet zu den Aufschlägen und zum Mieder.

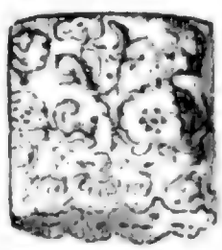
Nr. 8. Unterkleid für Mädchen.

Das aus bedrucktem Foulard angefertigte Unterkleidchen hat einen anschließenden Rücken mit Blousenlatz und einen Stehkragen. Den zwei, den Rock bildenden Falbeln ist eine dritte im Rücken beigegeben. Alle drei Falbeln, ebenso die Aermelränder sind in Zacken geschnitten und bestickt.

Nr. 10. Ueberkragen.

Nr. 9. Kinder-Kutte.

Die aus blauem Batist angefertigte Kutte ist roth bestickt. Dem vorn glatt fallenden Rocktheile ist oben am Vordertheile ein Faltenstreifen eingefügt, welcher in der Taille durch Reihfalten befestigt ist. Den Halsausschnitt umsäumt eine gestickte Falbel. An der Seite befindet sich eine kleine Tasche, welche am obern Rand ebenfalls bestickt ist, wie der Rand des Rockes unten. Die Aermel sind ziemlich weit und



Nr. 11. Stulpe.

lang und endigen in einem kleinen Bündchen mit bestickter Falbel. Die Kutte wird im Rücken vermittels Knöpfe geschlossen.

Nr. 10. Ueberkragen.

Derselbe ist aus feinen Spitzen und geht im Rücken, sowie an dem Vordertheile ziemlich weit herab glatt auf die Taille, die Aermel frei lassend.

Nr. 11. Stulpe.

Diese Stulpe ist von gleicher Spitze wie der Kragen und ringsum gleichmäßig breit.

Redaction, Verlag und Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06578 0606

Digitized by Google